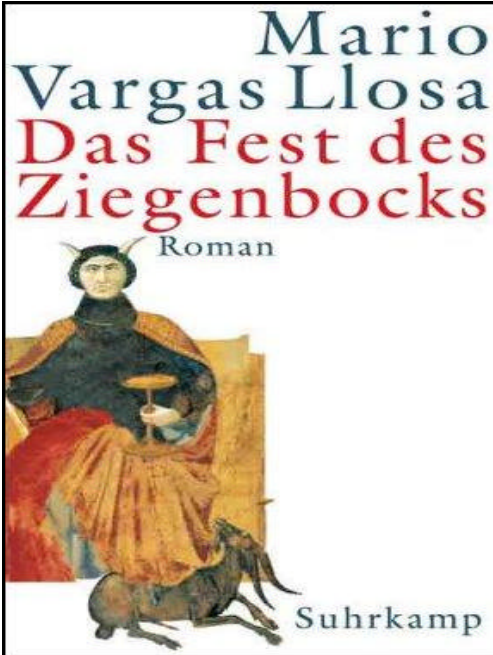




scanned by Zentaur

Mario Vargas Llosa
Das Fest des Ziegenbocks
 Roman
Aus dem Spanischen von Elke Wehr

Umschlag:
 Hermann Michels und Regina Göllner
Umschlagabbildung: Ambrogio Lorenzetti.
Allegorie der Schlechten Regierung (Detail).
Palazzo Pubblico, Siena.
Foto: Scala, Florenz

Suhrkamp

Über dieses Buch:

Als Urania Cabral nach langen New Yorker Exiljahren nach Santo Domingo zurückkehrt, auf die Insel, die sie nie wieder betreten wollte, findet sie ihren Vater stumm und im Rollstuhl vor. Der einstige Senatspräsident und Günstling des Diktators blickt sie auf ihre schweren Vorwürfe hin nur starr an, und Urania bleibt allein mit ihren Erinnerungen an die Zeit der Willkür – und an ein ungeheuerliches Geschehen.

Mit ihr kehren wir zurück ins Jahr 1961, als die dominikanische Hauptstadt noch Ciudad Trujillo heißt. Dort herrscht ein Mann, von dem man sagt, daß er nie schwitzt, mit absoluter Macht über ein Volk, das zu lauter Untertanen geworden ist – nackte Gewalt ausübend, wo sie ihm nutzt, und Charme und intellektuelle Überlegenheit ausspielend, wo er die Gebildeten und die Oberschicht ins Kalkül zieht. Uranias Vater ist da nur eine Schachfigur im perfiden Spiel des Diktators. Während der Große Wohltäter, der fast das ganze Land in seinen persönlichen Besitz gebracht hat, Militär, Kirche, amerikanische Botschaft in Schach zu halten vermeint, sind seine Attentäter längst unterwegs – ohne ihrerseits zu ahnen, daß in ihrem Rücken ein machiavellistischer Machtwechsel im Gange ist. Im eisigen Zentrum von Vargas Llosas Roman steht die nur allzu reale Gestalt des Generals Trujillo, genannt »Der Ziegenbock«, eine der blutigsten, bizarrsten und zugleich ambivalentesten Verkörperungen des lateinamerikanischen Diktators. Doch der Blick des Schriftstellers dringt unter die historische Haut, macht uns zu Zeitgenossen, zu Mitwissern. Den Verschwörern mit ihrem brennenden Verlangen, ihren Demütiger zu beseitigen, den intelligenten Politschranzen, den Zuträgern und Intriganten und nicht zuletzt den Opfern gibt der Erzähler seine eindringliche Stimme. Und er schürzt den dramatischen Knoten so gekonnt, daß diese Psychographie der Macht und ihrer Verheerungen wie ein Thriller zu lesen ist.

Über den Autor:

Mario Vargas Llosa wurde 1936 in Arequipa/Peru geboren; heute lebt er in London, Paris und Madrid. Sein schriftstellerisches Werk erscheint auf deutsch im Suhrkamp Verlag.

Die Originalausgabe erschien 2000
unter dem Titel *La Fiesta del Chivo*
bei Alfaguara, Madrid.
© Mario Vargas Llosa, 2000
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Libro, Kriftel/Ts.
Druck: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany
Erste Auflage 2001
1 2 3 4 5 6 – 06 05 04 03 02 01

Das Fest des Ziegenbocks

Für Lourdes und Jose Israel Cuello
und so viele andere dominikanische Freunde

Das Volk, es feiert
Mit großem Geschrei
Das Fest des Ziegenbocks
Am dreißigsten Mai.

Sie haben den Ziegenbock umgebracht
Dominikanischer Merengue

Urania. Ihre Eltern hatten ihr keinen großen Gefallen getan; ihr Name ließ an einen Planeten denken, an ein Mineral, an alles mögliche, nur nicht an die schlanke Frau mit feinen Gesichtszügen, glatter Haut und großen dunklen, ein wenig traurigen Augen, die ihr aus dem Spiegel entgegenblickte. Urania! Was für ein Einfall. Zum Glück nannte sie niemand mehr so, sondern Uri, Miss Cabral, Mrs. Cabral oder Dr. Cabral. Soweit sie sich erinnern konnte, hatte seit ihrem Fortgang aus Santo Domingo (»besser gesagt, aus Ciudad Trujillo«, damals hatte man der Hauptstadt noch nicht ihren Namen zurückgegeben) niemand, weder in Adrian noch in Boston, noch in Washington D.C. oder in New York, sie jemals wieder Urania genannt wie früher zu Hause und in der Santo-Domingo-Schule, wo die Sisters und ihre Klassenkameradinnen den absurden Namen, den man ihr bei der Geburt auferlegt hatte, ganz korrekt aus sprachen. War es seine oder ihre Idee gewesen? Zu spät, um das herauszufinden, Mädchen; deine Mutter ist im Himmel und dein Vater ein lebender Leichnam. Du wirst es nie erfahren. Urania! Genauso abwegig, wie das alte Santo Domingo de Guzmán zu beleidigen, indem man es Ciudad Trujillo nannte. Ob das wohl auch eine Idee ihres Vaters gewesen war?

Sie wartet darauf, daß im Fenster ihres Zimmers im neunten Stock des Hotels Jaragua das Meer erscheint, und endlich sieht sie es. Die Dunkelheit weicht in wenigen Sekunden, und mit dem rasch heraufziehenden bläulichen Schein am Horizont beginnt das Schauspiel, auf das sie wartet, seit sie um vier Uhr aufgewacht ist, obwohl sie trotz ihrer Aversion gegen Schlafmittel eine Tablette genommen hat. Die dunkelblaue Oberfläche des Meeres, aufgeraut durch Schaumflecken, wird an der fernen Linie des Horizonts auf einen bleifarbenen Himmel treffen und bricht sich geräuschvoll in schaumigen Wellen an der

Uferpromenade, deren Bürgersteig sie durch die Palmen und Mandelbäume, die ihn säumen, hier und da erkennen kann. Damals ging das Hotel Jaragua mit der Vorderseite auf die

Promenade hinaus. Jetzt mit der Schmalseite. In ihrer Erinnerung steigt das Bild des kleinen Mädchens auf – an jenem Tag? –, das an der Hand seines Vaters das Restaurant des Hotels betritt, wo sie beide ganz allein essen wollen. Man gab ihnen einen Tisch am Fenster, und Urania konnte durch die Vorhänge hindurch den weiträumigen Garten und den Swimmingpool mit Sprungbrettern und Badegästen sehen. Ein Orchester spielte Merengues im Spanischen Hof, den Kacheln und Nelken in Blumentöpfen schmückten. War es an jenem Tag gewesen? »Nein«, sagt sie mit lauter Stimme. Das damalige Hotel Jaragua hatte man abgerissen und durch dieses große pinkfarbene Gebäude ersetzt, das sie bei ihrer Ankunft in Santo Domingo drei Tage zuvor so überrascht hatte.

Hast du gut daran getan, zurückzukommen? Du wirst es bereuen, Urania. Eine Ferienwoche zu vergeuden, wo du nie Zeit hattest, all die Städte, Regionen, Länder kennenzulernen, die du gern gesehen hättest – die beschneiten Bergketten und Seen Alaskas zum Beispiel –, und auf die kleine Insel zurückzukehren, die nie wieder zu betreten du dir geschworen hattest. Zeichen des Niedergangs? Herbstliche Sentimentalität? Neugier, nichts weiter. Dir beweisen, daß du durch die Straßen dieser Stadt laufen kannst, die nicht mehr deine ist, dieses fremde Land bereisen kannst, ohne Traurigkeit, Wehmut, Haß, Bitterkeit, Wut zu empfinden. Oder bist du gekommen, um dich mit dem menschlichen Wrack deines Vaters zu konfrontieren? Um herauszufinden, welche Wirkung sein Anblick nach so vielen Jahren auf dich hat? Ein Schauer läuft ihr den Rücken hinunter. Urania, Urania! Vielleicht entdeckst du ja noch nach so vielen Jahren, daß unter deinem willensstarken, wohlgeordneten, gegen Mutlosigkeit gefeiten Kopf, hinter dieser Festung, die man an dir

bewundert und um die man dich beneidet, ein ängstliches, verletztes, sentimentales kleines Herz schlägt. Sie lacht auf. Schluß mit den Albernheiten, Mädchen.

Sie zieht die Turnschuhe, die Sportkombi an, faßt ihr Haar mit einem Haarnetz zusammen. Sie trinkt ein Glas kaltes Wasser und schickt sich an, den Fernseher einzuschalten, um

CNN zu sehen, aber sie überlegt es sich anders. Sie bleibt am Fenster stehen und betrachtet das Meer, die Uferpromenade und nach einem leichten Drehen des Kopfes den Wald aus Dächern, Türmen, Kuppeln, Glockentürmen und Baumwipfeln der Stadt. Wie sie gewachsen ist! Als du sie 1961 verlassen hast, beherbergte sie dreihunderttausend Seelen. Jetzt mehr als eine Million. Sie hat sich um ganze Viertel, breite Straßen, Parks und Hotels vermehrt. Am Vortag hatte sie sich wie eine Fremde gefühlt, als sie in einem Mietwagen durch die eleganten Wohnkomplexe von Bella Vista und den riesigen Park El Mirador gefahren war, wo es genauso viele Jogger gab wie im Central Park. In ihrer Kindheit endete die Stadt am Hotel El Embajador; dort begannen die Plantagen und Saatfelder. Der Country Club, in den ihr Vater sie an den Sonntagen zum Swimmingpool mitnahm, war von freien Feldern umgeben, und nicht von Asphalt, Häusern und Lichtmasten wie jetzt.

Aber der koloniale Stadtteil wurde nicht erneuert, auch nicht Gazcue, ihr Viertel. Und sie ist sich ganz sicher, daß ihr Haus sich kaum verändert hat. Es wird das alte sein mit seinem kleinen Garten, dem alten Mangobaum und dem rotblühenden Flamboyant, der sich über die Terrasse neigte, auf der sie am Wochenende im Freien zu essen pflegten; mit seinem Satteldach und dem kleinen Balkon ihres Schlafzimmers, auf den sie hinaustrat, um ihre Cousinen Lucinda und Manolita zu erwarten und, in jenem letzten Jahr, 1961, um diesen Jungen abzapfen, der auf dem Fahrrad vorbeifuhr und sie verstohlen anschaute, ohne zu wagen, das Wort an sie zu richten. Ob es drinnen auch unverändert war? Die Kuckucksuhr, die die Stunden

schlug, war mit gotischen Ziffern und einer Jagdszene bemalt. Ob dein Vater unverändert war? Nein. Du hast seinen Verfall auf den Photos verfolgt, die Tante Adelina und andere ferne Verwandte, die dir weiter schrieben, obwohl du ihre Briefe nie beantwortet hast, alle paar Monate oder Jahre schickten.

Sie läßt sich in einen Sessel fallen. Die Strahlen der aufgehenden Sonne treffen das Zentrum der Stadt; die Kuppel des Regierungspalastes und seine blaß ockerfarbenen Mauern

leuchten sanft unter dem blauen Gewölbe. Geh endlich hinaus, bald wird die Hitze unerträglich sein. Sie schließt die Augen, von einer Trägheit erfaßt, die sie selten befällt, sie, die gewohnt ist, immer aktiv zu sein, keine Zeit mit dem zu verlieren, was sie, seit sie ihren Fuß wieder auf dominikanischen Boden gesetzt hat, Tag und Nacht tut: sich erinnern. »Diese Tochter, immer am Arbeiten, noch im Schlaf wiederholt sie die Aufgaben.« Das sagte der Senator Agustin Cabral über dich, der Minister Cabral, *Cerebrito* – Köpfchen – Cabral, wenn er vor seinen Freunden mit dem kleinen Mädchen prahlte, das alle Preise gewann, mit der Schülerin, die von den Sisters immer als Vorbild hingestellt wurde. Ob er wohl vor dem Chef mit Uranitas schulischen Leistungen prahlte? »Es würde mich sehr freuen, wenn Sie sie kennenlernen, sie hat seit ihrem Eintritt in die Santo-Domingo-Schule jedes Jahr den Klassenpreis bekommen. Es wäre das höchste Glück für sie, Sie kennenzulernen, Ihnen die Hand zu geben. Uranita betet jeden Abend, damit der liebe Gott Ihnen Ihre eiserne Gesundheit erhält. Und auch für Dona Julia und Dona Maria. Gewähren Sie uns diese Ehre. Darum bittet, darum fleht, darum winselt der treueste Ihrer Hunde. Sie können mir das nicht abschlagen: empfangen Sie sie. Exzellenz! Chef!«

Verabscheust du ihn? Haßt du ihn? Noch immer? »Nicht mehr«, sagt sie mit lauter Stimme. Du wärest nicht zurückgekehrt, wenn das Ressentiment noch schwelen, die Wunde bluten, die Enttäuschung dich erdrücken, dich vergiften

würde, wie in deiner Jugend, als Lernen und Arbeiten zum obsessiven Mittel wurden, dich nicht zu erinnern. Damals hast du ihn tatsächlich gehaßt. Mit allen Fasern deines Wesens, mit allen Gedanken und Gefühlen, die in deinem Körper Platz fanden. Du hast ihm Mißgeschicke, Krankheiten, Unfälle an den Hals gewünscht. Gott hat dir den Gefallen getan, Urania. Oder eher der Teufel. Ist es nicht genug, daß der Gehirnschlag ihn zu Lebzeiten getötet hat? Eine süße Rache, daß er seit zehn Jahren im Rollstuhl sitzt, ohne gehen, sprechen zu können, daß er abhängig von einer Krankenschwester ist, um zu essen, ins Bett zu gehen, sich anzukleiden, sich auszukleiden, sich die Nägel zu schneiden, sich zu rasieren, seine Blase und seinen Darm zu entleeren? Fühlst du Genugtuung? »Nein.«

Sie trinkt ein zweites Glas Wasser und geht hinaus. Es ist sieben Uhr morgens. Im Erdgeschoß des Hotels Jaragua überfällt sie der Lärm, dieses schon vertraute Ambiente aus Stimmen, Motorgeräuschen, voll aufgedrehten Radios, Merengues, Salsas, Danzones und Boleros oder Rock und Rap, die sich vermischen, sich gegenseitig attackieren, sie attackieren mit ihrem schrillen Getöse. Belebtes Chaos, tiefes Bedürfnis deines einstigen Volkes, Uranita, sich zu betäuben, um nicht zu denken und vielleicht nicht einmal zu fühlen. Aber auch Explosion wilden Lebens, das den Wellen der Modernisierung widersteht. Etwas in den Dominikanern klammert sich an diese vorrationale, magische Form: dieses Verlangen nach Lärm. (»Nach Lärm, nicht nach Musik.«)

Sie kann sich nicht erinnern, daß ein derartiger Lärm auf der Straße herrschte, als sie ein kleines Mädchen war und Santo Domingo noch Ciudad Trujillo hieß. Vielleicht gab es ihn nicht; vielleicht war die Stadt vor fünfunddreißig Jahren stiller und weniger hektisch, als sie nur ein Drittel oder ein Viertel so groß war, als sie provinziell, isoliert, von Angst und Servilität betäubt war und ihre Seele darniederlag in panischer Ehrfurcht vor dem Chef, dem Generalissimus, dem Wohltäter, dem Vater des Neuen Vaterlandes, vor seiner Exzellenz Dr. Rafael Leónidas Trujillo Molina. Heute

kommen sämtliche Geräusche des Lebens, Automotoren, Kassetten, CD's, Radios, Hupen, bellende, knurrende Hunde, menschliche Stimmen in voller Lautstärke daher, auf der höchsten Stufe des stimmlichen, mechanischen, digitalen oder tierischen Lärmpegels (die Hunde bellen lauter, und die Vögel piepsen heftiger). Und New York hat den Ruf, laut zu sein! Nie in ihren zehn Jahren in Manhattan haben ihre Ohren etwas gehört, das sich mit dieser brutalen, mißtönenden Symphonie vergleichen ließe, in die sie seit drei Tagen eingetaucht ist.

Die Sonne erleuchtet die alten Palmen mit ihren hohen Wipfeln, den kaputten Bürgersteig, der wie bombardiert wirkt mit seinen zahllosen Löchern und Abfallhaufen, die einige kopftuchtragende Frauen zusammenfegen und in zu kleinen Plastiksäcken sammeln. »Haitianerinnen.« Jetzt sind sie stumm, aber gestern tuschelten sie auf kreolisch miteinander. Ein wenig weiter vorne sieht sie die beiden barfüßigen, halbnackten Haitianer, die auf ein paar Kisten hocken, hinter sich Dutzende von Bildern in lebhaftesten Farben, die auf einer Wand verteilt sind. Es stimmt, die Stadt hat sich mit Haitianern gefüllt, womöglich das ganze Land. Das gab es damals nicht. Wie sagte der Senator Cabral? »Vom Chef mag man einmal sagen, was man will. Aber die Geschichte wird ihm zumindest das Verdienst zusprechen, daß er ein modernes Land geschaffen und die Haitianer an ihren Platz verwiesen hat. Große Übel verlangen große Lösungen!« Der Chef hatte ein kleines Land vorgefunden, das von den bewaffneten Auseinandersetzungen der Caudillos ruiniert war, ohne Gesetz noch Ordnung, verarmt, überschwemmt von seinen hungrigen, wilden Nachbarn und im Begriff, seine Identität zu verlieren. Sie durchwateten den Masacre-Fluß und kamen, um Eigentum, Tiere, Häuser zu rauben, nahmen unseren Landarbeitern die Arbeit, verdarben unsere katholische Religion mit ihren teuflischen Hexereien, vergewaltigten unsere Frauen, zerstörten unsere Kultur, unsere Sprache und unsere westlichen, spanischen Sitten, indem sie uns ihre barbarischen afrikanischen aufzwangen.

Der Chef durchschlug den gordischen Knoten: »Schluß!« Große Übel verlangen große Lösungen! Nicht nur, daß er das Massaker an den Haitianern im Jahr siebenunddreißig rechtfertigte; er betrachtete es als eine Großtat des Regimes. Rettete es die Republik nicht davor, ein zweites Mal in der Geschichte von diesem raubgierigen Nachbarn entehrt zu werden? Was bedeuten fünf-, zehn-, zwanzigtausend Haitianer, wenn es gilt, ein Volk zu retten? Sie läuft rasch, erkennt die markanten Punkte: das Kasino von Güibia, jetzt ein Klub, und die Badeanstalt, heute vom Pestgestank der Kloaken erfüllt; gleich wird sie an die Ecke Uferpromenade und Avenida Máximo Gómez kommen, Parcours des Chefs bei seinen abendlichen Spaziergängen. Seitdem die Ärzte ihm gesagt hatten, dies sei gut für sein Herz, ging er von der Villa Radhamés bis zur Máximo Gómez, mit einem Zwischenstop im Haus von Dona Julia, der Erhabenen Matrone – das Uranita einmal betreten hatte, um eine Rede zu halten, die sie kaum über die Lippen brachte – , dann hinunter bis zum Malecón George Washington, bog an dieser Ecke ab und setzte seinen Weg fort bis zum Obelisk, der eine Imitation des in Washington stehenden war, mit flottem Schritt, umgeben von Ministern, Beratern, Generälen, Helfern, Höflingen, die in respektvoller Entfernung, mit aufmerksamem Blick und hoffnungsvollem Herzen auf eine Geste, eine Gebärde warteten, die ihnen erlauben würde, sich dem Chef zu nähern, ihm zuzuhören, einiger Worte würdig zu sein, und wäre es auch eine Rüge. Alles, nur nicht in die Ferne verbannt sein, in die Hölle der Vergessenen. Wie oft bist du mitgegangen, Papa? Wie oft warst du seiner Worte würdig? Und wie oft kehrtest du traurig zurück, weil er dich nicht rief, mit der Furcht, nicht mehr dem Kreis der Erwählten anzugehören, unter die Ausgestoßenen gefallen zu sein. Ständig lebst du in der Angst, dir könnte das gleiche widerfahren wie Anselmo Paulino. Und es widerfuhr dir, Papa.

Urania lacht auf, und ein entgegenkommendes Paar in Bermudashorts glaubt, daß es gemeint sei. »Guten Tag.« Aber

sie lacht nicht über die beiden, sondern über das Bild des Senators Agustín Cabral, der jeden Abend zwischen den Luxusbediensteten über diese Uferpromenade trabt, voller Aufmerksamkeit, nicht für die warme Brise, das Rauschen des Meeres, die Akrobatik der Möwen oder die leuchtenden Sterne der Karibik, sondern für die Hände, die Augen, die Bewegungen des Chefs, die ihn vielleicht rufen, ihm vor den anderen den Vorzug geben würden. Sie ist zur Landwirtschaftsbank gelangt. Danach wird die Villa Ramfis kommen, in der noch immer das Außenministerium untergebracht ist, und das Hotel Hispaniola. Und dann kehrt.

>Calle César Nicolás Penson, Ecke Galván<, denkt sie. Würde sie hingehen oder nach New York zurückkehren, ohne einen Blick auf ihr Haus geworfen zu haben? Du wirst eintreten und die Krankenschwester nach dem Invaliden fragen und zum Schlafzimmer und zur Terrasse hinaufgehen, auf die man ihn schiebt damit er dort seinen Mittagsschlaf hält, auf diese Terrasse die rot war vor lauter Flamboyantblüten. »Hallo, Papa. Wie seht es dir, Papa. Erkennst du mich nicht? Ich bin Urania. Natürlich wie sollst du mich erkennen. Das letzte Mal war ich vierzehn, und jetzt bin ich neunundvierzig. Eine Menge Jahre, Papa. Warst du nicht genauso alt, als ich nach Adrian ging? Ja, achtundvierzig oder neunundvierzig. Ein Mann in den besten Jahren. Jetzt wirst du bald vierundachtzig. Du bist uralt geworden Papa.« Wenn er in der Lage ist, zu denken, wird er in diesen Jahren viel Zeit gehabt haben, eine Bilanz seines langen Lebens zu ziehen. Du wirst an deine undankbare Tochter gedacht haben die fünfunddreißig Jahre lang keinen Brief beantwortete, kein Photo und keine Geburtstags-, Weihnachts- oder Neujahrsgrüße schickte, die nicht einmal, als du deinen Gehirnschlag hattest und Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen glaubten du würdest sterben, kam oder sich nach deiner Gesundheit erkundigte. Was für eine böse Tochter, Papa.

Das kleine Haus in der César Nicolás Penson, Ecke Galván, wird keine Besucher mehr empfangen im Vestibül,

wo man gewöhnlich das Bild der Jungfrau von Altagracia zusammen mit der prahlerischen Bronzeplakette aufhängte: »In diesem Haus ist Trujillo der Chef.« Oder hast du sie aufbewahrt, als Zeichen der Ergebenheit? Du wirst sie ins Meer geworfen haben wie Tausende von Dominikanern, die sie gekauft und am sichtbarsten Ort des Hauses aufgehängt hatten, damit niemand an ihrer Treue zum Chef zweifelte, und, als der Bann gebrochen war die Spuren verwischen wollten, voll Scham über das, was sie symbolisierte: ihre Feigheit. Bestimmt hast auch du sie verschwinden lassen, Papa.

Sie ist zum Hotel Hispaniola gelangt. Sie schwitzt, ihr Herz schlägt schnell. Ein zweifacher Strom von Autos, Lieferwagen

und Lastwagen wälzt sich über die Avenida George Washington, und ihr scheint, als hätten alle das Radio laufen und als müßte der Lärm ihr gleich das Trommelfell zerreißen. Ab und zu schiebt sich ein männlicher Kopf aus einem Fahrzeug, und einen Augenblick lang treffen sich ihre Augen mit denen des Fahrers, die ihre Brüste, ihre Beine oder den Hintern taxieren. Diese Blicke. Sie wartet auf eine Lücke, um die Straße zu überqueren, und sagt sich einmal mehr, wie gestern, wie vorgestern, daß sie auf dominikanischem Boden ist. In New York schaut niemand mehr die Frauen mit dieser Dreistheit an. Maßnehmend, abwägend, abschätzend, wieviel Fleisch jede ihrer Brüste, jeder ihrer Schenkel enthält, wieviel Haar ihr Schamhügel, wie die Kurve ihrer Hinterbacken verläuft. Sie schließt die Augen, von leichtem Schwindel erfaßt. So schauen in New York nicht einmal mehr die Latinos, die Dominikaner, Kolumbianer, Guatemalteken. Sie haben gelernt, sich zurückzunehmen, begriffen, daß sie die Frauen nicht anschauen dürfen wie Hunde die Hündinnen, Hengste die Stuten, Eber die Sauen.

Als sich eine Lücke im Verkehr auftut, überquert sie die Straße im Laufschrift. Aber sie kehrt nicht um, geht nicht zurück zum Hotel Jaragua; statt dessen führen ihre Schritte, nicht ihr Wille, sie um das Hispaniola herum auf

die Independencia, eine breite Straße, die, wenn ihre Erinnerung sie nicht trägt, mit ihrer doppelten Reihe dicht belaubter Lorbeerbäume, deren Wipfel sich über dem Fahrdamm treffen und ihm Kühle spenden, von hier aus bis zu einer Gabelung weiterführt und sich dann im Kolonialviertel verliert. Wie oft bist du an der Hand deines Vaters im rauschenden Schatten der Lorbeerbäume der Independencia gegangen. Sie spazierten von der César Nicolás Penson bis zu dieser Avenida hinunter, bis zum Independencia-Park. In der italienischen Eisdielen, rechts, am Anfang von El Conde, aßen sie ein Kokus-, Mango- oder Guyabaeis. Mit welchem Stolz gingst du an der Hand dieses Herrn – des Senators Cabral, des Ministers Cabral. Alle kannten ihn. Sie traten heran, gaben ihm die Hand, nahmen den Hut ab, verbeugten sich vor ihm, und Polizisten und Militärs schlugen die Hacken zusammen, wenn sie ihn vorbeigehen sahen. Wie sehr mußt du dich nach diesen Jahren zurückgesehnt haben, in denen du so wichtig warst, Papa, als du dich in einen ganz gewöhnlichen armen Teufel verwandeltest. Man begnügte sich damit, dich im Öffentlichen Forum zu beschimpfen, und steckte dich nicht ins Gefängnis wie Anselmo Paulino. Davor hast du dich am meisten gefürchtet, nicht? Daß der Chef eines Tages befehlen könnte: Cerebritito ins Gefängnis! Du hast Glück gehabt, Papa.

Sie ist seit einer Dreiviertelstunde unterwegs, und es fehlt noch ein gutes Stück bis zum Hotel. Wenn sie Geld dabei hätte, würde sie sich in irgendein Café setzen, frühstücken und sich ausruhen. Der Schweiß zwingt sie, sich alle Augenblicke das Gesicht abzuwischen. Die Jahre, Urania. Mit neunundvierzig ist man nicht mehr jung. Auch wenn du dich besser gehalten hast als andere. Aber du bist noch nicht so weit, zum alten Eisen geworfen zu werden, nach den Blicken zu urteilen, die von rechts und links ihr Gesicht und ihren Körper treffen, verführerische, begehrliche, freche, unverschämte Blicke von Männern, die es gewohnt sind, jede Frau auf der Straße mit Augen und Gedanken auszuziehen. »Neunundvierzig Jahre, die dir wunderbar zu

Gesicht stehen, Uri«, hatte Dick Litney, ihr Kollege und Freund im New Yorker Anwaltsbüro, am Tag ihres Geburtstages zu ihr gesagt, eine Kühnheit, die kein Mann der Kanzlei sich erlaubt hätte, es sei denn, er hätte, wie Dick an jenem Abend, zwei oder drei Whiskys intus. Armer Dick. Er wurde rot und geriet in Verwirrung, als Urania ihn mit einem dieser langen, eisigen Blicke bedachte, mit denen sie seit fünfunddreißig Jahren auf Komplimente, anzügliche Witze, Scherze, Anspielungen oder dumme Reden der Männer und bisweilen der Frauen reagiert.

Sie bleibt stehen, um Atem zu holen. Sie spürt ihr außer Kontrolle geratenes Herz, ihre Brust, die sich hebt und senkt. Sie steht an der Ecke Independencia und Máximo Gómez und wartet inmitten einer Traube von Männern und Frauen darauf, die Straße überqueren zu können. Ihre Nase registriert eine Vielfalt von Gerüchen, die genauso groß ist wie die endlose

Zahl von Geräuschen, die in ihren Ohren hämmern: das Öl, das die Motoren der Autobusse verbrennen und die Auspuffrohre ausstoßen, züngelnde Rauchwölkchen, die sich auflösen oder über den Fußgängern in der Luft schweben; Gerüche nach Fett und Gebratenem von einem Verkaufsposten, wo zwei Pfannen brutzeln und Essen und Getränke angeboten werden, und dieses dichte, undefinierbare, tropische Aroma von Harz und verfaulenden Pflanzen, von schwitzenden Leibern, eine Luft, getränkt mit tierischen, pflanzlichen und menschlichen Ausdünstungen, aufgeheizt von der Sonne, die ihre Auflösung und Verflüchtigung hinauszögert. Es ist ein warmer Geruch, der irgend etwas tief in ihrer Erinnerung anrührt und sie in ihre Kindheit zurückversetzt, zu den Bougainvilleen, die in allen Farben von Dächern und Baikonen herabwuchsen, auf diese Avenida Máximo Gómez. Der Muttertag! Natürlich. Der Mai mit strahlender Sonne, sintflutartigen Regenfällen, Hitze. Die Mädchen der Santo-Domingo-Schule, auserwählt, um Mama Julia, der Erhabenen Matrone, Mutter des Wohltäters, Spiegel und Symbol der dominikanischen Mutter, Blumen zu bringen.

Sie kamen in einem Bus von der Schule, in ihren makellosen weißen Uniformen, begleitet von der Oberin und von Sister Mary. Du branntest vor Ungeduld, Stolz, Liebe und Respekt. Du würdest als Abgesandte der Schule das Haus von Mama Julia betreten. Du würdest vor ihr das Gedicht »Mutter und Lehrerin, Erhabene Matrone« aufsagen, das du geschrieben, auswendig gelernt und Dutzende Male vor dem Spiegel, vor deinen Klassenkameradinnen, vor Lucinda und Manolita, vor Papa, vor den Sisters aufgesagt und stumm für dich wiederholt hattest, um sicher zu sein, nicht eine Silbe zu vergessen. Als der glorreiche Augenblick gekommen war, im großen, rosafarbenen Haus von Mama Julia, und sie, verwirrt von den Militärs, den Damen, den Adjutanten, den Delegationen, die sich in Gärten, Zimmern, Fluren drängten, von Aufregung und Rührung überwältigt, einen Schritt nach vorne tat, kaum einen Meter von der alten Frau entfernt, die ihr aus ihrem Schaukelstuhl wohlwollend zulächelte, den Strauß Rosen im Arm, den die Oberin ihr gerade überreicht hatte, bekam sie einen Knoten im Hals, und ihr Kopf war völlig leer. Du brachst in Tränen aus. Du hörtest Lachen, aufmunternde Worte von den Damen und Herren, die Mama Julia umringten. Die Erhabene Matrone hieß dich lächelnd näher treten. Daraufhin faßte sich Uranita, wischte sich die Tränen ab, richtete sich auf und sagte rasch und entschlossen, wenn auch ohne die richtige Betonung, »Mutter und Lehrerin, Erhabene Matrone« auf, ohne abzusetzen. Man applaudierte ihr. Mama Julia strich ihr über das Haar, und ihr von tausend Falten zerfurchtes Mündchen gab ihr einen Kuß. Endlich ändert sich das Licht. Urania setzt ihren Weg fort, vor der Sonne geschützt durch den Schatten der Bäume auf der Máximo Gómez. Seit einer Stunde läuft sie schon. Es ist angenehm, unter den Lorbeerbäumen zu gehen, die Sträucher voll kleiner roter Blüten mit goldenem Stempel zu entdecken, Pfefferstrauch oder Christusblut genannt, während sie in ihre Gedanken vertieft ist, eingellullt von der Anarchie der Stimmen und der Musik und

doch auf der Hut vor den Unebenheiten, Schlaglöchern, Vertiefungen, Verwerfungen der Bürgersteige, über die sie ständig zu stolpern droht, oder vor den Abfallhaufen, an dem Straßenhunde schnüffeln. Warst du damals glücklich? Als du mit dieser Gruppe von Schülerinnen der Santo-Domingo-Schule am Muttertag zur Erhabenen Matrone gingst, um ihr Blumen zu bringen und das Gedicht aufzusagen, warst du es. Obwohl seit dem Augenblick, da die wunderschöne Gestalt, die ihre Kindheit beschützt hatte, aus dem Haus in der César Nicolás Person verschwunden war, vielleicht auch die Idee des Glücks sich aus Uranias Leben verflüchtigt hatte. Aber dein Vater und deine Onkel und Tanten – vor allem Tante Adelina und Onkel Aníbal und die Cousins Lucindita und Manolita – und die alten Freunde taten alles Menschenmögliche, um das Fehlen deiner Mutter durch liebevolle Fürsorge auszugleichen, damit du dich nicht allein, zurückgesetzt fühltest. Dein Vater war dir in jenen Jahren Vater und Mutter gewesen. Deshalb hattest du ihn so geliebt. Deshalb hatte es dir so weh getan, Urania.

Als sie zum Hintereingang des Hotels Jaragua kommt, einem breiten Gittertor, durch das die Autos, die Hoteldiener, die Köche, die Zimmermädchen, das Reinigungspersonal in das Gebäude gelangen, bleibt sie nicht stehen. Wohin gehst du? Sie hat keine Entscheidung getroffen. Keinen Moment lang denkt ihr Kopf, der auf ihre Kindheit, auf ihre Schule, auf die Sonntage konzentriert ist, an denen sie mit ihrer Tante Adelina und ihren Cousins zur Kindervorstellung des Elite-Kinos ging, daran, am Hotel vorbeizugehen, nicht zu duschen und zu frühstücken. Ihre Füße haben beschlossen weiterzugehen. Sie läuft ohne zu zögern, mit sicherer Orientierung, zwischen Fußgängern und Autos, die ungeduldig an den Ampeln warten. Willst du wirklich dorthin, wo du hingehst, Urania? Jetzt weißt du, daß du es tust, auch wenn du es zu bereuen haben wirst.

An der Calle Cervantes biegt sie nach links ab und geht weiter bis zur Bolívar, während sie wie im Traum die ein- oder zweistöckigen Einfamilienhäuser wiedererkennt, mit

Mauern und Gärten, unbedeckten Terrassen und Garagen, die ein Gefühl von Vertrautheit in ihr wecken, gut erhaltene, beschädigte, leicht verblaßte, abgeblätterte Bilder, durch Anbauten und Zusätze entstellt, auf die Terrassendächer gesetzte, an die Seiten gefügte, inmitten der Gärten errichtete Bauten, um die Sprößlinge unterzubringen, die heiraten und nicht allein leben können, die sich den Familien anschließen und mehr Raum verlangen. Sie geht an Wäschereien, Apotheken, Blumengeschäften, Cafés, Schildern von Zahnärzten, Ärzten, Rechnungsprüfern und Anwälten vorbei. Auf der Avenida Bolívar beschleunigt sie, als versuchte sie, jemanden einzuholen, als würde sie gleich losrennen. Das Herz schlägt ihr bis zum Hals. Du wirst jeden Augenblick zusammenbrechen. Auf der Höhe von Rosa Duarte biegt sie nach links ab und rennt los. Aber die Anstrengung ist zu groß, und sie geht wieder im Schritt, jetzt langsamer, dicht an der weißlichen Mauer eines Hauses, für den Fall, daß der Schwindel wiederkommt und sie sich auf etwas stützen muß, um Atem zu holen. Außer einem lächerlichen, schmalen vierstöckigen Gebäude dort, wo das kleine Stacheldrahtbewehrte Haus von Doktor Estanislao stand, der sie einst an den Mandeln operierte, hat sich nichts verändert; sie würde sogar schwören, daß die Dienstmädchen, die die Gartenwege und vor den Fassaden fegen, sie gleich grüßen werden: »Hallo, Uranita. Wie geht's dir, Mädchen. Wie du gewachsen bist. Wohin denn nur so eilig, heilige Mutter Gottes.«

Das Haus hat sich auch nicht sehr verändert, obwohl sie sich erinnert, daß das Grau seiner Wände kräftig war; jetzt ist es verblaßt und voller Flecken und abgeblätterter Stellen. Der Garten hat sich in ein Dickicht aus Unkraut, welkem Laub und vertrocknetem Gras verwandelt. Seit Jahren wird ihn niemand begossen oder beschnitten haben. Da ist der Mangobaum. War das der Flamboyant? Er muß es gewesen sein, als er Blätter und Blüten hatte; jetzt ist er ein Stamm mit nackten, verdorrten Armen. Sie lehnt sich gegen die durchbrochene Eisentür, die zum Garten führt. Der kleine Fliesenweg mit dem in den Fugen

sprießenden Unkraut ist verfallen, und auf der Terrasse, unter dem Vordach, steht ein schiefer Stuhl mit einem kaputten Bein. Die Möbel mit ihren Bezügen aus gelber Kretonne sind verschwunden. Auch die kleine Mattglaslampe an der Ecke, die die Terrasse beleuchtete und am Tag die Schmetterlinge anzog und in der Nacht summende Insekten. Dem kleinen Balkon ihres Schlafzimmers fehlt die malvenfarbene Bougainvillea, die ihn überdeckte; er ist ein Vorsprung aus Zement, mit rostigen Flecken.

Im hinteren Teil der Terrasse öffnet sich mit anhaltendem Knarren eine Tür. Eine weibliche Gestalt in weißer Uniform betrachtet sie neugierig:

»Suchen Sie jemanden?«

Urania bringt kein Wort hervor; sie ist zu aufgeregt, bewegt, verschreckt. Sie steht stumm und schaut die Unbekannte an.

»Womit kann ich Ihnen dienen?« fragt die Frau.

»Ich bin Urania«, sagt sie schließlich. »Die Tochter von Agustín Cabral.«

II

Er wachte auf, gelähmt vom Gefühl einer Katastrophe. Reglos blinzelte er in der Dunkelheit, gefangen in einem Spinnennetz, kurz davor, von einem haarigen Tier voller Augen verschlungen zu werden. Endlich konnte er die Hand zum Nachttisch ausstrecken, auf dem er den Revolver und die Maschinenpistole mit dem eingelegten Magazin aufbewahrte. Aber statt nach der Waffe griff er nach dem Wecker: zehn Minuten vor vier. Er atmete auf. Jetzt war er völlig wach. Alpträume, schon wieder? Er hatte noch ein paar Minuten; als Pünktlichkeitsfanatiker sprang er nicht vor vier aus dem Bett. Keine Minute früher oder später.

>Der Disziplin verdanke ich alles, was ich bin<, dachte er. Und diese Disziplin, Kompaß seines Lebens, verdankte er den *marines*. Er schloß die Augen. Die Zulassungsprüfungen in San Pedro de Macorís für die Dominikanische Polizei, die die Yankees im dritten Jahr der Besetzung zu schaffen beschlossen hatten, waren extrem hart. Er bestand sie ohne Schwierigkeiten. Im Zuge der Ausbildung schied die Hälfte der Anwärter aus. Er genoß jede Übung, bei der Beweglichkeit, Entschlossenheit, Risikobereitschaft oder Widerstandskraft gefragt waren, selbst die brutalen, bei denen es darum ging, Willensstärke und Gehorsam gegenüber dem Vorgesetzten unter Beweis zu stellen: sich mit voller Montur in den Morast werfen oder im Wald überleben, indem man den eigenen Urin trank und sich von Pflanzenstengeln, Gräsern und Heuschrecken ernährte. Sergeant Gittleman hatte ihm die höchste Note gegeben: »Du wirst es weit bringen, Trujillo.« Er hatte es weit gebracht, ja, dank dieser erbarmungslosen, Helden und Mystikern abgeschauten Disziplin, die die *marines* ihm beigebracht hatten. Er dachte mit Dankbarkeit an den Unteroffizier Simon Gittleman. Ein loyaler, uneigennütziger Gringo in diesem Land von Raffzähnen, Blutsaugern und

Idioten. Hatten die Vereinigten Staaten in den letzten einunddreißig Jahren einen aufrichtigeren Freund gehabt als ihn? Welche Regierung hatte sie in der UNO mehr unterstützt? Wer war der erste gewesen, der Deutschland und Japan den Krieg erklärt hatte? Wer schmierte die Repräsentanten, Senatoren, Gouverneure, Bürgermeister, Anwälte und Journalisten der Vereinigten Staaten mit mehr Dollar? Der Lohn: die Wirtschaftssanktionen der OAS, um dem Negerlein Rómulo Betancourt zu Gefallen zu sein und weiter an das venezolanische Erdöl zu kommen. Wenn Johnny Abbes seine Arbeit besser gemacht und die Bombe der Schwuchtel Rómulo den Kopf abgerissen hätte, gäbe es keine Sanktionen und die dämlichen Gringos würden ihm nicht mit staatlicher Souveränität, mit der Demokratie und den Menschenrechten auf die Nerven gehen. Aber dann hätte er nicht entdeckt, daß er in diesem Land von zweihundert Millionen Idioten einen Freund wie Simon Gittleman hatte. Imstande, von Phoenix, Arizona, aus, wo er seit seinem Abschied von den *marines* seinen Geschäften nachging, einen persönlichen Feldzug zur Verteidigung der Dominikanischen Republik zu führen. Ohne einen Centavo zu verlangen! Es gab noch solche Männer bei den *marines*. Ohne etwas zu verlangen oder die Hand aufzuhalten! Was für eine Lektion für die Blutsauger des Senats und des Abgeordnetenhauses, die er seit so vielen Jahren mästete, die immer mehr Schecks, mehr Konzessionen, mehr Dekrete, mehr steuerliche Befreiungen verlangten und sich jetzt, da er sie brauchte, taub stellten.

Er sah auf die Uhr: noch vier Minuten. Ein großartiger Gringo, dieser Simon Gittleman! Ein echter *marine*. Er gab seine Geschäfte in Arizona auf, empört über die vom Weißen Haus, von Venezuela und der OAS eingeleitete Offensive gegen Trujillo, und bombardierte die nordamerikanische Presse mit Briefen, in denen er daran erinnerte, daß die Dominikanische Republik während der Ära Trujillo ein Bollwerk des Antikommunismus gewesen

war, der beste Verbündete der Vereinigten Staaten in der westlichen Welt. Damit nicht zufrieden, gründete er – und das mit Mitteln aus seiner eigenen Tasche! – Unterstützungskomitees, sorgte für Publikationen, organisierte Vorträge. Und kam, um ein Beispiel zu geben, mit seiner Familie

nach Ciudad Trujillo und mietete ein Haus an der Uferpromenade. Heute mittag würden Simon und Dorothy mit ihm im Regierungspalast essen, und der ehemalige *marine* würde den Verdienstorden Juan Pablo Duarte erhalten, die höchste dominikanische Auszeichnung. Ein echter *marine*. jawohl!

Punkt vier Uhr, jetzt ja. Er knipste die Nachttischlampe an, schlüpfte in die Hausschuhe und stand auf, ohne die frühere Beweglichkeit. Die Knochen taten ihm weh, und er spürte schmerzhaft die Muskeln der Beine und des Rückens, wie vor kurzem im Mahagonihaus, in der verfluchten Nacht mit dem kleinen spröden Mädchen. Vor lauter Verdruß knirschte er mit den Zähnen. Er ging zum Stuhl, auf dem Sinforoso ihm seine Sportkombination und seine Turnschuhe hingelegt hatte, als ein Verdacht ihn innehalten ließ. Beklommen musterte er das Laken: der formlose kleine Fleck von gräulicher Farbe entstellte das weiße Leinen. Es war ihm wieder passiert. Die Empörung löschte die unangenehme Erinnerung an das Mahagonihaus aus. Scheiße! Verdammte Scheiße! Das war kein Feind, dem er den Garaus machen konnte wie den Hunderten, den Tausenden, denen er im Lauf der Jahre die Stirn geboten, die er besiegt hatte, indem er sie gekauft, eingeschüchtert oder umgebracht hatte. Er lebte in seinem Innern, Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut. Er zerstörte ihn gerade jetzt, da er mehr Kraft und Gesundheit brauchte denn je. Das Klappergestell von Mädchen hatte ihm Pech gebracht.

Er fand alles makellos gewaschen und gebügelt vor, die Hosenträger, die Shorts, das Hemd, die Sportschuhe. Er kleidete sich mit Mühe an. Nie hatte er viele Stunden Schlaf gebraucht; von Jugend an, in San Cristóbal oder als

Aufseher in der Zuckermühle Boca Chica, hatten vier oder fünf ihm genügt, auch wenn er bis zum Morgengrauen getrunken und gevögelt hatte. Seine Fähigkeit, sich mit einem Minimum an Ruhe körperlich zu regenerieren, hatte seinen Nimbus als höheres Wesen befördert. Damit war es vorbei. Er erwachte müde, nach kaum vier Stunden Schlaf; meistens waren es nur zwei oder drei, und das durch Alpträume aufgeschreckt.

Die Nacht zuvor hatte er schlaflos im Dunkel gelegen. Durch die Fenster sah er die Kronen einiger Bäume und ein Stück sternenbesäten Himmel. In der hellen Nacht drangen bisweilen die Stimmen der alten Nachteulen zu ihm, die Gedichte von Juan de Dios Peza, von Amado Nervo, von Rubén Darío (was ihn vermuten ließ, daß der Lebende Dreck bei ihnen war, der Darío auswendig kannte), die *Zwanzig Liebesgedichte* von Pablo Neruda und die pikanten Stanzen von Juan Antonio Alix deklamierten. Und natürlich die Verse von Doña María, der dominikanischen Schriftstellerin und Moralistin. Er lachte, während er auf das Heimfahrrad stieg und in die Pedale zu treten begann. Seine Frau hatte die Sache schließlich ernst genommen und organisierte von Zeit zu Zeit im Rollschuhpavillon der Villa Radhamés literarische Abende, zu denen sie Vortragskünstlerinnen einlud, die idiotische Verse aufsagten. Der Senator Henry Chirinos, der sich als Dichter gebärdete, pflegte an diesen Soireen teilzunehmen, dank deren er seine Zirrrose auf Kosten der Staatskasse pflegte. Um sich bei María Martínez beliebt zu machen, hatten diese blöden Vetteln, wie Chirinos selbst, ganze Seiten der *Moralischen Meditationen* oder lange Tiraden des Theaterstückchens *Falsche Freundschaft* auswendig gelernt, rezitierten sie und ließen sich von den Schnattermäulern beklatschen. Und seine Frau – denn diese dicke, dämliche Alte, die Vortreffliche Dame, war schließlich und endlich seine Frau – hatte das mit der Schriftstellerei und dem Moralisieren ernst genommen. Warum nicht. Sagten es nicht die Zeitungen, die Rundfunksender, das Fernsehen? Waren sie nicht

Pflichtlektüre in den Schulen, diese *Moralischen Meditationen* mit einem Vorwort des Mexikaners Jose Vasconcelos, die alle zwei Monate neu gedruckt wurden? War *Falsche Freundschaft* nicht der größte Theatererfolg der nun schon einunddreißig Jahre währenden Ära Trujillo gewesen? Hatten die Kritiker, die Journalisten, die Universitätsprofessoren, die Geistlichen, die Intellektuellen seine Frau nicht in den Himmel gehoben? Hatte man ihr im Instituto Trujilloniano nicht ein Seminar gewidmet? Hatten die Soutaneträger, die Bischöfe, diese verräterischen Pfaffen, diese Judasse, die erst aus seiner Tasche gelebt hatten und jetzt genau wie die Yankees von Menschenrechten zu faseln begannen, nicht ihre Gedanken gelobt? Die Vortreffliche Dame war Schriftstellerin und Moralistin. Das war nicht ihr Verdienst, sondern seines, wie alles, was in diesem Land seit drei Jahrzehnten geschah. Trujillo konnte bewirken, daß Wasser sich in Wein verwandelte und das Brot sich vermehrte, wenn es ihn in den Eiern juckte. Er hatte Maria beim letzten Streit daran erinnert: »Du vergißt, daß nicht du diesen Blödsinn verzapft hast, du kannst ja nicht mal deinen Namen fehlerfrei schreiben, sondern dieser Verräter, der Galicier Jose Almoina, den ich bezahlt habe. Weißt du nicht, was die Leute sagen? Daß das Stück eigentlich *Falscher Fuffziger* heißen müßte.« Wieder schüttelte ihn ein offenes, fröhliches Lachen. Seine Bitterkeit war verfliegen. Maria brach in Tränen aus: »Wie du mich demütigst!« und drohte ihm damit, sich bei Mama Julia zu beschweren. Als hätte seine arme Mutter mit ihren sechsendneunzig Jahren Sinn für Familienzwiste. Genau wie seine Brüder benutzte seine Frau die Erhabene Matrone ständig als Tränetuch. Um Frieden zu schließen, mußte er die Dame wieder einmal schmieren. Denn es stimmte, was die Dominikaner hinter vorgehaltener Hand erzählten: Die Schriftstellerin und Moralistin war ein Raffzahn, eine Seele voller Schabigkeit. Schon in ihrer ersten Zeit als Liebespaar. Noch als junges Mädchen kam sie auf die Idee mit der Wäscherei für die Uniformen der

Dominikanischen Polizei, mit der sie ihre ersten Pesos verdiente. Das Radfahren hatte ihn erwärmt. Er fühlte sich in Form. Fünfzehn Minuten: genug. Weitere fünfzehn Rudern, bevor die Schlacht des Tages begann.

Das Rudergestell befand sich in einem angrenzenden kleinen Raum, der vollgestopft war mit Sportgeräten. Er begann zu rudern, als ein Wiehern in der Stille des Morgengrauens vibrierte, anhaltend, musikalisch, wie ein fröhliches Lob des Lebens. Wie lange war er nicht mehr geritten? Monate. Er hatte nie genug davon bekommen, nach fünfzig Jahren machte es ihm noch immer Freude, wie der erste Schluck aus einem Glas

mit spanischem Brandy Carlos I. oder der erste Blick auf den nackten, weißen, üppigen Körper eines begehrten weiblichen Wesens. Aber dieser Gedanke wurde von der Erinnerung an das dürre Mädchen vergiftet, das dieser Scheißkerl ihm ins Bett gelegt hatte. Hatte er es im Wissen um die Demütigung getan, die er erleben würde? Dazu fehlte ihm der Schneid. Sie hatte es ihm bestimmt erzählt, und er hatte schallend gelacht. Sicher lief es schon von Klatschmaul zu Klatschmaul in den kleinen Cafés von El Conde. Er zitterte vor Scham und Wut, während er noch immer gleichmäßig ruderte. Er schwitzte schon. Wenn man ihn sehen würde! Ein weiterer Mythos, der kolportiert wurde: »Trujillo schwitzt nie. Er trägt im glühendsten Sommer diese Uniformen aus schwerem Tuch, dazu Dreispitz aus Samt und Handschuhe, und kein Schweiß glänzt auf seiner Stirn.« Er schwitzte nicht, wenn er nicht wollte. Aber in der Intimität, wenn er seine Übungen machte, gab er seinem Körper die Erlaubnis. In der letzten schwierigen, problemreichen Zeit hatte er auf die Pferde verzichtet. Vielleicht würde er diese Woche nach San Cristóbal fahren. Er würde allein unter den Bäumen, am Fluß entlang reiten, wie früher, und er würde sich verjüngt fühlen. »Nicht einmal die Arme einer Frau sind so zärtlich wie der Rücken eines Fuchses.«

Er hörte mit dem Rudern auf, als er einen Krampf im linken Arm spürte. Nachdem er sein Gesicht abgewischt hatte,

sah er auf seine Hose, in Höhe des Hosenschlitzes. Nichts. Es war noch immer dunkel. Die Bäume und Büsche der Villa Radhamés waren dunkle Flecken unter einem reinen Himmel voller flimmernder kleiner Lichter. Wie lautete der Vers von Neruda, der den schwatzhaften Freundinnen der Moralistin so sehr gefiel? »Und blaugefroren zittern weit entfernte Gestirne.« Diese alten Vetteln träumten zitternd von irgendeinem Dichter, der sie kratzte, wo es sie juckte. Und sie hatten nur diesen Frankenstein Chirinos in greifbarer Nähe. Wieder kicherte er laut vor sich hin, was ihm in diesen Zeiten selten widerfuhr.

Er zog sich aus und ging in Hausschuhen und Morgenmantel ins Bad, um sich zu rasieren. Er stellte das Radio an. In der

Stimme der dominikanischen Republik und in *Radio Karibik* lief gerade die Presseschau. Bis vor einigen Jahren begannen die Nachrichten um fünf. Aber als sein Bruder Petán, der Besitzer der *Stimme*, erfuhr, daß er um vier Uhr aufwachte, zog er die Nachrichtensendung vor. Die anderen Sender taten es ihm nach. Sie wußten, daß er Radio hörte, während er sich rasierte, badete und ankleidete, und taten ihr Bestes.

Nach einem Werbespot des Hotel-Restaurants El Conde, worin ein Tanzabend mit den Giganten des Rhythmus unter der Leitung von Professor Gatón und mit dem Sänger Johnny Ventura angekündigt wurde, berichtete die *Stimme* über den Julia-Molina-verwitwete-Trujillo-Preis für die Kinderreichste Mutter. Die Gewinnerin, Doña Alejandrina Francisco, Mutter von einundzwanzig lebenden Kindern, hatte beim Erhalt der Medaille mit dem Abbild der Erhabenen Matrone erklärt: »Meine einundzwanzig Kinder werden ihr Leben für den Wohltäter geben, wenn er es von ihnen verlangt.« »Ich glaub dir kein Wort, dumme Ziege.«

Er hatte sich die Zähne geputzt, und jetzt rasierte er sich mit der Sorgfalt, mit der er es getan hatte, seit er ein kleiner Hungerleider in San Cristóbal gewesen war. Als er nicht einmal wußte, ob seine arme Mutter, der nun am Muttertag das ganze Land huldigte (»Quelle der Barmherzigkeit und

Mutter des hehren Mannes, der uns regiert«, sagte der Sprecher), am Abend Bohnen und Reis für die acht Mäuler der Familie haben würde. Sauberkeit, Körperpflege und äußere Erscheinung waren für ihn die einzige Religion gewesen, die er bewußt praktizierte.

Nach einer weiteren langen Liste von Besuchern, die zu Mama Julia kamen, um sie zum Muttertag zu beglückwünschen (arme Alte, die unerschütterlich diese Karawane von Schulen, Verbänden, Instituten, Gewerkschaften empfang und sich mit ihrer schwachen kleinen Stimme für die Blumen und Glückwünsche bedankte), begannen die Attacken auf die Bischöfe Reilly und Panal, »die nicht unter unserer Sonne geboren wurden und nicht unter unserem Mond gelitten haben« (>Hübsch<, dachte er), »sich in unser ziviles und politisches Leben einmischen und dabei den Boden der Strafbarkeit betreten«. Johnny Abbes wollte die Santo-Domingo-Schule stürmen und den Yankee-Bischof aus seiner Zuflucht holen. »Was kann schon passieren, Chef? Die Gringos werden natürlich protestieren. Protestieren sie denn nicht schon ewig wegen allem möglichen? Wegen Galindez, wegen des Piloten Murphy, wegen der Schwestern Mirabal, wegen des Attentats auf Betancourt, wegen tausend anderer Sachen. Was macht es schon, wenn sie in Caracas, Puerto Rico, Washington, New York, Havanna bellen. Wichtig ist, was hier passiert. Nur wenn die Pfaffen einen Schrecken bekommen, werden sie aufhören zu konspirieren.« Nein. Der Augenblick war noch nicht gekommen, mit Reilly abzurechnen oder mit dem anderen Scheißkerl, dem Bischof Panal, diesem Spanierlein. Er würde kommen, sie würden bezahlen. Sein Instinkt trog ihn nicht. Den Bischöfen einstweilen kein Haar krümmen, auch wenn sie weiter nervten, wie sie es seit Sonntag, dem 25. Januar 1960, taten – fast eineinhalb Jahre schon! –, als der Hirtenbrief der Bischöfe von allen Kanzeln verlesen wurde und die Kampagne der katholischen Kirche gegen das Regime einleitete. Diese Schandmäuler! Diese Pfaffen! Diese Eunuchen! Das ihm, der im Vatikan von Pius XII. mit

dem Großkreuz des päpstlichen Ordens des heiligen Georg ausgezeichnet worden war. In der *Stimme* erinnerte Paíno Pichardo in einer Rede, die er am Vorabend in seiner Eigenschaft als Innen- und Kultusminister gehalten hatte, daß der Staat insgesamt sechzig Millionen Pesos für diese Kirche ausgegeben habe, deren »Bischöfe und Priester der Schar der dominikanischen Gläubigen jetzt einen so großen Schaden zufügen«. Er wechselte den Sender. In *Radio Karibik* verlasen sie einen Protestbrief mehrerer hundert Arbeiter: Man habe ihre Unterschriften nicht aufgenommen in das Große Nationale Manifest »gegen die störenden Machenschaften des Bischofs Reilly, Verräter an Gott und Trujillo und seiner Manneswürde, der, statt in seiner Diözese San Juan de la Maguana zu bleiben, wie eine verängstigte Ratte nach Ciudad Trujillo gelaufen war, um sich

unter den Rücken der nordamerikanischen Nonnen der Santo-Domingo-Schule zu verstecken, einer Höhle des Terrorismus und der Konspiration«. Als er gehört hatte, daß das Unterrichtsministerium der Santo-Domingo-Schule wegen »Komplizenschaft der ausländischen Nonnen mit den staatsfeindlichen terroristischen Intrigen der Purpurträger aus San Juan de la Maguana und La Vega« die Staatlichkeit aberkannt hatte, kehrte er zur *Stimme* zurück, gerade rechtzeitig, um vom Sprecher die Bekanntgabe eines weiteren Sieges der dominikanischen Polomannschaft in Paris zu hören, wo sie »auf dem schönen Spielfeld von Bagatelle das sachverständige Publikum begeisterte und nach einem Fünf-zu-vier-Sieg gegen die Leopards den Aperture-Pokal erhielt«. Ramfis und Radhamés die gefeiertsten Spieler. Eine Lüge, um den Dominikanern zu schmeicheln. Und ihm. Er spürte ein Ziehen am Mageneingang, das ihn jedesmal befiel, wenn er an seine Söhne dachte, diese erfolgreichen Mißerfolge, diese Enttäuschungen. In Paris Polo zu spielen und Französisinnen flachzulegen, während ihr Vater die härteste Schlacht seines Lebens schlug.

Er wischte sich das Gesicht ab. Sein Blut wurde sauer,

wenn er an seine Söhne dachte. Mein Gott, er war es nicht, der versagt hatte. Seine Rasse war gesund, ein Zuchthengst mit großem Stockmaß. Da waren zum Beweis die Kinder, die sein Samen in anderen Leibern gezeugt hatte, dem von Lina Lovatón, um ein naheliegendes Beispiel zu nennen, kräftige, energische Burschen, die es tausendmal verdienten, den Platz dieser beiden Schmarotzer einzunehmen, dieser Nieten mit den Namen von Operngestalten. Warum hatte er zugelassen, daß die Vortreffliche Dame seinen Söhnen die Namen aus dieser Oper *Aida* gab, die sie unglücklicherweise in New York gesehen hatte? Sie hatten ihnen Pech gebracht, Operettenbuffos aus ihnen gemacht, statt Männer mit Haaren auf der Brust. Bohemiens, Müßiggänger ohne Charakter noch Ehrgeiz, die nur zum Amüsement taugten. Sie waren nach seinen Brüdern geraten, nicht nach ihm. Genauso unnütz wie Negro, Petán, Pipí, Aníbal, dieser Haufe von Spitzbuben, Schmarotzern, Taugenichtsen und armen Teufeln. Keiner besaß auch nur ein Millionstel seiner Tatkraft, seines Willens, seiner Vision. Was würde nach seinem Tod aus diesem Land werden? Bestimmt war Ramfis nicht einmal so gut im Bett, wie seine Schmeichler ihm nachsagten. Er hat Kim Novak flachgelegt! Er hat Zsa Zsa Gabor flachgelegt! Er hat Debra Paget und halb Hollywood über die Klinge springen lassen! Was für ein Verdienst. Mit Mercedessen, Cadillacs und Nerzmänteln als Geschenk hätte es sogar der verrückte Valeriano mit Miss Universum und mit Elizabeth Taylor getrieben. Armer Ramfis. Er hatte den Verdacht, daß ihm die Frauen gar nicht so sehr gefielen. Ihm gefiel der äußere Schein, daß man sagte, er sei der beste Bespringer dieses Landes, besser noch als Porfirio Rubirosa, der Dominikaner, der in der ganzen Welt durch die Größe seiner Rute und seine Heldentaten als internationaler Hurenbock bekannt war. Spielte er auch Polo mit seinen Söhnen, drüben in Bagatelle, der Große Schänder? Die Sympathie, die er für Porfirio empfand, seit dieser zum Korps seiner Militäradjutanten gehörte, ein Gefühl, das sich trotz dessen

gescheiterter Ehe mit seiner ältesten Tochter Flor de Oro erhalten hatte, verbesserte seine Laune. Porfirio besaß Ehrgeiz und hatte große Frauen flachgelegt, von der Französin Danielle Darrieux bis zur Multimillionärin Barbara Hutton, ohne ihnen einen Blumenstrauß zu schenken, im Gegenteil, ausgepreßt hatte er sie und sich auf ihre Kosten bereichert.

Er füllte die Badewanne mit aufschäumenden Salzen und stieg mit der tiefen Zufriedenheit jedes Morgens hinein. Porfirio hatte immer ein gutes Leben geführt. Seine Ehe mit Barbara Hutton dauerte einen Monat, gerade so lange, um ihr eine Million Dollar in bar und eine weitere in Form von Immobilien abknöpfen zu können. Wenn Ramfis oder Radhamés wenigstens wie Porfirio wären! Dieser wandelnde Schwanz strotzte vor Ehrgeiz. Und hatte Feinde, wie jeder Sieger. Ständig lag man ihm mit Klatschgeschichten im Ohr, riet ihm, Rubirosa aus dem diplomatischen Dienst zu entfernen, da seine Skandale das Ansehen des Landes befleckten. Neidhammel. Was für eine

bessere Reklame konnte es für die Dominikanische Republik geben als einen solchen Schwanz. Seitdem Porfirio mit Flor de Oro verheiratet war, wollte man, daß er dem herumhurenden Mulatten, der seine Tochter verführt und seine Bewunderung gewonnen hatte, den Kopf abriß. Er würde es nicht tun. Er kannte die Verräter, er roch sie, bevor sie wußten, daß sie Verrat begehen würden. Deshalb lebte er noch, und deshalb verfaulten so viele Judasse in La Cuarenta, La Victoria, auf der Beata-Insel, in den Bäumen der Haie oder mästeten die Würmer der dominikanischen Erde. Armer Ramfis, armer Radhamés. Ein Glück, daß Angelita ein wenig Charakter besaß und bei ihm blieb.

Er stieg aus der Badewanne und nahm eine kurze Dusche. Der Gegensatz zwischen warmem und kaltem Wasser belebte ihn. Jetzt war er tatsächlich gut aufgelegt. Während er sich Deodorant und Talkum auflegte, verfolgte er *Radio Karibik*, Sprachrohr der Ideen und Losungen des

»intelligenten Schurken«, wie er Johnny Abbes nannte, wenn er guter Laune war.

Der wettete gegen »die Ratte von Miraflores«, »den venezolanischen Abschaum«, und der Sprecher, der sich stimmlich darauf einstellte, daß er von einem Schwulen sprach, erklärte, daß Präsident Rómulo Betancourt nicht nur das venezolanische Volk ausgehungert, sondern obendrein Unglück über Venezuela gebracht habe, denn war da nicht gerade ein weiteres Flugzeug der venezolanischen Luftpostlinie abgestürzt, mit der Folge von zweiundsechzig Todesopfern? Diese Schwuchtel würde ihren Willen nicht kriegen. Betancourt hatte es geschafft, daß die OAS ihm Sanktionen auferlegte, aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Weder die Ratte des Palasts von Miraflores noch Muñoz Marín von Puerto Rico mit seiner Drogenmanie, noch der costaricanische Pistolero Figueres machten ihm Sorgen. Die Kirche dagegen wohl. Perón hatte ihn gewarnt, als er Ciudad Trujillo in Richtung Spanien verließ: »Hüten Sie sich vor den Geistlichen, Generalissimus. Es waren nicht die aufrührerischen Oligarchien oder die Militärs, die mich zu Fall gebracht haben; es waren die Soutanen. Paktieren Sie mit ihnen oder machen Sie ihnen endgültig den Garaus.« Ihn würden sie nicht zu Fall bringen. Sie gingen ihm auf die Eier, das ja. Seit diesem schwarzen 25. Januar 1960, vor genau einem Jahr und vier Monaten, hatten sie nicht einen Tag aufgehört, ihm auf die Eier zu gehen. Briefe, Memoranden, Messen, Novenen, Predigten. Alles, was das soutanetragende Pack gegen ihn tat und sagte, fand Echo im Ausland, und in den Zeitungen, in Rundfunk und Fernsehen war die Rede vom unmittelbar bevorstehenden Sturz Trujillos, jetzt, da »die Kirche sich von ihm abgewandt hat«.

Er zog die Unterhose, das Hemd und die Strümpfe an, die Sinforoso am Vorabend vor dem Kleiderschrank zurechtgelegt hatte, neben dem Kleiderständer, auf dem der graue Anzug, das weiße Oberhemd und die blaue, weißgetupfte Krawatte prangten, die er heute morgen

tragen würde. Womit verbrachte der Bischof Reilly seine Tage und Nächte in der Santo-Domingo-Schule? Damit, Nonnen flachzulegen? Sie waren schrecklich, einige hatten Haare im Gesicht. Er erinnerte sich, Angelita hatte diese Schule der Wohlsituierten besucht. Seine Enkelinnen ebenfalls. Wie hatten diese Nonnen ihm geschmeichelt, bis zu dem Hirtenbrief. Vielleicht hatte Johnny Abbes recht, und es war Zeit zu handeln. Da die Manifeste, Artikel, Proteste der Rundfunksender und des Fernsehens, der Institutionen, des Kongresses sie nicht abschreckten, galt es zuzuschlagen. Es war das Volk! Es überrannte die Polizisten, die man zum Schutz der ausländischen Bischöfe dort postiert hatte, drang in die Santo-Domingo-Schule und in den Bischofssitz von La Vega ein, zertrümmerte den Gringo Reilly und den Spanier Panal an den Haaren heraus und lynchte sie. Es rächte die Beleidigung des Vaterlandes. Man würde Beileidsbezeugungen und Entschuldigungen an den Vatikan, an den Heiligen Vater Johannes Blödmann schicken – Balaguer war ein Meister im Abfassen solcher Schriften – und ein paar unter gewöhnlichen Kriminellen ausgewählte Schuldige exemplarisch bestrafen. Würden sich die anderen Pfaffen angesichts der vom Volkszorn gevierteilten Leichname der Bischöfe abschrecken lassen? Nein, es war nicht der richtige Augenblick. Nur keinen Vorwand liefern, damit Kennedy all diesen Betancourt, Muñoz Marin und Figueres zu Gefallen wäre und eine Truppenlandung anordnete. Einen kühlen Kopf bewahren und mit Vorsicht handeln, wie ein *marine*.

Aber was die Vernunft ihm diktierte, überzeugte seine Drüsen nicht. Er mußte das Ankleiden unterbrechen, blind vor Zorn. Die Wut stieg auf sämtlichen verschlungenen Pfaden seines Körpers in ihm hoch, ein Lavastrom, der sich bis zu seinem Gehirn hochwälzte, das zu knistern schien. Mit geschlossenen Augen zählte er bis zehn. Die Wut war schlecht für die Regierung und für sein Herz, sie brachte ihn dem Infarkt näher. In jener Nacht, im Mahagonihaus, hatte die Wut ihn an den Rand des Kollapses gebracht. Er

beruhigte sich. Er hatte es immer verstanden, sie zu kontrollieren, wenn es erforderlich war: sich zu verstellen, sich notfalls freundlich, herzlich zu verhalten gegenüber dem schlimmsten menschlichen Auswurf, diesen Witwen, Kindern oder Brüdern der Verräter. Deshalb würde er das Gewicht seines Landes nun bald zweiunddreißig Jahre lang auf den Schultern tragen.

Er war mit der komplizierten Aufgabe beschäftigt, die Strümpfe an den Strumpfhaltern zu befestigen, damit sie keine Falten warfen. Wie angenehm war es doch, der Wut freien Lauf zu lassen, wenn keine Gefahr für den Staat darin lag, wenn man den Ratten, Kröten, Hyänen und Schlangen geben konnte, was sie verdienten. Die Bäuche der Haie waren Zeugen dafür, daß er sich dieses Vergnügen nicht versagt hatte. War da in Mexiko nicht der Leichnam des perfiden Galiciers José Almoina? Und der des Basken Jesus de Galíndez, eine weitere Schlange, die in die Hand biß, aus der sie fraß? Und der von Ramón Marrero Aristy, der geglaubt hatte, daß er als berühmter Schriftsteller die *New York Times* mit Informationen gegen die Regierung beliefern konnte, die ihm Besäufnisse, Buchausgaben und Nutten finanzierte? Und die der drei Schwestern Mirabal, die die Kommunistinnen und Heldinnen spielten, waren sie nicht da, um Zeugnis dafür abzulegen, daß nichts seiner Wut Einhalt gebieten konnte, wenn er ihr freien Lauf ließ? Sogar Valeriano und Barajita, die kleinen Verrückten von El Conde, konnten dies bezeugen.

Er verharrte mit dem Schuh in der Luft, während er sich an das berühmte Pärchen erinnerte. Eine richtige Institution im Kolonialviertel. Sie wohnten unter den Lorbeerbäumen des Kolumbus-Parks, zwischen den Bögen der Kathedrale, und postierten sich zur Hauptgeschäftszeit an den Eingängen der eleganten Schuh- und Schmuckgeschäfte von El Conde, wo sie ihre Verrückten-Nummer aufführten, damit die Leute ihnen eine Münze hinwarfen oder etwas zu essen. Er hatte Valeriano und Barajita mit ihren Lumpen und absurden Verkleidungen oft gesehen. Wenn Valeriano

sich für Christus hielt, schleppte er ein Kreuz; wenn für Napoleon, reckte er seinen Besenstiel, brüllte Befehle und rückte gegen den Feind vor. Ein *calié*, ein Spitzel von Johnny Abbes, berichtete, daß der verrückte Valeriano den Chef lächerlich gemacht, ihn Gendarm genannt hatte. Das weckte seine Neugier. Er beobachtete ihn heimlich von einem Auto mit dunklen Fensterscheiben aus. Der Alte, die Brust mit kleinen Spiegeln und Kronenkorken bedeckt, stolzierte einher und führte seine Medaillen mit Clownsgebaren einer Gruppe erschreckter Zuschauer vor, die nicht wußten, ob sie lachen oder das Weite suchen sollten. »Applaudiert dem Gendarm, ihr Idioten«, rief Barajita, während er auf die schimmernde Brust des Verrückten zeigte. In diesem Augenblick spürte er, wie die Weißglut seinen ganzen Körper erfaßte, ihn blind machte, ihn drängte, den Tollkühnen zu bestrafen. Er gab den Befehl, auf der Stelle. Aber am nächsten Tag, als er dachte, daß Verrückte schließlich und endlich nicht wissen, was sie tun, und daß man, statt Valeriano zu bestrafen, die Witzbolde ergreifen sollte, die das Paar angestachelt hatten, befahl er Johnny Abbes in einem Morgengrauen, das so dunkel war wie diese frühe Stunde: »Verrückte sind verrückt. Laß sie laufen.« Der Chef des militärischen Geheimdienstes verzog das Gesicht: »Zu spät, Exzellenz. Wir haben sie noch gestern den Haien vorgeworfen. Lebendig, wie Sie befohlen haben.«

Er stand auf, jetzt mit den Schuhen an den Füßen. Ein Staatsmann bereut seine Entscheidungen nicht. Er hatte nie irgend etwas bereut. Dieses Paar Bischöfe würde er lebendig den Haien vorwerfen. Nun begann die eigentlich genußvolle Phase der allmorgendlichen Körperpflege, bei der er immer an einen Roman denken mußte, den er als junger Mann gelesen hatte und der ihm als einziger stets gegenwärtig war: *Quo vadis?* Eine Geschichte mit Römern und Christen, von der ihm das Bild des raffinierten, steinreichen Petronius im Gedächtnis geblieben war, des Schiedsrichters der Eleganz, der jeden Morgen dank der Massagen und Waschungen, Salböle, Essenzen, Parfüme

und Liebkosungen seiner Sklavinnen zu neuem Leben erwachte. Wenn er Zeit hätte, wäre er dem Beispiel des Schiedsrichters gefolgt und hätte nach den Übungen, um die Muskeln zu wärmen und das Herz auf Trab zu bringen, den ganzen Morgen in den Händen von Masseusen, Pediküren, Maniküren, Friseuren, Bademeistern verbracht. Er ließ sich mittags, nach dem Essen, kurz massieren und mit mehr Muße an den Sonntagen, wenn er den fordernden Pflichten zwei oder drei Stunden stehlen konnte. Aber die Zeiten waren nicht danach, um sich mit Hilfe der sinnlichen Exerzitien des großen Petronius zu entspannen. Er mußte sich mit diesen zehn Minuten begnügen, in denen er das parfümierte Deodorant Yardley auftrug, das Manuel Alfonso ihm aus New York schickte – der arme Manuel, wie mochte es ihm gehen, nach der Operation –, die sanfte französische Feuchtigkeitscreme für das Gesicht, *Bienfait du Matin*, und das Kölnischwasser mit einem leichten Duft nach Maisfeldern, ebenfalls von Yardley, mit dem er sich die Brust abrieb. Als er gekämmt war und noch einmal über die Spitzen des kleinen Kinnbarts gestrichen hatte, den er seit zwanzig Jahren trug, bestäubte er sein Gesicht mit reichlich Talkum, bis die braune Farbe seiner mütterlichen Vorfahren, der haitianischen Neger, die er bei anderen und bei sich selbst immer verachtet hatte, unter einer zarten weißlichen Wolke verschwand.

Um sechs Minuten vor fünf war er angekleidet, mit Jackett und Krawatte. Er stellte es zufrieden fest; nie überschritt er die Zeit. Es gehörte zu seinen abergläubischen Überzeugungen: wenn er nicht Punkt fünf Uhr sein Büro betrat, würde etwas Ungutes an dem Tag geschehen.

Er tat ein paar Schritte zum Fenster. Es war noch immer dunkel, als wäre es Mitternacht. Aber er sah weniger Sterne als eine Stunde zuvor. Sie wirkten verzagt. Es war kurz davor, Tag zu werden, sie würden bald verlöschen. Er nahm einen Stock und ging zur Tür. Kaum hatte er sie geöffnet, hörte er die Absätze der beiden Militäradjutanten:

»Guten Morgen, Exzellenz.«

»Guten Morgen, Exzellenz.«

Er antwortete ihnen mit einem Neigen des Kopfes. Mit einem raschen Blick sah er, daß sie korrekt uniformiert waren. Er gestattete keine Nachlässigkeit, keine Unordnung, weder bei einem Offizier noch bei einem gemeinen Soldaten der Streitkräfte, aber bei den Adjutanten, dem Korps, dem seine Bewachung oblag, stellten ein fehlender Knopf, ein Fleck oder eine Falte an der Hose oder an der Uniformjacke, ein schlecht sitzendes Käppi schwerwiegende Verstöße dar, die mit mehreren Tagen Haft und bisweilen mit Ausschluß und Rückkehr zu den regulären Bataillonen geahndet wurden.

Eine leichte Brise bewegte die Bäume vor der Villa Radhamés, während er an ihnen vorbeiging und das Rauschen der Blätter vernahm und abermals das Wiehern eines Pferdes im Stall. Johnny Abbes, Rapport über den Verlauf der Kampagne, Besuch des Luftstützpunkts San Isidro, Rapport von Chirinos, Mittagessen mit dem *marine*, drei oder vier Audienzen, Beratung mit dem Innen- und Kultusminister, Beratung mit Balaguer, Beratung mit Cucho Álvarez Pina, dem Präsidenten der Dominikanischen Partei, und Spaziergang auf der Uferpromenade nach einem kurzen Besuch bei Mama Julia. Würde er zum Schlafen nach San Cristóbal fahren, um den schlechten Nachgeschmack jener Nacht loszuwerden?

Er betrat sein Büro im Regierungspalast, als seine Uhr fünf zeigte. Auf seinem Arbeitstisch erwartete ihn das Frühstück

—
Fruchtsaft, Toast mit Butter, frisch aufgebrühter Kaffee —, mit zwei Tassen. Und, sich erhebend, die weichliche Gestalt des Chefs des Geheimdienstes, Oberst Johnny Abbes García: »Guten Morgen, Exzellenz.«

III

»Er kommt nicht«, rief Salvador plötzlich aus. »Noch ein verlorener Abend, ihr werdet schon sehen.«

»Er kommt«, erwiderte Amadito rasch, ungeduldig. »Er hat die olivgrüne Uniform angezogen. Die Militäradjutanten haben den Befehl erhalten, den blauen Chevrolet für ihn bereitzustellen. Warum glaubt ihr mir nicht? Er wird

kommen.«

Salvador und Amadito saßen auf dem Rücksitz des Autos, das gegenüber der Uferpromenade parkte, und hatten diesen Dialog in der halben Stunde, die sie dort waren, schon ein paarmal geführt. Antonio – Tony – Imbert, am Steuer, und Antonio de la Maza neben ihm, den Ellbogen im offenen Fenster, gaben auch dieses Mal keinen Kommentar von sich. Die vier beobachteten unruhig die spärlichen Fahrzeuge aus Ciudad Trujillo, die in Richtung San Cristóbal an ihnen vorbeifuhren und mit ihren gelben Scheinwerfern die Dunkelheit durchbohrten. Keines war der himmelblaue Chevrolet, Baujahr 1957, mit Vorhängen an den Fenstern, auf den sie warteten.

Sie befanden sich ein paar hundert Meter vom Viehmarkt entfernt, wo es mehrere Restaurants gab – das *Pony*, das beliebteste, dürfte voller Leute sein, die Braten aßen – und einige Bars mit Musik, aber der Wind blies nach Osten, und kein Lärm drang von dort zu ihnen, obwohl sie in der Ferne, zwischen den Stämmen und Wipfeln der Palmen, die Lichter sahen. Das Getöse der Wellen, die sich an den Klippen brachen, und das Rauschen der Dünen waren dagegen so laut, daß sie kräftig die Stimme heben mußten, um einander zu verstehen. Das Auto mit seinen geschlossenen Türen und ausgeschalteten Scheinwerfern war fahrbereit.

»Wißt ihr noch, wie es Mode wurde, hierherzukommen, um frische Luft zu schöpfen, ohne auf die *caliés* achten zu müssen?« Tony Imbert streckte den Kopf zum Fenster hinaus, um tief die nächtliche Brise einzuatmen. »Hier haben wir angefangen, im Ernst über diese Sache zu reden.«

Keiner seiner Freunde antwortete ihm gleich, als befragten sie ihr Gedächtnis oder hätten gar nicht zugehört.

»Ja, hier, auf der Uferpromenade, vor etwa sechs Monaten«, sagte Salvador nach einer Weile.

»Es war früher«, murmelte Antonio de la Maza, ohne sich umzudrehen. »Als sie die Schwestern Mirabal umbrachten, im November, haben wir hier über das Verbrechen geredet.

Ich bin mir sicher. Und da kamen wir schon eine ganze Zeit abends hierher.«

»Es war wie ein Traum«, sinnierte Imbert. »Unerreichbar, in weiter Ferne. Wie wenn man sich als kleiner Junge in der Phantasie ausmalt, daß man eines Tages ein Held, ein Forscher, ein Filmschauspieler sein wird. Ich glaube noch immer nicht, daß es heute abend passieren soll, verdammt.«

»Wenn er denn kommt«, murrte Salvador.

»Ich wette mit dir, um was du willst, Türke«, beharrte Amadito.

»Mein Zweifel kommt daher, daß heute Dienstag ist«, knurrte Antonio de la Maza. »Und er fährt immer mittwochs nach San Cristóbal, du als Angehöriger des Adjutantenkorps weißt das besser als jeder andere, Amadito. Warum hat er den Tag geändert?«

»Ich weiß nicht, warum«, sagte Amadito unbeirrt. »Aber er wird hinfahren. Er hat die olivgrüne Uniform angezogen. Er hat den blauen Chevrolet bestellt. Er wird hinfahren.«

»Er wird einen guten Arsch haben, der im Mahagonihaus auf ihn wartet«, sagte Tony Imbert. »Einen ganz neuen, der noch zu ist.«

»Reden wir von was anderem, wenn es dir nichts ausmacht«, unterbrach ihn Salvador.

»Ich vergesse immer, daß man vor einem Betbruder wie dir nicht von Ärschen sprechen darf«, sagte Imbert hinter seinem Steuer entschuldigend. »Sagen wir, er hat ein kleines Stelldichein in San Cristóbal. Darf ich das so sagen, Türke? Oder ist auch das beleidigend für deine apostolischen Ohren?«

Aber niemand war zu Scherzen aufgelegt. Nicht einmal Imbert selbst; er redete, um die Zeit des Wartens irgendwie auszufüllen.

»Achtung«, rief de la Maza mit vorgerecktem Kopf.

»Es ist ein Lastwagen«, erwiderte Salvador nach einem raschen Blick auf die sich nähernden gelblichen Scheinwerfer. »Ich bin weder ein Betbruder noch ein Fanatiker, Tony. Ein Gläubiger, weiter nichts. Und seit dem

Hirtenbrief der Bischöfe vom Januar letzten Jahres stolz darauf, katholisch zu sein.«

In der Tat, es war ein Lastwagen. Er fuhr röhrend mit einer schwankenden, hohen Ladung festgezurrtter Kisten vorbei; sein Röhren wurde allmählich schwächer, bis es aufhörte.

»Und ein Katholik darf nicht über Mösen reden, aber töten darf er, Türke?« sagte Imbert provozierend. Er tat das oft; er und Salvador Estrella Sadhalá waren die engsten Freunde der Gruppe; ständig frotzelten sie miteinander, bisweilen so heftig, daß die Anwesenden meinten, sie würden gleich handgemein werden. Aber sie hatten sich nie entzweit, ihre Freundschaft war unverbrüchlich. Heute abend zeigte der Türke jedoch keinen Funken Humor:

»Irgend jemanden töten, nicht. Einem Tyrannen ein Ende machen, wohl. Hast du schon mal das Wort Tyrannenmord gehört? In Extremfällen erlaubt die Kirche ihn. Das hat der heilige Thomas von Aquin geschrieben. Willst du wissen, woher ich das weiß? Als ich den Leuten vom 14. Juni zu helfen begann und begriff, daß ich eines Tages auf den Abzug drücken müßte, habe ich Pater Fortín, unseren Beichtvater, um Rat gefragt. Ein kanadischer Priester, aus Santiago. Er verschaffte mir eine Audienz bei Monsignore Lino Zanini, dem Nuntius Seiner Heiligkeit. »Wäre es Sünde für einen Gläubigen, Trujillo zu töten, Hochwürden?« Er hat die Augen geschlossen und nachgedacht. Ich könnte dir seine Worte wiederholen, mit seinem italienischen Akzent. Er zeigte mir das Zitat von Thomas von Aquin, in der *Summa Theologica*. Wenn ich es nicht gelesen hätte, wäre ich heute abend nicht hier bei euch.«

Antonio de la Maza hatte sich zu ihm umgewandt:

»Du hast mit deinem Beichtvater darüber gesprochen?«

Seine Stimme klang verstört. Leutnant Amado García Guerrero fürchtete, er würde sich gleich in einen seiner Wutanfälle hineinsteigern, zu denen de la Maza neigte, seitdem Trujillo Vorjahren seinen Bruder Octavio hatte umbringen lassen. Ein solcher Wutanfall hätte fast einmal die Freundschaft zerstört, die ihn mit Salvador Estrella Sadhalá verband. Dieser beruhigte ihn:

»Es ist lange her, Antonio. Damals, als ich anfang, den Leuten vom 14. Juni zu helfen. Hältst du mich für so saublöd, daß ich so etwas einem armen Geistlichen anvertraue?«

»Erklär mir mal, warum du saublöd sagen darfst und nicht Arsch, Möse oder vögeln, Türke«, spottete Imbert, der weiter versuchte, die Spannung zu lösen. »Beleidigen Gott denn nicht alle unanständigen Wörter?«

»Gott beleidigen nicht die Wörter, sondern die obszönen Gedanken«, sagte der Türke, der sein Spiel resigniert mitspielte. »Blödmänner, die Blödsinn fragen, beleidigen ihn vielleicht nicht. Aber sie werden ihn maßlos langweilen.«

»Hast du heute morgen die Kommunion empfangen, um dich dem großen Ereignis mit geweihter Seele zu stellen?« stichelte Imbert weiter.

»Ich gehe jeden Tag zur Kommunion, seit zehn Jahren«, nickte Salvador. »Ich weiß nicht, ob meine Seele so ist, wie es sich für einen Christen gehört. Das weiß nur Gott.«

»Sie ist es«, dachte Amadito. Von allen Menschen, die er in seinen einunddreißig Lebensjahren kennengelernt hatte, bewunderte er keinen so sehr wie den Türken. Er war mit Urania Mieses verheiratet, einer Tante von Amadito, die dieser sehr liebte. In seiner Zeit als Kadett der Militärakademie Batalla de Las Carreras verbrachte Amadito seine freien Tage gewöhnlich bei der Familie Estrella Sadhalá. Salvador war sehr wichtig geworden in seinem Leben; er vertraute ihm seine Probleme, Besorgnisse, Träume, Zweifel an und bat ihn vor jeder Entscheidung um Rat. Die Familie Estrella Sadhalá hatte das Fest zur Feier von Amaditos Auszeichnung als *espada de honor* – als bester eines Jahrgangs von fünfunddreißig Offizieren! – ausgerichtet, an dem seine elf Tanten mütterlicherseits teilnahmen, und Jahre später auch die Nachricht mit ihm gefeiert, die der junge Leutnant für die schönste gehalten hatte, die ihm je zuteil werden würde: die Zulassung seines Antrags auf Aufnahme in die angesehenste Einheit der Streitkräfte, die Militäradjutanten, denen die persönliche Bewachung des Generalissimus

oblag.

Amadito schloß die Augen und atmete die salzige Brise ein, die durch die vier offenen Fenster eindrang. Imbert, der Türke und Antonio de la Maza schwiegen. Die beiden Antonios hatte er im Haus der Galle Mahatma Gandhi kennengelernt, und der Zufall wollte es, daß er Zeuge des Streits zwischen dem Türken und Antonio de la Maza wurde, der so heftig geriet, daß er schon auf Schüsse gefaßt war, und Monate später auch ihre Versöhnung um des gemeinsamen Zieles willen erlebte: den Ziegenbock töten. Wer hätte Amadito an jenem Tag des Jahres 1959, als Urania und Salvador das Fest für ihn organisierten, bei dem so viel Rum floß, gesagt, daß er keine zwei Jahre später, am 30. Mai 1961, einem Dienstag, in dieser lauen Sternennacht auf Trujillo höchstpersönlich warten würde, um ihn umzubringen. Wie viele Dinge waren geschehen seit jenem Tag, an dem Salvador ihn kurz nach seinem Eintreffen in der Mahatma Gandhi 21 am Arm gefaßt und mit ernstem Gesicht in den entferntesten Winkel des Gartens geführt hatte.

»Ich muß dir etwas sagen, Amadito. Weil ich dich gern habe. Weil wir alle in diesem Haus dich gern haben.«

Er sprach so leise, daß der junge Mann seinen Kopf vorreckte, um ihn zu verstehen.

»Worum geht es, Salvador?«

»Darum, daß ich dir nicht bei deiner Karriere schaden will. Wenn du hier verkehrst, kannst du Probleme bekommen.«

»Was für Probleme?«

Das fast immer entspannte Gesicht des Türken verkrampfte sich. Ein unruhiger Funken trat in seine Augen.

»Ich arbeite mit den Leuten vom 14. Juni zusammen. Wenn das herauskommt, wäre das äußerst gravierend für dich. Ein Offizier aus dem Korps von Trujillos Militäradjutanten. Stell dir das mal vor!«

Nie hätte der Leutnant sich Salvador als geheimen Verschwörer vorgestellt, als Helfer der Leute, die sich nach der castristischen Invasion am 14. Juni in Constanza, Maimón und Estero Hondo, der so viele Menschen zum Opfer

gefallen waren, zusammengefunden hatten, um gegen Trujillo zu kämpfen. Er wußte, daß der Türke das Regime haßte, und obwohl Salvador und seine Frau sich vor ihm zurückhielten, waren ihnen manchmal regierungsfeindliche Äußerungen herausgerutscht. Sie verstummten sofort, denn sie wußten, daß Amadito, obwohl Politik ihn nicht interessierte, dem Jefe Máximo, dem Wohltäter und Vater des Neuen Vaterlandes, der seit drei Jahrzehnten über die Geschicke der Republik und Leben und Tod der Dominikaner bestimmte, wie jeder Offizier der Armee in hündischer, inniger Treue ergeben war.

»Kein Wort mehr, Salvador. Du hast es mir gesagt. Ich habe es gehört. Und ich habe schon vergessen, was ich gehört habe. Ich werde weiter herkommen, wie immer. Hier bin ich zu Hause.«

Salvador schaute ihn mit seinem reinen Blick an, der in Amadito immer das belebende Gefühl weckte, das Leben lohne sich.

»Dann laß uns ein Bier trinken. Nur kein Trübsinn.«

Die ersten Personen, denen er seine Freundin vorstellte, als er sich verliebt hatte und an Heirat zu denken begann, waren, nach Tante Meca – seiner Lieblingstante unter den elf Schwestern seiner Mutter –, natürlich Salvador und Urania. Luisita Gil! Jedesmal, wenn er an sie dachte, drehte die Reue ihm die Eingeweide um, und bitterer Zorn stieg in ihm auf. Er holte eine Zigarette heraus und steckte sie sich in den Mund. Salvador zündete sie ihm mit seinem Feuerzeug an. Die hübsche kleine Braune, die anmutige, die kokette Luisita Gil. Nach Abschluß einiger Manöver hatte er mit zwei Kameraden eine Fahrt mit einem kleinen Segelboot unternommen, in La Romana. Am

Anlegeplatz kauften zwei junge Mädchen frischen Fisch. Die drei sprachen sie an und gingen dann mit ihnen zum Platzkonzert. Die Mädchen luden sie zu einer Hochzeitsfeier ein. Nur Amadito konnte hingehen, denn er hatte einen Tag Urlaub, seine Kameraden mußten in die Kaserne zurück. Er verliebte sich bis über beide Ohren in dieses schlanke, braunhäutige, geistreiche Mädchen mit

den blitzenden Augen, die wie ein Star der *Dominikanischen Stimme* Merengue tanzte. Und sie in ihn. Als sie zum zweiten Mal ausgingen, ins Kino und in ein Nachtlokal, konnte er sie küssen und streicheln. Sie war die Frau seines Lebens, er würde nie mit einer anderen Zusammensein können. Der gutaussiehende Amadito hatte seit seinen Tagen als Kadett vielen Frauen ähnliche Dinge gesagt, aber dieses Mal meinte er es ernst. Luisa stellte ihn ihrer Familie vor, in La Romana, und er lud sie zum Essen zu seiner Tante Meca in Ciudad Trujillo ein, und an einem Sonntag zur Familie Estrella Sadhalá; sie waren entzückt von Luisa. Als er ihnen sagte, er habe vor, um ihre Hand anzuhalten, bestärkten sie ihn: sie war eine bezaubernde Frau. Amadito bat ihre Eltern in aller Form um ihre Hand. Den Vorschriften entsprechend beantragte er beim Kommando der Militäradjutanten die Erlaubnis zur Eheschließung.

Es war sein erster Zusammenstoß mit einer Wirklichkeit, die ihm trotz seiner neunundzwanzig Jahre, seiner ausgezeichneten Benotungen, seiner hervorragenden Personalakte als Kadett und Offizier völlig unbekannt gewesen war. (>Wie den meisten Dominikanern<, dachte er.) Die Beantwortung seines Antrags ließ auf sich warten. Man erklärte ihm, das Korps der Adjutanten habe ihn an den SIM weitergeleitet, damit dieser Nachforschungen über die Person anstelle. In einer Woche oder zehn Tagen werde er die Genehmigung erhalten. Aber die Antwort kam weder nach zehn noch nach fünfzehn, noch nach zwanzig Tagen. Am einundzwanzigsten Tag rief ihn der Chef in sein Büro. Es war das einzige Mal, daß er einige Worte mit dem Wohltäter wechselte, obwohl er bei öffentlichen Veranstaltungen so oft in seiner Nähe gewesen war, das erste Mal, daß dieser

Mann, den er täglich in der Villa Radhamés sah, ihm einen Blick gönnte.

Leutnant Amado García Guerrero hatte schon als Kind, in seiner Familie – vor allem aus dem Mund seines Großvaters, des Generals Hermógenes García –, in der

Schule und später als Kadett und Offizier von Trujillos Blick gehört. Ein Blick, dem niemand standhalten konnte, ohne die Augen zu Boden zu senken, eingeschüchtert, vernichtet durch die Kraft, die diese bohrenden Pupillen ausstrahlten, ein Blick, der die geheimsten Gedanken, die verborgenen Wünsche und Gelüste lesen zu können schien, den Leuten ein Gefühl der Nacktheit gab. Amadito lachte über eine derartige Vermessenheit. Der Chef mochte ein großer Staatsmann sein, dessen Vision, Wille und Arbeitsfähigkeit aus der Dominikanischen Republik ein großes Land gemacht hatten. Aber er war nicht Gott. Sein Blick konnte nur der eines Sterblichen sein.

Kaum hatte er das Amtszimmer betreten, die Hacken zusammengeschnitten und sich mit der martialischsten Stimme gemeldet, die er seiner Kehle entlocken konnte – »Unterleutnant García Guerrero, zu Befehl, Exzellenz!« –, fühlte er sich wie elektrisiert. »Treten Sie vor«, sagte die hohe Stimme des Mannes, der am anderen Ende des Zimmers hinter einem mit rotem Leder gepolsterten Schreibtisch saß und schrieb, ohne den Kopf zu heben. Der junge Mann tat ein paar Schritte und blieb reglos stehen, ohne einen Muskel zu bewegen oder zu denken, die Augen auf das graue, sorgfältig geglättete Haar und die tadellose Kleidung gerichtet – blaues Jackett und blaue Weste, weißes Hemd mit makellosem Kragen und gestärkten Manschetten, silberfarbene Krawatte, von einer Perle gehalten – und auf seine Hände, deren eine ein Blatt Papier festhielt, das die andere mit raschen Schriftzügen in blauer Tinte bedeckte. An der linken konnte er den Ring mit dem schillernden Edelstein sehen, der abergläubischen Stimmen zufolge ein Amulett war, das ihm, als er in jungen Jahren als Angehöriger der Konstablerwache die *gavilleros* verfolgte, die sich gegen den nordamerikanischen Militärbesitzer erhoben hatten, ein haitianischer Mediziner mit der Versicherung gegeben hatte, er sei unverwundbar, solange er ihn trage.

»Eine gute Personalakte, Leutnant«, hörte er ihn sagen.

»Vielen Dank, Exzellenz.«

Der silbrige Kopf bewegte sich, und die großen, starren, glänz- und humorlosen Augen suchten die seinen. »Ich habe nie im Leben Angst gehabt«, gestand der Junge später Salvador. »Bis mich dieser Blick traf, Türke. Es stimmt. Als würde er in meinem Gewissen herumstochern.« Es folgte ein langes Schweigen, während diese Augen seine Uniform, sein Koppelzeug, seine Knöpfe, seine Krawatte, sein Käppi examinierten. Amadito begann zu schwitzen. Er wußte, daß die winzigste Nachlässigkeit in der Kleidung den Chef so sehr aufbrachte, daß er die heftigsten Vorhaltungen ausstoßen konnte.

»Sie können diese exzellente Personalakte nicht dadurch beflecken, daß Sie die Schwester eines Kommunisten heiraten. In meiner Regierung tun sich Freund und Feind nicht zusammen.«

Er sprach sanft, ohne den bohrenden Blick von ihm zu wenden. Amadito dachte, daß die dünne hohe Stimme gleich überkippen würde.

»Der Bruder von Luisa Gil ist einer der Verschwörer vom 14. Juni. Wußten Sie das?«

»Nein, Exzellenz.«

»Jetzt wissen Sie es«, sagte er mit einem Räuspern und fügte in unverändertem Ton hinzu: »Es gibt viele Frauen in diesem Land. Suchen Sie sich eine andere.«

»Jawohl, Exzellenz.«

Er sah, wie er eine zustimmende Gebärde machte, mit der er die Unterhaltung für beendet erklärte.

»Bitte um Erlaubnis, mich zu entfernen, Exzellenz.«

Er schlug die Hacken zusammen und grüßte. Er ging mit martialischem Schritt hinaus, um die Furcht zu verbergen, die ihn erfaßt hatte. Ein Militär gehorchte den Befehlen, vor allem, wenn sie vom Wohltäter und Vater des Neuen Vaterlandes kamen, der seiner Zeit einige Minuten abgerungen hatte, um persönlich mit ihm zu sprechen. Wenn er ihm, einem privilegierten Offizier, diesen Befehl erteilt hatte, dann war es zu seinem eigenen Wohl. Er mußte gehorchen. Er tat es, mit zusammengepreßten Zähnen. Sein Brief an Luisa Gil enthielt kein einziges Wort,

das nicht wahr gewesen wäre: »Mit großem Bedauern und obwohl ich meinen Gefühlen Gewalt antue, muß ich auf meine Liebe zu Dir verzichten und Dir mit großem Schmerz mitteilen, daß wir nicht heiraten können. Die Obrigkeit untersagt es mir auf Grund der trujillofeindlichen Aktivitäten Deines Bruders, die Du vor mir verheimlicht hast. Ich verstehe, warum Du es getan hast. Aber aus eben diesem Grund hoffe ich, daß auch Du die schwierige Entscheidung verstehst, zu der ich mich gegen meinen Willen gezwungen sehe. Ich werde immer voll Liebe an Dich denken, aber wir werden uns nicht wiedersehen. Ich wünsche Dir Glück im Leben. Sei mir nicht böse.«

Ob das schöne, fröhliche, schlanke Mädchen aus La Romana ihm wohl verzeihen hatte? In seinem Herzen hatte niemand ihren Platz eingenommen, obwohl er sie nicht wiedergesehen hatte. Luisa hatte einen wohlhabenden Landwirt aus Puerto Plata geheiratet. Doch auch wenn sie ihm den Bruch tatsächlich verzeihen hatte, das andere würde sie ihm nie verzeihen, wenn sie je davon erfahren sollte. Auch er würde es sich nie verzeihen. Selbst wenn in ein paar Augenblicken der von Schüssen durchlöcherter Leichnam des Ziegenbocks vor seinen Füßen läge – in diese kalten Leguanaugen wollte er die Kugeln seiner Pistole abfeuern –, würde er es sich nicht verzeihen können. »Das zumindest wird Luisa niemals erfahren.« Weder sie noch sonst jemand, außer denen, die den Hinterhalt gelegt hatten.

Und natürlich Salvador Estrella Sadhalá, zu dessen Haus in der Mahatma Gandhi 21 Leutnant García Guerrero in jenem Morgengrauen gekommen war, verwüstet von Haß, Alkohol und Verzweiflung, direkt aus dem Bordell von Pucha Vittini alias Pucha Brazobán im oberen Teil der Galle Juana Saltitopa, wohin ihn Oberst Johnny Abbes und Major Roberto Figueroa Carrión nach der Geschichte geschleppt hatten, damit er die Unannehmlichkeit mit ein paar Gläsern und einem guten Arsch vergäße. »Unannehmlichkeit«, »Opfer für das Vaterland«, »Willensbeweis«, »Blutzoll für den Chef«: solche Dinge

hatten sie ihm gesagt. Dann gratulierten sie ihm dazu, daß er sich der Beförderung würdig erwiesen habe. Amadito nahm einen Zug von der Zigarette und warf sie auf die Straße: ein winziges Feuerwerk beim Auftreffen auf den Asphalt. »Wenn du nicht an etwas anderes denkst, wirst du gleich weinen«, redete er sich zu, voll Scham angesichts der Vorstellung, Imbert, Antonio und Salvador könnten sehen, wie er in Tränen ausbrach. Sie würden glauben, ihn habe der Mut verlassen. Er preßte die Zähne zusammen, bis er Schmerz empfand. Niemals war er sich einer Sache so sicher gewesen wie dieser. Solange der Ziegenbock lebte, würde er selbst nicht leben, bliebe er die wandelnde Verzweiflung, zu der ihn jene Nacht im Januar 1961 gemacht hatte, in der die Welt für ihn zusammengebrochen und er, statt sich eine Kugel in den Mund zu schießen, in die Mahatma Gandhi 21 gelaufen war, um Schutz in Salvadors Freundschaft zu suchen. Er erzählte ihm alles. Nicht sofort. Denn als der Türke die Tür öffnete, aufgeschreckt durch das Klopfen im Morgengrauen, das ihn, seine Frau und die Kinder aus dem Bett und aus dem Schlaf riß, und der liederlichen, nach Alkohol stinkenden Gestalt Amaditos gegenüberstand, konnte dieser kein Wort hervorbringen. Er breitete die Arme aus und schlang sie um Salvador. »Was ist los, Amadito? Wer ist gestorben?« Sie brachten ihn in ihr Schlafzimmer, legten ihn ins Bett, ließen ihm Zeit, sich mit unzusammenhängenden, gestammelten Worten zu erleichtern. Urania Mises bereitete ihm einen Pfefferminztee, den sie ihm wie einem kleinen Kind schluckweise einflößte.

»Erzähl uns nichts, was du bereuen könntest«, unterbrach der Türke sein Gestammel.

Er trug einen mit Ideogrammen verzierten Kimono über dem Pyjama. Er saß auf der Kante des Bettes und schaute Amadito liebevoll an.

»Ich lass' dich allein mit Salvador«, sagte seine Tante Urania, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und erhob sich.

»Damit du

offen sprechen kannst, damit du ihm sagen kannst, was du

mir ungern erzählen würdest.«

Amadito dankte es ihr. Der Türke löschte das Deckenlicht. Der Schirm der Nachttischlampe hatte ein Muster, das die Glühbirne rot aufscheinen ließ. Wolken? Tiere? Der Leutnant dachte, daß er sich nicht rühren würde, wenn ein Feuer ausbräche.

»Schlaf, Amadito. Im Tageslicht werden dir die Dinge weniger tragisch vorkommen.«

»Es wird genauso sein, Türke. Tag und Nacht werde ich mich anwidern. Schlimmer noch, wenn der Alkohol nicht mehr wirkt.«

Es hatte an diesem Mittag begonnen, im Hauptquartier der Militäradjutanten, gleich neben der Villa Radhamés. Er war gerade aus Boca Chica zurückgekehrt, wohin ihn der Verbindungsmann zwischen dem Chef des Vereinigten Generalstabes und dem Generalissimus Trujillo, Major Roberto Figueroa Carrión, geschickt hatte, um General Ramfis Trujillo auf dem Stützpunkt der Dominikanischen Luftwaffe einen versiegelten Umschlag zu überbringen. Der Leutnant betrat das Büro des Majors, um Bericht über seine Mission zu erstatten, und dieser empfing ihn mit einem verschmitzten Gesichtsausdruck. Er zeigte ihm die Mappe mit rotem Einband, die auf seinem Schreibtisch lag.

»Wetten, du weißt nicht, was das ist?«

»Eine Woche Urlaub, damit ich mich an den Strand legen kann, Herr Major?«

»Deine Beförderung zum Oberleutnant, Junge!« freute sich sein Chef, während er ihm die Mappe reichte.

»Ich war völlig baff, denn ich war gar nicht an der Reihe.« Salvador rührte sich nicht. »Mir fehlen noch acht Monate, bis ich Beförderung beantragen kann. Ich dachte: Ein Trostpreis, weil man mir die Erlaubnis zur Heirat verweigert hat.«

Salvador, der am Fuß des Bettes saß, verzog das Gesicht voll Unbehagen.

»Hast du das denn nicht gewußt, Amadito? Haben deine Kameraden, deine Vorgesetzten dir nichts vom Treuebeweis erzählt?«

»Ich habe das für Gerede gehalten«, verneinte Amadito mit wütender Überzeugung. »Ich schwöre es dir. Die Leute laufen nicht herum und prahlen damit. Ich wußte es nicht. Ich war völlig ahnungslos.«

War das die Wahrheit, Amadito? Eine Lüge mehr, eine fromme Lüge mehr in dieser Kette von Lügen, aus der das Leben seit seinem Eintritt in die Militärakademie bestanden hatte. Oder seit seiner Geburt, da er fast zur gleichen Zeit wie die Ära Trujillo das Licht der Welt erblickt hatte. Natürlich hättest du wissen, vermuten müssen; natürlich hattest du in der Festung in San Pedro de Macorís und später bei den Militäradjutanten durch Scherze, Angeberei, Wichtigtuerei, Geprahle mitbekommen, erahnt, entdeckt, daß die Privilegierten, die Erwählten, die Offiziere, denen man die Posten mit der größten Verantwortung anvertraute, ihre Treue für Trujillo unter Beweis stellen mußten, bevor sie befördert wurden. Du wußtest ganz genau, daß es das gab. Aber jetzt wußte der Leutnant García Guerrero auch, daß er nie im einzelnen hatte erfahren wollen, worum es sich bei diesem Beweis handelte. Major Figueroa Carrión schüttelte ihm die Hand und wiederholte etwas, das er, weil oft gehört, schließlich geglaubt hatte:

»Du hast eine große Karriere vor dir, Junge.«

Er befahl ihm, ihn um acht Uhr abends zu Hause abzuholen: sie würden einen trinken gehen, um seine Beförderung zu feiern, und eine Formalität erledigen.

»Komm mit dem Jeep«, verabschiedete ihn der Major.

Um acht Uhr fand Amadito sich zu Hause bei seinem Chef ein. Dieser bat ihn nicht herein. Er mußte aus dem Fenster geschaut haben, denn bevor Amadito aus dem Jeep aussteigen konnte, erschien er schon in der Tür. Er schwang sich in das Fahrzeug und befahl dem Leutnant, ohne auf dessen Gruß zu antworten, mit gezwungen natürlicher Stimme:

»Zur Cuarenta, Amadito.«

»Zum Gefängnis, Herr Major?«

»Ja, zur Cuarenta«, wiederholte Amadito. »Dort wurden wir, du weißt schon von wem, erwartet, Türke.«

»Johnny Abbes«, murmelte Salvador.

»Oberst Abbes García«, korrigierte mit kalter Ironie Amadito. »Der Chef des SIM, ja.«

»Bist du sicher, daß du mir das erzählen willst, Amadito?« Der junge Mann spürte die Hand Salvadors auf seinem Knie. »Wirst du mich nicht später hassen, weil du weißt, daß auch ich es weiß?«

Amadito kannte ihn vom Sehen. Er hatte ihn wie einen Schatten durch die Gänge des Regierungspalastes huschen, im Garten der Villa Radhamés aus seinem oder in seinen schwarzen gepanzerten Cadillac steigen, das Büro des Chefs betreten oder es verlassen sehen, etwas, das Johnny Abbes und wahrscheinlich niemand sonst im ganzen Land tun durfte – zu jeder Stunde des Tages und der Nacht im Regierungspalast oder in der Privatresidenz des Wohltäters erscheinen, um sofort empfangen zu werden –, und wie viele seiner Kameraden in Heer, Marine oder Luftwaffe hatte er immer einen heimlichen Schauer von Ekel angesichts der aufgeschwemmten Gestalt in der schlecht sitzenden Oberstuniform empfunden, fleischgewordene Negation der Haltung, Beweglichkeit, Zackigkeit, Männlichkeit, Kraft und Ausstrahlung, die von Angehörigen der Streitkräfte zu erwarten sind – das sagte der Chef jedesmal, wenn er am Nationalfeiertag und am Tag der Streitkräfte zu seinen Soldaten sprach –, angesichts des wabbligen, finsternen Gesichts mit dem kleinen gestutzten Lippenbart nach Art von Arturo de Córdoba oder Pedro Lopez Moctezuma, den beliebtesten mexikanischen Schauspielern, und dem Doppelkinn, das ihm wie bei einem Kapaun auf den verschrumpelten Hals herunterhing. Sie sagten es zwar nur im allerkleinsten Kreis und nach vielen Gläsern Rum, aber die Offiziere haßten Oberst Johnny Abbes García, weil er kein echter Militär war. Er hatte sich seine Litzen nicht wie sie verdient, die gebüffelt, die Militäarakademie und die Kasernen durchlaufen, Schweiß vergossen hatten, um in der Rangordnung aufzusteigen. Er besaß sie als Lohn für zweifellos schmutzige Dienste, um seine

Ernennung zum allmächtigen Chef des Militärischen Geheimdienstes zu rechtfertigen. Und sie mißtrauten ihm wegen der dunklen Taten, die man ihm zuschrieb: das Verschwindenlassen von Personen, die Hinrichtungen, das plötzliche In-Ungnade-Fallen hochgestellter Personen – wie kürzlich erst des Senators Agustín Cabral –, die schrecklichen Denunziationen, Enthüllungen und Verleumdungen der Zeitungskolumne Das öffentliche Forum, die jeden Morgen in *El Caribe* erschienen und die Leute in ständiger Ungewißheit leben ließen, denn von dem, was dort über sie geschrieben stand, hing ihr Schicksal ab, und die Intrigen und Manöver gegen oft unpolitische, unbescholtene Menschen, friedliche Bürger, die aus irgendeinem Grund in das riesige Spionagenetz geraten waren, das Johnny Abbes García und das vielköpfige Heer der *caliés* bis hin in die entfernsten Winkel der dominikanischen Gesellschaft ausgelegt hatten. Viele Offiziere – darunter Leutnant García Guerrero – fühlten sich berechtigt, dieses Individuum in ihrem tiefsten Innern zu verachten, trotz des Vertrauens, das der Generalissimus ihm bewies, weil sie wie viele Angehörige der Regierung und anscheinend Ramfis Trujillo selbst der Ansicht waren, daß Oberst Abbes García das Regime durch seine unverhüllte Grausamkeit in Mißkredit brachte und seinen Kritikern Argumente lieferte. Amadito erinnerte sich jedoch an ein Streitgespräch, bei dem sein unmittelbarer Vorgesetzter, Major Figueroa Carrión, ihn nach einem bierseligen Abendessen mit mehreren Militäradjutanten verteidigt hatte: »Der Oberst mag ein Teufel sein; aber dem Chef nützt er: alles Böse schreibt man ihm zu und Trujillo nur das Gute. Was für einen besseren Dienst könnte er ihm erweisen? Damit eine Regierung dreißig Jahre dauert, ist ein Johnny Abbes nötig, der seine Hände mit Scheiße beschmutzt. Und den ganzen Körper und den Kopf, wenn es sein muß. Der sich drangibt. Der den Haß der Feinde auf sich konzentriert und bisweilen den der Freunde. Der Chef weiß das, und deshalb hat er ihn an seiner Seite. Wenn der Oberst ihm nicht den Rücken freihalten würde,

wer weiß, ob es ihm dann nicht schon ergangen wäre wie Pérez Jiménez in Venezuela, Batista in Kuba und Perón in Argentinien.«

»Guten Abend, Leutnant.«

»Guten Abend, Herr Oberst.«

Amadito hob die Hand an das Käppi zum militärischen Gruß, aber Abbes García reichte ihm die Hand – eine Hand weich wie ein Schwamm, feucht von Schweiß – und klopfte ihm leicht auf die Schulter.

»Hier entlang.«

Neben dem Wachhäuschen, in dem sich ein halbes Dutzend Wachsoldaten drängte, hinter dem Gitter des Eingangstores, gab es einen kleinen Raum, der anscheinend als Verwaltungsbüro diente, mit einem Tisch und ein paar Stühlen. Er wurde matt von einer einzigen Glühbirne erleuchtet, die am Ende eines langen, fliegenbedeckten Kabels baumelte; um sie herum wimmelte ein Schwärm von Insekten. Der Oberst schloß die Tür, wies auf die Stühle. Ein Wachsoldat trat herein, mit einer Flasche Johnny Walker Red Label (»Meine Lieblingsmarke, weil Juanito Caminante mein Namensvetter ist«, scherzte der Oberst), Gläsern, einem Eiskübel und mehreren Flaschen Mineralwasser. Während der Oberst die Gläser füllte, redete er mit dem Leutnant, als wäre Major Figueroa Carrión gar nicht anwesend.

»Meine Glückwünsche zum neuen Rangabzeichen. Und zu dieser Personalakte. Ich kenne sie sehr gut. Der SIM hat Ihre Beförderung empfohlen. Wegen Ihrer militärischen und zivilen Verdienste. Ich werde Ihnen ein Geheimnis verraten. Von den Offizieren, denen man die Erlaubnis zur Eheschließung verweigert hat, sind Sie einer der wenigen, die gehorcht haben, ohne eine Überprüfung zu verlangen. Deshalb belohnt der Chef Sie, indem er Ihre Beförderung ein Jahr vorzieht. Darauf einen Juanito Caminante!«

Amadito nahm einen langen Schluck. Oberst Abbes García hatte ihm fast das ganze Glas mit Whisky gefüllt und nur ein bißchen Wasser nachgegossen, so daß die Flüssigkeit etwas wie eine elektrische Entladung in seinem Gehirn

bewirkte.

»In dieser Situation, an diesem Ort und Johnny Abbes, der dir einschenkt, hast du da nicht geahnt, was auf dich zukommt?« murmelte Salvador. Der junge Mann spürte den Verdruß, der in den Worten seines Freundes lag.

»Daß es hart und abscheulich sein würde, ja, Türke«, erwiderte er zitternd. »Aber niemals das, was dann geschah.«

Der Oberst schenkte eine weitere Runde aus. Alle drei hatten zu rauchen begonnen, und der Chef des SIM sprach davon, wie wichtig es sei, den inneren Feind nicht hochkommen zu lassen, ihn zu zerschmettern, sobald er sich regte.

»Solange nämlich der innere Feind schwach und uneinig ist, kommt es nicht darauf an, was der äußere tut. Daß die Vereinigten Staaten wettern, daß die OAS protestiert, daß Venezuela und Costa Rica bellen, ficht uns nicht an. Es schließt die Dominikaner vielmehr nur noch dichter um den Chef zusammen.«

Er hatte eine leise schleppende Stimme und mied den Blick seines Gesprächspartners. Seine kleinen dunklen, flinken, ausweichenden Augen waren in ständiger Bewegung, als würden sie bei den anderen verborgene Dinge aufspüren. Von Zeit zu Zeit trocknete er sich den Schweiß mit einem großen roten Taschentuch.

»Vor allem die Militärs.« Er machte eine Pause, um die Asche seiner Zigarette auf den Boden zu schnippen. »Und vor allem die Creme der Militärs, Leutnant García Guerrero. Zu der Sie schon gehören. Der Chef wollte, daß Sie das wissen.«

Er machte erneut eine Pause, schenkte sich das Glas voll, nahm einen Schluck. Erst in diesem Augenblick schien er die Existenz von Major Figueroa Carrión zu bemerken:

»Weiß der Leutnant, was der Chef von ihm erwartet?«

»Das braucht ihm keiner zu sagen, er ist der Offizier mit dem meisten Grips seines Jahrgangs.« Der Major hatte ein Krötengesicht; seine verquollenen Gesichtszüge waren durch den Alkohol aufgetrieben und rötlich verfärbt. Amadito hatte den Eindruck, daß der Dialog eine

einstudierte Komödie war. »Ich stelle mir vor, daß er es weiß; wenn nicht, dann verdient er diese neue Litze nicht.« Es folgte eine weitere Pause, während der Oberst die Gläser

zum dritten Mal füllte. Er tat die Eiskwürfel mit den Fingern hinein. »Prost«, und er trank, und sie tranken. Amadito sagte sich, daß er tausendmal lieber einen Rum mit Coca-Cola hätte als den bitteren Whisky. Und erst in diesem Augenblick begriff er das mit Juanito Caminante. »Wie dumm von mir, daß ich es nicht kapiert habe«, dachte er. Wie merkwürdig dieses rote Taschentuch des Obersts! Er hatte weiße, blaue, graue Taschentücher gesehen. Aber rote! Wie ausgefallen.

»Sie werden immer größere Verantwortung zu tragen haben«, sagte der Oberst mit feierlicher Miene. »Der Chef will sicher sein, daß Sie dem gewachsen sind.«

»Was soll ich tun, Herr Oberst?« Amadito irritierten so viele Umschweife. »Ich habe immer getan, was meine Vorgesetzten mir befohlen haben. Ich werde den Chef nie enttäuschen. Es geht um den Treuebeweis, nicht wahr?«

Der Oberst betrachtete mit gesenktem Kopf den Tisch. Als er das Gesicht hob, bemerkte der Leutnant einen zufriedenen Glanz in diesen unsteten Augen.

»Es stimmt, den Offizieren mit Mumm in den Knochen, den Trujillisten bis ins Mark, versüßt man die Pille nicht.« Er stand auf. »Sie haben recht, Leutnant. Bringen wir diese dumme Angelegenheit hinter uns, damit wir die neue Litze bei Puchita Brazobán feiern können.«

»Was solltest du tun?« Salvador sprach mit Mühe, seine Kehle war rau und sein Gesichtsausdruck niedergeschlagen.

»Einen Verräter mit meinen eigenen Händen umbringen. So sagte er: Und ohne daß sie Ihnen zittern, Leutnant.«

Als sie auf den Hof der Cuarenta hinausgingen, spürte Amadito, daß es in seinen Schläfen rauschte. Nah am großen Bambusstock, neben dem Wohnhaus, das man zum Gefängnis und Folterzentrum des SIM umgebaut hatte, stand in der Nähe des Jeeps, mit dem sie gekommen

waren, ein anderer, fast gleich aussehender, mit ausgeschalteten Scheinwerfern. Auf dem Rücksitz flankierten zwei Wachsoldaten mit Gewehren einen Typ mit gefesselten Händen und einem Tuch, das seinen Mund bedeckte.

»Sie fahren mit mir, Leutnant«, sagte Johnny Abbes, während er sich an das Steuer des Jeeps setzte, in dem sich die Wachsoldaten befanden. »Sie folgen uns, Roberto.«

Als die beiden Fahrzeuge das Gefängnis verließen und die Straße zur Küste nahmen, brach ein Unwetter los, und die Nacht füllte sich mit Blitzen und Donnerschlägen. Der herabprasselnde Regen durchnäßte sie in den offenen Jeeps bis auf die Knochen.

»Besser, es regnet, auch wenn wir naß werden«, erklärte der Oberst. »Das wird die schwüle Luft reinigen. Die Bauern haben schon lange um ein wenig Wasser gefleht.« Er erinnerte sich nicht, wie lange die Fahrt gedauert hatte, aber es konnte nicht lange gewesen sein, denn er erinnerte sich daran, daß die Wanduhr im kleinen Empfangsraum zehn Uhr schlug, als sie das Bordell von Pucha Vittini betraten, nachdem sie den Jeep in der Galle Juana Saltitopa geparkt hatten. Die ganze Sache hatte von dem Augenblick an, da er Major Figueroa Carrión zu Hause abgeholt hatte, weniger als zwei Stunden gedauert. Abbes García bog von der Landstraße ab, und der Jeep hüpfte und schwankte, als wollte er auseinanderfallen auf dem freien Feld mit hohem Gras und Gesteinsbrocken, durch das er fuhr, unmittelbar gefolgt vom Jeep des Majors, dessen Scheinwerfer sie beleuchteten. Es war dunkel, aber der Leutnant wußte, daß sie parallel zum Meer fuhren, denn das Getöse der Brandung war näher gekommen und drang ihm in die Ohren. Ihm schien, als umfuhren sie den kleinen Hafen von La Caleta. Kaum hatte der Jeep angehalten, hörte der Regen auf. Der Oberst sprang mit einem Satz heraus, und Amadito tat es ihm nach. Die beiden Wachsoldaten waren instruiert, denn sie stießen den Gefangenen aus dem Fahrzeug, ohne auf Befehle zu warten. Im Lichtschein eines fernen Blitzes sah der Leut-

nant, daß der Geknebelte keine Schuhe trug. Während der ganzen Fahrt hatte er sich absolut gefügig verhalten, aber kaum betrat er den Boden, begann er sich zu winden, zu stöhnen, versuchte, sich von seinen Fesseln und seinem Knebel zu befreien, als würde ihm endlich bewußt, was ihm bevorstand.

Amadito, der bislang vermieden hatte, ihn anzusehen, beobachtete die krampfhaften Bewegungen seines Kopfes, mit denen er den Mund freibekommen wollte, um etwas zu sagen, vielleicht um zu bitten, sie möchten sich seiner erbarmen, vielleicht um sie zu verfluchen. »Und wenn ich nun den Revolver ziehe und auf den Oberst, den Major und die beiden Wachsoldaten schieße und ihn fliehen lasse?« dachte er.

»Statt einem gäbe es zwei Tote in den Klippen«, sagte Salvador.

»Ein Glück, daß der Regen aufgehört hat«, sagte Major Figueroa Carrión, während er ausstieg. »Ich bin völlig durchnäßt, Scheiße.«

»Haben Sie Ihre Waffe da?« fragte Oberst Abbes García.

»Lassen Sie den armen Teufel nicht länger leiden.«

Amadito nickte, ohne ein Wort zu sagen. Er tat ein paar Schritte, bis er neben dem Gefangenen stand. Die Soldaten ließen ihn los und traten beiseite. Der Typ rannte nicht weg, wie Amadito geglaubt hatte. Bestimmt gehorchten ihm die Beine nicht, ließ die Angst ihn wie angewurzelt stehenbleiben im Gras und Schlamm des freien Feldes, auf dem der Wind kräftig blies. Aber obwohl er nicht zu fliehen versuchte, bewegte er weiter verzweifelt den Kopf, von rechts nach links, von oben nach unten, in seinem vergeblichen Bemühen, sich von dem Knebel zu befreien. Er stöhnte stoßweise. Leutnant García Guerrero setzte ihm den Lauf seiner Pistole an die Schläfe und drückte ab. Der Knall betäubte ihn und ließ ihn eine Sekunde lang die Augen schließen.

»Geben Sie ihm den Gnadenschuß«, sagte Abbes García.

»Man weiß nie.«

Amadito beugte sich herunter, betastete den Kopf des Lie-

genden – er war still und stumm – und schoß noch einmal aus allernächster Nähe.

»Jetzt ja«, sagte der Oberst, faßte ihn am Arm und drängte ihn zum Jeep von Major Figueroa Carrión. »Die Wachsoldaten wissen, was sie zu tun haben. Gehen wir zu Puchita, den Körper aufwärmen.«

Im Jeep, der von Roberto Figuerora Carrión gefahren wurde, blieb Leutnant Garcia Guerrero stumm und hörte nur halb dem Dialog zwischen dem Oberst und dem Major zu. Er erinnerte sich an etwas, das sie gesagt hatten.

»Werden sie ihn dort begraben?«

»Sie werden ihn ins Meer werfen«, erklärte der Chef des SIM. »Das ist der Vorteil dieser Klippen. Hoch und messerscharf. Unten ist eine Einbuchtung, sehr tief, wie ein Brunnen. Voller Haie und Haiweibchen, die da warten. Sie verschlingen ihn in Sekunden, das muß man gesehen haben. Sie hinterlassen keine Spur. Sicher, rasch, und sauber ist es auch.«

»Würdest du diese Klippe wiedererkennen?« fragte Salvador.

Nein. Er erinnerte sich nur, daß sie, bevor sie ihr Ziel erreichten, nah an dieser kleinen Bucht, La Caleta, vorbeigefahren waren. Aber die ganze Fahrt, ab der Cuarenta, könnte er nicht rekonstruieren.

»Ich werde dir ein Schlafmittel geben.« Salvador legte ihm erneut die Hand auf das Knie. »Mit dem du sechs, acht Stunden schlafen wirst.«

»Ich bin noch nicht fertig, Türke. Noch ein wenig Geduld. Damit du mir ins Gesicht spucken und mich aus dem Haus werfen kannst.«

Sie waren in das Bordell von Pucha Vittini gegangen, ein altes Haus mit Baikonen und einem verdorrten Garten, ein Bordell, das von *caliés* besucht wurde, von Leuten, die mit der Regierung und dem SIM verbunden waren, für den, so die Gerüchte, auch diese sympathische Alte mit derbem Mundwerk namens Pucha arbeitete, die in der Hierarchie ihres Gewerbes zur Verwalterin und Regentin von Huren aufgestiegen war, nachdem sie selbst dieses Metier seit

sehr jungen Jahren und mit Erfolg in den Bordellen der Galle Dos ausgeübt hatte. Sie empfing sie an der Tür und begrüßte Johnny Abbes und Major Figueroa Carrión wie alte Freunde. Sie faßte Amadito unters Kinn: »Was für ein hübscher Junge!« Dann führte sie die drei in den zweiten Stock und ließ sie an einem kleinen Tisch neben der Bar Platz nehmen. Johnny Abbes bestellte Juanito Caminante. »Es hat eine Weile gedauert, bis ich kapiert habe, daß es der Whisky ist, Herr Oberst«, gestand Amadito. »Johnny Walker. Juanito Caminante. So einfach, und ich habe es nicht verstanden.«

»Das ist besser als jeder Psychiater«, sagte der Oberst. »Ohne Juanito Caminante würde ich mein inneres Gleichgewicht nicht aufrechterhalten, das Wichtigste bei meiner Arbeit. Wenn man sie gut machen will, braucht man Gelassenheit, kaltes Blut und eiskalte Eier. Man darf nie die Gefühle mit dem Denken vermischen.«

Es waren noch keine Kunden da, außer einem kleinen Kahlkopf mit Brille, der an der Theke saß und ein Bier trank. Der Musikautomat spielte einen Bolero, und Amadito erkannte die schwere Stimme von Tona la Negra. Major Figueroa Carrión erhob sich und forderte eine der Frauen zum Tanzen auf, die in einer Ecke, unter dem großen Plakat eines mexikanischen Films mit Libertad Lamarque und Tito Guizar, miteinander tuschelten.

»Sie haben gute Nerven«, sagte Oberst Abbes García anerkennend. »Nicht alle Offiziere sind so. Ich habe viele Eisenfresser erlebt, die im kritischen Augenblick versagten. Ich habe erlebt, wie sie sich aus Angst in die Hosen schissen. Man braucht nämlich mehr Schneid zum Töten als zum Sterben, auch wenn niemand das glaubt.«

Er schenkte die Gläser voll und sagte: »Prost!« Amadito trank gierig. Wie viele Gläser? Drei, fünf, bald verlor er das Gefühl für Zeit und Ort. Er trank nicht nur, er tanzte auch, mit einer Indianerin, die er streichelte und in ein kleines Zimmer schleppte, das von einer mit rotem Zellophanpapier bedeckten Glühbirne erleuchtet wurde, die über einem Bett mit einer bunten Decke baumelte. Er konnte das Mädchen

nicht nehmen. »Ich bin zu besoffen, *mamacita*«, entschuldigte er sich. Der wahre Grund war der Knoten im Magen, die Erinnerung an das, was er gerade getan hatte. Schließlich sammelte er allen Mut, um dem Oberst und dem Major zu sagen, daß er gehen wolle, er fühle sich hundeelend durch den vielen Alkohol.

Die drei gingen durch den Ausgang. Dort stand der schwarze gepanzerte Cadillac, mit Chauffeur, und wartete auf Johnny Abbes; daneben ein Jeep mit einer Eskorte bewaffneter Leibwächter. Der Oberst gab ihm die Hand.

»Liegt Ihnen nicht daran, zu wissen, wer dieser Typ war?«

»Ich will es lieber nicht wissen, Herr Oberst.«

Das aufgedunsene Gesicht von Abbes García verzog sich zu einem ironischen Grinsen, während er es mit seinem feuerfarbenen Taschentuch abtrocknete:

»Wie einfach wäre es, wenn man diese Dinge tun würde, ohne zu wissen, um wen es sich handelt. Kommen Sie mir nicht so, Leutnant. Wenn jemand ins Wasser springt, muß er naß werden. Es war einer vom 14. Juni, der kleine Bruder Ihrer Ex-Freundin, glaube ich. Luisa Gil, nicht? Gut, also bis dann, wir werden bestimmt einiges gemeinsam machen. Wenn Sie mich brauchen, wissen Sie, wo Sie mich finden können.«

Der Leutnant spürte abermals die Hand des Türken auf seinem Knie.

»Das ist gelogen, Amadito«, versuchte Salvador ihn zu beruhigen. »Es kann jeder gewesen sein. Er hat dich getäuscht. Um dich völlig zu zerstören, um dir das Gefühl zu geben, noch mehr verstrickt, noch mehr Sklave zu sein. Vergiß, was er gesagt hat. Vergiß, was du getan hast.«

Amadito nickte. Ganz langsam zeigte er auf den Revolver seines Patronengürtels.

»Wenn ich das nächste Mal schieße, dann, um Trujillo umzubringen, Türke«, sagte er. »Du und Tony Imbert, ihr könnt auf mich zählen, egal für was. Ihr braucht nicht mehr das Thema zu wechseln, wenn ich dieses Haus betrete.«

»Achtung, Achtung, der kommt direkt auf uns zu«, sagte Antonio de la Maza, während er den abgesägten Lauf in

Fensterhöhe hob, bereit zu schießen.

Auch Amadito und Salvador griffen nach ihren Waffen. Antonio Imbert ließ den Motor an. Aber das Auto, das langsam dahingleitend, wie suchend auf sie zukam, war nicht der Chevrolet, sondern ein kleiner Volkswagen. Er fuhr abgebremst, bis er sie entdeckt hatte. Dann wendete er und fuhr in Gegenrichtung zurück, zu der Stelle, wo sie parkten. Er hielt neben ihnen, mit ausgeschalteten Scheinwerfern.

IV

»Wollen Sie nicht hinaufgehen, um ihn zu sehen?« sagt die Krankenschwester schließlich.

Urania weiß, daß der Frau diese Frage auf der Zunge liegt, seit sie nach Betreten des kleinen Hauses in der César Nicolás Pensen in die Küche gegangen ist und sich einen

Kaffee gemacht hat, statt sich von ihr in das Zimmer von Senor Cabral führen zu lassen. Sie schlürft ihn seit zehn Minuten in kleinen Schlucken.

»Zuerst werde ich zu Ende frühstücken«, antwortet sie, ohne zu lächeln, und die Krankenschwester senkt verwirrt den Blick. »Ich stärke mich, um diese Treppe hochsteigen zu können.«

»Ich weiß, daß es zu einer Distanzierung zwischen Ihnen und ihm gekommen ist, etwas habe ich gehört«, sagt die Frau, die nicht weiß, was sie mit ihren Händen anfangen soll, wie zur Entschuldigung. »Es war nur eine Frage. Ich habe dem Senor schon sein Frühstück gegeben und ihn rasiert. Er wacht immer sehr früh auf.«

Urania nickt. Jetzt ist sie ruhig und gelassen. Sie betrachtet noch einmal die Schäbigkeit, die sie umgibt. Es ist nicht nur die verblichene Farbe der Wände: alles, die Tischplatte, das Abwaschbecken, der Schrank, wirkt geschrumpft, fehlt am Platz. Waren es dieselben Möbel? Sie erkannte nichts wieder.

»Kommt ihn jemand besuchen? Von der Familie, meine ich.«

»Die Töchter der Senora Adelina, Senora Lucindita und Sefiora Manolita, kommen immer, so gegen Mittag.« Die Frau, hochgewachsen, in vorgerücktem Alter, mit einer Hose bekleidet unter der weißen Uniform, steht in der Türöffnung der Küche und macht keinen Hehl aus ihrem Unbehagen. »Ihre Tante kam früher jeden Tag. Aber seit sie sich die Hüfte gebrochen hat, geht sie nicht mehr aus dem Haus.«

Tante Adelina war um einiges jünger als ihr Vater, sie mochte höchstens fünfundsiebzig Jahre alt sein. Sie hatte sich also die Hüfte gebrochen. Ob sie wohl noch immer so fromm war? Damals ging sie jeden Tag zum Abendmahl.

»Ist er in seinem Schlafzimmer?« Urania trinkt den letzten Schluck Kaffee. »Na ja, wo soll er sonst sein. Nein, Sie brauchen mich nicht zu begleiten.«

Sie steigt die Treppe hinauf, deren Geländer abgeblättert ist und wo die Blumentöpfe fehlen, an die sie sich erinnerte,

noch immer mit dem Gefühl, daß das Haus zusammengeschrumpft ist. Als sie ins obere Stockwerk gelangt, bemerkt sie die abgewetzten Fliesen, von denen einige lose sind. Dies war einmal ein modernes, wohlhabendes, mit Geschmack eingerichtetes Haus; es ist völlig heruntergekommen, ein elendes Loch, verglichen mit den Residenzen und Wohnanlagen, die sie am Vortag in Bella Vista gesehen hat. Sie bleibt vor der ersten Tür stehen – dies war sein Zimmer – und klopft ein paarmal, bevor sie hineingeht.

Starkes Licht empfängt sie, das durch das weit geöffnete Fenster hereinfällt. Der grelle Schein blendet sie einige Sekunden; dann zeichnet sich allmählich das mit einer grauen Decke bedeckte Bett ab, die alte Kommode mit ihrem ovalen Spiegel, die Photographien an den Wänden – wie war er bloß an das Photo gelangt, das sie bei der Verleihung der Doktorwürde in Harvard zeigte? – und, zuletzt, in dem alten Ledersessel mit Rückenlehne und breiten Armstützen, der Alte in einem blauen Pyjama und Hausschuhen. Er wirkt wie verloren in dem Möbel. Er ist verdorrt, eingeschrumpft, genau wie das Haus. Ein weißer Gegenstand zu Füßen ihres Vaters lenkt sie ab: ein Nachtopf, halb mit Urin gefüllt.

Damals hatte er schwarzes Haar, abgesehen von seinen elegant graumelierten Schläfen; jetzt sind die spärlichen Strähnen seiner Kahlheit gelblich, schmutzig. Seine Augen waren groß, selbstsicher, Herren der Welt (wenn nicht der Chefin der Nähe war); die beiden Schlitze, die sie anstarren, sind klein, maushaft, verschreckt. Er hatte Zähne und jetzt nicht mehr; man muß ihm das künstliche Gebiß herausgenommen haben (sie hatte die Rechnung vor ein paar Jahren bezahlt), denn seine Lippen sind eingezogen und die Wangen derart eingefallen, daß sie sich fast berühren. Er sitzt in sich zusammengesunken, seine Füße berühren kaum den Boden. Um ihn anzusehen, hatte sie einst den Kopf heben, den Hals recken müssen: jetzt würde er ihr, wenn er aufstünde, gerade bis zur Schulter reichen. »Ich bin Urania«, murmelt sie, während sie näher tritt. Sie

setzt sich auf das Bett, einen Meter von ihrem Vater entfernt. »Weißt du noch, daß du eine Tochter hast?«

Im Innern des Alten regt sich etwas, die knöchernen, bleichen Hände mit den zarten Fingern, die auf seinen Beinen liegen, bewegen sich. Aber die winzigen Augen bleiben ausdruckslos, obwohl sie sich nicht von Urania lösen.

»Ich erkenne dich auch nicht wieder«, sagt Urania leise.

»Ich weiß nicht, warum ich hergekommen bin, was ich hier soll.«

Der kleine Alte hat begonnen, den Kopf zu bewegen, von oben nach unten, von unten nach oben. Aus seiner Kehle kommt ein rauher, langgezogener, stockender Klagelaut, wie ein düsterer Gesang. Aber nach wenigen Augenblicken beruhigt er sich, noch immer mit starr auf sie gerichteten Augen.

»Das Haus war voller Bücher.« Urania beäugt die nackten Wände. »Was ist aus ihnen geworden? Natürlich, du kannst nicht mehr lesen. Hattest du damals Zeit zum Lesen? Ich kann mich nicht erinnern, dich jemals lesen gesehen zu haben. Du warst ein zu beschäftigter Mann. Ich bin es jetzt auch, genauso oder mehr als du damals. Zehn, zwölf Stunden in der Kanzlei oder bei Klienten. Aber ich nehme mir die Zeit, jeden Tag ein wenig zu lesen. In aller Frühe, während ich zwischen den Wolkenkratzern von Manhattan den Tag heraufziehen sehe, oder abends, wenn ich die Lichter dieser gläsernen Bienenkörbe anschau. Ich lese sehr gern. An den Sonntagen lese ich drei oder vier Stunden, nach *Meet the Press* im Fernsehen. Ein Vorteil meines Alleinlebens, Papa. Das wußtest du, nicht? Dein Töchterchen ist eine alte Jungfer geworden. Wie sagtest du einmal? »Was für ein Fiasko! Sie hat sich keinen Mann geangelt!« Ich auch nicht, Papa. Besser gesagt, ich wollte nicht. Ich bekam Anträge. An der Universität. Bei der Weltbank. In der Kanzlei. Stell dir vor, auch jetzt noch taucht plötzlich ein Verehrer auf. Bei den neunundvierzig Jahren, die ich auf dem Buckel habe!

Es ist gar nicht so schrecklich, eine alte Jungfer zu sein.

Zum Beispiel habe ich Zeit zu lesen, statt mich um Ehemann und Kinder zu kümmern.«

Man könnte meinen, er versteht, er sei interessiert und wage nicht, einen Muskel zu bewegen, um sie nicht zu unterbrechen. Er ist reglos, seine schmale Brust hebt und senkt sich im Takt, die kleinen Augen hängen an ihren Lippen. Auf der Straße fährt dann und wann ein Auto vorbei, Schritte, Summen, Gesprächsfetzen nähern sich, werden laut, leise und verlieren sich in der Ferne.

»Meine Wohnung in Manhattan ist voller Bücher«, erzählt Urania weiter. »Wie dieses Haus, als ich ein kleines Mädchen war. Über Recht, Wirtschaft, Geschichte. Aber in meinem Schlafzimmer nur dominikanische Autoren. Zeugnisse, Essays, Memoiren, viele Geschichtsbücher. Ahnst du, zu welcher Epoche? Zur Ära Trujillo, was sonst. Das Wichtigste, das uns in fünfhundert Jahren widerfahren ist. Das sagtest du mit tiefster Überzeugung. Es stimmt, Papa. In diesen einunddreißig Jahren hat sich das ganze Übel kristallisiert, das wir seit der Konquista mitgeschleppt haben. In einigen dieser Bücher kommst du vor, wie eine Romanfigur. Minister, Senator, Präsident der Dominikanischen Partei. Gibt es etwas, das du nicht warst, Papa? Ich bin zu einer Trujillo-Expertin geworden. Statt Bridge oder Golf zu spielen oder zu reiten oder in die Oper zu gehen, hat mein Hobby darin bestanden, mich über das zu informieren, was in diesen Jahren geschehen ist. Schade, daß wir uns nicht unterhalten können. Wie viele Dinge könntest du mir erklären, du hast sie ja an der Seite deines geliebten Chefs erlebt, der deine Treue so schlecht gelohnt hat. Ich hätte zum Beispiel gern von dir erfahren, ob Seine Exzellenz auch mit meiner Mama ins Bett gegangen ist.«

Sie bemerkt, daß der Alte zusammenzuckt. Ein Ruck ist durch seinen kleinen, zerbrechlichen, eingefallenen Körper gegangen. Urania streckt den Kopf vor und mustert ihn. Ist der Eindruck falsch? Es scheint, als höre er ihr zu, als bemühe er sich zu verstehen, was sie sagt.

»Hast du es zugelassen? Hast du dich damit abgefunden?

Hast du es für deine Karriere ausgenutzt?»

Urania atmet tief. Sie sieht sich im Zimmer um. Zwei Photos in Silberrahmen stehen auf dem Nachttisch. Das ihrer Erstkommunion in dem Jahr, in dem ihre Mutter starb. Vielleicht hatte sie, als sie die Welt verließ, das Bild ihrer engelhaft blickenden kleinen Tochter im Tüll dieses entzückenden Kleides vor Augen. Das andere Photo ist von ihrer Mutter: jung, das schwarze Haar zweigeteilt, die Augenbrauen gezupft, die Augen melancholisch und träumerisch. Es ist ein altes, vergilbtes Photo, etwas zerknittert. Sie tritt zum Nachttisch, führt es an die Lippen und küßt es.

Sie hört, wie das Auto vor der Haustür bremst. Ihr Herz macht einen Sprung; ohne sich von der Stelle zu rühren, sieht sie durch die Vorhänge den blitzenden Chrom, die glänzende Karrosserie, die funkelnden Reflexe des luxuriösen Fahrzeugs. Sie vernimmt die Schritte, die Türklingel ertönt zwei- oder dreimal, und sie hört – hypnotisiert, entsetzt, reglos –, wie das Dienstmädchen die Tür öffnet. Sie hört, ohne zu verstehen, den kurzen Dialog am Fuß der Treppe. Ihr rasendes Herz wird gleich zerspringen. Das Klopfen am Schlafzimmer. Jung, indianisch, mit Haube, das Gesicht erschrocken, erscheint das Dienstmädchen in der halbgeöffneten Tür.

»Der Präsident ist gekommen, um Sie zu besuchen, Senora. Der Generalissimus, Señora!«

»Sag ihm, es tut mir leid, aber ich kann ihn nicht empfangen. Sag ihm, Señora Cabral empfängt keine Besuche, wenn Agustin nicht zu Hause ist. Los, sag's ihm.« Die Schritte des Mädchens entfernen sich, verzagt, unschlüssig, die Treppe voller Töpfe mit rotglühenden Geranien hinunter. Urania stellt das Photo ihrer Mutter auf den Nachttisch zurück, setzt sich wieder auf die Bettkante. In seinen Sessel geduckt, schaut ihr Vater sie beunruhigt an.

»Das hat der Chef mit seinem Erziehungsminister gemacht, am Anfang seiner Regierungszeit, das weißt du ganz genau, Papa. Mit dem jungen Gelehrten Don Pedro

Henriquez Ureña,
der so feinsinnig, so geistvoll war. Er kam seine Frau besuchen, während der bei der Arbeit war. Sie war so mutig, ihm ausrichten zu lassen, sie empfangen keine Besuche, wenn ihr Mann nicht zu Hause sei. Am Anfang der Ära war es noch möglich, daß eine Frau sich weigerte, den Chef zu empfangen. Als sie es ihm erzählte, trat Don Pedro zurück, sie gingen fort und setzten nie wieder einen Fuß auf diese Insel. Dank dieser Entscheidung wurde er berühmt als Lehrer, Historiker, Kritiker und Philologe in Mexiko, Argentinien und Spanien. Was für ein Glück, daß der Chef mit seiner Frau ins Bett gehen wollte. In diesen ersten Zeiten konnte ein Minister zurücktreten und erlitt keinen Unfall, stürzte nicht in die Tiefe, kein Verrückter erstach ihn, die Haie fraßen ihn nicht auf. Er hat gut daran getan, findest du nicht? Seine Geste bewahrte ihn davor, das zu werden, was du bist, Papa. Hättest du das gleiche getan oder weggeschaut? Wie dein gehaßter guter Freund, dein verachteter und geliebter Kollege Don Froilán, unser Nachbar. Erinnerst du dich, Papa?»

Der Alte beginnt zu zittern und stimmt seinen makabren Klagegesang an. Urania wartet, bis er sich beruhigt. Don Froilán! Er tuschelte im Wohnzimmer, auf der Terrasse oder im Garten mit ihrem Vater, den er in der Zeit, als sie Verbündete in den internen Kämpfen der Trujillo-Fraktionen waren, mehrmals pro Tag besuchte, Kämpfe, die der Wohltäter schürte, um seine Mitarbeiter zu neutralisieren, sie damit beschäftigt zu halten, daß sie sich vor den Dolchstößen der Feinde schützten, die im Licht der Öffentlichkeit ihre Freunde, Brüder, Gesinnungsgenossen waren. Don Froilán lebte in dem Haus gegenüber, auf dessen Dach in diesem Augenblick ein halbes Dutzend Tauben sitzen, in einer Reihe und in Startposition. Urania tritt ans Fenster. Auch das Haus dieses mächtigen Herrn, der ebenfalls Minister, Senator, Bürgermeister, Außenminister, Botschafter und alles war, was man in jenen Jahren sein konnte, hat sich nicht sehr verändert. Nichts Geringeres als Innenminister im Mai 1961, zur Zeit

der großen Ereignisse.

Das Haus hat noch immer seine grau und weiß gestrichene Fassade, aber es ist ebenfalls auf Zwergengröße geschrumpft.

Man hatte ihm einen vier oder fünf Meter langen Seitenflügel angebaut, völlig unpassend zu dem gotisch anmutenden, vorspringenden, dreieckigen Portikus, wo sie oft, wenn sie zur Schule ging oder am Nachmittag zurückkam, die vornehme Gestalt der Frau von Don Froilán sah. Kaum hatte diese sie erblickt, rief sie: »Urania! Uranita! Komm her, laß dich ansehen, mein Schatz. Was für Augen, meine Kleine! Genauso hübsch wie deine Mutter, Uranita.« Ihre gepflegten Hände mit den langen, tiefrot lackierten Fingernägeln strichen ihr übers Haar. Sie hatte ein schläfriges Gefühl, wenn diese Finger durch ihr Haar glitten und ihre Kopfhaut streichelten. Eugenia? Laura? Hatte sie einen Blumennamen? Magnolia? Er ist aus ihrem Gedächtnis verschwunden. Aber nicht ihr Gesicht, ihre weiße Haut, ihre seidigen Augen, ihre königliche Gestalt. Immer sah sie aus, als sei sie für ein Fest gekleidet. Urania mochte sie, weil sie liebevoll war, ihr Geschenke machte, sie zum Baden im Swimmingpool des Country Clubs mitnahm, vor allem aber, weil sie eine Freundin ihrer Mutter gewesen war. Sie stellte sich vor, wenn ihre Mutter nicht im Himmel wäre, dann sähe sie so schön und vornehm aus wie die Frau von Don Froilán. Er dagegen hatte nichts von einem schönen Mann. Klein, kahl, rundlich, keine Frau hätte einen Pfifferling für ihn gegeben. Hatte sie ihn aus dem dringenden Bedürfnis nach einem Ehemann oder aus Eigennutz geheiratet?

Das fragt sie sich, als sie wie geblendet die Schachtel mit den in Silberpapier eingewickelten Pralinen öffnet, die die Senora ihr gerade mit einem Kuß auf die Wange gegeben hat, nachdem sie vor das Haus getreten war und sie gerufen hatte, als sie aus dem Schulbus stieg – »Uranita! Komm, ich habe eine Überraschung für dich, mein Schatz!« Urania geht in das Haus, küßt die Senora – sie trägt ein Kleid aus bläulichem Tüll, Schuhe mit hohen Absätzen, ist

wie für einen Ball geschminkt, mit einer Perlenkette und Ringen an den Händen – , öffnet das in buntdrucktes Papier eingewickelte und mit einem rosafarbenen Band verzierte Paket. Sie betrachtet die herausgeputzten Pralinen, kann es kaum abwarten, sie zu probieren, aber sie traut

sich nicht, denn das wäre doch unhöflich, oder?, als das Auto auf der Straße hält, ganz in der Nähe. Die Senora macht einen Satz, eine dieser jähen Bewegungen, wie sie Pferde plötzlich machen, als hörten sie einen mysteriösen Befehl. Sie ist blaß geworden, ihre Stimme drängt: »Du mußt jetzt gehen.« Die Hand auf ihrer Schulter verkrampft sich, drückt sie, schiebt sie zur Haustür. Als sie gehorsam ihre Schultasche aufhebt und gehen will, springt die Tür weit auf: die erdrückende Gestalt des Herrn in dunklem Anzug, mit gestärkten weißen Manschetten und goldenen Manschettenknöpfen, die aus den Jackenärmeln herausragen, versperrt ihr den Weg. Es ist ein Herr mit dunkler Brille, der überall ist, auch in ihrer Erinnerung. Sie ist wie gelähmt, perplex, schaut und schaut. Seine Exzellenz schenkt ihr ein beruhigendes Lächeln:

»Wer ist das?«

»Uranita, die Tochter von Agustín Cabral«, antwortet die Hausherrin. »Sie geht gerade.«

Und in der Tat geht Urania, sie verabschiedet sich nicht einmal, so beeindruckt ist sie. Sie überquert die Straße, betritt ihr Haus, steigt die Treppe hinauf, späht in ihrem Schlafzimmer durch die Vorhänge und wartet, wartet darauf, daß der Präsident wieder aus dem gegenüberliegenden Haus kommt.

»Und deine Tochter war so naiv, daß sie sich nicht fragte, was der Vater des Vaterlandes dort machte, wenn Don Froilán nicht zu Hause war.« Ihr Vater hat sich beruhigt und hört ihr zu, oder so scheint es, ohne die Augen von ihr zu wenden. »So naiv, daß ich dir entgegengerannt bin, als du aus dem Kongreß kamst, um es dir zu erzählen. Ich habe den Präsidenten gesehen, Papa! Er hat die Frau von Don Froilán besucht, Papa. Du hast vielleicht ein Gesicht

gemacht!«

Als hätte man ihm den Tod eines geliebten Menschen mitgeteilt. Als hätte man Krebs bei ihm diagnostiziert. Rot, bleich, rot. Und seine Augen, die wieder und wieder über das Gesicht des Mädchens glitten. Wie es ihr erklären? Wie sie vor der Gefahr warnen, in der sich die Familie befand?

Die kleinen Augen des Invaliden wollen sich öffnen, runden.

»Mein Kleines, es gibt Dinge, die du nicht wissen kannst, die du noch nicht begreifst. Ich bin da, um sie für dich zu wissen, um dich zu beschützen. Du bist mir das Liebste auf der Welt. Frag mich nicht, warum, aber du mußt das vergessen. Du warst nicht bei Froilán. Du hast auch seine Frau nicht gesehen. Und den, von dem du geträumt hast, am allerwenigsten. Zu deinem Besten, mein Kleines. Und zu meinem. Sag es nicht weiter, erzähl es nicht. Versprichst du mir das? Nie? Niemandem? Schwörst du es mir?«

»Ich habe es dir geschworen«, sagt Urania. »Aber nicht einmal da habe ich irgendwas geahnt. Auch nicht, als du den Hausangestellten gedroht hast, sie würden ihre Arbeit verlieren, wenn sie die Spinnereien des Mädchens weitererzählten. So unschuldig war ich. Als ich begriff, wozu der Generalissimus ihre Frauen besuchte, konnten die Minister nicht mehr tun, was Henríquez Urena getan hatte. Sie mußten sich mit ihren Hörnern abfinden, wie Don Froilán. Und da es keine Alternative gab, Nutzen daraus ziehen. Hast du es getan? Hat der Chef meine Mama besucht? Bevor ich geboren wurde? Als ich zu klein war, um mich daran zu erinnern? Er tat es, wenn die Ehefrauen schön waren. Meine Mama war es, nicht? Ich kann mich nicht erinnern, daß er gekommen wäre, aber er könnte vorher gekommen sein. Was hat meine Mama gemacht? Hat sie sich damit abgefunden? Hat sie sich gefreut, stolz auf diese Ehre? Das war die Regel, nicht wahr? Die guten Dominikanerinnen waren dankbar dafür, daß der Chef sich herabließ, sie zu vögeln. Findest du das vulgär? Aber das war doch das Wort, das dein lieber Chef benutzte.«

Ja, dieses Wort. Urania weiß es, sie hat es in ihrer umfang-

reichen Bibliothek über die Ära gelesen. Trujillo, der so sorgfältig, raffiniert, elegant im Reden war – ein Schlangenbeschwörer, wenn er wollte – , konnte abends, nach ein paar Gläsern spanischen Brandys Carlos L, plötzlich die schmutzigsten Wörter von sich geben, reden, wie man in einer Zuckermühle, unter Landarbeitern, unter den Stauern des Hafens am Ozama, in den Sportstadien oder in den Bordellen redet, reden wie die Männer, wenn sie das Bedürfnis haben, sich männlicher zu fühlen, als sie sind. Bisweilen konnte der Chef ungeheuer vulgär sein und sich in den unpassendsten Kraftausdrücken seiner Jugend ergehen, als er noch Hazienda-Aufseher in San Cristóbal war oder der Konstablerwache angehörte. Seine Höflinge applaudierten dann mit der gleichen Begeisterung wie bei den Reden, die der Senator Cabral und der Flüssige Verfassungsrechtler für ihn schrieben. Er prahlte mit »den Weibern, die er gevögelt hatte«, und auch das beklatschten die Höflinge, selbst wenn es sie zu potentiellen Feinden von Doña Maria Martínez machte, der Vortrefflichen Dame, und selbst wenn diese Weiber ihre Ehefrauen, Schwestern, Mütter oder Töchter waren. Die Geschichte war keine Übertreibung, die der überhitzten dominikanischen Phantasie entsprungen war, die Tugenden und Laster maßlos vergrößert und reale Vorkommnisse so lange potenziert, bis sie phantastisch werden. Es gab zwar Geschichten, die erfunden, ausgeschmückt, gefärbt waren von der Lust ihrer Landsleute am Schaurigen. Aber die von Barahona mußte stimmen. Die hat Urania nicht gelesen, sie hat sie (mit Übelkeitsgefühlen) von jemandem gehört, der dem Wohltäter immer nahe, sehr nahe gewesen war.

»Der Flüssige Verfassungsrechtler, Papa. Ja, der Senator Henry Chirinos, der Judas, der dich verraten hat. Aus seinem dreckigen Mund habe ich sie erfahren. Erstaunt es dich, daß ich mit ihm zusammengetroffen bin? Es blieb mir nichts anderes übrig, als Angestellte der Weltbank. Der Direktor bat mich, ihn beim Empfang unseres Botschafters zu vertreten. Besser gesagt, des Botschafters von

Präsident Balaguer. Der demokratischen, zivilen Regierung des Präsidenten Balaguer. Chirinos hat es besser gemacht als du, Papa. Er hat dich aus dem Weg geräumt, er ist nie bei Trujillo in Ungnade gefallen, und am Ende hat er eine Kehrtwendung gemacht und sich mit der Demokratie arrangiert, obwohl er genauso trujillistisch war wie du. So trat er auf, in Washington, häßlicher denn je, aufgebläht wie eine Kröte, kümmerte sich um die Gäste und trank wie ein Schwamm. Und erlaubte sich den Luxus, die Tischgäste mit Anekdoten über die Ära Trujillo zu unterhalten. Er!«

Der Invalide hat die Augen geschlossen. Ist er eingeschlafen? Sein Kopf liegt auf der Rückenlehne, und der kleine runzlige, leere Mund steht offen. So wirkt er dünner und verletzlicher; zwischen den Aufschlägen des Morgenmantels erscheint ein Stück unbehaarte Brust mit weißlicher Haut, unter der sich die Knochen abzeichnen. Er atmet regelmäßig. Erst jetzt bemerkt sie, daß ihr Vater keine Strümpfe trägt; seine Füße und Knöchel sind die eines Kindes.

Er hat sie nicht wiedererkannt. Wie hätte er auf den Gedanken kommen können, daß diese Angestellte der Weltbank, die ihm auf englisch den Gruß des Direktors übermittelt, die Tochter seines ehemaligen Kollegen und Kumpels Cerebrito Cabral ist? Urania bleibt nach der protokollarischen Begrüßung auf Distanz zum Botschafter, wechselt banale Worte mit Leuten, die wie sie aus offiziellen Gründen dort sind. Nach einer Weile wendet sie sich zum Gehen. Sie tritt zu der Runde, die dem Botschafter der Demokratie lauscht, aber was dieser erzählt, hält sie zurück. Der Botschafter Chirinos – aschfarbene, pokkennarbige Haut, Zähne eines apoplektischen Raubtiers, Dreifachkinn, elefantöser Bauch, der den blauen Anzug sprengen zu wollen scheint, gemusterte Weste und rote Krawatte, die ihn einschnürt – sagt, die Geschichte sei in Barahona passiert, in der Schlußphase, als Trujillo, großsprecherisch, wie er manchmal gerne war, ankündigte, er werde nach seinem Rückzug aus der Regierung (er hatte seinen Bruder Héctor

Bienvenido alias Negro zum Marionettenpräsidenten gemacht), um ein Beispiel zu geben und die dominikanische Demokratie zu stärken, für den Posten nicht des Präsidenten, sondern eines obskuren Provinzgouverneurs kandidieren. Und zwar als Kandidat der Opposition!

Der Botschafter der Demokratie schnauft, holt Luft, beobachtet mit seinen kleinen, eng beieinander stehenden Augen die Wirkung seiner Worte. »Begreifen Sie, meine Herrschaften«, sagt er ironisch: »Trujillo, Kandidat der Opposition seines eigenen Regimes!« Er lächelt und berichtet weiter, daß Don Froilán Arala, eine der rechten Hände des Generalissimus, in

diesem Wahlkampf eine Rede gehalten habe, in der er den Chef aufforderte, nicht für den Gouverneursposten, sondern für das zu kandidieren, was er im Herzen des dominikanischen Volkes unverändert war: Präsident der Republik. Alle glaubten, Don Froilán folge Anweisungen des Chefs. So war es nicht. Oder zumindest – der Botschafter Chirinos trinkt den letzten Schluck Whisky mit einem bösen Glanz in den Augen – war es an jenem Abend nicht mehr so, denn es konnte auch sein, daß Don Froilán getan hatte, was der Chef befohlen hatte, und daß dieser die Meinung geändert und beschlossen hatte, die Farce ein paar Tage länger dauern zu lassen. So machte er es manchmal, auch wenn er seine talentiertesten Mitarbeiter damit der Lächerlichkeit preisgab. Don Froilán Aralas Kopf mochte ein barockes Gehörn zieren, aber auch ein vortreffliches Gehirn. Der Chef bestrafte ihn für diese hagiographische Rede, wie er es zu tun pflegte: indem er ihn dort demütigte, wo es ihm am meisten schmerzen konnte, in seiner männlichen Ehre.

Die ganze lokale Gesellschaft fand sich bei dem Empfang ein, den die Führung der Dominikanischen Partei von Barahona im Klub für den Chef gab. Man tanzte und trank. Plötzlich erklärte der ziemlich angeheiterte Chef zu später Stunde vor einer großen männlichen Zuhörerschaft – Militärs der örtlichen Garnison, Minister, Senatoren und

Abgeordnete, die ihn bei der Rundreise begleiteten, Gouverneure und Parteiführer – , die er mit Erinnerungen an seine erste politische Rundreise drei Jahrzehnte zuvor unterhalten hatte, wobei der sentimentale, wehmütige Blick in seinen Augen lag, den er am Ende eines Festes oft unvermittelt aufsetzte, als gäbe er einer Anwendung von Schwäche nach:

»Ich bin ein Mann, der sehr geliebt wurde. Ein Mann, der die schönsten Frauen dieses Landes in seinen Armen gehalten hat. Sie haben mir die Kraft gegeben, es in Ordnung zu bringen. Ohne sie hätte ich nie tun können, was ich getan habe.« (Er hob sein Glas ins Licht, prüfte die Flüssigkeit, stellte ihre Durchsichtigkeit, ihre klare Farbe fest.) »Wissen Sie, welche die Beste war von allen Weibern, die ich gevögelt habe?« (»Entschuldigen

Sie das derbe Wort, meine Freunde«, entschuldigte sich der Diplomat, »ich zitiere Trujillo wörtlich.«) (Er machte eine weitere Pause, sog den Duft seines mit Brandy gefüllten Glases ein. Der Kopf mit dem silbrigen Haar suchte und fand im Kreis der Herren, die ihm zuhörten, das bleiche, fette Gesicht des Ministers. Und er schloß:) »Die Frau von Froilán!«

Urania verzieht das Gesicht, angewidert, wie an jenem Abend, an dem sie den Botschafter Chirinos hinzufügen hörte, Don Froilán habe heroisch gelächelt, gelacht, mit den anderen dem witzigen Einfall des Chefs applaudiert. »Weiß wie ein Blatt Papier, ohne umzukippen, ohne von einem Herzschlag zu Boden gestreckt zu werden«, erläuterte der Diplomat.

»Wie war das möglich, Papa? Daß ein Mann wie Froilán Arala, gebildet, mit den besten Voraussetzungen, intelligent, so etwas hinnahm? Was machte er mit euch? Was gab er euch, daß Don Froilán, Chirinos, Manuel Alfonso und du, daß alle seine rechten und linken Hände sich in Lumpen verwandelten?«

Du verstehst es nicht, Urania. Es gibt viele Dinge der Ära, die du schließlich verstanden hast; einige erschienen dir zu Beginn unentwirrbar, aber durch langes Lesen, Zuhören,

Vergleichen und Denken hast du am Ende begriffen, warum so viele Millionen Menschen, der Propaganda, dem Mangel an Information, der Indoktrinierung, der Isolation ausgesetzt, des freien Willens, der Entschlußkraft, sogar der Neugier beraubt durch die Angst, durch ihre eigene Willfährigkeit und Unterwürfigkeit, Trujillo schließlich vergöttlicht haben. Warum sie ihn nicht nur gefürchtet, sondern geliebt haben, so wie Kinder schließlich autoritäre Eltern lieben, überzeugt, daß Prügel und Strafen zu ihrem Besten sind. Was du jedoch nie verstanden hast, ist, daß die Dominikaner mit den besten Voraussetzungen, die Köpfe des Landes, Anwälte, Ärzte, Ingenieure, die zum Teil sehr gute nordamerikanische oder europäische Universitäten absolviert hatten, die sensibel waren, gebildet, Erfahrung, Ideen besaßen, gelesen hatten, vermutlich eine ausgeprägte Angst vor Lächerlichkeit, Gefühle, Ambitionen kannten, es hinnahmen, in so brutaler Weise beleidigt zu werden (es widerfuhr allen irgendwann einmal) wie an jenem Abend Don Froilán Arala in Barahona.

»Schade, daß du nicht reden kannst«, wiederholt sie, in die Gegenwart zurückgekehrt. »Wir könnten gemeinsam versuchen, es zu verstehen. Warum bewahrte Don Froilán Trujillo eine hündische Treue? Er war treu bis zum Schluß, wie du. Er beteiligte sich nicht an der Verschwörung, du auch nicht. Er leckte dem Chef weiter die Hand, nachdem dieser in Barahona damit geprahlt hatte, er habe seine Frau gevögelt. Dem Chef, der ihn in Südamerika herumreisen, als Außenminister der Republik Regierungen besuchen ließ, von Buenos Aires nach Caracas, von Caracas nach Rio de Janeiro oder Brasília, von Brasília nach Montevideo, von Montevideo nach Caracas, nur um weiter in aller Ruhe unsere schöne Nachbarin vögeln zu können.«

Es ist ein Bild, das Urania seit langer Zeit verfolgt, das sie komisch und empörend zugleich findet. Der Außenminister der Ära, der Flugzeuge besteigt und verläßt, die südamerikanischen Hauptstädte abklappert, dringlichen

Befehlen gehorcht, die in jedem Flughafen auf ihn warteten, damit dieser hysterische Parcours seinen Fortgang nimmt, Regierungen mit leeren Vorwänden plagt. Und das alles nur, damit er nicht nach Ciudad Trujillo zurückkehrte, solange der Chef seine Frau nachlegte. So steht es bei Crassweller, dem bekanntesten Biographen Trujillos. Also wußten es alle, auch Don Froilán.

»Lohnte es sich, Papa? War es die Illusion, im Genuß der Macht zu sein? Manchmal denke ich, daß es nicht so war, daß der soziale Aufstieg zweitrangig war. Daß ihr alle, du, Arala, Pichardo, Chirinos, Alvarez Pina, Manuel Alfonso in Wirklichkeit Gefallen daran gefunden habt, euch schmutzig zu machen. Daß Trujillo tief in eurer Seele einen Hang zum Masochismus freigelegt hat, wie bei Leuten, die es danach verlangt, angespuckt, mißhandelt zu werden, die zu sich selbst kommen gerade durch das Gefühl eigener Niedertracht.«

Der Invalide schaut sie an, ohne zu blinzeln, ohne die Lippen oder die winzigen Hände zu bewegen, die auf seinen Knien

liegen. Er wirkt wie eine Mumie, ein einbalsamierter kleiner Mann, ein Wachspüppchen. Sein Morgenmantel ist ausgebleichen und an einigen Stellen fadenscheinig. Er muß sehr alt sein, zehn oder fünfzehn Jahre alt. Jemand klopft an die Tür. Sie sagt »Herein«, und es erscheint die Krankenschwester mit einem kleinen Teller voller halbmondförmig geschnittener Mango-stückchen und einem Apfel- oder Bananenbrei.

»Am Vormittag gebe ich ihm immer etwas Obst«, erklärt sie, ohne hereinzukommen. »Der Doktor sagt, er darf nicht über längere Zeit einen leeren Magen haben. Da er kaum etwas ißt, muß man ihm drei- oder viermal am Tag etwas geben. Abends nur ein wenig Brühe. Darf ich?«

»Ja, kommen Sie herein.«

Urania betrachtet ihren Vater, seine Augen sind noch immer auf sie gerichtet; sie wenden sich nicht einmal dann der Krankenschwester zu, als diese, ihm gegenüberstehend, beginnt, ihm seinen Imbiß löffelfeise zu

verabreichen.

»Wo ist sein künstliches Gebiß?«

»Wir mußten es ihm rausnehmen. Da er so abgemagert ist, bekam er Zahnfleischbluten. Für das, was er ißt, Brühe, kleingeschnittenes Obst, Pürees und Zerkleinertes aus dem Mixer, braucht er es nicht.«

Eine ganze Weile schweigen sie. Wenn der Invalide geschluckt hat, nähert die Krankenschwester den Löffel dem Mund und wartet geduldig, daß der Alte ihn aufmacht. Dann gibt sie ihm mit viel Zartgefühl den nächsten Happen. Ob sie es immer so macht? Oder ist dieses Zartgefühl der Gegenwart seiner Tochter geschuldet? Bestimmt. Wenn sie mit ihm allein ist, wird sie mit ihm zanken, ihn zwicken, wie es die Kindermädchen mit den Kindern tun, die noch nicht sprechen können, wenn die Mutter sie nicht sieht.

»Geben Sie ihm doch ein paar Happen«, sagt die Krankenschwester. »Das wünscht er sich. Nicht wahr, Don Agustín? Sie möchten, daß Ihre Tochter Ihnen den Brei gibt, nicht? Ja, ja, das hätte er gerne. Geben Sie ihm ein paar Happen, während ich runtergehe und das Glas Wasser hole, das ich vergessen habe.«

Sie reicht Urania den halbvollen Teller, die ihn mechanisch ergreift, und geht, ohne die Tür zu schließen. Nach einigen Augenblicken des Zögerns nähert Urania seinem Mund einen Löffel mit einer Mangoscheibe. Der Invalide, der noch immer nicht die Augen von ihr wendet, schließt den Mund und verzieht die Lippen wie ein garstiges Kind.

V

»Guten Morgen«, antwortete er.

Oberst Johnny Abbes hatte den allmorgendlichen Rapport mit Ideen des Vortags, Planungen und Vorschlägen auf seinen Schreibtisch gelegt. Er las sie gerne; der Oberst verlor keine Zeit mit unsinnigem Gefasel wie der vorherige Chef des Militärischen Geheimdienstes, General Arturo R. Espailat, mit dem Spitznamen *Navajita*, Messerchen, Absolvent der Militärakademie von West Point, der ihn mit seinen strategischen Delirien langweilte. Ob Navajita wohl für den CIA arbeitete? Man hatte es ihm versichert. Aber Johnny Abbes konnte es nicht bestätigen. Wenn jemand nicht für den CIA arbeitete, dann der Oberst: er haßte die Yankees.

»Kaffee, Exzellenz?«

Johnny Abbes trug Uniform. Obwohl er sich bemühte, sie

mit der Korrektheit zu tragen, die Trujillo forderte, konnte er nicht mehr tun, als ihm sein verweichlichtes, ungefälliges Äußere erlaubte. Er war eher klein geraten, der sich wölbende Bauch paßte zu seinem Schildkrötenhals, von dem sich sein vorspringendes Kinn abhob, das durch eine tiefe Spalte geteilt war. Auch seine Wangen waren schwabbelig. Nur die beweglichen Augen verrieten die Intelligenz dieser körperlichen Null. Er war fünfunddreißig oder sechsunddreißig Jahre alt, aber er wirkte wie ein alter Mann. Er war weder in West Point noch überhaupt auf einer Militäarakademie gewesen; man hätte ihn nicht aufgenommen, denn er ermangelte jeder militärischen Physis und Berufung. Er war, was der Instrukteur Gittleman zu der Zeit, als der Wohltäter bei den *marines* war, seiner fehlenden Muskeln, seines übermäßigen Fetts und seines Hangs zum Intrigieren wegen »eine Kröte von Leib und Seele« nannte. Trujillo machte ihn über Nacht zum Oberst, als er in einer seiner plötzlichen Anwandlungen, die seine politische Laufbahn markierten, beschloß, ihn in der Nachfolge von Navajita zum Chef des SIM zu ernennen. Warum tat er das? Nicht wegen seiner Grausamkeit; eher seiner Kälte wegen: er war das eisigste Wesen, das er in diesem Land von

Menschen mit heißen Seelen und Körpern kennengelernt hatte. War es eine gute Entscheidung? In der letzten Zeit versagte er. Das Scheitern des Attentats gegen den Präsidenten Betancourt war nicht das einzige; er hatte sich auch in bezug auf die vermeintliche Rebellion der Kommandeure Eloy Gutiérrez Menoyo und William Morgan gegen Fidel Castro getäuscht, die sich als Falle des Bärtigen erwies, um exilierte Kubaner auf die Insel zu locken und ihrer habhaft zu werden. Der Wohltäter überlegte, während er den Rapport durchblätterte und ab und zu einen kleinen Schluck Kaffee trank.

»Sie bestehen also darauf, den Bischof Reilly aus der Santo-Domingo-Schule herauszuholen«, murmelte er.

»Setzen Sie sich, nehmen Sie sich Kaffee.«

»Sie erlauben, Exzellenz?«

Die melodische Stimme des Obersts stammte aus seinen jungen Jahren, als er Rundfunkkommentator für Baseball, Basketball und Pferderennen gewesen war. Auf diese Zeit ging auch seine Vorliebe für esoterische Werke zurück – er war bekennender Rosenkreuzer – , für die Taschentücher, die er sich rot färben ließ, weil es, wie er sagte, für Widder die Glücksfarbe sei, sowie die Fähigkeit, die Aura jeder Person zu erkennen (Schwachsinn, der den Generalissimus zum Lachen reizte). Er ließ sich gegenüber dem Schreibtisch des Chefs nieder, ein Täßchen Kaffee in der Hand. Es war noch Nacht draußen und das Amtszimmer halbdunkel, nur erleuchtet von einer kleinen Lampe, die Trujillos Hände in einem goldenen Kreis einschloß.

»Man muß diesen Abszeß aufschneiden, Exzellenz. Das größte Problem ist nicht Kennedy, der ist viel zu sehr mit seiner gescheiterten Invasion in Kuba beschäftigt. Es ist die Kirche. Wenn wir denen von der fünften Kolonne hier nicht den Garaus machen, werden wir Probleme bekommen. Reilly erweist denen, die die Invasion verlangen, die besten Dienste. Jeden Tag bauschen sie ihn mehr auf, während sie gleichzeitig Druck auf das Weiße Haus ausüben, damit es die *marines* herschickt, um dem armen verfolgten Bischof zu helfen. Kennedy ist katholisch, vergessen Sie das nicht.«

»Wir sind alle katholisch«, seufzte Trujillo. Und er verwarf das Argument: »Das ist eher ein Grund, ihn nicht anzutasten. Damit würde man den Gringos den Vorwand liefern, den sie suchen.«

Obwohl es Augenblicke gab, in denen Trujillo Verdruß über die Offenheit des Obersts empfand, duldete er sie bei ihm. Der Chef des SIM hatte den Befehl, absolut aufrichtig mit ihm zu sprechen, auch wenn es seinen Ohren nicht angenehm war. Navajita hatte nicht gewagt, dieses Vorrecht wie Johnny Abbes zu gebrauchen.

»Ich glaube nicht, daß in den Beziehungen mit der Kirche eine Umkehr möglich ist; dieses dreißigjährige Idyll ist zu Ende.« Er sprach langsam, während die kleinen Augen

unruhig in den Höhlen flackerten, als erforschten sie die Umgebung auf der Suche nach Hinterhalten. »Sie hat uns am 25. Januar 1960 mit dem Hirtenbrief der Bischöfe den Krieg erklärt, und ihr Ziel ist es, das Regime zu Fall zu bringen. Die Geistlichen werden sich nicht mit ein paar Konzessionen zufriedengeben. Sie werden Sie nicht noch einmal unterstützen, Exzellenz. Die Kirche will Krieg, genau wie die Yankees. Und im Krieg gibt es nur zwei Möglichkeiten: sich ergeben oder den Feind besiegen. Die Bischöfe Fanal und Reilly befinden sich in offener Rebellion.«

Oberst Abbes hatte zwei Pläne. Bei dem einen sollten die *caliés* als angeblich aufgebrachte Gruppen, die sich von einer großen Protestkundgebung gegen die terroristischen Bischöfe abgespalten hatten, unter dem Schutz der *paleros* – mit Stöcken und Pflöcken bewaffnete Schläger im Sold von Balá, einem ehemaligen Häftling in seinen Diensten – gleichzeitig in den Bischofssitz in La Vega und in die Santo-Domingo-Schule eindringen und die Prälaten umbringen, bevor die Ordnungskräfte sie retten könnten. Diese Formel war riskant; sie konnte zur Invasion führen. Sie hatte den Vorteil, daß der Tod der beiden Bischöfe den übrigen Klerus für eine ganze Weile lahm würde. Bei dem anderen Plan sollten die Polizeikräfte Panal und Reilly herausholen, bevor sie vom Pöbel gelyncht würden; die Regierung würde sie dann nach Spanien und in die Vereinigten Staaten ausweisen, mit dem Argument, dies sei die einzige Möglichkeit, ihre Sicherheit zu garantieren. Der Kongreß würde gesetzlich verfügen, daß sämtliche Geistlichen, die ihr Amt im Land ausübten, von Geburt Dominikaner sein müßten. Ausländer und Eingebürgerte würden in ihre Länder zurückgeschickt. Auf diese Weise – der Oberst konsultierte ein kleines Heft – würde der katholische Klerus sich auf ein Drittel reduzieren. Die Minderheit einheimischer Pfaffen wäre manövrierbar. Er schwieg, als der Wohltäter, der den Kopf gesenkt gehalten hatte, aufschaute.

»Das hat Fidel Castro in Kuba getan.«

Johnny Abbes nickte:

»Auch dort hat die Kirche mit Protesten und schließlich mit Verschwörungen angefangen und so das Terrain für die Yankees vorbereitet. Castro warf die ausländischen Geistlichen hinaus und ordnete drastische Maßnahmen gegen diejenigen an, die dableiben. Ist ihm was passiert? Nein.«

»Noch nicht«, korrigierte ihn der Wohltäter. »Kennedy wird die *marines* jeden Moment in Kuba landen lassen. Und dieses Mal wird es nicht die Stümperei werden, die sie letzten Monat in der Schweinebucht veranstaltet haben.«

»In diesem Fall wird der Bärtige im Kampf sterben«, nickte Johnny Abbes. »Es ist auch nicht unmöglich, daß die *marines* hier landen. Und Sie haben beschlossen, daß auch wir im Kampf sterben sollen.«

Trujillo lachte spöttisch auf. Wenn es galt, im Kampf gegen die *marines* zu sterben, wie viele Dominikaner würden sich dann mit ihm opfern? Die Soldaten zweifellos. Das hatten sie bei der Invasion bewiesen, die Fidel am 14. Juni 1959 gegen ihn ausgeschickt hatte. Sie kämpften gut, sie zerrieben die Invasoren in wenigen Tagen in den Bergen von Constanza und an den Stränden von Maimón und Estero Hondo. Aber gegen die *marines*...

»Es wird nicht viele an meiner Seite geben, fürchte ich. Die Flucht der Ratten wird viel Staub aufwirbeln. Sie ja, Ihnen bleibt nichts anderes übrig, als mit mir zu fallen. Wohin Sie auch gehen, wartet das Gefängnis auf Sie, oder Sie werden von den Feinden umgebracht, die Sie überall auf der Welt haben.«

»Ich habe sie mir gemacht, indem ich dieses Regime verteidigt habe, Exzellenz.«

»Von allen Leuten meiner Umgebung sind Sie der einzige, der mich nicht verraten könnte, auch wenn er wollte«, beharrte Trujillo amüsiert. »Ich bin der einzige Mensch, an den Sie sich halten können, der Sie nicht haßt oder davon träumt, Sie umzubringen. Wir sind verheiratet, bis daß der Tod uns scheidet.«

Er lachte erneut, gutgelaunt, während er den Oberst

prüfend anschaute, wie ein Entomologe ein schwer zu klassifizierendes Insekt. Man erzählte viel über ihn, vor allem über seine Grausamkeit. Das war nützlich für jemanden, der sein Amt ausübte. Zum Beispiel, daß sein Vater, ein Nordamerikaner deutscher Abstammung, den kleinen Johnny, der noch kurze Hosen trug, dabei überrascht hatte, wie er den Küken des Hühnerhofs die Augen mit Nadeln austach. Daß er als junger Bursche den Medizinstudenten Leichen verkaufte, die er aus den Gräbern des Independencia-Friedhofs stahl. Daß er, obwohl mit Lupita verheiratet, dieser schrecklichen, kriegerischen Mexikanerin, die mit einer Pistole in der Handtasche herumlief, schwul war. Und sogar, daß er mit dem Halbbruder des Generalissimus, Nene Trujillo, ins Bett ging.

»Sie werden die Gerüchte kennen, die hier im Umlauf sind«, sagte er plötzlich, während er ihm, noch immer grinsend, in die Augen schaute: »Einige stimmen wohl. Haben Sie den Hühnern im Spiel die Augen ausgestochen? Haben Sie die Gräber des Independencia-Friedhofs geplündert, um Leichen zu verkaufen?«

Der Oberst lächelte kaum merklich.

»Das erste kann nicht wahr sein, ich erinnere mich nicht daran. Das zweite ist eine halbe Wahrheit. Es waren keine Leichen, Exzellenz. Knochen, Schädel, die der Regen schon halb freigelegt hatte. Um ein paar Pesos zu verdienen. Jetzt heißt es, ich würde diese Knochen als Chef des SIM zurückgeben.«

»Und daß Sie schwul sind?«

Auch dieses Mal blieb der Oberst gelassen. Seine Stimme war weiter von klinischer Gleichgültigkeit.

»Das war nie meine Sache, Exzellenz. Ich bin mit keinem Mann ins Bett gestiegen.«

»Schön, lassen wir den Blödsinn«, schloß er, wieder ernst.

»Tasten Sie die Bischöfe vorerst nicht an. Wir werden schon sehen, je nachdem, wie die Dinge sich entwickeln. Wenn man sie bestrafen kann, wird man es tun. Einstweilen soll man sie gut bewachen. Machen Sie weiter

mit dem Nervenkrieg. Sie sollen nicht ruhig schlafen oder essen können. Vielleicht entschließen sie sich ja von selbst zum Gehen.«

Würden diese beiden Bischöfe am Ende ihren Willen bekommen und sich die Hände reiben wie die schwarze Ratte Betancourt? Wieder stieg der Zorn in ihm hoch. Dieses Ungeziefer in Caracas hatte es geschafft, daß die OAS gegen die Dominikanische Republik Sanktionen verhängt hatte, daß sämtliche Länder die Beziehungen abbrachen und jetzt einen wirtschaftlichen Druck ausübten, der das Land erstickte. Jeden Tag, jede Stunde hinterließ er seine Spuren in der einst blühenden Wirtschaft. Und Betancourt lebte noch, gab sich mit seinen verbrannten Händen im Fernsehen als Bannerträger der Freiheit, stolz darauf, dieses dumme Attentat überlebt zu haben, das man niemals diesen dämlichen venezolanischen Militärs hätte überlassen dürfen. Das nächste würde ganz allein Sache des SIM sein. Abbes erklärte ihm in sachlichen, unpersönlichen Worten die neue Operation: Sie würde in der gewaltigen, durch Fernzündung eingeleiteten Explosion der zum Höchstpreis in der Tschechoslowakei gekauften Bombe gipfeln, die sich jetzt schon im dominikanischen Konsulat in Haiti befand. Es wäre ein leichtes, sie von dort aus im geeigneten Moment nach Caracas zu bringen.

Seit 1958, dem Jahr, in dem er beschlossen hatte, ihn in sein jetziges Amt einzusetzen, hielt er täglich mit dem Oberst eine Besprechung ab, in diesem Amtszimmer, im Mahagonihaus oder dort, wo sich Trujillo gerade befand, immer zu dieser

Stunde. Wie der Generalissimus nahm auch Johnny Abbes niemals Urlaub. Trujillo hatte zum ersten Mal aus dem Mund von General Espaillat von ihm gehört. Der vorherige Chef des Geheimdienstes hatte ihn mit einem präzisen, detaillierten Bericht über die dominikanischen Exilanten in Mexiko überrascht: was sie taten, was sie im Schilde führten, wo sie lebten, wo sie sich trafen, wer ihnen half, welche Diplomaten sie aufsuchten.

»Wie viele Leute haben Sie in Mexiko, daß Sie so gut über

dieses Pack informiert sind?»

»Die ganze Information kommt von einer einzigen Person, Exzellenz.« Navajita gab seiner beruflichen Genugtuung Ausdruck. »Sehr jung. Johnny Abbes García. Vielleicht haben Sie seinen Vater gekannt, einen halbdeutschen Gringo; er hat hier bei der Stromgesellschaft gearbeitet und eine Dominikanerin geheiratet. Der Junge war Sportreporter und ein halber Dichter. Ich hatte ihn anfänglich als Informanten auf die Leute von Rundfunk und Presse angesetzt und auf die Gesprächsrunde in der Gómez-Apotheke, zu der viele Intellektuelle gehen. Er hat das so gut gemacht, daß ich ihn mit einem falschen Stipendium nach Mexiko geschickt habe. Und Sie sehen ja, er hat das Vertrauen des gesamten Exils gewonnen. Er versteht sich gut mit Freund und Feind. Ich weiß nicht, wie er es anstellt, Exzellenz, aber in Mexiko hat er sich sogar mit Lombardo Toledano eingelassen, dem linken Gewerkschaftsführer. Die häßliche Ziege, die er geheiratet hat, war die Sekretärin dieses Oberkommunisten, stellen Sie sich das vor.«

Armer Navajita! Mit seiner begeisterten Rede brachte er sich Stück für Stück um seinen Posten als Chef des Geheimdienstes, für den man ihn in West Point vorbereitet hatte.

»Bringen Sie ihn her, geben Sie ihm einen Posten, wo ich ihn beobachten kann«, befahl Trujillo.

So war in den Gängen des Regierungspalastes diese plumpe, trübsinnige Gestalt mit den ständig umherhuschenden kleinen Augen aufgetaucht. Er hatte einen unbedeutenden Posten im Informationsbüro inne. Trujillo studierte ihn aus der Ferne. Seit

seinen jungen Jahren in San Cristóbal folgte er diesen Intuitionen, die ihm nach einem raschen Blick, einem kurzen Gespräch oder einem bloßen Hinweis die Gewißheit gaben, daß diese Person ihm nützlich sein konnte. Auf diese Weise hatte er eine große Anzahl von Mitarbeitern ausgewählt, und er war nicht schlecht gefahren dabei. Johnny Abbes García arbeitete mehrere Wochen in einem

dunklen Büro, wo er unter der Leitung des Dichters Ramón Emilio Jiménez gemeinsam mit Dipp Velarde Font, Querol und Grimaldi angebliche Leserbriefe an die Kolumne »Das öffentliche Forum« der Tageszeitung *El Caribe* schrieb. Bevor er ihn auf die Probe stellte, wartete er, ohne zu wissen auf was, auf irgendeinen Wink des Zufalls. Das Zeichen kam völlig unverhofft an dem Tag, da er Johnny Abbes auf einem Gang des Regierungspalastes im Gespräch mit einem seiner Minister überraschte. Worüber mochte der gepflegte, fromme, genügsame Joaquín Balaguer mit Navajitas Informanten sprechen?

»Über nichts Besonderes, Exzellenz«, erklärte Balaguer bei der täglichen Besprechung. »Ich kannte diesen jungen Mann nicht. Als ich ihn so in die Lektüre vertieft sah, er las nämlich im Gehen, bin ich neugierig geworden. Sie wissen ja, meine Leidenschaft sind die Bücher. Ich war ziemlich verduzt. Er muß nicht ganz bei Verstand sein. Wissen Sie, was ihn so amüsierte? Ein Buch über chinesische Foltermethoden, mit Photos von Geköpften und Enthäuteten.«

An jenem Abend ließ er ihn zu sich rufen. Abbes reagierte derart benommen – vor Freude, Furcht oder beidem zugleich – auf die unerwartete Ehre, daß er bei der Begrüßung des Wohltäters kaum ein Wort hervorbrachte.

»Sie haben gute Arbeit in Mexiko geleistet«, sagte dieser mit der hohen, schneidenden Stimme, die sich genau wie sein Blick lähmend auf sein Gegenüber auswirkte.

»Espallat hat mich informiert. Ich denke, Sie können ernsthaftere Aufgaben üben. Sind Sie bereit?«

»Was immer Ihre Exzellenz befehlen.« Er stand still, die Füße dicht nebeneinander, wie ein Schüler vor dem Lehrer.

»Kannten Sie in Mexiko José Almoina? Ein Spanier, der mit den exilierten Republikanern übergekommen ist.«

»Ja, Exzellenz. Na ja, ihn nur vom Sehen. Aber viele von der Gruppe, mit der er sich im Café Commercial trifft. ›Die dominikanischen Spanien, so nennen sie sich selbst.«

»Dieses Subjekt hat ein Buch gegen mich veröffentlicht, *Eine Tyrannei in der Karibik*, bezahlt von der

guatemaltekischen Regierung. Unter dem Pseudonym Gregorio Bustamante. Danach war er so unverschämt, zur Ablenkung ein weiteres Buch zu veröffentlichen, in Argentinien, dieses Mal unter seinem Namen, *Ich war Sekretär von Trujillo*, in dem er mich in den Himmel hob. Da seither schon einige Jahre vergangen sind, fühlt er sich sicher in Mexiko. Er glaubt, ich hätte vergessen, daß er meine Familie und das Regime, das ihn ernährt hat, verleumdet hat. Eine solche Schuld verjährt nicht. Wollen Sie das übernehmen?»

»Das wäre eine große Ehre, Exzellenz«, antwortete Abbes García rasch, mit einer Sicherheit, die er bisher nicht gezeigt hatte.

Es dauerte nicht lange, und der Ex-Sekretär des Generalissimus, Hauslehrer von Ramfis und Schreiber von Doña Maria Martínez, der Vortrefflichen Dame, starb in der mexikanischen Hauptstadt im Kugelhagel. Es gab das obligate Protestgeschrei bei den Exilanten und in der Presse, aber niemand konnte beweisen, daß der Mord, wie diese behaupteten, von »Trujillos langer Hand« ins Werk gesetzt worden war. Eine rasche, tadellose Operation, die gerade einmal tausendfünfhundert Dollar kostete, der Rechnung zufolge, die Johnny Abbes García nach seiner Rückkehr aus Mexiko präsentierte. Der Wohltäter gliederte ihn mit dem Rang eines Obersts in die Armee ein.

Der Tod JoséAlmoínas war nur eine in der langen Reihe der vom Oberst durchgeführten brillanten Operationen, in deren Verlauf Dutzende der exponiertesten Exilanten in Kuba, Mexiko, Guatemala, New York, Costa Rica und Venezuela umgebracht, verkrüppelt oder verletzt wurden. Saubere Blitzaktionen, die den Wohltäter beeindruckten. Jede von ihnen ein

kleines Meisterwerk an Geschick und Sorgfalt, Feinarbeit. Meistens schaffte es Abbes García, den Feind nicht nur ums Leben zu bringen, sondern auch seinen Ruf zu ruinieren. Der Gewerkschafter Roberto Lamada, der nach Havanna geflohen war, starb, nachdem er in einem Bordell des Rotlichtviertels von ein paar Ganoven verprügelt

worden war, die ihn bei der Polizei beschuldigten, er habe versucht, eine Prostituierte zu erstechen, weil sie sich den von ihm geforderten sadomasochistischen Praktiken verweigert habe; die Frau, eine Mulattin mit rotgefärbtem Haar, erschien mit verweintem Gesicht in den Zeitschriften *Carteles* und *Bohemia* und zeigte die Verletzungen, die der Perversling ihr zugefügt hatte. Der Anwalt Bayardo Cipriota verlor sein Leben in Caracas bei einem Tutenstreit: man fand ihn erstochen in einem schäbigen Hotel, in Frauenunterwäsche und mit geschminktem Mund. Dem gerichtsmedizinischen Befund zufolge hatte er Sperma im Rektum. Wie stellte es Oberst Abbes an, in Städten, die er kaum kannte, so rasch Kontakt zu knüpfen mit dieser Fauna der Unterwelt, mit Pistoleros, Schlägern, Drogenhändlern, Messerstechern, Prostituierten, Zuhältern, Gaunern, die immer an diesen skandalträchtigen Operationen beteiligt waren, in die sich die Feinde des Regimes verwickelt sahen und auf die sich die Sensationspresse voll Entzücken stürzte? Wie schaffte er es, in fast ganz Lateinamerika und in den Vereinigten Staaten ein so effizientes Netz aus Informanten und Handlangern zu unterhalten und so wenig Geld dafür auszugeben? Trujillos Zeit war zu wertvoll, als daß er sie mit dem Erforschen von Einzelheiten hätte verlieren können. Aber aus der Ferne bewunderte er, wie ein guter Kenner ein wertvolles Juwel, die Subtilität und Originalität, mit der Johnny Abbes García das Regime von seinen Feinden befreite. Weder die Gruppen der Exilanten noch die feindlichen Regierungen konnten irgendeine Verbindung zwischen diesen schrecklichen Unfällen und Verbrechen und dem Generalissimus nachweisen. Eine der perfektesten Aktionen galt Ramón Marrero Aristy, dem Autor von *Over*, dem in ganz Lateinamerika bekannten Roman über die Zuckerrohrarbeiter von La Romana. Marrero, ehemaliger Direktor der fanatisch trujillotreuen Tageszeitung *La Nación*, war 1956 Arbeitsminister und 1959 zum zweiten Mal, als er begann, dem Journalisten Tad Szulc Berichte zukommen zu lassen,

damit er das Regime in seinen Artikeln in der *New York Times* beschmutzen konnte. Als er sich entdeckt sah, schickte er Briefe mit Richtigstellungen an die Gringo-Zeitung. Und schleppte sich mit eingezogenem Schwanz in Trujillos Büro, um zu weinen, um Verzeihung zu bitten, zu schwören, er habe nie Verrat begangen und werde nie Verrat begehen. Der Wohltäter hörte ihm zu, ohne den Mund aufzumachen, und dann ohrfeigte er ihn kalt. Als Marrero schwitzend versuchte, ein Taschentuch hervorzuziehen, tötete ihn der Chef der Militäradjutanten, Oberst Guarionex Estrella Sadhalá, an Ort und Stelle mit einem Schuß. Nachdem Abbes García den Auftrag erhalten hatte, die Operation zu Ende zu bringen, stürzte weniger als eine Stunde später – vor Zeugen – ein in Richtung Constanza fahrendes Auto in eine Schlucht der Cordillera Central; Marrero Aristy und sein Chauffeur waren nach dem Aufprall bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Lag es nicht auf der Hand, daß Oberst Johnny Abbes García den Platz Navajitas an der Spitze des Geheimdienstes einnehmen mußte? Hätte er die Organisation bereits zum Zeitpunkt der von Espaillet in New York ins Werk gesetzten Entführung von Galíndez geleitet, dann wäre es wahrscheinlich nicht zu dem Skandal gekommen, der dem internationalen Image des Regimes so großen Schaden zugefügt hatte.

Trujillo wies mit verächtlicher Miene auf den vor ihm liegenden Bericht:

»Noch eine Verschwörung, um mich umzubringen, mit Juan Tomás Díaz an der Spitze? Ebenfalls von Konsul Henry Dearborn organisiert, dem Idioten vom CIA?«

Oberst Abbes García löste sich aus seiner Reglosigkeit und rückte seine Hinterbacken auf dem Stuhl zurecht.

»So scheint es, Exzellenz«, nickte er, ohne der Angelegenheit Bedeutung zu verleihen.

»Zu komisch«, unterbrach Trujillo ihn. »Sie haben die Beziehungen zu uns abgebrochen, um die Resolution der OAS zu erfüllen. Und sie haben die Diplomaten abgezogen, aber Henry Dearborn und seine Agenten

hiergelassen, damit sie weiter ihre Komplote schmieden können. Ist es sicher, daß Juan Tomás konspiriert?»

»Nein, Exzellenz, es gibt nur vage Hinweise. Aber seit Sie ihn abgesetzt haben, ist General Díaz ein Ausbund an Ressentiment, und deshalb überwache ich ihn aus der Nähe. Es gibt da diese Treffen, in seinem Haus in Gazcue. Von einem, der Ressentiments nährt, muß man immer das Schlimmste erwarten.«

»Nicht wegen dieser Absetzung«, erklärte Trujillo laut, als spräche er zu sich selbst. »Weil ich ihn einen Feigling genannt habe. Weil ich ihn daran erinnert habe, daß er die Uniform entehrt hat.«

»Ich war bei diesem Mittagessen dabei, Exzellenz. Ich habe gedacht, General Díaz würde aufstehen und gehen. Aber er blieb sitzen, bleich und schwitzend. Beim Hinausgehen stolperte er wie ein Betrunkener.«

»Juan Tomás war mir immer zu stolz und brauchte eine Lektion«, sagte Trujillo. »Er hat sich in Constanza wie ein Schwächling verhalten. Ich dulde keine schwachen Generäle in den dominikanischen Streitkräften.«

Der Vorfall hatte einige Monate nach den gescheiterten Landungsversuchen in Constanza, Maimón und Estero Hondo stattgefunden, als alle an der Expedition Beteiligten – neben Kubanern auch Dominikaner, Nordamerikaner und Venezolaner – tot oder gefangen waren, in den Januartagen des Jahres 1960, als das Regime ein weites Netz heimlicher Oppositioneller entdeckte, das sich in Würdigung dieser Invasion 14. Juni nannte. Mitglieder waren Studenten und junge Berufstätige der Mittel- und Oberklasse, von denen viele zu regimenahen Familien gehörten. Noch während die Säuberungsaktion gegen diese subversive Organisation lief, in der die drei Schwestern Mirabal und ihre Ehemänner so aktiv waren – allein die Erinnerung an sie ließ dem Generalissimus die Galle hochsteigen –, bestellte Trujillo etwa fünfzig militärische und zivile Würdenträger zu jenem Mittagessen im Regierungspalast ein, um seinen Kindheitsfreund und Waffenbruder, der während der Ära die höchsten Posten in

den Streitkräften innegehabt hatte und dem er das Kommando über die Region La Vega, zu der Constanza gehörte, zu einem Zeitpunkt entzogen hatte, als die letzten Widerstandsherde der in den Bergen verstreuten Invasoren noch nicht vernichtet waren, exemplarisch zu bestrafen. General Tomás Díaz hatte seither vergeblich um eine Audienz beim Generalissimus nachgesucht. Er muß überrascht gewesen sein, als er die Einladung zum Mittagessen erhielt, nachdem seine Schwester Gracita um Asyl in der brasilianischen Botschaft gebeten hatte. Der Chef begrüßte ihn nicht, noch richtete er das Wort an ihn während des Essens, und er warf auch keinen Blick zum Ende des langen Tisches, wo man General Díaz, weit vom Kopfteil entfernt, zum symbolischen Zeichen dafür, daß er in Ungnade gefallen war, plazierte hatte.

Als der Kaffee serviert wurde, stieg plötzlich aus dem Gewirr der Unterhaltungen, die den langen Tisch, die marmorverkleideten Wände und die Glaskörper des brennenden Lüsters überflogen – die einzige Frau war Isabel Mayer, eine trujillistische Führungsfrau aus dem Nordosten –, die dünne hohe Stimme, die alle Dominikaner kannten, mit dem beißenden Unterton, der Sturm ankündigte:

»Überrascht es Sie nicht, meine Herrschaften, daß an diesem Tisch, unter den herausragendsten Militär- und Zivilpersonen des Regimes, ein Offizier anwesend ist, der von seinem Befehlsposten abgesetzt wurde, weil er der Lage auf dem Schlachtfeld nicht gewachsen war?«

Stille trat ein. Die fünfzig Köpfe, die das riesige, von bestickten Tischdecken bedeckte Viereck flankierten, erstarrten zur Reglosigkeit. Der Wohltäter schaute nicht zum Platz von General Díaz. Sein Blick ließ die anderen Tischgäste Revue passieren, einen nach dem anderen; mit einem Ausdruck des Erstaunens, weit geöffneten Augen und offenstehendem Mund bat er seine Gäste, ihm bei der Lösung des Rätsels zu helfen.

»Sie wissen, von wem ich spreche?« fuhr er nach einer theatralischen Pause fort. »General Juan Tomás Díaz,

Kommandeur der Militärregion La Vega zur Zeit der kubanisch-venezolanischen Invasion, wurde mitten im Krieg abgesetzt wegen unwürdigen Verhaltens vor dem Feind. Überall auf der Welt wird ein solches Verhalten mit einem Schnellverfahren und Tod durch Erschießen bestraft. In der Diktatur von Rafael Leónidas Trujillo Molina wird der feige General zusammen mit der Blüte des Landes zum Mittagessen in den Regierungspalast gebeten.«

Den letzten Satz sagte er sehr langsam, jeden Buchstaben betonend.

»Wenn Sie gestatten, Exzellenz«, stammelte General Juan Tomás Díaz mit unmenschlicher Anstrengung. »Ich würde gerne daran erinnern, daß die Invasoren bei meiner Absetzung bereits besiegt waren. Ich habe meine Pflicht erfüllt.«

Er war ein starker, kräftig gebauter Mann, aber er wirkte wie eingeschrumpft auf seinem Sitz. Er war sehr blaß, und sein Mund füllte sich ständig mit Speichel. Er schaute den Wohltäter an, aber dieser, als hätte er ihn weder gesehen noch gehört, ließ seinen Blick zum zweiten Mal über die Gäste wandern, während er eine weitere Rede vom Stapel ließ:

»Und man lädt ihn nicht nur in den Palast ein. Man versetzt ihn auch noch mit vollständigen Bezügen und allen Privilegien eines Drei-Sterne-Generals in den Ruhestand, damit er sich mit dem Gefühl der erfüllten Pflicht ausruhen kann. Und er genießt die wohlverdiente Ruhe auf seinen Viehfarmen in Gesellschaft von Ghana Díaz, seiner fünften Frau, die auch seine leibliche Nichte ist. Welch größeren Beweis für den Großmut dieser blutigen Diktatur kann es geben?«

Als er am Ende seiner Rede war, hatte der Blick des Wohltäters die Runde am Tisch gemacht. Und jetzt hielt er ihn auf den Platz von General Juan Tomás Díaz gerichtet. Das Gesicht des Chefs hatte nicht mehr den ironischen, melodramatischen Ausdruck wie noch vor einem Augenblick. Tödlicher Ernst malte sich in ihm. In seine Augen war die düstere, bohrende, erbarmungslose

Starrheit getreten, mit der er die Menschen daran erinnerte, wer in diesem Land und im Leben der Dominikaner bestimmte. Juan Tomás Díaz senkte den Blick.

»General Díaz weigerte sich, einen Befehl von mir auszuführen, und erlaubte sich, einen Offizier zu tadeln, der im Begriff war, ihm Folge zu leisten«, sagte er langsam, voll Verachtung. »Mitten in der Invasion. Als die von Fidel Castro, von Muños Marin, Betancourt und Figueres bewaffneten Feinde, als dieses neidische Pack mit Feuer und Schwert an Land gegangen war und dominikanische Soldaten ermordet hatte, entschlossen, uns allen, die wir an diesem Tisch sitzen, den Kopf abzureißen. Da entdeckte der Militärkommandeur von La Vega, daß er ein mitleidvoller Mensch ist. Ein Feingeist, ein Feind starker Gefühle, der kein Blut fließen sehen kann. Und erlaubte sich, meinem Befehl, jeden mit dem Gewehr in der Hand gefangenen Invasor auf der Stelle zu erschießen, zuwiderzuhandeln. Und einen Offizier zu beleidigen, der sich an den Befehl hielt und die, die gekommen waren, um eine kommunistische Diktatur zu errichten, so behandelte, wie sie es verdienten. Der General erlaubte sich, in diesen für das Vaterland gefahrvollen Augenblicken Verwirrung zu stiften und die Moral unserer Soldaten zu schwächen. Deshalb gehört er der Armee nicht mehr an, obwohl er noch immer die Uniform trägt.«

Er verstummte, um einen Schluck Wasser zu trinken. Kaum hatte er es getan, stand er jedoch völlig abrupt auf, statt fortzufahren, und verabschiedete sich, womit er das Essen für beendet erklärte: »Guten Tag, meine Herrschaften.«

»Juan Tomás versuchte nicht zu gehen, denn er wußte, er wäre nicht lebendig zur Tür gelangt«, sagte Trujillo. »Also, in was für eine Verschwörung ist er verwickelt?«

Nichts Konkretes, in Wirklichkeit. In ihrem Haus in Gazcue empfingen General Díaz und seine Frau seit einiger Zeit viel Besuch. Der Vorwand war, daß sie sich Filme anschauten, die im Hof, unter freiem Himmel, mit einem Projektor vorgeführt wurden, den der Schwiegersohn des

Generals bediente. Die Anwesenden bildeten eine seltsame Mischung. Von bekannten Männern des Regimes, wie dem Bruder und Schwiegervater des Hausherrn, Modesto Díaz Quesada, bis zu ehemaligen, aus der Regierung entfernten Beamten wie Amiama Tió und Antonio de la Maza. Oberst Abbes García hatte seit einigen Monaten einen Hausangestellten zum *caliê* gemacht. Aber das einzige, was der herausfand, war, daß die Herrschaften, während sie die Filme ansahen, pausenlos redeten, als dienten sie ihnen nur dazu, die Gespräche zu übertönen. Nun ja, diese Treffen, bei denen man zwischen Schlucken Rum oder Whisky schlecht vom Regime sprach, waren der Aufmerksamkeit nicht wert. Wohl aber, daß General Díaz gestern eine geheime Unterredung mit einem Abgesandten von Henry Dearborn geführt hatte, dem angeblichen Yankee-Diplomaten, der, wie Seine Exzellenz wußte, der Chef des CIA in Ciudad Trujillo war.

»Er wird ihn um eine Million Dollar für meinen Kopf gebeten haben«, sagte Trujillo. »Dem Gringo muß schon ganz schwindlig sein bei den vielen Deppen, die finanzielle Hilfe von ihm verlangen, um mir den Garaus zu machen. Wo haben sie sich getroffen?«

»Im Hotel El Embajador, Exzellenz.«

Der Wohltäter dachte einen Augenblick nach. Wäre Juan Tomás imstande, etwas Ernstes auf die Beine zu stellen? Vor zwanzig Jahren vielleicht. Damals war er ein Mann der Tat. Später war er verweichlicht. Er hatte eine zu große Vorliebe für Alkohol und Hahnenkämpfe, für Essen und Amüsement mit den Freunden, für Heiraten und Scheidungen, um für den Versuch, ihn zu stürzen, alles aufs Spiel zu setzen. Ein schlechter Halt, an den sich die Gringos da klammerten. Bah, kein Grund zur Sorge.

»Einverstanden, Exzellenz, ich glaube, vorläufig geht von General Díaz keine Gefahr aus. Ich folge seinen Schritten. Wir wissen, wer ihn besucht und wen er besucht. Sein Telefon wird überwacht.«

Gab es noch etwas? Der Wohltäter warf einen Blick zum

Fenster: es war unverändert dunkel, obwohl es auf sechs Uhr zuging. Aber es herrschte keine Stille mehr. In der Ferne, außerhalb des Regierungspalastes, der durch eine weite grasbewachsene und baumbestandene Esplanade von den Straßen getrennt und von einem hohen, lanzenförmigen Gitter umgeben war, fuhr ab und zu hupend ein Auto vorbei, und innerhalb des Gebäudes hörte er das Reinigungspersonal, das wischte, fegte, bohnerte, ausklopfte. Er würde Büros und Gänge sauber und glänzend vorfinden, wenn er sie passieren mußte. Diese Vorstellung erfüllte ihn mit Wohlbehagen.

»Verzeihen Sie, wenn ich noch einmal darauf zurückkomme, Exzellenz, aber ich würde gerne die Sicherheitsvorkehrungen wieder einführen. Auf der Máximo Gómez und auf der Uferpromenade, wenn Sie Ihren Spaziergang machen. Und auf der Landstraße, wenn Sie zum Mahagonihaus fahren.«

Vor zwei Monaten hatte er plötzlich angeordnet, die Sicherheitsmaßnahmen auszusetzen. Warum? Vielleicht weil er bei einem seiner Spaziergänge in der Abenddämmerung, als er die Máximo Gómez in Richtung Meer hinunterging, an allen Straßenmündungen Polizeisperren bemerkt hatte, die Fußgängern und Autos den Zugang zur Avenida und zur Uferpromenade verwehrten, solange sein Spaziergang dauerte. Und er hatte sich die Myriade von Volkswagen mit *caliés* vorgestellt, die Johnny Abbes überall in der Umgebung postiert hatte. Er fühlte Bedrückung, Klaustrophobie. So war es ihm auch eines Abends ergangen, als er zur Hacienda Fundación fuhr und auf der ganzen Strecke die »Wannen« mit den Spitzeln und die militärischen Absperrungen sah, die seine Durchfahrt schützten. Oder war es die Faszination, die die Gefahr immer auf ihn ausgeübt hatte – der ungezähmte Geist des *manne* –, die ihn im Augenblick größter Bedrohung für das Regime das Schicksal in dieser Weise herausfordern ließ? Jedenfalls war es eine Entscheidung, die er nicht rückgängig machen würde.

»Der Befehl bleibt bestehen«, wiederholte er in einem Ton, der keine Widerrede erlaubte.

»Gut, Exzellenz.«

Er schaute dem Oberst in die Augen – dieser senkte sofort den Blick – und warf ihm mit einem Funken Humor hin:

»Glauben Sie, daß Ihr bewunderter Fidel Castro wie ich ohne Schutz durch die Straßen geht?«

Der Oberst schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht, daß Fidel Castro so romantisch ist wie Sie, Exzellenz.«

Romantisch, er? Vielleicht bei einigen der Frauen, die er geliebt hatte, vielleicht bei Lina Lovatón. Aber außerhalb des Gefühlsbereichs, im Bereich der Politik, hatte er sich immer als Klassiker gefühlt. Rational, gelassen, pragmatisch, mit kühlem Kopf und einer langfristigen Vision.

»Als ich ihn kennenlernte, in Mexiko, bereitete er gerade die Expedition der *Granma* vor. Man hielt ihn für einen verrückten Kubaner, einen unseriösen Abenteurer. Was mich vom ersten Augenblick an beeindruckte, war seine völlige Emotionslosigkeit. Obwohl er bei seinen Reden tropisch, überschäumend, leidenschaftlich wirkt. Das ist für die Öffentlichkeit. Er ist das Gegenteil. Eine eisige Intelligenz. Ich wußte immer, daß er an die Macht gelangen würde. Aber erlauben Sie mir eine Klarstellung, Exzellenz. Ich bewundere die Persönlichkeit Castros, wie er es vermocht hat, die Gringos auszutricksen, sich mit den Russen und den kommunistischen Ländern zu verbünden und sie als Puffer gegen Washington zu benutzen. Ich bewundere nicht seine Idee, ich bin kein Kommunist.«

»Sie sind ein vollendeter Kapitalist«, sagte Trujillo spöttisch, mit einem sardonischen kleinen Lachen.

»Ultramar hat sehr gute Geschäfte gemacht mit dem Import von Produkten aus Deutschland, Österreich und den sozialistischen Ländern. Exklusivvertretungen lohnen sich.«

»Noch etwas, für das ich Ihnen danken muß, Exzellenz«, räumte der Oberst ein. »Um die Wahrheit zu sagen, mir wäre das nicht eingefallen. Geschäfte haben mich nie

interessiert. Ich habe Ultramar aufgemacht, weil Sie es mir befohlen haben.«

»Mir ist lieber, meine Mitarbeiter machen gute Geschäfte, als daß sie stehlen«, erklärte der Wohltäter. »Gute Geschäfte nützen dem Land, geben Arbeit, erzeugen Reichtum, heben die Moral des Volkes. Diebstähle dagegen demoralisieren es. Ich

stelle mir vor, daß die Dinge seit den Sanktionen auch bei Ultramar schlecht laufen.«

»Es herrscht praktisch Stillstand. Es ist mir egal, Exzellenz. Jetzt sind die vierundzwanzig Stunden meines Tages der Aufgabe gewidmet, zu verhindern, daß die Feinde dieses Regime zerstören und Sie umbringen.«

Er sprach ohne Emotion, mit derselben belegten, neutralen Stimme, mit der er immer sprach.

»Muß ich daraus schließen, daß Sie mich genauso bewundern wie den Idioten Castro?« sagte Trujillo, während er die ausweichenden kleinen Augen suchte.

»Sie bewundere ich nicht, Exzellenz«, murmelte Oberst Abbes mit gesenktem Blick. »Ich lebe für Sie. Für Sie. Wenn Sie erlauben, ich bin Ihr Wachhund.«

Dem Wohltäter kam es vor, als habe Abbes García beim letzten Satz die Stimme gezittert. Er wußte, daß er nicht emotional war und daß er nicht zu den bei anderen Höflingen so häufigen Gefühlsausbrüchen neigte; daher musterte er ihn mit seinem messerscharfen Blick.

»Wenn man mich umbringt, wird es einer tun, der mir sehr nahesteht, ein Verräter aus der Familie, sozusagen«, sagte er, als spräche er von einer anderen Person. »Für Sie wäre es ein großes Unglück.«

»Auch für das Land, Exzellenz.«

»Deshalb mache ich weiter«, nickte Trujillo. »Sonst hätte ich mich zurückgezogen, wie meine Yankee-Freunde William Pawley, General Clark und Senator Smathers mir im Auftrag von Präsident Eisenhower rieten. ›Gehen Sie als großmütiger Staatsmann in die Geschichte ein, der den jungen Leuten das Steuer überließ.‹ So äußerte sich Smathers mir gegenüber, der Freund von Roosevelt. Es

war eine Botschaft des Weißen Hauses. Deshalb kamen sie her. Um mich zu bitten, zu gehen, und mir Asyl in den Vereinigten Staaten anzubieten. »Dort wird Ihr Vermögen in Sicherheit sein.« Diese Idioten verwechseln mich mit Batista, mit Rojas Pinilla, mit Pérez Jiménez. Mich werden sie nur tot hier raustragen.«

Der Wohltäter ließ abermals seine Gedanken schweifen, denn er mußte an Guadalupe denken, Lupe für die Freunde, das mexikanische Mannweib, das Johnny Abbes in der geheimnisvollen, abenteuerlichen Zeit seines Lebens in Mexiko geheiratet hatte, als er detaillierte Berichte über das Tun und Lassen der dominikanischen Exilanten an Navajita schickte und zugleich in revolutionären Zirkeln verkehrte, wie dem von Fidel Castro, Che Guevara und den Kubanern des 26. Juli, die die Expedition der *Granma* vorbereiteten, und mit Leuten wie Vicente LombardoToledano, der eng mit der mexikanischen Regierung verbunden und sein Beschützer gewesen war. Der Generalissimus hatte nie Zeit gehabt, ihn in aller Ruhe zu dieser Etappe seines Lebens zu befragen, in der der Oberst seine Berufung und sein Talent für Spionage und geheime Operationen entdeckt hatte. Ein reizvolles Leben, ohne Zweifel, voller Anekdoten. Warum hatte er wohl diese fürchterliche Frau geheiratet?

»Da ist etwas, das ich immer vergesse, Sie zu fragen«, sagte er mit der Unverblümtheit, die er seinen Mitarbeitern gegenüber an den Tag legte. »Wieso haben Sie eigentlich eine so häßliche Frau geheiratet?«

Er entdeckte nicht die winzigste Regung im Gesicht von Abbes García, die Überraschung ausgedrückt hätte.

»Nicht aus Liebe, Exzellenz.«

»Das habe ich immer gewußt«, sagte der Wohltäter lächelnd. »Sie ist nicht reich, es war also keine Geldheirat.«

»Aus Dankbarkeit. Lupe hat mir einmal das Leben gerettet. Sie hat für mich getötet. Sie arbeitete als Sekretärin für Lombardo Toledano, als ich gerade nach Mexiko gekommen war. Dank Vicente begann ich zu begreifen, was Politik ist. Vieles von dem, was ich gemacht habe,

wäre ohne Lupe nicht möglich gewesen, Exzellenz. Sie weiß nicht, was Angst ist. Außerdem hat sie einen Instinkt, der bisher immer funktioniert hat.«

»Ich weiß, daß sie Mumm hat, daß sie sich schlagen kann, daß sie mit einer Pistole herumläuft und in Hurenhäuser geht wie die Männer«, sagte der Generalissimus bestens gelaunt. »Ich habe sogar gehört, daß Puchita Brazobán kleine Mädchen

für sie reserviert. Was ich jedoch nicht fassen kann, ist, daß Sie dieser Mißgeburt Kinder machen konnten.«

»Ich versuche, ein guter Ehemann zu sein, Exzellenz.«

Der Wohltäter brach in Lachen aus, laut wie in früheren Zeiten.

»Sie können witzig sein, wenn Sie wollen«, sagte er anerkennend. »Sie haben sie also aus Dankbarkeit gevögelt. Dann steht Ihnen der Stummel also, wann Sie wollen.«

»Das ist so eine Redensart, Exzellenz. Um die Wahrheit zu sagen, ich liebe Lupe nicht, und Lupe liebt mich auch nicht. Zumindest nicht mit der üblichen Liebe. Wir sind durch etwas Stärkeres verbunden. Durch die Gefahren, die wir Schulter an Schulter geteilt haben, den Tod vor Augen. Und durch das viele Blut, mit dem wir beide uns befleckt haben.«

Der Wohltäter nickte. Er verstand, was er sagen wollte. Er hätte verdammt gern so eine Frau wie diese Vogelscheuche gehabt. Er hätte sich nicht so allein gefühlt bei manchen Entscheidungen, die es zu treffen galt. Nichts verband so stark wie Blut, das stimmte. Das mußte der Grund sein, warum er sich so an dieses Land von Undankbaren, Feiglingen und Verrätern gekettet fühlte. Denn er hatte sich oft mit Blut befleckt, um es aus Rückständigkeit, Chaos, Unwissenheit und Barbarei herauszuführen. Würden diese Idioten es ihm in Zukunft danken?

Er fühlte erneut, wie Niedergeschlagenheit ihn erfaßte. Er tat, als wollte er auf die Uhr schauen, und warf einen verstohlenen Blick auf seine Hose. Es gab nicht den

kleinsten Fleck im Schritt oder am Hosenschlitz. Die Feststellung verbesserte seine Laune nicht. Abermals ging ihm die Erinnerung an das kleine Mädchen im Mahagonihaus durch den Kopf. Eine unangenehme Episode. Wäre es besser gewesen, ihr an Ort und Stelle einen Schuß zu verpassen, während sie ihn mit diesen Augen ansah? Unsinn. Er hatte nie sinnlos Schüsse abgefeuert, schon gar nicht wegen Bettgeschichten. Nur wenn es keine Alternative gab, wenn es absolut unerlässlich war, um dieses Land voranzubringen oder einen Affront zu rächen.

»Erlauben Sie mir, Exzellenz.«

»Ja?«

»Präsident Balaguer hat gestern abend im Rundfunk angekündigt, die Regierung werde eine Gruppe von politischen Gefangenen freilassen.«

»Balaguer hat getan, was ich ihm befohlen habe. Also was?«

»Ich brauchte die Liste der zur Freilassung Bestimmten. Um ihnen die Haare schneiden, sie rasieren und anständig kleiden zu lassen. Ich nehme an, sie werden der Presse vorgeführt.«

»Ich werde Ihnen die Liste schicken, sobald ich sie durchgesehen habe. Balaguer denkt, daß diese Gesten in diplomatischer Hinsicht angebracht sind. Wir werden schon sehen. Jedenfalls hat er die Maßnahme gut dargestellt.«

Auf seinem Schreibtisch lag die Rede Balaguers. Er las mit lauter Stimme den unterstrichenen Satz: »Das Werk Seiner Exzellenz, des Generalissimus Dr. Rafael L. Trujillo Molina, hat sich in einem Maße als beständig erwiesen, daß es uns nach dreißig Jahren Frieden und ununterbrochener Führerschaft erlaubt, Amerika ein Beispiel dafür zu geben, daß Lateinamerika imstande ist, in vollem Bewußtsein die wahre repräsentative Demokratie zu praktizieren.«

»Gut formuliert, nicht wahr?« sagte er. »Das ist der Vorteil, wenn man einen Dichter und Literaten als Präsidenten der Republik hat. Als mein Bruder das Amt innehatte, waren die Reden, die der Negro verlas, stinklangweilig. Na ja, ich

weiß, daß Balaguer Ihnen nicht gefällt.«

»Ich vermische meine persönlichen Sympathien oder Antipathien nicht mit meiner Arbeit, Exzellenz.«

»Ich habe nie verstanden, warum Sie ihm mißtrauen. Balaguer ist der harmloseste meiner Mitarbeiter. Deshalb habe ich ihn dort plaziert, wo er ist.«

»Ich glaube, daß seine betont zurückhaltende Art eine Strategie ist. Daß er im Grunde kein Mann des Regimes ist, daß er nur für Balaguer arbeitet. Es kann sein, daß ich mich irre. Im übrigen habe ich in seinem Verhalten nichts Verdächtiges entdeckt. Aber ich würde meine Hand nicht für seine Loyalität ins Feuer legen.«

Trujillo sah auf die Uhr. Zwei Minuten vor sechs. Seine Besprechung mit Abbes García dauerte nie länger als eine Stunde, außer bei ungewöhnlichen Anlässen. Er stand auf, und der Chef des SIM tat es ihm nach.

»Wenn ich meine Meinung über die Bischöfe ändere, werde ich es Ihnen mitteilen«, sagte er zum Abschied.

»Bereiten Sie in jedem Fall die Operation vor.«

»Sie kann in Gang gesetzt werden, sobald Sie die Entscheidung treffen. Mit Ihrer Erlaubnis, Exzellenz.«

Kaum hatte Abbes García das Amtszimmer verlassen, trat der Wohltäter ans Fenster, um in den Himmel zu spähen. Noch nicht einmal der kleinste Streifen Licht.

VI

»Ach, ich weiß schon, wer das ist«, sagte Antonio de la Maza.

Er öffnete die Autotür und trat auf die Landstraße hinaus, noch immer das Gewehr mit dem abgesägten Lauf in der Hand. Keiner seiner Gefährten – Tony, Salvador und Amadito – folgte ihm; aus dem Innern des Fahrzeugs beobachteten sie seine kräftige Gestalt, deren Umriß sich von den Schatten abhob, die der schwache Schein des Mondes kaum erhellte, während er auf den kleinen Volkswagen zuing, der mit abgeschalteten Scheinwerfern neben ihnen geparkt hatte.

»Erzähl mir bloß nicht, daß der Chef es sich anders überlegt hat«, rief Antonio zur Begrüßung aus, während er den Kopf zum Fenster hineinsteckte und sein Gesicht dem Fahrer und einzigem Insassen näherte, ein schnaufender Mann in Anzug und Krawatte, der so dick war, daß man sich schwer vorstellen konnte, wie er überhaupt in das Fahrzeug hineingekommen war, in dem er wie in einem Käfig saß.

»Im Gegenteil, Antonio«, beruhigte ihn Miguel Angel Báez Díaz, die Hände um das Lenkrad geklammert. »Er fährt in jedem Fall nach San Cristóbal. Er hat sich verspätet, weil er nach dem Spaziergang auf der Uferpromenade mit Pupo Roman zum Stützpunkt San Isidro gefahren ist. Ich bin gekommen, um dich zu beruhigen, ich konnte mir deine Ungeduld vorstellen. Er wird jeden Augenblick auftauchen. Haltet euch bereit.«

»Wir werden unser Bestes tun, Miguel Angel. Ich hoffe, ihr auch.«

Sie unterhielten sich eine Weile, die Gesichter dicht beieinander, der Dicke noch immer mit den Händen am Lenkrad, während de la Maza Blicke auf die Straße warf, die von Ciudad Trujillo kam, in der Furcht, das Fahrzeug könnte plötzlich erscheinen und er hätte keine Zeit, zu seinem Auto zurückzukehren.

»Adiós, und Hals- und Beinbruch«, verabschiedete sich Miguel Angel Báez Díaz.

Er fuhr nach Ciudad Trujillo zurück, auch jetzt mit abgeschalteten Scheinwerfern. Antonio blieb stehen, und während er die frische Luft spürte und die Wellen hörte, die

sich ganz in der Nähe brachen – er fühlte Spritzer im Gesicht und auf dem Kopf, wo sein Haar spärlich zu werden begann – , sah er zu, wie das Fahrzeug sich entfernte und in der Ferne in der Dunkelheit verschwand, wo die Lichter der Stadt und ihrer Restaurants blinkten, die sicher voller Menschen waren. Miguel Angel wirkte sicher. Kein Zweifel also: Er würde kommen, und an diesem Dienstag, dem 30. Mai 1961, würde er endlich den Schwur erfüllen, den er auf dem Familienbesitz in Moca vor seinem Vater und seinen Brüdern, seinen Schwägerinnen und Schwägern vor vier Jahren und vier Monaten abgelegt hatte, am 7. Januar 1957, dem Tag, an dem Tavito begraben wurde.

Er dachte, wie nah das *Pony* war und wie gut es ihm täte, auf einem dieser hohen, strohbespannten Stühle vor der kleinen Bar ein Glas Rum mit viel Eis zu trinken, wie er es oft in der letzten Zeit getan hatte, und zu spüren, wie der Alkohol ihm in den Kopf stieg, ihn von Tavito ablenkte und die Bitterkeit, die Verzweiflung und die Unruhe vertrieb, die sein Leben seit dem feigen Mord an seinem jüngeren Bruder beherrschten, der ihm von allen der nächste gewesen war, den er am meisten geliebt hatte. »Vor allem seit der infamen Verleumdung, die sie erfunden hatten, um ihn noch einmal umzubringen«, dachte er. Er kehrte langsam zum Chevrolet zurück. Es war ein funkelnagelneues Auto, das Antonio aus den Vereinigten Staaten importiert hatte und nachbessern ließ, wobei er in der Werkstatt erklärte, er brauche einen schnelleren und robusteren Wagen, weil er wegen seiner Arbeit als Haziendabesitzer und Verwalter eines Sägewerks in Restauración, an der Grenze zu Haiti, einen Großteil des Jahres auf Reisen sei. Der Augenblick war gekommen, dieses neueste Chevrolet-Modell auf die Probe zu stellen, das dank der Nachbesserungen an den Zylindern und am Motor imstande war, in wenigen Minuten 200 Stundenkilometer zu erreichen, ein Tempo, mit dem das Auto des Generalissimus nicht mithalten konnte. Er setzte sich wieder neben Tony Imbert.

»Wer war der Besuch?« fragte Amadito vom Rücksitz her.

»So etwas fragt man nicht«, murmelte Tony Imbert, ohne sich zu ihm umzudrehen.

»Das ist kein Geheimnis, jetzt nicht mehr«, sagte Antonio de la Maza. »Es war Miguel Angel Báez. Du hattest recht, Amadito. Er fährt heute abend in jedem Fall nach San Cristóbal. Er hat sich verspätet, aber er wird uns nicht versetzen.«

»Miguel Angel Báez Díaz?« Salvador Estrella Sadhalá ließ einen Pfiff vernehmen. »Der steckt auch in der Sache? Mehr kann man nicht verlangen. Das ist ein Trujillo-Anhänger der ersten Stunde. War er nicht Vizepräsident der Dominikanischen Partei? Er gehört zu denen, die jeden Tag mit dem Ziegenbock über die Uferpromenade laufen und ihm in den Hintern kriechen, und er begleitet ihn jeden Sonntag zur Pferderennbahn.«

»Auch heute war er beim Spaziergang dabei«, nickte de la Maza. »Deshalb weiß er, daß er kommen wird.«

Sie schwiegen eine ganze Weile.

»Ich weiß, daß man pragmatisch sein muß, daß wir sie brauchen«, seufzte der Türke. »Aber ehrlich gesagt, mich widert es an, daß jemand wie Miguel Angel jetzt unser Verbündeter ist.«

»Und wieder meldet sich der kleine Betbruder, der Puritaner, das Engelchen mit den sauberen Händen.« Imbert bemühte sich, scherzhaft zu klingen. »Verstehst du jetzt, Amadito, warum es besser ist, nicht zu fragen, nicht zu wissen, wer dabei ist?«

»Du redest, als wären wir nicht alle Trujillo-Anhänger gewesen, Salvador«, brummte Antonio de la Maza. »War Tony nicht Gouverneur von Puerto Plata? Ist Amadito nicht Militäradjutant? Verwalte ich nicht seit zwanzig Jahren die Sägewerke des Ziegenbocks in Restauración? Und das Bauunternehmen, in dem du arbeitest, gehört das etwa nicht Trujillo?«

»Ich nehme alles zurück.« Salvador klopfte de la Maza auf den Arm. »Mir geht die Zunge durch, und ich rede Unsinn. Du hast recht. Jeder könnte von uns sagen, was ich gerade

über

Miguel Angel gesagt habe. Ich habe nichts gesagt, und ihr habt nichts gehört.«

Aber er hatte es gesagt, denn trotz seiner gelassenen, vernünftigen Art, die allen gefiel, war Salvador Estrella Sadhalá imstande, die grausamsten Dinge zu sagen, wenn ihn plötzlich sein Gerechtigkeitsgefühl packte. Wie bei dem Streit mit seinem lebenslangen Freund, bei dem Antonio de la Maza ihm ohne weiteres einen Schuß hätte verpassen können. »Ich würde meinen Bruder nicht für ein paar Pfennige verkaufen.« Dieser Satz, der sie mehr als sechs Monate lang getrennt hatte, in denen sie sich weder sahen noch miteinander sprachen, suchte Antonio immer wieder heim, wie ein regelmäßig wiederkehrender Alptraum. Dann mußte er viele Gläser Rum trinken, eines nach dem anderen. Obwohl mit der Betrunkenheit diese blinde Wut in ihm hochstieg, die ihn streitsüchtig machte, ihn dazu trieb, zu provozieren und den Nächstbesten mit Fußtritten und Fausthieben zu traktieren.

Er war vor wenigen Tagen siebenundvierzig Jahre alt geworden und damit einer der ältesten der Gruppe von sieben Männern, die sich an der Straße nach San Cristóbal postiert hatten und auf Trujillo warteten. Denn außer den vieren, die in dem Chevrolet hockten, befanden sich zwei Kilometer weiter vorne, in einem von Estrella Sadhalá geliehenen Auto, Pedro Livio Cedeno und Huáscar Tejeda Pimentel und noch einen Kilometer weiter vorne, allein in seinem eigenen Wagen, Roberto Pastoriza Neret. Auf diese Weise würden sie ihm den Weg versperren und ihn von vorne und von hinten unter dichten Beschuß nehmen, ohne ihm einen Ausweg zu lassen. Pedro Livio und Huáscar dürften genauso unruhig sein wie sie vier. Und mehr noch Roberto, der niemanden hatte, mit dem er sprechen und Ermutigungen austauschen konnte. Würde er kommen? Ja, er würde kommen. Und der lange Leidensweg, aus dem Antonios Leben seit Tavitos Tod bestanden hatte, würde ein Ende haben.

Der Mond, rund wie eine Münze, leuchtete, umgeben von

einem Sternenmantel, und verlieh den Wipfeln der nahen Kokospalmen, die Antonio sich im Takt der Brise wiegen sah, einen silbrigen Glanz. Dies war verdammtnochmal trotz allem ein schönes Land. Und es wäre noch viel schöner, wenn der Teufel tot wäre, der ihm in diesen einunddreißig Jahren mehr Gewalt angetan, es mehr vergiftet hatte als die Besetzung durch Haiti, die spanischen und nordamerikanischen Invasionen, die Bürgerkriege und die Kämpfe zwischen Fraktionen und Caudillos in dem ganzen Jahrhundert seiner Existenz als Republik, mehr als alles Unheil – Erdbeben, Zyklone –, das vom Himmel, vom Meer oder aus der Tiefe der Erde über die Dominikaner gekommen war. Was er ihm nicht verzeihen konnte, war vor allem, daß der Ziegenbock so, wie er dieses Land prostituiert und moralisch korrumpiert hatte, auch Antonio de la Maza prostituiert und moralisch korrumpiert hatte.

Er verbarg seine Unruhe vor den Gefährten, indem er eine neue Zigarette anzündete. Er rauchte, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen, stieß den Rauch durch Mund und Nase aus, während er mit den Fingern über das Gewehr mit abgesägtem Lauf strich und an die stahlverstärkten Geschosse dachte, die sein spanischer Freund Bissié, ein Wäffenexperte und hervorragender Schütze, den er durch einen anderen Verschwörer, Manuel Ovín, kennengelernt hatte, speziell für die Sache heute abend angefertigt hatte. Dieser Freund war fast so gut wie Antonio de la Maza selbst, der auf dem Familienbesitz in Moca von Kindesbeinen an Eltern, Brüder, Verwandte und Freunde mit seiner Zielsicherheit verblüfft hatte. Deshalb nahm er diesen privilegierten Platz ein, rechts von Imbert, um als erster zu schießen. Die Gruppe, die so ausgiebig über alles diskutiert hatte, war sich darüber sofort einig geworden: Antonio de la Maza und Leutnant Amado García Guerrero, die besten Schützen, sollten die vom CIA den Verschwörern übergebenen Waffen tragen und die Sitze auf der rechten Seite einnehmen, um gleich mit dem ersten Schuß zu treffen.

Es gereichte Moca, seiner Heimat, und seiner Familie zum Stolz, daß die Familie de la Maza vom ersten Augenblick an – 1930 – gegen Trujillo gewesen war. Das verstand sich von

selbst. In Moca waren alle, vom Reichsten bis zum elendsten Tagelöhner, *horacistas*, denn Präsident Horacio Vázquez stammte aus Moca und war der Bruder von Antonios Mutter. Vom ersten Tag an verfolgte die Familie de la Maza mit Argwohn und Mißfallen die Intrigen, deren sich Rafael Leónidas Trujillo bediente, der damalige Chefbrigadier der Nationalen Polizei -eine Schöpfung des nordamerikanischen Besatzers, die sich nach dessen Abzug in die dominikanische Armee verwandeln sollte –, um Don Horacio Vázquez zu stürzen und sich 1930, bei den ersten manipulierten Wahlen seiner an Wahlbetrug reichen Geschichte, zum Präsidenten der Republik wählen zu lassen. Als dies geschah, tat die Familie de la Maza, was die patrizischen Familien und regionalen Caudillos traditionsgemäß taten, wenn ihnen die Regierungen nicht paßten: mit bewaffneten und aus eigener Tasche finanzierten Männern in die Berge gehen.

Fast drei Jahre lang, zwischen seinem siebzehnten und zwanzigsten Lebensjahr, kämpfte Antonio de la Maza – ein Athlet, unermüdlicher Reiter, leidenschaftlicher Jäger, heiter, verwegen und lebenslustig –, von einigen Unterbrechungen abgesehen, an der Seite seines Vaters, seiner Onkel und Brüder mit der Waffe in der Hand gegen die Truppen Trujillos, wenn auch ohne ihnen ernsthaften Schaden zuzufügen. Diese zersetzten die bewaffneten Gruppen allmählich, indem sie ihnen die eine oder andere Niederlage beibrachten, vor allem aber indem sie ihre Vertreter und Anhänger kauften, bis die Familie de la Maza, erschöpft und dem Ruin nahe, schließlich die Friedensangebote der Regierung akzeptierte und nach Moca zurückkehrte, um ihr halbverlassenes Land zu bebauen. Außer dem unbezähmbaren, eigensinnigen Antonio. Er lächelte im Gedanken an die Hartnäckigkeit, die ihn dazu brachte, mit weniger als zwanzig Mann, darunter

seine Brüder Ernesto und Tavito (dieser noch ein Kind), Ende 1932 und Anfang 1933 Polizeiposten zu überfallen und den Regierungspatrouillen Hinterhalte zu legen. Die Zeiten waren so sonderbar, daß die drei Brüder trotz des aufreibenden Militärlebens fast immer eine Pause machen und

mehrere Tage im Monat im Familienhaus in Moca schlafen konnten. Bis zu jenem Hinterhalt in der Umgebung von Tarn boril, bei dem die Soldaten zwei seiner Männer töteten und Ernesto und Antonio selbst verletzten.

Aus dem Militärhospital in Santiago schrieb er seinem Vater, Don Vicente, er bereue nichts und seine Familie solle sich nicht demütigen, indem sie Trujillo um Gnade bat. Zwei Tage nachdem er dem Krankenpfleger-Korporal diesen Brief mit einem guten Trinkgeld übergeben hatte, damit er ihn nach Moca gelangen ließe, brachte ihn ein Bereitschaftswagen der Armee, mit Handschellen gefesselt und mit Eskorte, nach Santo Domingo. (Der Kongreß der Republik sollte den Namen der alten Stadt erst drei Jahre später ändern.) Zur Überraschung des jungen Antonio de la Maza lieferte ihn das Militärfahrzeug nicht im Gefängnis ab, sondern fuhr mit ihm zum Regierungssitz, der sich damals in der Nähe der altherwürdigen Kathedrale befand. Dort nahm man ihm die Handschellen ab und führte ihn in ein mit Teppichen ausgelegtes Zimmer, in dem sich, in Uniform, tadellos rasiert und frisiert, General Trujillo befand. Es war das erste Mal, daß er ihn sah.

»Man braucht ganz schön viel Schneid, um diesen Brief zu schreiben.« Der Staatschef wedelte damit hin und her. »Mit deinem fast dreijährigen Krieg gegen mich hast du bewiesen, daß du den hast. Deshalb wollte ich dir ins Gesicht sehen. Stimmt das, mit deiner Zielsicherheit? Wir sollten einmal gegeneinander antreten, um zu sehen, ob sie besser ist als meine.«

Achtundzwanzig Jahre später erinnerte sich Antonio noch an diese dünne, schrille Stimme, an diese unerwartete, von einer Spur Ironie abgeschwächte Freundlichkeit. Und an den durchdringenden Blick jener Augen, dem er – er, der

so stolz war – nicht standhalten konnte.

»Der Krieg ist zu Ende. Ich habe den Widerstand aller regionalen Caudillos gebrochen, auch den der Familie de la Maza. Schluß mit der Schießerei. Man muß das Land wiederaufbauen, das in Trümmern liegt. Ich brauche die Besten an meiner Seite. Du bist impulsiv und kannst kämpfen, nicht? Gut. Arbeite mit mir zusammen. Du wirst Gelegenheit zum Schießen haben. Ich biete dir einen Vertrauensposten an, bei den Militäradjutanten, die mit meiner Bewachung betraut sind. So kannst du mir einen Schuß verpassen, wenn ich dich eines Tages enttäusche.«

»Aber ich bin kein Militär«, stotterte der junge de la Maza.

»Du bist es, von diesem Augenblick ab«, sagte Trujillo.

»Leutnant Antonio de la Maza.«

Das war sein erstes Zugeständnis, seine erste Niederlage von der Hand dieses meisterhaften Manipulierers der Unbedarften, Narren und Idioten, dieses schlaunen Profiteurs der Eitelkeit, Habsucht und Dummheit der Menschen. Wie viele Jahre war er weniger als einen Meter von Trujillo entfernt gewesen? Genau wie Amadito in den letzten beiden Jahren. Wieviel Tragödie hättest du diesem Land, der Familie de la Maza erspart, wenn du damals getan hättest, was du jetzt tun willst. Tavito wäre sicher noch am Leben.

In seinem Rücken hörte er Amadito und den Türken, die sich unterhielten; ab und zu mischte sich Imbert in das Gespräch. Sicher waren sie nicht erstaunt, daß Antonio schwieg; er war immer wortkarg gewesen, aber seine Einsilbigkeit war zur Stummheit geworden nach dem Tod von Tavito, einer Katastrophe, die ihn, wie er wußte, in irreversibler Weise geprägt, ihn in einen Mann mit einer fixen Idee verwandelt hatte: den Ziegenbock töten.

»Juan Tomás muß mit seinen Nerven schlimmer dran sein als wir«, hörte er den Türken sagen. »Es gibt nichts Schrecklicheres als Warten. Kommt er nun oder nicht?«

»Jeden Augenblick«, sagte Amadito beschwörend. »Glaubt mir, verdammt nochmal.«

Ja, General Juan Tomás dürfte in diesem Moment in seinem Haus in Gazcue an den Nägeln kauen und sich fragen, ob endlich geschehen war, was Antonio und er erträumt, ausgemalt, erdacht, lebendig und geheimgehalten hatten seit genau vier Jahren und vier Monaten. Das heißt, seit dem Tag, an dem Antonio nach diesem gottverdammten Gespräch mit Trujillo, als Tavitos Leichnam gerade erst begraben worden war, in sein Auto sprang und mit 120 Stundenkilometern über die Straßen raste, um Juan Tomás auf seinem Landgut in La Vega aufzusuchen.

»Ich bitte dich, Juan Tomás, bei den zwanzig Jahren Freundschaft, die uns verbinden, hilf mir. Ich muß ihn umbringen. Ich muß Tavito rächen!«

Der General hielt ihm die Hand vor den Mund. Er blickte sich um und gab ihm mit einer Geste zu verstehen, das Hauspersonal könne sie hören. Dann führte er ihn hinter die Ställe, wo sie Zielschießen zu veranstalten pflegten.

»Wir werden es gemeinsam tun, Antonio. Um Tavito und so viele andere Dominikaner zu rächen, wegen der Schande, die wir in uns tragen.«

Antonio und Juan Tomás waren enge Freunde seit der Zeit de la Mazas als Militäradjutant des Wohltäters. Das war das einzig Gute dieser zwei Jahre, an das er sich erinnern konnte, zwei Jahre, in denen er, als Leutnant, als Hauptmann mit dem Generalissimus zusammengelebt und ihn begleitet hatte: auf seinen Rundreisen durch das Landesinnere, bei seinen Fahrten vom Regierungspalast zum Kongreß, zur Pferderennbahn, zu Empfängen und Veranstaltungen, zu politischen Versammlungen und galanten Abenteuern, zu Besuchen und geheimen Zusammenkünften mit Freunden, Verbündeten und Kumpanen, zu öffentlichen, privaten oder streng geheimen Treffen. Obwohl Antonio nie ein radikaler Trujillo-Anhänger wurde, wie es Juan Tomás Díaz damals war, und insgeheim etwas vom Ressentiment aller *horacistas* gegenüber dem Mann bewahrte, der die politische Laufbahn des Präsidenten Horacio Vázquez beendet hatte,

konnte er sich in jenen Jahren nicht der Anziehungskraft entziehen, die von diesem unermüdlichen Mann ausging, der imstande war, zwanzig Stunden ohne Pause zu arbeiten und nach zwei oder drei Stunden Schlaf im Morgengrauen abermals in jugendlicher Frische den Tag zu beginnen. Der der volkstümlichen Mythologie zufolge nicht schwitzte, nicht schlief, niemals eine Falte an der Uniform, am Jackett oder am Straßenanzug hatte und der in den Jahren, in denen

Antonio zu seiner eisernen Garde gehörte, dieses Land tatsächlich verändert hatte. Mit den Straßen, Brücken und Industriewerken, die er hatte bauen lassen, aber auch, weil er in allen Bereichen – im politischen, militärischen, institutionellen, sozialen, wirtschaftlichen – eine so maßlose Macht angehäuft hatte, daß sämtliche Diktatoren, unter denen die Dominikanische Republik in ihrer republikanischen Geschichte gelitten hatte, bis hin zum einst so erbarmungslos wirkenden Ulises Heureaux, sich im Vergleich zu ihm wie Zwerge ausnahmen. Dieser mit Faszination vermischte Respekt verwandelte sich bei Antonio indes nie in die Bewunderung oder die unterwürfige, abstoßende Liebe, die andere Trujillo-Anhänger ihrem Führer entgegenbrachten. Selbst Juan Tomás, der seit 1957 mit ihm alle Möglichkeiten durchgegangen war, die Dominikanische Republik von dieser Gestalt zu befreien, die ihr das Blut aussaugte und sie erdrückte, war in den vierziger Jahren ein fanatischer Anhänger des Wohltäters gewesen, imstande, jedes Verbrechen zu begehen für den Mann, der in seinen Augen der Retter des Vaterlandes war, der Staatsmann, der die zuvor von den Yankees verwalteten Zölle wieder in dominikanische Hände legte, der das Problem der Verschuldung gegenüber den Vereinigten Staaten löste – weshalb ihn der Kongreß zum »Wiederhersteller der finanziellen Unabhängigkeit« ernannte – , der moderne, professionelle Streitkräfte schuf, die am besten ausgerüsteten in der ganzen Karibik. In diesen Jahren hätte Antonio es nicht gewagt, sich Juan Tomás Díaz gegenüber negativ über Trujillo zu äußern.

Juan Tomás erklimmte die militärische Stufenleiter, bis er zum Drei-Sterne-General ernannt wurde und das Kommando über die Militärregion La Vega erhielt, wo ihn die Invasion vom 14. Juni 1959 überraschte, Beginn seines Sturzes ins Nichts. Zu jener Zeit machte er sich schon keine Illusionen mehr über das Regime. Im kleinsten Kreis, wenn er sicher war, daß niemand sie hören konnte, während der Jagdausflüge in den Bergen, in Moca oder La Vega, beim sonntäglichen Mittagessen mit der Familie gestand er Antonio, wie sehr ihn alles mit Scham erfülle, die Morde, die Verschwundenen, die Folter, die Unsicherheit des Lebens, die Korruption und Auslieferung von Millionen Dominikanern mit Körper, Seele und Gewissen an einen einzigen Mann.

Antonio de la Maza war im Herzen nie ein Anhänger Trujillos gewesen. Nicht als Militäradjutant und auch nicht danach, als er im zivilen Bereich für ihn gearbeitet, das heißt die Sägewerke der Familie Trujillo in Restauración verwaltet hatte, nachdem er ihn um Erlaubnis gebeten hatte, die Armee zu verlassen. Er preßte angewidert die Zähne zusammen: nie hatte er aufhören können, für den Chef zu arbeiten. Als Militär oder als Zivilperson trug er nun seit mehr als zwanzig Jahren zum Vermögen und zur Macht des Wohltäters und Vaters des neuen Vaterlandes bei. Das war das große Fiasko seines Lebens. Nie war er fähig gewesen, die Fallen zu vermeiden, die Trujillo ihm stellte. Obwohl er ihn mit all seinen Kräften haßte, hatte er ihm weiter gedient, sogar nach Távitos Tod. Deshalb die Beleidigung des Türken: »Ich würde meinen Bruder nicht für ein paar Pfennige verkaufen.« Er hatte Távito nicht verkauft. Er ließ sich nichts anmerken, schluckte die Galle hinunter. Was konnte er anderes tun? Sich von Johnny Abbes' *caliés* umbringen lassen, um mit ruhigem Gewissen zu sterben? Antonio ging es nicht um ein gutes Gewissen. Es ging ihm darum, sich zu rächen und Távito zu rächen. Um das zu erreichen, hatte er in diesen vier Jahren alle Scheiße der Welt geschluckt, was so weit gegangen war, daß er sich von einem seiner liebsten Freunde diesen Satz

hatte anhören müssen, den sicher zahlreiche Personen hinter seinem Rücken wiederholten.

Er hatte Tavito nicht verkauft. Dieser jüngere Bruder war wie ein enger Freund gewesen. Mit seiner Naivität, mit seiner jugendlichen Unschuld war Tavito, im Unterschied zu Antonio, sehr wohl ein überzeugter Trujillo-Anhänger, einer von denen, für die der Chef ein höheres Wesen war. Sie stritten sich oft, denn Antonio empörte es, daß sein jüngerer Bruder ihm ständig damit in den Ohren lag, daß Trujillo für die Republik ein Geschenk des Himmels sei.

Nun ja, es stimmte, der Generalissimus erwies Tavito so manchen Gefallen. Dank eines Befehls von ihm wurde er in die Luftwaffe aufgenommen und lernte fliegen – sein Kindheitstraum –, und später stellte man ihn als Piloten der Dominikanischen Fluggesellschaft ein, was ihm zu seiner Begeisterung erlaubte, oft nach Miami zu reisen, wo er Blondinen flachlegen konnte. Zuvor war Tavito Militärattache in London gewesen. Dort hatte er bei einem alkoholisierten Streit den dominikanischen Konsul Luis Bernardino durch einen Schuß getötet. Trujillo bewahrte ihn vor dem Gefängnis, indem er diplomatische Immunität für ihn forderte und dem Gericht in Ciudad Trujillo, das über ihn urteilte, befahl, ihn freizusprechen. Ja, Tavito hatte seine Gründe, Trujillo dankbar zu sein, und war, wie er zu Antonio sagte, »bereit, mein Leben für den Chef zu geben und alles zu tun, was er mir befiehlt«. Ein prophetischer Satz, wahrhaftig.

»Ja, du hast das Leben für ihn gegeben«, dachte Antonio, während er an der Zigarette sog. Die Sache, in die Tavito sich 1956 verwickelt sah, war in seinen Augen von Anfang an verdächtig gewesen. Sein Bruder erzählte ihm davon, denn Tavito erzählte ihm alles. Sogar diese Geschichte, die nach einer dieser undurchsichtigen Operationen aussah, an denen die dominikanische Geschichte seit Trujillos Aufstieg zur Macht so reich war. Aber anstatt sich zu beunruhigen, auf der Hut zu sein, vor der ihm aufgetragenen Mission zu erschrecken – sie bestand darin, in Montecristi mit einer kleinen Cessna ohne Kennzeichen

eine verummte, unter Medikamenten stehende Person abzuholen, die einem aus den Vereinigten Staaten gekommenen Flugzeug entstieg, und sie zur Hacienda Fundación in San Cristóbal zu bringen – , nahm der Dummkopf Tavito die Sache mit Begeisterung, als Zeichen des Vertrauens, das der Generalissimus in ihn setzte. Nicht einmal dann, als die Presse der Vereinigten Staaten sich empörte und das Weiße Haus Druck auszuüben begann, damit die dominikanische Regierung die Nachforschungen über die Entführung des spanisch-baskischen Professors Jesus de Galíndez aus New York erleichterte, zeigte Tavito die geringste Besorgnis.

»Die Sache mit Galíndez sieht ziemlich ernst aus«, warnte ihn Antonio. »Er war der Typ, den du von Montecristi auf Trujillos Hazienda gebracht hast, wer sonst sollte das gewesen sein. Sie haben ihn in New York entführt und hierhergebracht. Halt den Mund. Vergiß das alles. Du setzt dein Leben aufs Spiel, Bruderherz.«

Mittlerweile hatte Antonio eine Vorstellung von dem, was mit Jesus de Galíndez geschehen sein mußte, einem der spanischen Republikaner, denen Trujillo in einer dieser widersprüchlichen politischen Operationen, die seine Spezialität waren, am Ende des Bürgerkriegs Asyl in der Dominikanischen Republik gewährt hatte. Er kannte diesen Professor nicht, wohl aber zahlreiche Freunde von ihm, und von ihnen erfuhr er, daß er im Arbeitsministerium und in der zum Außenministerium gehörenden Diplomatenschule für die Regierung gearbeitet hatte. 1946 verließ er Ciudad Trujillo, ließ sich in New York nieder und begann von dort aus, die dominikanischen Exilanten zu unterstützen und gegen das Trujillo-Regime zu schreiben, das er von innen kannte.

Im März 1956 verschwand Jesus de Galíndez, der die nordamerikanische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, nachdem er zum letzten Mal beim Verlassen einer U-Bahn-Station auf dem Broadway, im Herzen von Manhattan, gesehen worden war. Seit ein paar Wochen wurde das Erscheinen eines Buches von ihm über Trujillo

angekündigt, das er in der Columbia University, an der er unterrichtete, als Doktorarbeit vorgelegt hatte. Das Verschwinden eines obskuren spanischen Exilanten in einer Stadt und einem Land, in dem so viele Leute verschwanden, wäre unbemerkt geblieben und niemand hätte den Aufruhr beachtet, den die dominikanischen Exilanten aus Anlaß des Verschwindens veranstalteten, wenn Galíndez nicht nordamerikanischer Staatsbürger und, vor allem, Mitarbeiter des CIA gewesen wäre, wie bei Ausbruch des Skandals bekannt wurde. Der mächtige Apparat aus Journalisten, Kongreßmitgliedern, Lobbyisten, Anwälten und Unternehmern, über den Trujillo in den Vereinigten Staaten gebot, vermochte nichts gegen das Protestgeschrei, das die Presse, angefangen bei der *New York Times*, sowie viele Kongreßmitglieder angesichts der Möglichkeit erhoben, daß ein kleiner karibischer Diktator sich erlaubt hatte, einen nordamerikanischen Bürger auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten zu entführen und zu ermorden.

In den Wochen und Monaten, die auf das Verschwinden von Galíndez folgten – der Leichnam wurde nie gefunden – , ergab sich aus den Ermittlungen der Presse und des FBI eindeutig die alleinige Verantwortung des Trujillo-Regimes. Kurz vor dem Geschehen war General Espallat, Navajita, der Chef des Geheimdienstes, zum dominikanischen Konsul in New York ernannt worden. Der FBI kam kompromittierenden Nachforschungen auf die Spur, die Minerva Bernardino, eine dominikanische UNO-Beamtin und Vertrauensfrau Trujillos, über Galíndez angestellt hatte. Gravierender noch, der FBI identifizierte ein kleines Flugzeug mit gefälschtem Kennzeichen, das, von einem Piloten ohne den vorgeschriebenen Transportschein gesteuert, am Abend der Entführung illegal von einem kleinen Flughafen auf Long Island in Richtung Florida gestartet war. Der Pilot war ein gewisser Murphy und befand sich seit jenem Tag in der Dominikanischen Republik, wo er bei der Dominikanischen Fluggesellschaft arbeitete. Murphy und Tavito flogen gemeinsam und hatten

enge Freundschaft geschlossen.

All das erfuhr Antonio nach und nach durch Rundfunksender in Puerto Rico und Venezuela oder durch die *Stimme Amerikas*, die man auf Kurzwelle empfangen konnte, oder durch Exemplare des *Miami Herald* und der *New York Times*, die in Taschen und unter Uniformen von Piloten und Stewardessen ins Land geschmuggelt wurden, denn die Zensur erlaubte nicht, daß die dominikanischen Tageszeitungen und Radiosender über das Thema berichteten.

Als sieben Monate nach dem Verschwinden von Galíndez der Name Murphy in der internationalen Presse als der des Flugzeugpiloten erschien, der den narkotisierten Galíndez aus den Vereinigten Staaten ausgeflogen und in die Dominikanische Republik gebracht hatte, überlegte Antonio nicht lange -

er kannte Murphy durch Tavito, sie hatten zu dritt in der Casa de Espana in der Galle de Padre Billini eine mit Rioja-Wein begossene Paella gegessen -, setzte sich in Tirolí, an der haitianischen Grenze, in seinen Lieferwagen und fuhr mit durchgetretenem Gaspedal nach Ciudad Trujillo, während ihm vor pessimistischen Ahnungen fast der Kopf zersprang. Er fand Tavito völlig ruhig in seinem Haus vor, wo er mit seiner Frau Altagracia eine Partie Bridge spielte. Um seine Schwägerin nicht zu beunruhigen, nahm Antonio ihn ins laute *Típico Najayo* mit, wo man dank der Musik der Combo von Ramón Gallardo und ihres Sängers Rafael Martínez reden konnte, ohne daß indiskrete Ohren die Unterhaltung hörten. Nachdem Antonio Ziegenbraten und zwei Flaschen Bier Marke Präsident bestellt hatte, riet er Tavito ohne Umschweife, um Asyl in einer Botschaft nachzusuchen. Sein jüngerer Bruder brach in Lachen aus: was für ein Unsinn. Er wußte nicht einmal, daß der Name Murphy in der gesamten nordamerikanischen Presse stand. Er war nicht beunruhigt. Sein Vertrauen in Trujillo war so grenzenlos wie seine Naivität.

»Ich muß dem kleinen Gringo Bescheid sagen«, hörte Antonio ihn zu seiner Verblüffung sagen. »Er verkauft nämlich

gerade seine Sachen, er hat beschlossen, in die Vereinigten Staaten zurückzukehren, um zu heiraten. Er hat eine Freundin in Oregon. Da würde er ja direkt in die Höhle des Löwen gehen. Hier wird ihm nichts passieren. Hier befiehlt der Chef, Bruderherz.«

Antonio ließ nicht zu, daß er die Sache scherzhaft nahm. Ohne die Stimme zu heben, um an den Nachbartischen keine Aufmerksamkeit zu erregen, mit dumpfem Zorn angesichts von soviel Einfalt, versuchte er, es ihm begreiflich zu machen:

»Kapiert du nicht, du Idiot? Die Sache ist ernst. Die Entführung von Galíndez hat Trujillo in eine sehr heikle Lage gegenüber den Yankees gebracht. Bei allen, die an der Entführung beteiligt waren, hängt das Leben an einem seidenen Faden. Murphy und du, ihr seid höchst gefährliche Zeugen. Und du womöglich noch mehr als Murphy. Denn du hast Ga-

líndez zur Hacienda Fundación geflogen, zum Haus von Trujillo selbst. Wo hast du nur deinen Kopf?«

»Ich habe keinen Galíndez geflogen«, beharrte sein Bruder, während er sein Glas gegen seines stieß. »Ich habe einen Typen geflogen, von dem ich nicht wußte, wer er war, einen Sturzbetrunkenen. Ich weiß nichts. Warum sollte ich dem Chef nicht vertrauen? Hat er denn nicht mir vertraut in einer so wichtigen Mission?«

Als sie sich in jener Nacht vor Tavitos Haustür verabschiedeten, gab dieser endlich dem beharrlichen Drängen seines älteren Bruders nach. Na gut, er würde sich den Vorschlag überlegen. Und er solle sich keine Sorgen machen: Er würde schön den Mund halten.

Es war das letzte Mal, daß Antonio ihn lebend sah. Drei Tage nach diesem Gespräch verschwand Murphy. Als Antonio nach Ciudad Trujillo zurückkehrte, war Tavito verhaftet worden. Er befand sich im Gefängnis La Victoria, ohne Verbindung zur Außenwelt. Antonio ersuchte persönlich um eine Audienz beim Generalissimus, aber dieser empfing ihn nicht. Er wollte mit Oberst Cobián Parra sprechen, dem Chef des SIM, aber der war unsichtbar

geworden, und wenig später wurde er von einem Soldaten in seinem Büro auf einen Befehl Trujillos hin umgebracht. In den folgenden achtundvierzig Stunden sprach Antonio am Telefon oder persönlich bei allen führenden Personen und hohen Funktionären des Regimes vor, die er kannte, vom Senatspräsidenten Agustín Cabral bis zum Präsidenten der Dominikanischen Partei, Álvarez Pina. Alle reagierten mit der gleichen Besorgnis, alle sagten ihm, das Beste, was er zu seiner eigenen Sicherheit und der seiner Angehörigen tun könne, sei, nicht länger Leute anzurufen und aufzusuchen, die ihm nicht helfen konnten und die er ebenfalls in Gefahr brachte. »Es war, als würde man mit dem Kopf gegen die Wand rennen«, sagte Antonio später zu General Juan Tomás Díaz. Hätte Trujillo ihn empfangen, er hätte ihn angefleht, wäre auf die Knie gefallen, hätte alles getan, um Tavito zu retten.

Bald darauf hielt im Morgengrauen ein Wagen des SIM mit *caliés* in Zivil, bewaffnet mit Maschinenpistolen, vor Tavito de la Mazas Haustür. Sie zerrten seinen Leichnam heraus und warfen ihn in den kleinen Vorgarten, zwischen die Bougainvilleen. Und Altagracia, die im Nachthemd aus der Tür getreten war und entsetzt zuschaute, riefen sie im Fortgehen zu:

»Ihr Mann hat sich im Gefängnis aufgehängt. Wir haben ihn hergebracht, damit Sie ihn begraben können, wie es sich gehört.«

»Aber nicht einmal das war das Schlimmste«, dachte Antonio. Nein, Tavitos Leichnam zu sehen, den Strick des angeblichen Selbstmords noch immer um den Hals, seinen Körper, den die *caliés* des SIM, diese bestallten Verbrecher, wie den eines Hundes vor die Schwelle seines Hauses geworfen hatten, war nicht das Schlimmste. Das hatte Antonio sich Dutzende, Hunderte von Malen wiederholt in diesen viereinhalb Jahren, während er seine Tage und Nächte und alles, was ihm an Klarsicht und Verstand noch übriggeblieben war, auf den Racheplan verwandte, der heute abend – Gott sei Dank – zur Durchführung gelangen sollte. Das Schlimmste war der

zweite Tod Tavitos gewesen, Tage nach dem ersten, als das Regime unter Aufbietung seines gesamten Informations- und Propagandaapparats – *El Caribe* und *La Nación*, Rundfunk und Fernsehen der *Dominikanischen Stimme*, die Rundfunksender *Die Stimme der Tropen* und *Radio Karibik* und ein Dutzend regionaler Blättchen und Sender – in einem seiner schaurigsten Vertuschungsmanöver einen angeblichen handschriftlichen Brief Octavio de la Mazas verbreitete, in dem dieser den Grund seines Selbstmords offenbarte. Die Reue darüber, daß er den Piloten Murphy, seinen Freund und Gefährten bei der Dominikanischen Fluggesellschaft, eigenhändig ermordet hatte! Nicht zufrieden damit, ihn umbringen zu lassen, hatte der Ziegenbock, um die Spuren der Geschichte mit Galíndez zu verwischen, das makabre Raffinement besessen, aus Tavitto einen Mörder zu machen. Auf diese Weise befreite er sich von beiden lästigen Zeugen. Und um das Ganze noch abstoßender zu machen, stand in Tavitos handgeschriebenem Brief, warum er Murphy

umgebracht hatte: weil der ihm als Schwuler auf den Leib gerückt war. Er hatte seinen jüngeren Bruder, in den er sich verliebt hatte, angeblich derart bedrängt, daß Tavitto mit der Tatkraft eines guten Macho reagiert und seine Ehre reingewaschen hatte, indem er den Entarteten getötet und sein Verbrechen als Unfall getarnt hatte.

Er mußte sich auf dem Sitz des Chevrolet nach vorne beugen und das abgesägte Gewehr gegen seinen Magen pressen, um den Krampf zu verbergen, den er gerade gespürt hatte. Seine Frau bat ihn ständig, zum Arzt zu gehen, denn diese Beschwerden konnten auf ein Magengeschwür oder auf etwas Schlimmeres hindeuten, aber er weigerte sich. Er brauchte keine Ärzte, um zu wissen, daß sein Organismus in diesen letzten Jahren als Reaktion auf seine Verbitterung gelitten hatte. Seit dem Geschehen um Tavitto hatte er jede Hoffnung, jede Begeisterung, jede Liebe zu diesem Leben oder dem anderen verloren. Nur der Gedanke der Rache hielt ihn aufrecht; er

lebte nur, um den Schwur zu erfüllen, den er mit lauter Stimme getan und mit dem er die Bewohner von Moca in Angst und Schrecken versetzt hatte, die gekommen waren, um die Familie de la Maza – Eltern, Brüder und Schwestern, Schwager und Schwägerinnen, Nichten, Neffen, Söhne, Enkel, Onkel und Tanten – bei der Totenwache zu begleiten:

»Bei Gott dem Allheiligen, ich werde mit meinen eigenen Händen den Hurensohn töten, der das getan hat!«

Alle wußten, daß er den Wohltäter meinte, den Vater des Neuen Vaterlandes, den Generalissimus Dr. Rafael L. Trujillo Molina, dessen Grabkranz mit frischen, duftenden Blumen der spektakulärste im Zimmer mit dem erleuchteten Katafalk war. Die Familie de la Maza wagte nicht, ihn zurückzuweisen oder von der Stelle zu entfernen, wo er so sichtbar lag, damit alle, die hereintraten und vor dem Katafalk das Kreuz schlugen und beteten, wußten, wie sehr der Chef den tragischen Tod dieses Fliegers bedauerte, »einer der treuesten, ergebensten und mutigsten meiner Anhänger«, wie es in dem Beileidsschreiben hieß.

Am Tag nach dem Begräbnis stiegen zwei Militäradjutanten vor dem Haus der Familie de la Maza in Moca aus einem Cadillac mit Regierungskennzeichen. Sie kamen Antonio holen.

»Bin ich verhaftet?«

»Keineswegs«, beeilte sich Oberleutnant Roberto Figueroa Carrión zu erklären. »Seine Exzellenz möchte Sie sehen.« Antonio machte sich nicht die Mühe, eine Pistole in die Tasche zu stecken. Er nahm an, daß sie ihn entwapfen würden, bevor sie ihn in den Regierungspalast führten, wenn sie ihn überhaupt dorthin brachten und nicht nach La Victoria oder La Cuarenta oder nicht den Befehl hatten, ihn auf dem Weg in irgendeinen Abgrund zu werfen. Es war ihm egal. Er wußte, wie stark er war, und auch, daß seine durch den Haß verdoppelte Kraft ausreichen würde, den Tyrannen zu vernichten, wie er es am Vorabend geschworen hatte. Er sann über die Entscheidung nach, entschlossen, sie in die Tat umzusetzen, obwohl er wußte,

daß sie ihn töten würden, bevor er fliehen konnte. Er würde diesen Preis bezahlen, wenn er nur dem Despoten ein Ende machen konnte, der sein Leben und das seiner Familie zerstört hatte.

Als sie aus dem Dienstwagen gestiegen waren, eskortierten ihn die Adjutanten zum Amtszimmer des Wohltäters, ohne daß jemand ihn durchsucht hätte. Die Offiziere mußten präzise Anweisungen haben; kaum antwortete die unverwechselbare schrille Stimme »Herein«, wichen Oberleutnant Roberto Figueroa Carrión und sein Gefährte zur Seite und ließen ihn allein eintreten. Das Zimmer lag im Halbdunkel, wegen der angelehnten Läden des Fensters, das auf den Garten hinausging. Der Generalissimus saß am Schreibtisch und trug eine Uniform, an die Antonio sich nicht erinnern konnte: lange weiße Uniformjacke mit Rockschrößen, goldener Knopfleiste und großen Epauletten mit goldenen Fransen, die auf die Brust herabfielen, an der ein bunter Fächer von Medaillen und Ehrenzeichen hing, dazu eine hellblaue Hose aus Flanell mit weißem Seitenstreifen. Er war wohl im Begriff, irgendeiner

militärischen Zeremonie beizuwohnen. Das Licht der Schreibtischlampe erleuchtete das sorgfältig rasierte breite Gesicht, das tadellos anliegende graue Haar und den kleinen, von Hitler abgeschauten Lippenbart (den, wie Antonio einmal von ihm gehört hatte, der Chef »nicht wegen seiner Ideen« bewunderte, sondern »wegen seiner Art, die Uniform zu tragen und die Truppenaufmärsche zu präsidieren«). Der starre, direkte Blick ließ Antonio wie angewurzelt stehenbleiben, als er kaum die Schwelle überschritten hatte. Trujillo redete ihn an, nachdem er ihn eine Weile gemustert hatte:

»Ich weiß, daß du glaubst, ich habe Octavio umbringen lassen, und daß die Sache mit seinem Selbstmord eine vom Geheimdienst aufgeführte Farce ist. Ich habe dich kommen lassen, um dir persönlich zu sagen, daß du dich irrst. Octavio war ein Mann des Regimes. Er war immer loyal, mir treu ergeben. Ich habe eine Kommission unter dem

Vorsitz des Anwalts und Generalstaatsanwalts der Republik, Francisco Elpidio Beras, ernannt. Mit weitestgehenden Vollmachten, alle zu befragen, Militär- und Zivilpersonen. Wenn das mit seinem Selbstmord nicht wahr ist, werden die Schuldigen dafür zahlen.«

Er sprach ohne Feindseligkeit und ohne Betonungen, während er ihm direkt und gebieterisch in die Augen sah, so wie er immer zu Untergebenen, Freunden und Feinden sprach. Antonio verharrte reglos, entschlossener denn je, dem Heuchler an den Hals zu springen, ihm die Kehle zuzudrücken und ihm keine Zeit zu lassen, um Hilfe zu rufen. Als wollte er ihm die Aufgabe erleichtern, stand Trujillo auf und kam auf ihn zu, mit langsamen, feierlichen Schritten. Seine schwarzen Schuhe glänzten noch mehr als die polierten Hölzer des Amtszimmers.

»Ich habe auch dem FBI gestattet, hier Nachforschungen über den Tod dieses Murphy anzustellen«, fügte er hinzu, im gleichen hohen, dünnen Ton. »Das ist natürlich eine Verletzung unserer Souveränität. Würden die Gringos erlauben, daß unsere Polizei den Mord an einem Dominikaner in New York, Washington oder Miami untersucht? Sie sollen nur kommen. Die Welt soll wissen, daß wir nichts zu verbergen haben.«

Er stand einen Meter entfernt. Antonio konnte dem ruhigen Blick Trujillos nicht standhalten und blinzelte unaufhörlich.

»Mir zittert nicht die Hand, wenn ich töten muß«, sagte er nach einer Pause. »Regieren verlangt zuweilen, daß man sich mit Blut befleckt. Für dieses Land habe ich es oft tun müssen. Aber ich bin ein Mann der Ehre. Den Treuen lasse ich Gerechtigkeit widerfahren, ich lasse sie nicht umbringen. Octavio war loyal, ein Mann des Regimes, ein bewährter Trujillo-Anhänger. Deshalb habe ich mich eingesetzt, damit er nicht ins Gefängnis kam, als ihm in London die Hand ausrutschte und er Luis Bernardino erschöß. Der Tod Octavios wird untersucht. Du und deine Familie, ihr könnt euch an der Arbeit der Kommission beteiligen.«

Trujillo wandte sich um und kehrte in der gleichen gemess-

senen Weise zu seinem Schreibtisch zurück. Warum hatte er sich nicht auf ihn gestürzt, als er ihn so nah vor sich hatte? Das fragte er sich nach viereinhalb Jahren noch immer. Nicht, weil er auch nur ein Wort von dem geglaubt hätte, was er sagte. Das war Teil der Farce, für die Trujillo eine so große Vorliebe besaß und hinter der die Diktatur ihre Verbrechen versteckte, gleichsam eine sarkastische Begleitmusik zu den düsteren Tatsachen, auf denen sie errichtet war. Warum dann? Nicht aus Angst davor, zu sterben, denn zu seinen eingestandenen Unzulänglichkeiten hatte nie die Angst vor dem Tod gehört. Seit den Tagen, da er mit einem kleinen Trupp von *horacistas* den Diktator mit der Waffe in der Hand bekämpft hatte, hatte er sein Leben viele Male aufs Spiel gesetzt. Es war subtiler und undefinierbarer als die Angst: es war die Lähmung, die Betäubung der Entschlußkraft, des Verstandes, des freien Willens, die diese bis zur Lächerlichkeit herausgeputzte Person mit der hohen dünnen Stimme und den hypnotischen Augen bei armen und reichen, gebildeten und ungebildeten, freundlich und feindlich gesinnten Dominikanern auslöste, die ihn stumm und passiv verharren ließ, während er den Lügengeschichten zuhörte, einsamer Zuschauer dieses Bluffs, unfähig, seinen Entschluß, sich auf ihn zu stürzen und den Hexensabbat zu beenden, in den sich die Geschichte des Landes verwandelt hatte, in die Tat umzusetzen.

»Als Beweis, daß das Regime die Familie de la Maza als loyale Familie betrachtet, hat man dir außerdem heute morgen die Konzession für den Bau des Abschnitts der Straße Santiago – Puerto Plata erteilt.«

Er machte eine weitere Pause, befeuchtete sich mit der Zungenspitze die Lippen und schloß mit einem Satz, der auch besagte, daß das Gespräch beendet war:

»So kannst du der Witwe von Octavio helfen. Die arme Altagracia wird Schwierigkeiten haben. Grüße sie von mir und auch deine Eltern.«

Antonio verließ den Regierungspalast benommener als

nach einer durchzechten Nacht. War er das? Hatte er mit eigenen Ohren gehört, was dieser Hurensohn gesagt hatte? Hatte er Trujillos Erklärungen akzeptiert und sogar ein Geschäft, ein Linsengericht, das ihm erlauben würde, einige tausend Pesos in die Tasche zu stecken, um seine Bitterkeit hinunterzuschlucken und ein Komplize – ja, ein Komplize – des Mordes an Tavito zu werden? Warum hatte er nicht einmal gewagt, ihn zu beschimpfen, ihm zu sagen, daß er genau wußte, daß der Leichnam, den man vor die Haustür seiner Schwägerin geworfen hatte, auf sein Konto ging, wie Murphy zuvor, und daß er mit seinem Sinn für Melodramatik auch das Vertuschungsmanöver mit dem schwulen Gringo-Piloten und der Reue Tavitos über den Mord an ihm inszeniert hatte?

Statt an jenem Morgen nach Moca zurückzukehren, landete Antonio, ohne zu wissen, wie ihm geschah, in einem elenden Amüsierschuppen, *El Bombillo Rojo*, an der Ecke Vicente Noble und Barahona, dessen Besitzer, der verrückte Frías, Tanzwettbewerbe veranstaltete. Er trank unzählige Gläser Rum, in sich versunken, während er wie aus großer Ferne Merengue-Musik aus Cibao hörte (*San Antonio, Con el alma, Juanita Morel, Jarro pichao*), und versuchte in einem bestimmten Augenblick, ohne jede Erklärung, auf den Musiker mit den Rumbakugeln einzuschlagen, der in dem kleinen Orchester des Lokals spielte. Die

Betrunkenheit vernebelte das Ziel, seine Faust traf die Luft, und er fiel zu Boden, von dem er nicht mehr aufstehen konnte.

Als er einen Tag später nach Moca kam, übernachtigt und abgerissen, wurde er im Familienhaus von seinem Vater Don Vicente, seinem Bruder Ernesto, seiner Mutter und seiner Frau Aída mit einem Ausdruck des Entsetzens erwartet. Es war seine Frau, die sich mit vor Empörung bebender Stimme an ihn wandte:

»Überall wird erzählt, daß Trujillo dir das Maul mit der Straße von Santiago nach Puerto Plata gestopft hat. Ich weiß nicht, wie viele Leute angerufen haben.«

Antonio erinnerte sich an sein Erstaunen, als er hörte, wie Aída ihn vor seinen Eltern und Ernesto zur Rechenschaft zog. Sie, die exemplarische dominikanische Ehefrau, still, gefällig, duldsam, die seine Besäufnisse, die Abenteuer mit Frauen, die Händel, die außer Haus verbrachten Nächte ertrug und ihn immer mit freundlichem Gesicht empfing, ihn aufmunterte, sogleich die Entschuldigungen glaubte, wenn er ihr welche zu geben geruhte, und in jeder Sonntagsmesse, in den Novenen, in Beichte und Gebet Trost für die Widrigkeiten suchte, aus denen ihr Leben bestand.

»Ich konnte mich nicht wegen einer bloßen Geste umbringen lassen«, sagte er, während er sich in den alten Schaukelstuhl fallen ließ, in dem Don Vicente zur Stunde der Siesta sein Nickerchen hielt. »Ich habe getan, als würde ich seine Erklärungen glauben, als würde ich mich kaufen lassen.«

Er fühlte eine Erschöpfung wie von Jahrhunderten, während er sprach und die Blicke seiner Frau, von Ernesto und von seinen Eltern ihn mit heißer Scham erfüllten.

»Was hätte ich sonst tun können? Du darfst nicht schlecht von mir denken, Papa. Ich habe geschworen, Tavito zu rächen. Ich werde es tun, Mama. Du wirst dich meiner niemals schämen müssen, Aída. Ich schwöre es dir. Ich schwöre es euch noch einmal.«

Dieser Schwur würde jeden Augenblick in Erfüllung gehen. In zehn Minuten, in einer Minute würde der Chevrolet auftauchen, in dem der alte Fuchs jede Woche zum Mahagonihaus in San Cristóbal fuhr, und dann würde der Mörder von Galíndez, von Murphy, von Tavito, der Schwestern Mirabal und Tausender Dominikaner durch einen sorgfältig ausgeklügelten Plan unter den Kugeln von jemandem zusammenbrechen, der auch zu seinen Opfern gehörte, Antonio de la Maza, den Trujillo ebenfalls getötet hatte, langsamer und perverser als diejenigen, die er erschossen, erschlagen oder den Haien zum Fraß vorgeworfen hatte. Ihn hatte er stückchenweise getötet, indem er ihm den Anstand, die Ehre, die Selbstachtung, die

Lebensfreude, die Hoffnungen, die Wünsche genommen hatte, und ihn am Ende in ein Etwas aus Haut und Knochen verwandelt, gequält von dem schlechten Gewissen, das ihn seit so vielen Jahren allmählich zerstörte.

»Ich werde mir mal die Beine vertreten«, hörte er Salvador sagen. »Sie sind mir eingeschlafen vom langen Sitzen.«

Er sah, wie der Türke aus dem Wagen stieg und am Straßenrand ein paar Schritte machte. War Salvador so nervös wie er? Zweifellos. Und Tony Imbert und Amadito ebenfalls. Und genauso, weiter vorne, Roberto Pastoriza, Huáscar Tejeda und Pedro Livio Cedenó. Sie alle waren zermürbt von der Furcht, etwas, jemand könnte den Ziegenbock hindern, sich zu diesem Stelldichein einzufinden. Aber er allein hatte mit Trujillo eine alte Rechnung zu begleichen. Keinem seiner sechs Gefährten, auch nicht den Dutzenden anderen, die, wie Juan Tomás Díaz, an der Verschwörung beteiligt waren, hatte er so geschadet wie Antonio. Er warf einen Blick durch das Fenster: Der Türke schüttelte mit energischen Bewegungen die Beine aus. Er konnte erkennen, daß Salvador den Revolver in der Hand hielt. Er sah, wie er zum Auto zurückkehrte und wieder seinen Platz auf dem Rücksitz neben Amadito einnahm.

»Na ja, wenn er nicht kommt, dann gehen wir halt ins *Pony* und trinken ein schön kaltes Bier«, hörte er ihn betrübt sagen.

Nach jenem Streit hatten er und Salvador sich monatelang nicht gesehen. Sie waren bei gesellschaftlichen Anlässen zusammengetroffen, aber sie grüßten sich nicht. Dieser Bruch

verschlimmerte die innere Qual, in der er lebte. Als die Verschwörung schon weit fortgeschritten war, überwand sich Antonio, erschien in der Mahatma Gandhi 21 und ging geradewegs in das Wohnzimmer, in dem sich Salvador befand.

»Es ist sinnlos, unsere Kräfte zu verzetteln«, sagte er als Begrüßung zu ihm. »Deine Pläne für die Ermordung des Ziegenbocks sind Kinderkram. Du und Imbert, ihr müßt

euch mit uns zusammentun. Unsere Pläne sind im fortgeschrittenen Stadium und können nicht schiefgehen.« Salvador schaute ihm in die Augen, ohne etwas zu sagen. Er machte keine feindselige Geste und warf ihn auch nicht aus dem Haus.

»Ich habe die Unterstützung der Gringos«, erklärte Antonio ihm mit leiser Stimme. »Seit zwei Monaten verhandle ich mit der Botschaft um die Einzelheiten. Juan Tomás Díaz hat ebenfalls mit Leuten des Konsuls Dearborn gesprochen. Sie werden uns Waffen und Sprengstoff liefern. Wir haben das Wort von militärischen Befehlshabern. Du und Tony, ihr müßt euch mit uns zusammentun.«

»Wir sind drei«, sagte der Türke schließlich. »Amadito García Guerrero gehört seit einigen Tagen zur Gruppe.« Es war eine Versöhnung mit Einschränkungen. Sie hatten sich nicht wieder ernsthaft gestritten in diesen Monaten, während der Plan zur Ermordung Trujillos geschmiedet, verworfen, neu geschmiedet wurde und jeden Monat, jede Woche, jeden Tag durch das unentschlossene Hin und Her der Yankees Form und Zeitpunkt änderte. Das zu Beginn von der Botschaft versprochene Flugzeug mit Waffen reduzierte sich am Ende auf die drei Gewehre, die ihm sein Freund Lorenzo Berry, Besitzer des Supermarkts Wimpy's, von dem sich zu seiner Überraschung herausstellte, daß er der Mann des CIA in Ciudad Trujillo war, erst vor kurzem übergeben hatte. Trotz der freundschaftlichen Treffen, deren einziges Thema der sich ständig verändernde Plan war, gab es zwischen ihnen nicht mehr den früheren brüderlichen Ton, die Scherze, die Vertraulichkeiten, dieses Geflecht von Komplizenschaft, das – wie Antonio wußte – sehr wohl zwischen dem Türken, Imbert und Amadito existierte und von dem er seit dem Streit ausgeschlossen war. Noch ein Unglück mehr, für das der Ziegenbock bezahlen mußte: der endgültige Verlust dieses Freundes.

Seine drei Gefährten im Auto und die drei anderen, die weiter vorne postiert waren, wußten von allen Beteiligten

vielleicht am wenigsten über die Verschwörung. Es war möglich, daß sie einen Verdacht in bezug auf andere Komplizen hegten, aber wenn etwas schiefging, wenn sie Johnny Abbes García in die Hände fielen und die *caliés* sie zur Cuarenta bringen und den bekannten Foltermethoden unterwerfen würden, konnten weder der Türke noch Imbert, noch Amadito, noch Huáscar, noch Pastoriza, noch Pedro Livio viele Leute mit hineinziehen. General Juan Tomás Díaz, Luis Amiamatió und zwei oder drei andere. Sie wußten so gut wie nichts über die anderen, zu denen hochgestellte Personen der Regierung gehörten, zum Beispiel Pupo Roman – Oberkommandierender der Streitkräfte und zweiter Mann des Regimes. Auch nicht über die Unzahl von Ministern, Senatoren, zivilen Beamten und hochrangigen Militärs, die über die Pläne informiert, an ihrer Vorbereitung beteiligt waren oder sie auf indirektem Weg erfahren hatten und über Mittelpersonen hatten wissen oder erkennen oder errahnen lassen (wie zum Beispiel Balaguer selbst, theoretisch der Präsident der Republik), daß sie nach der Beseitigung des Ziegenbocks bereit wären, an der Liquidierung des Bodensatzes des Trujillismus, am politischen Wiederaufbau, an der Öffnung, an der militärisch-zivilen Junta mitzuwirken, die mit Unterstützung der Vereinigten Staaten die Ordnung garantieren, den Kommunisten den Weg versperren und zu Wahlen aufrufen würde. Wäre die Dominikanische Republik dann endlich ein normales Land mit einer gewählten Regierung, freier Presse, einer Rechtsprechung, die diesen Namen verdiente? Antonio seufzte. Er hatte so sehr dafür gearbeitet, doch er konnte es nicht glauben. Er war in Wahrheit der einzige, der dieses ganze Spinnennetz aus Namen und Komplizenschaften wie seine eigene Westentasche kannte. Bei den zahllosen geheimen Gesprächen, die die Gruppe an den Rand der Verzweiflung trieben, weil das errichtete Gebäude immer wieder zusammenstürzte und sie es aus dem Nichts neu aufbauen mußten, hatte er sich denn auch oft so gefühlt: wie eine Spinne im Herzen eines Labyrinths von Fäden, die er

selbst gesponnen hatte und in denen eine Unmenge einander völlig unbekannter Personen gefangen war. Er war der einzige, der alle kannte. Nur er wußte, wie weit das Engagement eines jeden ging. Und es waren so viele! Nicht einmal er konnte sich in diesem Augenblick erinnern, wie viele es waren. Wenn man bedachte, wie dieses Land, wie die Dominikaner beschaffen waren, dann grenzte es an ein Wunder, daß es keinen Verrat gegeben hatte, der das Komplott hatte auffliegen lassen. Vielleicht war Gott auf ihrer Seite, wie Salvador glaubte. Die Vorsichtsmaßnahmen – die Tatsache, daß alle anderen sehr wenig wußten, vom letzten Ziel abgesehen, aber die Art und Weise, die Umstände, den Zeitpunkt nicht kannten – hatten funktioniert. Nicht mehr als drei oder vier Personen wußten, daß sie sieben heute abend hier waren und welche Hände den Ziegenbock richten würden.

Bisweilen erdrückte ihn die Vorstellung, daß er der einzige war, der alle Beteiligten nennen konnte, wenn Johnny Abbes ihn festnehmen sollte. Es war ausgemacht, sich nicht lebend gefangennehmen zu lassen, den letzten Schuß für sich selbst aufzuheben. Und er war auch so vorsichtig gewesen, im hohlen Absatz seines Schuhs ein zyanidhaltiges Gift zu verstecken, das ihm ein Apotheker in Moca präpariert hatte, im Glauben, es sei für einen wilden Hund bestimmt, der Verheerungen in den Hühnerhöfen der Hazienda anrichtete. Sie würden ihn nicht lebendig kriegen, er würde Johnny Abbes nicht das Vergnügen gönnen, zuzusehen, wie er sich auf dem elektrischen Stuhl wand. Wäre Trujillo erst einmal tot, dann wäre es ein wahres Glück, dem Chef des SIM ein Ende zu machen. Es gäbe Freiwillige mehr als genug. Wahrscheinlich würde er untertauchen, sobald er vom Tod des Chefs erfahren hätte. Bestimmt hatte er sämtliche Vorkehrungen getroffen; er mußte wissen, wie sehr man ihn haßte, wie viele sich rächen wollten. Nicht nur Oppositionelle; auch Minister, Senatoren, Militärs sagten es in aller Offenheit.

Antonio zündete eine neue Zigarette an und rauchte, wobei er vor lauter Nervosität das Mundstück zerbiß. Der Verkehr

war völlig zum Erliegen gekommen; seit einer guten Weile war weder ein Lastwagen noch ein Auto in einer der beiden Richtungen vorbeigekommen.

In Wirklichkeit, sagte er sich, während er den Rauch durch Mund und Nase ausstieß, war es ihm scheißegal, was danach passierte. Was jetzt geschah, daraufkam es an. Ihn tot zu sehen, um zu wissen, daß sein Leben nicht sinnlos, seine Spur auf dieser Erde nicht die eines verächtlichen Wesens gewesen war.

»Dieser Scheißkerl wird nie kommen, verdammtnochmal«, rief neben ihm Tony Imbert wütend aus.

VII

Beim dritten Versuch Uranias öffnet der Invalide den Mund. Als die Krankenschwester mit dem Glas Wasser zurückkommt, schluckt Senor Cabral, entspannt und wie abwesend, gehorsam den Löffel voll Brei, den seine Tochter ihm reicht, und trinkt in kleinen Schlucken ein halbes Glas Wasser. Ein paar Tropfen rinnen ihm aus den Mundwinkeln auf das Kinn. Die Krankenschwester wischt

sie ihm sorgfältig ab.

»Sehr schön, sehr schön, Sie haben Ihr Obst wie ein braves Kind gegessen«, beglückwünscht sie ihn. »Sie freuen sich über die Überraschung, die Ihre Tochter Ihnen bereitet hat, nicht wahr, Senor Cabral?«

Der Invalide gönnt ihr keinen Blick.

»Erinnern Sie sich an Trujillo?« fragt Urania sie ohne Umschweife.

Die Frau sieht sie verwirrt an. Sie hat breite Hüften, ein ungefälliges Gesicht, hervorspringende Augen. Ihr Haar ist von einem rostigen Blond, dessen dunkle Wurzeln die künstliche Farbe verraten. Schließlich reagiert sie:

»Wie soll ich mich erinnern, ich war vier oder fünf Jahre alt, als sie ihn umbrachten. Ich erinnere mich an nichts, nur an das, was ich zu Hause gehört habe. Ihr Papa war sehr wichtig in dieser Zeit, ich weiß.«

Urania nickt.

»Senator, Minister, alles«, murmelt sie. »Aber am Ende ist er in Ungnade gefallen.«

Der Alte sieht sie beunruhigt an.

»Na ja.« Die Krankenschwester versucht, mitfühlend zu erscheinen. »Wahrscheinlich war er ein Diktator und was die Leute sagen, aber damals hat man besser gelebt. Alle hatten Arbeit, und es passierten nicht so viele Verbrechen. Stimmt das nicht, Senorita?«

»Wenn mein Vater Sie verstehen kann, wäre das Musik in seinen Ohren.«

»Natürlich versteht er mich«, sagt die Krankenschwester, als

sie schon an der Tür steht. »Nicht wahr, Senor Cabral? Ihr Papa und ich, wir führen lange Gespräche. Schön, Sie rufen mich, wenn Sie mich brauchen.«

Sie geht hinaus und schließt die Tür.

Vielleicht stimmte es, daß sich viele Dominikaner nach der Erfahrung der katastrophalen Regierungen, die auf ihn gefolgt waren, heute nach Trujillo zurücksehnten. Sie hatten den Machtmißbrauch, die Morde, die Korruption, das Ausspionieren, die Isolierung, die Angst vergessen: der

Schrecken war zum Mythos geworden. »Alle hatten Arbeit, und es passierten nicht so viele Verbrechen.«

»Und ob sie passierten, Papa.« Sie sucht die Augen des Invaliden, der zu blinzeln beginnt. »Vielleicht brachen nicht so viele Diebe in die Häuser ein und rissen nicht so viele Straßenräuber den Passanten Handtaschen, Uhren und Halsketten fort. Aber es wurde getötet, geprügelt, gefoltert, und man ließ Menschen verschwinden. Das traf selbst Leute, die dem Regime nahestanden. Zum Beispiel das Söhnchen, der schöne Ramfis, was hat er sich alles herausgenommen. Wie hast du bei dem Gedanken gezittert, er könnte ein Auge auf mich werfen!«

Ihr Vater wußte nicht, weil Urania es ihm nie gesagt hatte, daß sie und ihre Klassenkameradinnen in der Santo-Domingo-Schule und vielleicht alle Mädchen ihrer Generation von Ramfis träumten. Mit seinem kleinen gestutzten Lippenbart, der ihn wie ein Galan aus einem mexikanischen Film aussehen ließ, mit seiner Ray-Ban-Brille, seinen taillierten Anzügen und seinen verschiedenen Uniformen als Chef der Dominikanischen Fluggesellschaft, seinen großen dunklen Augen, seiner athletischen Figur, seinen goldenen Uhren und Ringen und seinem Mercedes Benz schien er der Liebling der Götter zu sein: reich, mächtig, gutaussehend, gesund, stark, glücklich. Du kannst dich sehr gut an ihn erinnern; wenn die Sisters euch weder sehen noch hören konnten, habt ihr euch eure Sammlungen mit Photos von Ramfis Trujillo gezeigt, in Zivil, in Uniform, mit Badehose, mit Krawatte, in Sportkleidung, in Abendkleidung, im Reitdreß, als Kapitän der dominikanischen Polomannschaft

oder am Steuer seines Flugzeugs sitzend. Sie phantasierten, daß sie ihn gesehen, mit ihm gesprochen hatten, im Klub, während der Jubiläumsfeierlichkeiten, beim Staatsfeiertag, bei der Parade, beim Wohltätigkeitsfest, und später, als sie wagten, solche Dinge zu sagen – errötend, erschrocken, weil sie wußten, daß es Sünde in Wort und Gedanken war und sie es dem Kaplan würden beichten müssen –, tuschelten sie, wie schön, wie herrlich, von

Ramfis Trujillo geliebt, geküßt, umarmt, gestreichelt zu werden.

»Du kannst dir nicht vorstellen, wie oft ich von ihm geträumt habe, Papa.«

Ihr Vater lacht nicht. Er ist wieder zusammengezuckt und hat die Augen weit aufgerissen, als er den Namen des ältesten Sohnes von Trujillo gehört hat. Lieblingssohn und eben deshalb Trujillos größte Enttäuschung. Der Vater des Neuen Vaterlandes hätte es gern gesehen, wenn sein Erstgeborener – »War er überhaupt sein Sohn, Papa?« – seinen Machthunger gehabt hätte und so tatkräftig und effizient gewesen wäre wie er. Aber Ramfis hatte keinen seiner Vorzüge oder Fehler von ihm geerbt, außer vielleicht den ungestümen Drang zur Kopulation, das Bedürfnis, sich Frauen ins Bett zu holen, um sich seine Männlichkeit zu beweisen. Es mangelte ihm an politischem Ehrgeiz, an jedem Ehrgeiz, er war träge, neigte zu Depressionen, zu neurotischer Introvertiertheit, war geplagt von Komplexen, Ängsten und Hemmungen, und sein Verhalten schwankte zwischen hysterischen Ausbrüchen und langen Phasen von Willenslähmung, die er in Drogen und Alkohol ertränkte.

»Weißt du, was in den Biographien über den Chef steht, Papa? Daß er so wurde, als er erfuhr, daß seine Mutter bei seiner Geburt noch nicht mit Trujillo verheiratet war. Daß seine Depressionen anfangen, als man ihm sagte, daß sein wirklicher Vater Doktor Dominici war, dieser Kubaner, den Trujillo umbringen ließ, der erste Liebhaber von Doña Maria Martínez, als diese sich in ihren Träumen noch nicht als Vortreffliche Dame sah, in Armut lebte und unter dem Spitznamen »*la Espanolita*«

einen zweifelhaften Lebenswandel führte. Du lachst? Ich kann es nicht glauben.«

Mag sein, daß er lacht. Es kann aber auch nur eine Erschlaffung seiner Gesichtsmuskeln sein. Jedenfalls ist es nicht das Gesicht von jemandem, der sich amüsiert; eher das von jemandem, der gerade gegähnt oder geschrien hat und dessen Kiefer herabhängt, während die Augen verdreht, die Nasenlöcher geweitet sind, der Schlund

offensteht und ein dunkles, zahnloses Loch zeigt.

»Soll ich die Krankenschwester rufen?«

Der Invalide klappt den Mund zu, entspannt das Gesicht und nimmt wieder den aufmerksamen, alarmierten Ausdruck an. Er verharrt in sich zusammengesunken, still, wartend. Urania wird von einem plötzlichen Sittichgezeter abgelenkt, das in das Zimmer einbricht. Es hört so rasch auf, wie es begonnen hat. Die Sonne strahlt; ihre Lanzen treffen auf Dächer und Fensterscheiben und beginnen das Zimmer zu erwärmen.

»Weißt du, was? Bei allem Haß, den ich auf deinen Chef, auf seine Familie, auf alles hatte und noch immer habe, was nach Trujillo riecht, wenn ich an Ramfis denke oder etwas über ihn lese, dann kann ich, ehrlich gesagt, nicht anders, als ihn zu bedauern und zu bemitleiden.«

Er war ein Ungeheuer gewesen, wie diese ganze Familie von Ungeheuern. Was hätte anderes aus ihm werden können als Sohn dieses Vaters, bei der Erziehung, die er erhalten hatte? Was hätte anderes aus dem Sohn von Heliogabal, von Caligula, von Nero werden können? Was konnte aus einem Kind werden, das mit sieben Jahren durch Gesetz – »Hast du es im Kongreß eingebracht oder Senator Chirinos, Papa?« – zum Oberst der dominikanischen Armee ernannt und mit zehn zum General befördert wurde in einer öffentlichen Zeremonie, an der das diplomatische Korps teilnehmen mußte und bei der sämtliche militärischen Befehlshaber ihm die Ehre erwiesen? Urania hat noch das Photo aus dem Album im Kopf, das ihr Vater in einem Schrank im Wohnzimmer aufbewahrte – ob es wohl noch dort war? –, auf dem der geschniegelte Senator

Agustín Cabral (»Oder warst du damals Minister, Papa?«) sich unter einer rabiaten Sonne in tadellosem Frack respektvoll vor dem Kind in Generalsuniform neigt, das von einem kleinen, zeltüberspannten Podest aus gerade die Militärparade abgenommen hat und nun die Glückwünsche der in einer Reihe angetretenen Minister, Parlamentarier und Botschafter entgegennimmt. Im Hintergrund der

Tribüne die zufriedenen Gesichter des Wohltäters und der Vortrefflichen Dame, der stolzen Mama.

»Was hätte anderes aus ihm werden können als der Müßiggänger, der Trinker, der Vergewaltiger, der Hohlkopf, der Verbrecher, der Labile, der er war? Wir und meine Freundinnen auf der Santo-Domingo-Schule wußten nichts davon, als wir in Ramfis verliebt waren. Du dagegen hast es gewußt, Papa. Deshalb hattest du Angst davor, daß er mich sehen, daß es ihn nach deinem Töchterchen gelüsten könnte, deshalb hast du dich so aufgeführt, das eine Mal, als er mich streichelte und mir ein Kompliment machte. Ich begriff überhaupt nichts!«

Der Invalide blinzelt zwei- oder dreimal.

Denn im Unterschied zu ihren Freundinnen, deren Herzen für Ramfis Trujillo schlagen und die erfinden, daß sie ihn gesehen und mit ihm gesprochen haben, daß er sie angelächelt und ihnen Komplimente gemacht hat, ist Urania das wirklich passiert. Während des Festakts, der das große Ereignis einleitete, mit dem die fünfundzwanzig Jahre der Ära Trujillo gefeiert werden: das Fest des Friedens und der Brüderlichkeit mit der Freien Welt, das am 20. Dezember 1955 beginnt, das ganze Jahr 1956 dauern und zwischen fünfundzwanzig- und siebzigtausend Millionen Dollar kosten sollte – »Die genauen Zahlen hat man nie erfahren, Papa« – , zwischen einem Viertel und der Hälfte des Staatshaushalts. Urania hat die Bilder in sehr lebhafter Erinnerung, die Aufregung, das Gefühl staunender Bewunderung, das während dieses denkwürdigen Festes im Land herrschte: Trujillo feierte sich selbst, holte dazu das Orchester von Xavier Cugat, die Tänzerinnen des Pariser Lido, die nordamerikanischen Eisläuferinnen des Ice Capades nach Santo Domingo (»Nach Ciudad Trujillo, Verzeihung, Papa«) und errichtete auf dem achttausend Quadratmeter großen Festgelände einundsiebzig Gebäude, einige aus Marmor, Alabaster und Onyx, um die angereisten Delegationen der zweiundvierzig Länder der Freien Welt zu beherbergen, eine Auslese von Persönlichkeiten, unter denen der brasilianische Präsident

Juscelino Kubitschek und die purpurfarbene Gestalt des Kardinals und Erzbischofs von New York, Francis Spellman, herausragten. Höhepunkte dieser Gedenkveranstaltung waren die Beförderung von Ramfis zum Generalleutnant wegen hervorragender Dienste am Vaterland und die Thronbesteigung Ihrer Gnädigen Majestät Angelita I der Festkönigin, die das Gelände auf einem Schiff erreichte, angekündigt von den Sirenen der gesamten Marine und vom Geläut sämtlicher Kirchen der Hauptstadt, angetan mit ihrer juwelenbestückten Krone und einem zarten Gewand aus bestickter Gaze, das in Rom von zwei berühmten Modeschöpferinnen, den Schwestern Fontana, angefertigt worden war, die fünfundvierzig Meter russischen Hermelin zu einem Umhang mit einer drei Meter langen Schleppe verarbeitet hatten, der eine Imitation desjenigen war, den Elisabeth I. bei ihrer Thronbesteigung getragen hatte. Unter den Ehrenjungfern und Pagen befindet sich neben anderen auserwählten Mädchen und jungen Frauen der dominikanischen Gesellschaft auch Urania mit einem prächtigen langen Kleid aus Organdy, Seidenhandschuhen und einem Strauß Rosen in der Hand. Sie ist die Jüngste des jungen Hofstaats, der die Tochter Trujillos unter der triumphierenden Sonne durch die Menschenmenge geleitet, die dem Dichter und Chef des Präsidialamtes Don Joaquín Balaguer applaudiert, als er ein Loblied auf Ihre Majestät Angelita I. anstimmt und das dominikanische Volk ihrer Anmut und Schönheit zu Füßen legt. Urania, die sich ein bißchen wie eine richtige Frau fühlt, hört ihren Vater, im Galaanzug, eine Lobrede auf die Erfolge dieser fünfundzwanzig Jahre halten, die der Hartnäckigkeit, dem Weitblick und dem Patriotismus Trujillos zu danken sind. Sie ist überglücklich. (»Nie war ich es wieder so wie an diesem Tag, Papa.«) Sie fühlt sich im Zentrum der Aufmerksamkeit. Jetzt wird in der Mitte des Festgeländes die Bronzestatue Trujillos enthüllt, in Jackett und akademischer Toga, Universitätsdiplome in der Hand. Plötzlich entdeckt Urania – Krönung dieses magischen Morgens – Ramfis Trujillo

neben sich, der sie in seiner Paradeuniform mit seidigen Augen anblickt.

»Und wer ist dieses hübsche kleine Mädchen?« lächelt der funkelnagelneue Generalleutnant sie an. Urania spürt warme, schlanke Finger, die sie unters Kinn fassen. »Wie heißt du denn?«

»Urania Cabral«, stammelt sie mit rasendem Herzen.

»Wie hübsch du bist, und wie hübsch du vor allem sein wirst.« Ramfis beugt sich herunter, und seine Lippen küssen die Hand des Mädchens, das den Aufruhr, die Seufzer, die Scherze hört, mit denen die anderen Pagen und Ehrenjungfern Ihrer Majestät Angelita I. die Szene feiern. Der Sohn des Generalissimus ist gegangen. Sie ist überwältigt. Was werden ihre Freundinnen sagen, wenn sie erfahren, daß Ramfis, kein Geringerer als Ramfis, sie hübsch genannt und am Kinn gefaßt und ihr wie einer richtigen Frau die Hand geküßt hat?

»Wie verärgert du warst, als ich es dir erzählt habe, Papa. Wie wütend. Ist das nicht komisch?«

Der Verdruß ihres Vaters, als er erfuhr, daß Ramfis sie berührt hatte, ließ in Urania zum ersten Mal den Verdacht keimen, daß in der Dominikanischen Republik womöglich nicht alles so vollkommen war, wie alle behaupteten, angefangen beim Senator Cabral.

»Was ist denn dabei, daß er gesagt hat, ich bin hübsch, und daß er mich gestreichelt hat, Papa.«

»Alles, aber auch alles.« Ihr Vater hebt die Stimme, was sie erschreckt, denn er ermahnt sie sonst nie mit diesem apodiktischen Zeigefinger über ihrem Kopf. »Nie mehr! Hör gut zu, Uranita. Wenn er auf dich zukommt, dann lauf weg. Grüß ihn nicht, sprich nicht mit ihm. Nimm die Beine unter den Arm. Es ist zu deinem Besten.«

»Aber.... aber...« Das Mädchen ist völlig verwirrt.

Sie sind gerade vom Fest des Friedens und der Brüderlichkeit mit der Freien Welt zurückgekehrt, sie noch in ihrem prächtigen Kleid als Ehrenjungfer Ihrer Majestät Angelita I. und ihr Vater in dem Frack, in dem er seine Rede vor Trujillo, dem Präsidenten Negro Trujillo und den

Diplomaten, Ministern, Gästen und Tausenden von Personen gehalten hat, die sich auf den Alleen und Straßen und in den fahngeschmückten Gebäuden des Festgeländes drängten. Warum ist er so wütend?

»Weil Ramfis, dieser Junge, dieser Mann.... weil er schlecht ist.« Ihr Vater bemüht sich, nicht alles zu sagen, was er sagen möchte. »Zu den jungen Mädchen, den kleinen Mädchen. Erzähl das deinen Schulfreundinnen nicht weiter. Niemandem. Ich sage es dir, weil du meine Tochter bist. Das ist meine Pflicht. Ich muß auf dich aufpassen. Zu deinem Besten, Uranita, verstehst du das? Ja, du bist klug genug. Erlaub ihm nicht, daß er dir nahekommt, daß er mit dir spricht. Wenn du ihn siehst, dann lauf rasch zu mir. Wenn du bei mir bist, wird er dir nichts tun.«

Gar nichts verstehst du, Urania. Du bist rein wie eine Lilie, kennst noch keinen Argwohn. Du sagst dir, daß dein Vater eifersüchtig ist. Er will nicht, daß jemand anderes dich streichelt oder zu dir sagt, daß du hübsch bist, er will der einzige sein. Die Reaktion des Senators Cabral läßt darauf schließen, daß der gutaussehende Ramfis, der romantische Ramfis damals schon begonnen hat, sich an den jungen Mädchen und den Frauen zu vergreifen, was seinen Ruhm mehren wird, einen Ruhm, den jeder Dominikaner, egal welcher Herkunft, zu erreichen trachtet. Großer Rammler, Hurenbock, wilder Hengst. Du wirst es nach und nach erfahren in den Klassenzimmern und Höfen der Santo-Domingo-Schule, der Schule für Töchter aus guter Familie, die von nordamerikanischen und kanadischen Sisters des Dominikanerordens in moderner Tracht geleitet wird, deren Schülerinnen nicht wie Novizinnen aussehen, denn sie kleiden sie in Rosa, Blau und Weiß, und sie tragen dicke Kniestrümpfe und zweifarbige Schuhe (schwarz und weiß), was ihnen ein sportliches, zeitgemäßes Aussehen verleiht. Aber nicht einmal sie sind in Sicherheit, wenn Ramfis zu seinen Touren aufbricht, allein oder mit seinen Kumpanen, auf der Suche nach Frauen, auf der Straße, in Parks, Klubs, Nachtlokalen oder

in den Privathäusern dieser Insel Quisqueya, seinem angestammten Revier. Wie viele Dominikanerinnen hat der schöne Ramfis verführt, entführt, vergewaltigt? Den einheimischen schenkt er keine Cadillacs oder Nerzmäntel wie den Hollywood-Schauspielerinnen, nachdem er sie flachgelegt hat oder um sie flachzulegen. Denn im Unterschied zu seinem großzügigen Vater ist der hübsche Ramfis, genau wie Doña Maria, ein Geizkragen. Die Dominikanerinnen legt er gratis flach, im Austausch für die Ehre, vom Erbprinzen vernascht zu werden, vom Kapitän der unbesiegten Polomannschaft des Landes, vom Generalleutnant, vom Chef der Fluggesellschaft. Von alldem wirst du durch das Getuschel und Geklatsche erfahren, durch die mit wahren Tatsachen vermischten Phantasien und Übertreibungen, die die Schülerinnen in den Pausen hinter dem Rücken der Sisters austauschen, zwischen Glauben und Nichtglauben, angezogen und abgestoßen, bis zu jenem Erdbeben, das die Schule und ganz Ciudad Trujillo erschüttert, weil das Opfer des Papasöhnchens dieses Mal eines der schönsten Mädchen der dominikanischen Gesellschaft ist, die Tochter eines Obersts der Armee: die strahlende Rosalía Perdomo mit langem blondem Haar, himmelblauen Augen, durchscheinender Haut, die bei den Passions spielen die Jungfrau Maria spielt und Tränen wie eine echte Schmerzensmutter vergießt, wenn ihr Sohn sein Leben aushaucht. Es laufen viele Versionen über das Geschehen um. Ramfis habe sie bei einem Fest kennengelernt, sie im Country Club, auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung gesehen, auf der Pferderennbahn ein Auge auf sie geworfen, sie belagert, angerufen, ihr geschrieben und sich mit ihr verabredet an jenem Freitagnachmittag, nach der Sportstunde, an der Rosalía teilnahm, da sie zur Volleyballmannschaft der Schule gehörte. Viele Klassenkameradinnen sehen – Urania kann sich nicht erinnern, ob sie zu ihnen gehörte, es ist nicht unmöglich –, wie sie bei Schulschluß statt in den Schulbus in das Auto von Ramfis steigt, das wenige Meter vom

Schultor auf sie wartet. Er ist nicht allein. Das Papasöhnchen ist nie allein, immer begleiten ihn zwei oder drei Freunde, die ihn beklatschen, ihm schmeicheln, ihm zu Diensten sind und auf seine Kosten nach oben kommen. Wie sein Schwager, der Mann von Angelita, Pechito, noch so ein hübscher Bursche, der Oberst Luis José Leon Estévez. Ob wohl der jüngere Bruder bei ihnen ist? Der häßliche, der primitive, der reizlose Radhamés? Bestimmt. Alle schon betrunken? Oder betrinken sie sich, während sie mit der goldenen, der weißhäutigen Rosalia Perdomo tun, was sie tun? Gewiß sind sie nicht darauf gefaßt, daß das Mädchen fast verblutet. Danach verhalten sie sich wie Kavaliere. Vorher vergewaltigen sie sie. Ramfis kam es aufgrund seiner Position bestimmt zu, den köstlichen Leckerbissen zu deflorieren. Dann die anderen. Nach dem Dienstalster oder nach der Nähe zum Erstgeborenen? Losen sie um die Reihenfolge? Wie mag es gewesen sein, Papa? Und als sie so richtig in Schwung sind, überrascht sie die Blutung.

Statt sie irgendwo auf dem Land in einen Straßengraben zu werfen, wie sie es getan hätten, wenn Rosalia keine Perdomo, kein weißes, blondes, reiches Mädchen aus angesehener trujil-lotreuer Familie gewesen wäre, sondern ein Mädchen ohne Namen und ohne Geld, verhalten sie sich rücksichtsvoll. Sie bringen sie bis vor die Tür des Marion-Krankenhauses, wo die Ärzte sie – zu ihrem Glück oder Unglück? – retten. Die Ärzte verbreiten auch die Geschichte. Es heißt, der arme Oberst Perdomo komme nicht darüber hinweg, daß Ramfis Trujillo und seine Freunde seine angebetete Tochter fröhlich vergewaltigt haben, zwischen Mittag- und Abendessen, wie man sich zum Zeitvertreib einen Film anschaut. Ihre Mutter setzt keinen Fuß mehr auf die Straße, vernichtet von Scham und Schmerz. Nicht einmal mehr bei der Messe sieht man die Familie.

»Hast du das gefürchtet, Papa?« Urania verfolgt die Augen des Invaliden. »Daß Ramfis und seine Freunde mit mir machen könnten, was sie mit Rosalia Perdomo gemacht

haben?«

»Er versteht«, denkt sie und verstummt. Ihr Vater hat seine Augen starr auf sie gerichtet; in der Tiefe seiner Pupillen liegt eine stumme Bitte: Schweig, hör auf, diese Wunden aufzureißen, diese Erinnerungen heraufzubeschwören. Sie hat nicht die geringste Absicht, der Bitte zu folgen. Bist du nicht deshalb in dieses Land gekommen, das nie wieder zu betreten du geschworen hast?

»Ja, Papa, zu diesem Zweck bin ich wohl gekommen«, sagt sie so leise, daß es kaum zu hören ist. »Um dir zuzusetzen. Obwohl du mit dem Hirnschlag deine Vorkehrungen getroffen hast. Du hast die unangenehmen Dinge aus deinem Gedächtnis getilgt. Hast du auch die Sache mit mir, mit uns gelöscht? Ich nicht. Nicht einen Tag. Nicht einen einzigen dieser fünfunddreißig Jahre, Papa. Ich habe nie vergessen, dir nie verziehen. Deshalb habe ich aufgelegt, wenn du mich in der Siena Heights University oder in Harvard anrufst, sobald ich deine Stimme hörte, ohne dich ausreden zu lassen. »Kleines, bist du es...«, klick. »Uranita, hör mir zu...«, klick. Deshalb habe ich nie einen Brief von dir beantwortet. Hast du mir hundert geschrieben? Zweihundert? Ich habe sie alle zerrissen oder verbrannt. Sie waren ziemlich heuchlerisch, deine Briefe. Voller Umschweife, voller Andeutungen, sie könnten ja vor fremde Augen gelangen, es könnten ja andere von dieser Geschichte erfahren. Weißt du, warum ich dir nie verzeihen konnte? Weil du es nie wirklich bedauert hast. Nach so vielen Jahren im Dienst des Chefs hattest du alle Skrupel, alles Empfindungsvermögen, den winzigsten Funken Anstand verloren. Wie deine Kollegen. Wie das ganze Land vielleicht. War das die Voraussetzung dafür, sich an der Macht zu halten, ohne vor Ekel zu sterben? Ein gewissenloser Mensch zu werden, ein Ungeheuer wie dein Chef? Ungerührt und zufrieden zu sein wie der schöne Ramfis, nachdem er Rosalia vergewaltigt und halb verblutet im Marion-Krankenhaus abgeliefert hatte? Das Mädchen Perdomo kehrte natürlich nicht in die Schule zurück, aber ihr zartes Jungfrau-Maria-Gesicht lebte weiter

in den Klassenzimmern, Fluren und Höfen der Santo-Domingo-Schule, im Gerede, im Geflüster, in den Phantasien, die ihr Unglück auslöste, wochen- und monatelang, obwohl die Sisters verboten hatten, auch nur den Namen Rosalia Perdomo auszusprechen. Aber in den Häusern der dominikanischen Gesellschaft, selbst in den absolut trujillotreuen Familien, tauchte dieser Name immer wieder auf, eine ominöse Vorahnung, ein vorweggenommener Schrecken, besonders in Familien mit jungen Mädchen und heiratsfähigen Senioritas, und die Geschichte schürte die Angst, der schöne Ramfis (der obendrein mit der geschiedenen Octavia Ricart verheiratet war) könnte plötzlich das Kind, das junge Mädchen entdecken und mit ihr eines dieser Feste feiern, denen sich der verwöhnte Sprößling nach Lust und Laune hingab, denn wer würde Rechenschaft vom ältesten Sohn des Chefs und von seinem Kreis von Günstlingen fordern?

»Es war wegen der Sache mit Rosalia Perdomo, daß dein Chef Ramfis auf die Militärakademie in die Vereinigten Staaten schickte, nicht wahr, Papa?«

Auf die Militärakademie Fort Leavenworth, Kansas City, 1958. Um ihn ein paar Jährchen von Ciudad Trujillo fernzuhalten, wo die Sache mit Rosalia Perdomo, wie es hieß, sogar Seine Exzellenz verärgert hatte. Nicht aus moralischen, sondern aus praktischen Gründen. Anstatt sich allmählich einzuarbeiten, sich als Erstgeborener des Chefs vorzubereiten, führte dieser dumme Junge ein flottes Leben mit Polospielen, mit Trinkgelagen in Gesellschaft eines Hofstaats von Nichtstuern und Schmarotzern und mit Späßen wie dem, die Tochter einer der trujillotreuesten Familien zu vergewaltigen und fast verbluten zu lassen. Verhächselter, ungezogener Junge. Ab zur Militärakademie Fort Leavenworth, in Kansas City!

Urania bricht in hysterisches Lachen aus, und der Invalide duckt sich abermals, als wollte er sich in sich verkriechen, verwirrt durch diesen plötzlichen Lachanfall. Urania lacht so heftig, daß ihre Augen sich mit Tränen füllen. Sie trocknet sie mit einem Taschentuch.

»Das Mittel war schlimmer als die Krankheit. Der Ausflug des schönen Ramfis nach Fort Leavenworth erwies sich als Belohnung statt als Strafe.«

Das muß komisch gewesen sein, was, Papa? Der kleine dominikanische Offizier kam, um gemeinsam mit auserwählten nordamerikanischen Offizieren an diesem Elitelehrgang teilzunehmen, und erschien mit den Litzen eines Generalleutnants, Dutzenden von Ehrenzeichen, einer langen Militärlaufbahn hinter sich (er hatte sie mit sieben Jahren begonnen), einem Gefolge von Adjutanten, Musikern und Dienstboten, einer Jacht, die in der Bucht von San Francisco ankerte, und einer ganzen Autoflotte. Das muß eine schöne Überraschung für die Hauptdeute, Majore, Leutnants, Feldwebel, Ausbilder und Lehrer gewesen sein. Er kam zur Militärakademie Fort Leavenworth, um einen Lehrgang zu besuchen, und der tropische Paradiesvogel trug mehr Litzen und Titel zur Schau, als Eisenhower sie je besessen hatte. Wie sollte man ihn behandeln? Wie konnte man zulassen, daß er derartige Vorrechte genoß, ohne das Ansehen der Akademie und der amerikanischen Armee zu schädigen? Ging es an, ein Auge zuzudrücken, wenn der Erbe alle zwei Wochen das spartanische Kansas City mit dem betriebsamen Hollywood vertauschte, wo er mit seinem Freund Porfirio Rubirosa millionenteure Gelage mit berühmten Schauspielerinnen veranstaltete, welche die Film- und Klatschpresse begeistert kommentierte? Die bekannteste Kolumnistin von Los Angeles, Louella Parsons, enthüllte, Trujillos Sohn habe Kim Novak das neueste Cadillac-Modell und Zsa Zsa Gabor einen Nerzmantel geschenkt. Ein demokratischer Kongreßabgeordneter rechnete während einer Sitzung der Kammer vor, daß diese Geschenke dem Gegenwert der jährlichen Militärhilfe entsprachen, die Washington dem dominikanischen Staat freundlicherweise zukommen ließ, und fragte, ob dies der beste Weg sei, den armen Ländern beim Kampf gegen den Kommunismus zu helfen und das Geld des amerikanischen Volkes auszugeben.

Der Skandal ließ sich nicht mehr vermeiden. Das galt für

die Vereinigten Staaten, nicht für die Dominikanische Republik, wo nicht ein Wort über Ramfis' Zeitvertreib veröffentlicht oder geäußert wurde. Dort wohl, denn man kann sagen, was man

will, dort gibt es eine öffentliche Meinung und eine freie Presse, und die Politiker werden in der Luft zerrissen, wenn sie einen wunden Punkt haben. So wurde also auf Antrag des Kongresses die Militärhilfe gekürzt. Erinnerst du dich an all das, Papa? Die Akademie teilte dem State Department diskret mit und dieses, noch diskreter, dem Generalissimus, es bestehe nicht die geringste Aussicht, daß sein lieber Sohn den Lehrgang erfolgreich absolviere, und es sei angesichts seiner äußerst mangelhaften Personalakte besser, er würde sich zurückziehen, es sei denn, er wolle sich der Demütigung aussetzen, von der Militärakademie Fort Leavenworth relegiert zu werden.

»Dem Herrn Papa gefiel es gar nicht, daß man dem armen Ramfis eine solche Gemeinheit antat, nicht, Papa? Er hatte nur ein bißchen auf die Pauke gehauen, und schon reagierten die puritanischen Gringos auf diese Weise. Zur Vergeltung wollte dein Chef die Marine- und Militärmission der Vereinigten Staaten schließen und bestellte den Botschafter, um zu protestieren. Seine engsten Berater, Paíno Ricardo, du selbst, Balaguer, Chirinos, Arala und Manuel Alfonso mußten wahre Wunder vollbringen, um ihn zu überzeugen, daß ein Bruch ungeheuer nachteilig wäre. Erinnerst du dich? Die Historiker sagen, daß du einer von denen warst, die verhinderten, daß sich die Beziehungen mit Washington infolge von Ramfis' Heldentaten vergifteten. Es ist dir nur halbwegs gelungen, Papa. Seit dieser Zeit, seit diesen Exzessen, war den Vereinigten Staaten klar, daß dieser Verbündete eine Belastung war, daß es klug war, sich nach jemandem umzusehen, der etwas mehr hermachte. Aber wie kommt es, daß wir am Ende bei den Söhnchen deines Chefs gelandet sind?«

Der Invalide hebt und senkt die Schultern, als würde er antworten: »Was weiß ich, du wirst schon wissen, warum.« Verstand er also? Nein. Zumindest nicht die ganze Zeit.

Der Schlaganfall hatte sein Begriffsvermögen wohl nicht völlig zerstört; er hatte es vielleicht auf zehn, auf fünf Prozent des normalen reduziert. Dieses beschränkte, verarmte, in Zeitlupe funktionierende Gehirn konnte die Information, die seine Sinne aufnahmen, wahrscheinlich nur wenige Minuten oder sogar Sekunden behalten und verarbeiten, bevor es sich trübte. Deshalb deuten manchmal seine Augen, sein Gesicht, seine Bewegungen, wie die der Schultern, plötzlich darauf hin, daß er zuhört, daß er versteht, was du ihm sagst. Nur bruchstückhaft, krampfhaft, blitzhaft, ohne Zusammenhang. Mach dir keine Illusionen, Urania. Er versteht für Sekunden und vergißt es. Du kommunizierst nicht mit ihm. Du sprichst weiter mit dir selbst, wie jeden Tag seit mehr als dreißig Jahren.

Sie ist weder traurig noch deprimiert. Daran hindert sie vielleicht die Sonne, die durch die Fenster hereinfällt und die Gegenstände in ein helles Licht taucht, das sie scharf umreißt und ihre Einzelheiten hervortreten läßt, Mängel, verblassende Farben, Abnutzungen enthüllt. Wie schäbig, verwahrlost und alt ist jetzt das Schlafzimmer – das Haus – des einst mächtigen Senatspräsidenten Agustín Cabral. Wie bist du am Ende auf Ramfis Trujillo gekommen? Sie ist immer wieder fasziniert von den seltsamen Wegen der Erinnerung, von den Landschaften, die sie auf unerklärliche Reize, auf unvorhergesehene Assoziationen hin entstehen läßt. Ach ja, es hat mit der Nachricht zu tun, die du am Tag vor deiner Abreise aus den Vereinigten Staaten in der *New York Times* gelesen hast. Der Artikel handelte vom jüngeren Bruder, vom primitiven, häßlichen Radhamés. Was für eine Nachricht! Was für ein Ende. Der Reporter hatte sorgfältig recherchiert. Radhamés hatte einige Jahre in Armut in Panama gelebt, von verdächtigen Tätigkeiten, die niemand kannte, bis er sich in Luft auflöste. Er verschwand im vergangenen Jahr, ohne daß die Nachforschungen der Verwandten und der Polizei irgendeine Spur zutage förderten. Die Durchsuchung des kleinen Zimmers, in dem er in Baiboa gelebt hatte, ergab, daß seine spärlichen Besitztümer noch immer dort waren.

Bis schließlich eines der kolumbianischen Drogenkartelle in Bogota mit dem typischen syntaktischen Pomp dieses amerikanischen Athen verlautbaren ließ, daß »der dominikanische Staatsbürger Don Radhamés Trujillo Martinez, wohnhaft in Baiboa, in der Bruderrepublik Panama, dessen unehrenhaftes

Verhalten bei der Erfüllung seiner Pflichten unzweifelhaft festgestellt werden konnte, an einem ungenannten Ort des kolumbianischen Urwalds hingerichtet wurde«. Die *New York Times* berichtete, der erfolglose Radhamés habe sich seinen Lebensunterhalt anscheinend seit Jahren im Dienst der kolumbianischen Mafia verdient. Gewiß mit irgendeiner erbärmlichen Tätigkeit, nach der Bescheidenheit zu urteilen, in der er lebte: als Zwischenträger der Capos, für die er Wohnungen anmietete, als Chauffeur von und zu den Hotels, Flughäfen, Bordellen oder womöglich als Mittelsperson für die Geldwäsche. Versuchte er, sie um ein paar Dollar zu erleichtern, um seine Lebensbedingungen zu verbessern? Da er nicht besonders helle war, erwischten sie ihn sofort. Sie entführten ihn in die Urwälder am Darién, wo sie die Herren und Gebieter waren. Vielleicht folterten sie ihn mit der Grausamkeit, mit der er und Ramfis im Jahr 59 die Invasoren in Constanza, Maimón und Estero Hondo und 1961 die an der Ruhmestat des 30. Mai Beteiligten gefoltert und getötet hatten.

»Ein gerechtes Ende, Papa.« Ihr Vater, der eingenickt war, öffnet die Augen. »Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen. Das erfüllte sich im Fall von Radhamés, wenn er denn in dieser Weise starb. Denn nichts ist bewiesen. In dem Artikel stand auch, er sei angeblich ein Informant der DEA gewesen, diese habe ihm das Gesicht operieren lassen und ihn wegen der im Kampf gegen die kolumbianischen Mafiosi geleisteten Dienste beschützt. Gerüchte, Vermutungen. Wie auch immer, was haben sie für ein Ende gefunden, die lieben Kinder deines Chefs und der Vortrefflichen Dame. Der schöne Ramfis, zerfetzt bei einem Autounfall in Madrid. Ein Unfall, der manchen zufolge eine Operation des CIA und Balaguers

war, um den Erstgeborenen zum Schweigen zu bringen, der von Madrid aus konspirierte, bereit, Millionen zu investieren, um den Familienbesitz zurückzugewinnen. Radhamés, ein Ende als armer Teufel, ermordet von der kolumbianischen Mafia, weil er versuchte, das schmutzige Geld zu stehlen, das er waschen half, oder als Agent der DEA. Angelita, Ihre Majestät

Angelita L, deren Ehrenjungfer ich war, weißt du, wie sie lebt? In Miami, wo die Flügel der göttlichen Taube sie streifen. Sie ist jetzt eine New Born Christian. In einer dieser unzähligen evangelischen Sekten, in die Leid und Angst, Dummheit und Wahnsinn die Leute treiben. So endete die Königin und Herrin dieses Landes. In einem sauberen, geschmacklosen Häuschen, in dem sich der Kitsch der Gringos mit dem der Karibik mischt, als missionarische Eiferin. Es heißt, man sieht sie an den Straßenecken von Dade County, in den Stadtvierteln der Latinos und Haitianer, wo sie Psalmen singt und die Passanten auffordert, dem Herrn ihre Herzen zu öffnen. Was würde der Verdiente Vater des Neuen Vaterlandes zu alldem sagen?«

Der Invalide hebt und senkt abermals die Schultern und blinzelt schläfrig. Er schließt halb die Augen und sinkt zurück, bereit, ein Nickerchen zu halten.

Es stimmt, nie hast du gegenüber Ramfis, Radhamés oder Angelita etwas empfunden, was sich mit dem Haß vergleichen ließe, den dir Trujillo und die Vortreffliche Dame noch immer einflößen. Denn in irgendeiner Weise haben die drei Kinder ihren Anteil an den Verbrechen der Familie mit ihrem Ruin oder ihrem gewaltsamen Tod bezahlt. Und Ramfis hast du nie ein gewisses Wohlwollen versagen können. Warum, Urania? Vielleicht wegen seiner psychischen Krisen, seiner Depressionen, seiner Anfälle von Wahnsinn, dieser Labilität, die von der Familie immer verborgen gehalten wurde und die Trujillo nach den von seinem Sohn im Juni 1959 angeordneten Morden zwang, ihn in Belgien in einem psychiatrischen Krankenhaus unterzubringen. Bei all seinen Handlungen, selbst bei den

grausamsten, gab es etwas Lächerliches, Prätentiöses, Peinliches. Wie die spektakulären Geschenke für die Hollywood-Schauspielerinnen, die Porfirio Rubirosa gratis flachlegte (wenn er sich nicht von ihnen bezahlen ließ). Oder in der Art, wie er die Pläne durchkreuzte, die sein Vater für ihn schmiedete. War es nicht zum Beispiel grotesk gewesen, wie Ramfis den Empfang verdarb, den der Generalissimus für ihn veranstaltete, um ihn für das Fiasko an der Militärakademie Fort Leavenworth zu entschädigen? Er veranlaßte, daß der Kongreß – »Hast du den Gesetzesentwurf vorgelegt, Papa?« – ihn zum Chef des Vereinten Generalstabs der Streitkräfte ernannte und daß ihm nach seiner Ankunft bei einer Militärparade auf der Avenida, am Fuß des Obeliskens, die entsprechende Huldigung zuteil werden sollte. Alles war in Ordnung, die Truppen waren aufmarschiert an dem Morgen, an dem die Jacht *Angelita*, die der Generalissimus nach Miami geschickt hatte, um ihn abzuholen, auf dem Ozama-Fluß in den Hafen einfuhr und Trujillo persönlich ihn in Begleitung von Joaquín Balaguer auf der Anlegemole empfing, um ihn zur Parade zu geleiten. Was für eine Überraschung, was für eine Enttäuschung, was für eine Verwirrung erfaßten den Chef, als er die Jacht betrat und sich mit dem erbärmlichen Zustand des sabbernden Wracks konfrontiert sah, in das sich der arme Ramfis durch die Orgie während der Reise verwandelt hatte. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, war außerstande, einen Satz zu artikulieren. Seine schlaffe, ungehorsame Zunge gab nur noch Grunzlaute von sich. Er hatte glasige Froschaugen, und seine Kleidung war mit Erbrochenem verschmutzt. Und schlimmer noch als um ihn war es um die Freunde und Frauen seiner Begleitung bestellt. Balaguer schrieb es in seinen Memoiren: Trujillo wurde weiß, bebte vor Zorn. Er befahl, die Militärparade und die Vereidigung Ramfis' als Chef des Vereinten Generalstabs abzublasen. Bevor er ging, nahm er ein Glas in die Hand und brachte einen Trinkspruch aus, der eine symbolische Ohrfeige für den Hohlkopfssein wollte (die Betrunkenheit hinderte ihn sicher

daran, das zu verstehen): »Ich trinke auf die Arbeit, die allein der Republik Wohlstand bringen wird.«

Ein weiterer hysterischer Lachanfall schüttelt Urania, und der Invalide öffnet erschrocken die Augen.

»Du brauchst nicht zu erschrecken.« Urania wird wieder ernst. »Ich muß einfach lachen, wenn ich mir die Szene vorstelle. Wo warst du in diesem Augenblick? Als dein Chef sein betrunkenes Söhnchen entdeckte, umgeben von Huren und Kumpanen, die ebenfalls betrunken waren? Auf der Tribüne

der Avenida, im Frack, in Erwartung des neuen Chefs des Vereinten Generalstabs der Streitkräfte? Was für eine Erklärung hat man gegeben? Die Parade wird wegen Delirium tremens von General Ramfis abgesagt?«

Sie lacht erneut, unter dem tiefen Blick des Invaliden.

»Eine Familie zum Lachen und zum Weinen, aber nicht zum Ernst-Nehmen«, murmelt Urania. »Bestimmt hast du dich manchmal für sie alle geschämt. Und Angst und Reue gefühlt, wenn du dir, ganz im geheimen, diese Kühnheit erlaubtest. Ich würde gerne wissen, was du vom melodramatischen Ende der Kinder des Chefs gehalten hättest. Oder von der schäbigen Geschichte der letzten Jahre von Doña Maria Martínez, der Vortrefflichen Dame, der Schrecklichen, der Rächerin, die schreiend verlangte, man solle den Mördern Trujillos die Augen herausschneiden und die Haut abziehen. Weißt du, daß ihr am Ende die Arteriosklerose den Garaus machte? Daß sie in ihrer Habgier hinter dem Rücken des Chefs all diese Millionen und Abermillionen Dollar außer Landes geschafft hatte? Daß sie alle Codewörter für die Schweizer Nummernkonten besaß und sie vor ihren lieben Kindern geheimgehalten hatte? Sehr zu Recht, zweifellos. Sie fürchtete, sie könnten sie um ihre Millionen bringen und sie in ein Altersheim stecken, damit sie dort ihre letzten Jahre verbrachte, ohne ihre Geduld zu strapazieren. Sie war es, die sie am Ende mit Hilfe der Arteriosklerose zum Narren hielt. Ich hätte alles darum gegeben, um die Vortreffliche Dame im fernen Madrid zu sehen, von Mißgeschicken erdrückt, von

Gedächtnisschwund geplagt. Aber immer noch mit einer Hellsicht, die sich aus ihrem Geiz speiste und die ausreichte, um ihren Sprößlingen nicht die Nummern der Schweizer Konten zu verraten. Und um zu sehen, wie die Ärmsten sich abmühten, die Vortreffliche Dame dazu zu bringen, sich in Madrid, beim häßlichen und primitiven Radhamés, oder in Miami, bei Angelita vor ihrer Bekehrung, daran zu erinnern, wo sie sie hingekritzelt oder versteckt hatte. Kannst du sie dir vorstellen, Papa? Was werden sie gewühlt, gezerrt, zerbrochen, zerrissen haben auf der Suche nach dem Versteck. Sie nahmen sie nach Miami mit, schickten sie nach Madrid zurück. Und es gelang ihnen nicht. Sie nahm das Geheimnis mit ins Grab! Wie findest du das, Papa? Ramfis schaffte es, ein paar Milliönchen zu verschwenden, die er in den Monaten nach dem Tod seines Vaters außer Landes brachte, denn der Generalissimus (stimmt das, Papa?) bestand darauf, nicht einen Centavo außer Landes zu lassen, um seine Familie und seine Gefolgsleute zu zwingen, für sich einzustehen und hier zu sterben. Aber Angelita und Radhamés blieben mittellos zurück. Und durch die Arteriosklerose starb auch die Vortreffliche Dame in Armut, in Panama, wo Kalil Hache sie begrub, nachdem er sie mit einem Taxi zum Friedhof gebracht hatte. Sie hinterließ die Millionen der Familie den Schweizer Bankiers! Man kann über sie weinen oder schallend lachen, aber ernst nehmen kann man sie in keinem Fall. Nicht wahr, Papa?»

Ein neuer Lachanfall erfaßt sie und treibt ihr Tränen in die Augen. Während sie sich die Augen trocknet, kämpft sie gegen den Anflug einer Depression, die in ihr aufsteigt. Der Invalide beobachtet sie; er hat sich an ihre Gegenwart gewöhnt und scheint nicht mehr auf ihren Monolog zu achten.

»Glaub nicht, daß ich hysterisch geworden bin«, seufzt sie. »Noch nicht, Papa. Was ich jetzt mache, meinen Gedanken freien Lauf lassen, Erinnerungen ausgraben, das mache ich sonst nie. Das ist mein erster Urlaub in vielen Jahren. Ich mag Urlaub nicht. Hier, als kleines Mädchen, mochte

ich Ferien. Seitdem ich dank der Sisters auf die Universität in Adrian gehen konnte, nie mehr. Ich habe mein Leben lang gearbeitet. Bei der Weltbank habe ich mir nie Urlaub genommen. Und in der Kanzlei, in New York, auch nicht. Ich habe keine Zeit, um über die dominikanische Geschichte zu monologisieren.«

Es stimmt, dein Leben in Manhattan ist anstrengend. All ihre Stunden sind genau eingeteilt, ab neun Uhr morgens, wenn sie ihr Büro in der Madison Avenue Ecke 74. Straße betritt. Da hat sie schon eine dreiviertel Stunde im Central Park gejoggt, wenn das Wetter gut ist, oder Aerobic im Fitness Center an der Ecke gemacht, in dem sie Mitglied ist. Ihr Tag ist eine Abfolge von

Gesprächen, Gutachten, Diskussionen, Beratungen, Ermittlungen im Archiv, Arbeitssessen im Nebenraum der Kanzlei oder in irgendeinem Restaurant in der Nähe, gefolgt von einem ebenso angefüllten Nachmittag, der oft bis acht Uhr abends dauert. Wenn das Wetter es erlaubt, geht sie zu Fuß nach Hause. Sie macht sich einen Salat und öffnet einen Joghurt, bevor sie die Nachrichten im Fernsehen sieht, liest ein wenig und geht ins Bett, so müde, daß die Buchstaben des Buches oder die Bilder des Videos nach kaum zehn Minuten zu flimmern beginnen. Immer gibt es eine oder bisweilen zwei Reisen im Monat innerhalb der Vereinigten Staaten oder nach Lateinamerika, Europa und Asien; in der letzten Zeit auch nach Afrika, wo einige Investoren endlich wagen, ihr Geld zu riskieren, wofür sie in der Kanzlei um juristische Hilfe nachsuchen. Das ist ihr Spezialgebiet: der legale Aspekt der Finanzoperationen der Unternehmen, an jedem Ort der Welt. Ein Spezialgebiet, bei dem sie gelandet ist, nachdem sie viele Jahre in der Rechtsabteilung der Weltbank gearbeitet hatte. Die Reisen sind anstrengender als die Arbeitstage in Manhattan. Fünf-, zehn- oder zwölfstündige Flüge nach Mexiko-Stadt, Bangkok, Tokio, Rawalpindi oder Harare und dann sofort Gutachten abgeben oder anhören, über Zahlen diskutieren, Projekte evaluieren und dabei Landschaften und klimatische Verhältnisse wechseln, von der Hitze in die

Kälte, von der Feuchtigkeit in die Trockenheit, vom Englischen zum Japanischen und zum Spanischen und zum Urdu, zum Arabischen und zum Hindi, unter Zuhilfenahme von Dolmetschern, deren Irrtümer zu falschen Entscheidungen führen können. Deshalb muß sie ihre fünf Sinne immer wachhalten, einen Zustand der Konzentration aufrechterhalten, der sie erschöpft, so daß sie bei den unvermeidlichen Empfängen kaum das Gähnen unterdrücken kann.

»Wenn ich einen freien Samstag oder Sonntag habe, dann bleibe ich mit Freuden zu Hause und lese in der dominikanischen Geschichte«, sagt sie, und ihr scheint, als würde ihr Vater zustimmend nicken. »Eine ziemlich spezielle Geschichte, ehrlich gesagt. Aber mich entspannt es. Es ist meine Art, nicht die

Wurzeln zu verlieren. Obwohl ich dort doppelt so lange gelebt habe wie hier, bin ich keine Gringa geworden. Ich spreche doch noch immer wie eine Dominikanerin, Papa, oder?«

In den Augen des Invaliden blitzt ein – ironischer? – Funke.

»Schön, mehr oder weniger wie eine Dominikanerin, eine von dort. Was kann man von jemandem erwarten, der länger als dreißig Jahre unter Gringos gelebt hat, der ganze Wochen kein Spanisch spricht. Weißt du, daß ich sicher war, daß ich dich nie wiedersehen würde? Nicht einmal zu deinem Begräbnis wollte ich kommen. Das war eine unumstößliche Entscheidung. Ich weiß, daß du gern wissen würdest, warum ich mich nicht daran gehalten habe. Warum ich hier bin. Um die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht. Es war ein Impuls. Ich habe nicht lange überlegt. Ich habe um eine Woche Urlaub gebeten, und hier bin ich. Etwas werde ich hier wohl suchen wollen. Dich vielleicht. Herausfinden, wie es dir geht. Schlecht, das wußte ich, und daß man seit dem Schlaganfall nicht mehr mit dir sprechen kann. Würdest du gerne wissen, was ich fühle? Was ich gefühlt habe, als ich in das Haus meiner Kindheit zurückkehrte? Beim Anblick des Wracks, in das du dich verwandelt hast?«

Ihr Vater ist wieder aufmerksam. Er wartet neugierig, daß sie fortfährt. Was fühlst du, Urania? Bitterkeit? Eine gewisse Melancholie? Traurigkeit? Ein erneutes Aufsteigen des alten Zorns? »Das schlimmste ist, daß ich glaube, daß ich nichts fühle«, denkt sie.

Die Türklingel ertönt. Ein anhaltendes, vibrierendes Läuten am glühendheißen Vormittag.

VIII

Das Haar, das ihm auf dem Kopf fehlte, wuchs ihm aus den Ohren, in pechschwarzen Büscheln, die sich in ihrer Aggressivität wie ein grotesker Ausgleich für die Kahlheit des Flüssigen Verfassungsrechtlers ausnahmen. Hatte auch er ihn mit diesem Spitznamen bedacht, bevor er ihn in

seinem tiefsten Innern umgetauft und Lebender Dreck genannt hatte? Der Wohltäter konnte sich nicht daran erinnern. Vermutlich ja. Er war gut darin, Spitznamen zu verteilen, schon in seiner Jugend. Viele seiner grausamen Spitznamen, die er den Leuten überstülpte, gingen seinen Opfern in Fleisch und Blut über und traten an die Stelle ihrer richtigen Namen. Wie im Fall des Senators Chirinos, den in der Dominikanischen Republik, abgesehen von den Zeitungen, niemand mehr unter seinem Namen kannte, nur noch unter seinem verheerenden Spitznamen: der Flüssige Verfassungsrechtler. Er hatte die Gewohnheit, mit den fettigen Borsten herumzuspielen, die in seinen Ohren nisteten, und obwohl der Generalissimus ihm in seinem Sauberkeitswahn verboten hatte, es vor ihm zu tun, tat er es jetzt gerade, wobei er diese Widerwärtigkeit obendrein mit einer anderen abwechselte: sich über die Härchen zu streichen, die ihm aus der Nase wuchsen. Er war nervös, sehr nervös. Er wußte, warum: er brachte ihm einen negativen Bericht über den Stand der Geschäfte. Aber nicht Chirinos war schuld daran, daß die Dinge schlechtliefen, sondern die von der OAS auferlegten Sanktionen, die dem Land die Luft abdrehen.

»Wenn du dir weiter in der Nase und in den Ohren herumbohrst, rufe ich die Adjutanten und lass' dich einsperren«, sagte er schlechtgelaunt. »Ich habe dir diese Schweinereien hier verboten. Bist du betrunken?«

Der Flüssige Verfassungsrechtler zuckte auf seinem Stuhl vor dem Schreibtisch des Wohltäters zusammen. Er ließ mit den Händen von seinem Gesicht ab.

»Ich habe keinen Tropfen Alkohol getrunken«, entschuldigte

er sich verwirrt. »Sie wissen, daß ich nicht am Tage trinke, Chef. Nur am Abend und in der Nacht.«

Er trug einen Anzug, der dem Generalissimus wie eine Huldigung an den schlechten Geschmack vorkam: halb bleifarben, halb grünlich, mit schillernden Reflexen; wie bei allem, was er anzog, schien sein unförmiger Körper mit dem Schuhlöffel hineingezwängt worden zu sein. Vor

seinem weißen Oberhemd baumelte eine bläuliche, gelb getupfte Krawatte, auf der der strenge Blick des Wohltäters Fettflecken entdeckte. Angewidert dachte er, daß er sich diese Flecken beim Essen gemacht hatte, denn der Senator Chirinos aß, indem er sich riesige Bissen in den Mund stopfte, die er hinunterschläng, als fürchtete er, seine Tischnachbarn könnten ihm den Teller fortreißen, und mit halboffenem Mund kaute, aus dem ein Sprühregen aus Speiseresten schoß.

»Ich schwöre Ihnen, ich habe keinen Tropfen Alkohol im Leib«, wiederholte er. »Nur den schwarzen Kaffee vom Frühstück.«

Wahrscheinlich stimmte das sogar. Vor einem Augenblick, als Chirinos in sein Amtszimmer trat, wobei er seinen elefantösen Leib hin und her wiegte, sich langsam vorantastete und den Boden prüfte, bevor er die Fußsohlen aufsetzte, hatte er ihn für betrunken gehalten. Nein, seine Räusche mußten ihm in Fleisch und Blut übergegangen sein, denn selbst in nüchternem Zustand legte er die Unsicherheit und das Zittern des Alkoholikers an den Tag.

»Du schwimmst in Alkohol, auch wenn du nicht trinkst, wirkst du betrunken«, sagte er, während er ihn von Kopf bis Fuß mit einem prüfenden Blick maß.

»Das stimmt«, beeilte Chirinos sich mit einer theatralischen Geste zuzugeben. »Ich bin ein *poète maudit*, Chef. Wie Baudelaire und Rubén Darío.«

Er hatte aschfarbene Haut, ein Doppelkinn, spärliches, fettiges Haar und kleine tiefliegende Augen hinter den geschwollenen Augenlidern. Die Nase, plattgedrückt seit dem Unfall, war die eines Boxers, und der fast lippenlose Mund gab seiner

dreisten Häßlichkeit einen perversen Zug. Immer war er auf unangenehme Weise häßlich gewesen, so sehr, daß seine Freunde vor zehn Jahren bei dem Autounfall, den er wie durch ein Wunder überlebte, dachten, die kosmetische Chirurgie könnte ihn nur zum Guten verändern. Sie tat es zum Schlechten.

Daß er weiterhin Vertrauensperson des Wohltäters war,

Mitglied des kleinen Kreises enger Berater wie Virgilio Álvarez Pina, Paíno Pichardo, Cerebrito Cabral (jetzt in Ungnade) oder Joaquín Balaguer, war ein Beweis dafür, daß der Generalissimus sich bei der Auswahl seiner Mitarbeiter nicht von persönlichen Zu- oder Abneigungen leiten ließ. Trotz des Ekels, den ihm sein Aussehen, seine Ungepflegtheit und seine Umgangsformen immer eingeflößt hatten, besaß Henry Chirinos seit Beginn seiner Regierungszeit das Privileg der heiklen Aufgaben, die Trujillo Leuten übertrug, die nicht nur verlässlich, sondern auch fähig waren. Er war unter denen, die Zugang zu diesem exklusiven Klub gefunden hatten, einer der fähigsten. Er war Anwalt und Verfassungsrechtler. In jungen Jahren war er gemeinsam mit Agustín Cabral hauptsächlicher Urheber der Verfassung gewesen, die Trujillo in den Anfängen der Ära vorlegte, und später sämtlicher Änderungen, die am Text der Verfassung vorgenommen wurden. Er hatte ebenfalls die wichtigsten direkt aus der Verfassung abgeleiteten und sonstigen Gesetze abgefaßt und fast alle gesetzlichen Bestimmungen eingebracht, die der Kongreß verabschiedete, um die Notwendigkeiten des Regimes zu rechtfertigen. Wie er in parlamentarischen Reden voller lateinischer Brocken und – oft französischer – Zitate den willkürlichsten Entscheidungen der Exekutive den Anschein juristischer Gültigkeit verlieh oder mit vernichtender Logik jeden von Trujillo mißbilligten Vorschlag zurückwies, das machte ihm keiner nach. Sein Geist, der wie ein Kodex organisiert war, fand sofort ein sachliches Argument, um jeder Entscheidung Trujillos den Anstrich der Legalität zu verleihen, gleich, ob es um ein Urteil des Rechnungshofes, des Obersten Gerichtshofes oder um ein Gesetz im Kongreß ging. Ein großer Teil des gesetzlichen Spinnennetzes der Ära war dem teuflischen Geschick dieses großen Rabulisten zu verdanken (so nannte ihn einmal vor Trujillo der Senator Agustín Cabral, sein Freund und Intimfeind innerhalb des Zirkels der Günstlinge). Dank all dieser Fertigkeiten war der ewige Parlamentarier

Henry Chirinos alles, was man in den dreißig Jahren der Ära sein konnte: Abgeordneter, Senator, Justizminister, Mitglied des Verfassungsgerichts, bevollmächtigter Botschafter und Geschäftsträger, Gouverneur der Zentralbank, Präsident des Instituto Trujilloniano, Mitglied des Vorstands der Dominikanischen Partei und, seit zwei Jahren, Kontrolleur der Unternehmen des Wohltäters, sein größter Vertrauensposten. Als solcher unterstanden ihm Landwirtschaft, Handel und Finanzen. Warum einem Gewohnheitstrinker eine derartige Verantwortung übertragen? Weil er nicht nur Rechtsverdrehler war, sondern auch etwas von Wirtschaft verstand. Er hatte es gut gemacht an der Spitze der Zentralbank und im Finanzministerium, einige Monate lang. Und weil er wegen der zahlreichen Ränke in den letzten Jahren auf diesem Posten jemanden brauchte, der sein absolutes Vertrauen genoß und den er über die familiären Wirren und Querelen informieren konnte. Darin war diese alkoholisierte Fettkugel unersetzbar.

Wieso hatte er als haltloser Trinker nicht das Geschick für die juristische Intrige, nicht die Arbeitsfähigkeit verloren, die der Wohltäter neben der des in Ungnade gefallenen Anselmo Paulino vielleicht als einzige mit seiner eigenen vergleichen konnte? Der Lebende Dreck konnte zehn oder zwölf Stunden ohne Pause arbeiten, sich dann volllaufen lassen und am nächsten Tag frisch und mit klarem Geist in seinem Büro im Kongreß, im Ministerium oder im Regierungspalast sitzen und den Sekretären seine juristischen Gutachten diktieren oder sich mit blumiger Rhetorik über politische, gesetzgeberische, wirtschaftliche und verfassungsrechtliche Themen auslassen. Außerdem schrieb er Gedichte, Akrosticha zu festlichen Anlässen, Artikel und Bücher zu geschichtlichen Themen und besaß eine der spitzesten Federn, die Trujillo einsetzte, um im Öffentlichen Forum, in *El Caribe*, Gift zu verspritzen.

»Wie laufen die Dinge.«

»Sehr schlecht, Chef.« Der Senator Chirinos holte Luft.

»Wenn es so weitergeht, werden sie bald den Zustand der

Agonie erreichen. Tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber Sie bezahlen mich nicht, damit ich Sie täusche. Wenn die Sanktionen nicht bald aufgehoben werden, kommt es zur Katastrophe.«

Er öffnete seine vollgestopfte Aktentasche, holte Papierrollen und Notizbücher hervor und setzte zu einer Analyse der wichtigsten Unternehmen an, angefangen bei den Plantagen der Dominikanischen Zuckergesellschaft, über die Dominikanische Fluggesellschaft, die Zementindustrie, die Holzindustrie und die Sägewerke, die Import- und Exportbüros bis hin zu den Handelseinrichtungen. Die Musik der Namen und Zahlen lullte den Generalissimus ein, der nur halb zuhörte: Adas Comercial, Caribbean Motors, Dominikanische Batterienfabrik, Dominikanisches Baumwollkonsortium, Dominikanische Farben, Dominikanische Immobiliengesellschaft, Dominikanische Mühlen, Dominikanische Sackwaren und Textilien, Dominikanische Schallplattenfabrik, Dominikanische Zementfabrik, Eisenwarenhandel El Marino, Eisenwarenhandel Read, Fabrik für Pflanzenöle, Fabrik für Säcke und Seilwerk, Großhandel für Haushaltssalz, Industrieanlage Dominikanische Schuhe, Industriebetrieb Domínico Suiza, Industriekomplex Milchprodukte, Industriekomplex Schokolade, Likörbrennerei Altagracia, Quisqueya Motors, San Rafael-Versicherung, Salzraffinerie, Staatliche Glasindustrie, Staatliche Papierindustrie, Tabak-Aktiengesellschaft, Tageszeitung *El Caribe*, Vulkanisierbetrieb. Den Abschluß machte der Lebende Dreck mit den Geschäften, an denen die Familie Trujillo eine minoritäre Beteiligung besaß, wobei er nur erwähnte, daß es auch dort keine »positive Bewegung« gebe. Er sagte nichts, was der Wohltäter nicht gewußt hätte: was nicht durch den Mangel an Zulieferprodukten und Ersatzteilen lahmgelegt war, arbeitete mit einem Drittel oder sogar einem Zehntel seiner Kapazität. Die Katastrophe war bereits da und in was für einem Ausmaß. Aber wenigstens hatten die Gringos nicht geschafft – der

Wohltäter atmete auf-, was sie für den Gnadenstoß gehalten hatten: ihm die Versorgung mit Erdöl sowie mit Ersatzteilen für Autos und Flugzeuge abzuschneiden. Johnny Abbes García hatte es so einzurichten gewußt, daß der Brennstoff über Haiti, als Schmuggelware über die Grenze, ins Land kam. Der Aufpreis war hoch, aber der Verbraucher zahlte ihn nicht, die Regierung übernahm den Zuschuß. Der Staat würde diesen Aderlaß freilich nicht lange aushalten können. Das Wirtschaftsleben stagnierte infolge der Devisenbeschränkung und des Stillstands von Export und Import.

»Es gibt praktisch in keinem einzigen Unternehmen Einnahmen, Chef. Nur Ausgaben. Da sie vorher florierten, überleben sie. Aber nicht unbegrenzt.«

Er seufzte theatralisch, wie bei einer seiner elegischen Grabreden, ebenfalls eine seiner großen Spezialitäten.

»Ich erinnere Sie daran, daß man nicht einen einzigen Fabrikarbeiter, Landarbeiter oder Angestellten entlassen hat, obwohl der Wirtschaftskrieg schon seit mehr als einem Jahr dauert. Diese Unternehmen stellen sechzig Prozent der Arbeitsplätze im Land. Begreifen Sie den Ernst der Lage. Trujillo kann nicht weiterhin zwei Drittel der dominikanischen Familien unterhalten, wenn die Geschäfte aufgrund der Sanktionen halb lahmgelegt sind. Das heißt, daß...«

»Das heißt, daß...«

»... Sie mir entweder die Erlaubnis geben, das Personal zu reduzieren, um Kosten einzusparen, in Erwartung besserer Zeiten...«

»Willst du, daß Tausende von Arbeitslosen den Aufstand proben?« unterbrach ihn Trujillo schneidend. »Den Problemen, die ich schon habe, noch ein soziales hinzufügen?«

»Es gibt eine Alternative, auf die man in außergewöhnlichen Situationen zurückgegriffen hat«, erwiderte der Senator Chirinos mit einem mephistophelischen Lächeln. »Befinden wir uns nicht in einer solchen? Und zwar daß der Staat die Leitung der

strategischen Unternehmen übernimmt, um die Vollbeschäftigung und die Wirtschaftstätigkeit zu garantieren. Der Staat verstaatlicht, sagen wir mal, ein Drittel der Industrieunternehmen und die Hälfte der Agrar- und Viehzuchtunternehmen. Es gibt noch Mittel dafür, in der Zentralbank.«

»Was zum Teufel gewinne ich damit«, unterbrach Trujillo ihn wütend. »Was gewinne ich damit, daß die Dollars von der Zentralbank auf ein Konto mit meinem Namen fließen.«

»Daß von nun an der Schaden, der daraus entsteht, daß dreihundert Unternehmen mit Verlust arbeiten, nicht zu Ihren Lasten geht, Chef. Ich sage es noch einmal, wenn das so weitergeht, werden alle bankrott machen. Mein Rat ist technischer Art. Daß sich Ihr Vermögen infolge der wirtschaftlichen Blockade in Luft auflöst, läßt sich einzig dadurch vermeiden, daß man die Verluste auf den Staat überträgt. Für niemanden ist es gut, wenn Sie sich ruinieren, Chef.«

Trujillo spürte ein Gefühl von Erschöpfung. Die Sonne brannte immer heißer, und der Senator Chirinos schwitzte bereits, wie alle Besucher seines Amtszimmers. Von Zeit zu Zeit trocknete er sich das Gesicht mit einem bläulichen Taschentuch. Auch ihm wäre es lieb gewesen, wenn der Generalissimus über eine Klimaanlage verfügt hätte. Aber Trujillo haßte diese künstliche, kühlende Luft, dieses falsche Ambiente. Er duldete nur den Ventilator, an extrem heißen Tagen. Außerdem war er stolz darauf, Der-Mann-der-niemals-schwitzt zu sein.

Er verharrte einen Augenblick stumm, nachdenklich, und sein Gesicht wurde mürrisch.

»Auch du glaubst in der Tiefe deines Schweinegehirns, daß ich Landbesitz und Geschäfte aus reiner Gewinnsucht anhäufe«, sagte er in müdem Ton wie zu sich selbst.

»Unterbrich mich nicht. Wenn du mich nach so langen Jahren an meiner Seite noch immer nicht kennst, was kann ich dann vom Rest erwarten. Daß sie glauben, die Macht interessiert mich, um mich zu bereichern.«

»Ich weiß sehr gut, daß es nicht so ist, Chef.«

»Muß ich es dir zum x-ten Mal erklären? Wenn diese Unternehmen nicht der Familie Trujillo gehören würden, gäbe es diese Arbeitsplätze nicht. Und die Dominikanische Republik wäre noch immer das afrikanische Ländchen, das ich mir damals auf die Schultern geladen habe. Du hast es immer noch nicht kapiert.«

»Ich habe es vollkommen kapiert, Chef.«

»Bestiehst du mich?«

Chirinos fuhr wieder auf seinem Stuhl zusammen, die Aschfarbe seines Gesichts verdunkelte sich. Er blinzelte bestürzt.

»Was sagen Sie da, Chef? Gott ist Zeuge ...«

»Ich weiß, daß du es nicht tust«, beschwichtigte Trujillo ihn.

»Und warum stiehst du nicht, wo du doch alle Vollmachten hast? Aus Loyalität? Vielleicht. Vor allem aber aus Angst. Du weißt, wenn du mich bestiehst und ich es entdecke, dann würde ich dich Johnny Abbes übergeben, der dich in die Cuarenta bringen und auf den Thron setzen und dich schön langsam schmoren wird, bevor er dich den Haien vorwirft. So Sachen, die der hitzigen Phantasie des Chefs des SIM und seiner kleinen Mannschaft gefallen. Deshalb bestiehst du mich nicht. Deshalb bestehlen mich auch nicht die Geschäftsführer, Verwalter, Buchhalter, Ingenieure, Veterinäre, Vorarbeiter usw. usw. in den Unternehmen, die du überwachst. Deshalb arbeiten sie pünktlich und effizient, und deshalb waren die Unternehmen erfolgreich und haben sich vermehrt und die Dominikanische Republik in ein modernes, blühendes Land verwandelt. Hast du es begriffen?«

»Natürlich, Chef.« Der Flüssige Verfassungsrechtler fuhr wieder hoch. »Sie haben völlig recht.«

»Aber«, fuhr Trujillo fort, als habe er ihn nicht gehört, »du würdest stehlen, was das Zeug hält, wenn du die Arbeit, die du für die Familie Trujillo machst, für die Vicini, die Valdez oder die Armenteros machen würdest. Und noch viel mehr, wenn die Unternehmen dem Staat gehören würden. Da würdest du dir wirklich die Taschen füllen. Versteht dein Hirn jetzt, wozu diese ganzen Geschäfte, der ganze

Grundbesitz und der ganze Viehbestand gut sind?»

»Um dem Land zu dienen, das weiß ich nur zu gut, Exzellenz«, beteuerte der Senator Chirinos. Er war nervös, Trujillo konnte es an der Heftigkeit erkennen, mit der er den Dokumentenkoffer gegen seinen Bauch preßte, und an der immer salbungsvolleren Art, mit der er sprach. »Ich wollte nichts Gegenteiliges andeuten, Chef. Gott bewahre!«

»Aber es stimmt, nicht alle Trujillos sind wie ich«, sagte der Wohltäter einlenkend und verzog resigniert sein Gesicht. »Weder meine Brüder noch meine Frau oder meine Kinder haben für dieses Land die gleiche Leidenschaft wie ich. Sie sind habgierig. Das schlimmste ist, daß sie mir in diesem Augenblick die Zeit stehlen, weil ich dafür sorgen muß, daß sie meine Befehle nicht unterlaufen.«

Er betrachtete ihn mit dem kriegerischen, direkten Blick, mit dem er die Leute einschüchterte. Der Lebende Dreck sank auf seinem Stuhl zusammen.

»Aha, ich seh schon, einer hat nicht gehorcht«, murmelte er.

Der Senator Chirinos nickte, ohne eine Antwort zu wagen.

»Haben sie schon wieder versucht, Devisen rauszuschaffen?« fragte er mit erkalteter Stimme. »Wer? Die Alte?«

Das schwammige, mit Schweißperlen bedeckte Gesicht nickte erneut, fast widerstrebend.

»Sie hat mich gestern abend, während der Dichterlesung, beiseite genommen.« Er zögerte, und seine Stimme wurde immer dünner, bis sie fast erlosch. »Sie sagte, sie würde an Sie denken, nicht an sich oder ihre Kinder. Um Ihnen ein ruhiges Alter zu sichern, falls etwas passiert. Ich bin sicher, daß es stimmt, Chef. Sie liebt Sie abgöttisch.«

»Was wollte sie?«

»Eine weitere Überweisung in die Schweiz.« Der Senator verschluckte sich. »Nur eine Million dieses Mal.«

»Ich hoffe zu deinem Wohl, du hast ihr den Gefallen nicht getan«, sagte Trujillo unwirsch.

»Ich habe es nicht getan«, stotterte Chirinos; vor lauter Unbehagen hatte er Mühe zu artikulieren, während sein

Körper von einem leichten Zittern erfaßt worden war. »Weil nur einer das Sagen hat. Und weil bei aller Achtung und Verehrung, die ich für Doña Maria empfinde, meine Loyalität zuallerst Ihnen gilt. Diese Situation ist sehr heikel für mich, Chef. Wegen dieser Weigerungen verliere ich allmählich die Freundschaft von Doña Maria. Schon zum zweiten Mal in einer Woche habe ich ihr verweigert, worum sie mich bittet.«

Fürchtete auch die Vortreffliche Dame den Zusammenbruch des Regimes? Vor vier Monaten hatte sie von Chirinos die Überweisung von fünf Millionen Dollar in die Schweiz gefordert; jetzt von einer. Sie glaubte, daß sie jeden Augenblick gezwungen wären, die Flucht zu ergreifen, daß die Konten im Ausland gut gefüllt sein mußten, damit sie in den Genuß eines goldenen Exils kämen. Wie Pérez Jiménez, Batista, Rojas Pinilla oder Perón, diese Lumpen. Alter Raffzahn. Als wäre ihre Zukunft nicht mehr als gesichert. Nie hatte sie genug. Sie war schon in jungen Jahren habgierig gewesen und es mit den Jahren immer mehr geworden. Wollte sie diese Konten mit ins Jenseits nehmen? Nur in diesem Punkt hatte sie immer die Autorität ihres Ehemanns herauszufordern gewagt. Zweimal in dieser Woche. Sie intrigierte hinter seinem Rücken, nicht mehr und nicht weniger. So hatte sie ohne sein Wissen dieses Haus in Spanien gekauft, nach dem offiziellen Besuch, den sie Franco 1954 abstatteten. So hatte sie Nummernkonten in der Schweiz und in New York eröffnet und gemästet, von denen er bisweilen durch reinen Zufall etwas erfuhr. Früher hatte er nicht viel Aufhebens gemacht und sich darauf beschränkt, ihr ein paar Flüche an den Kopf zu werfen, um dann angesichts der Wechseljahr-Launen der Alten, der er als legitimer Ehefrau Respekt schuldete, die Schultern zu zucken. Jetzt war es etwas anderes. Er hatte ausdrücklich Befehl gegeben, daß kein Dominikaner, einschließlich der Familie Trujillo, auch nur einen einzigen Peso außer Landes bringen durfte, solange die Sanktionen andauerten. Er würde ihn nicht zulassen,

diesen Wettlauf der Ratten, die versuchten, ein Schiff zu verlassen, das am Ende tatsächlich sinken würde, wenn die gesamte Besatzung, angefangen bei den Offizieren und dem Kapitän, die Flucht ergriffe. Nein, verdammt nochmal. Hier hatten sie zu bleiben, Verwandte, Freunde und Feinde, mit allem, was sie besaßen, um zum Kampf anzutreten oder die Knochen auf dem Feld der Ehre zu lassen. Wie die *marines*, verdammt. Blöde alte Vettel. Es wäre ungleich besser gewesen, sie zu verstoßen und eine der herrlichen Frauen zu heiraten, die durch seine Arme gegangen waren; die schöne, fügsame Lina Lovatón zum Beispiel, die er auch für dieses undankbare Land geopfert hatte. Er würde die Vortreffliche Dame heute abend zur Rede stellen und sie daran erinnern müssen, daß Rafael Leónidas Trujillo Molina nicht Batista war oder das Schwein Pérez Jiménez oder der Frömmler Rojas Pinilla, nicht einmal der pomadisierte General Perón. Er würde seine letzten Jahre nicht als pensionierter Staatsmann im Ausland verbringen. Er würde bis zur letzten Minute in diesem Land leben, das dank seiner aufgehört hatte, eine Stammesgesellschaft, eine Horde, eine Karikatur zu sein, und sich in eine Republik verwandelt hatte.

Er bemerkte, daß der Flüssige Verfassungsrechtler noch immer zitterte. Schaumiger Speichel klebte auf seinem Mund. Seine kleinen Augen hinter den beiden Fettwülsten seiner Lider öffneten und schlossen sich hektisch.

»Da ist also noch etwas. Was?«

»In der letzten Woche habe ich Sie darüber informiert, daß es uns gelungen war, die Blockade der Zahlung der Lloyd's Bank in London für die in Großbritannien und in den Niederlanden verkaufte Zuckerlieferung zu vermeiden. Ein unerheblicher Betrag. Etwa sieben Millionen Dollar, von denen vier auf Ihre Unternehmen entfallen und die übrigen auf die Zuckermühlen der Vicini und die Central Romana. Ihren Anordnungen folgend habe ich Lloyd's gebeten, diese Devisen an die Zentralbank zu überweisen. Heute morgen teilte man mir mit, man habe einen Gegenbefehl erhalten.«

»Von wem?«

»Von General Ramfis, Chef. Er telegrafierte, man solle den Gesamtbetrag nach Paris schicken.«

»Und Lloyd's in London ist voll von Schwachköpfen, die den Gegenbefehlen von Ramfis gehorchen?«

Der Generalissimus sprach langsam, bemüht, nicht zu explodieren. Dieser alberne Unsinn kostete ihn viel zu viel Zeit. Außerdem schmerzte es ihn, daß die Gebrechen seiner Familie vor Fremden bloßgestellt wurden, auch wenn diese sein Vertrauen genossen.

»Sie sind dem Ansinnen von General Ramfis noch nicht gefolgt, Chef. Sie sind unsicher, deshalb haben sie mich angerufen. Ich habe sie noch einmal daraufhingewiesen, daß das Geld an die Zentralbank überwiesen werden muß. Aber da General Ramfis Vollmachten von Ihnen besitzt und andere Male Gelder abgehoben hat, wäre es das beste, Lloyd's mitzuteilen, es habe ein Mißverständnis gegeben. Um das Image zu wahren, Chef.«

»Ruf ihn an, und sag ihm, er soll sich bei Lloyd's entschuldigen. Noch heute.«

Chirinos rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her.

»Wenn Sie es befehlen, werde ich es tun«, murmelte er.

»Aber erlauben Sie mir eine Bitte, Chef. Von Ihrem alten Freund. Vom treuesten Ihrer Diener. Ich habe mir schon den Groll von Doña Maria zugezogen. Machen Sie mich nicht auch noch zum Feind Ihres ältesten Sohnes.«

Sein Unbehagen war so offensichtlich, daß Trujillo ihm zulächelte.

»Ruf ihn an. Hab keine Angst. Ich werde noch nicht sterben. Ich werde noch zehn Jahre leben, um mein Werk zu vollenden. Das ist die Zeit, die ich brauche. Und du wirst bis zum letzten Tag bei mir sein. Denn du bist einer meiner besten Mitarbeiter, auch wenn du häßlich, betrunken und schmutzig bist.« Er machte eine Pause und fügte etwas hinzu, das ungewöhnlich war in seinem Mund, während er den Lebenden Dreck mit der Zärtlichkeit anschaute, mit der ein Bettler seinen räudigen Hund anschaut: »Wollte Gott, daß einer meiner Brüder oder Söhne soviel taugte wie du,

Henry.«

Der Senator, fassungslos, brachte nicht sofort eine Antwort zustande.

»Was Sie gesagt haben, entschädigt mich für alle Sorgen«, stammelte er mit gesenktem Kopf.

»Du kannst von Glück sagen, daß du nicht geheiratet hast, daß du keine Familie hast«, fuhr Trujillo fort. »Bestimmt hast du oft gedacht, daß es ein Unglück ist, keine Nachkommen zu hinterlassen. Blödsinn! Der Irrtum meines Lebens ist meine Familie gewesen. Meine Brüder, meine eigene Frau, meine Kinder. Hast du jemals derartige Plagen gekannt? Ein Horizont, der nicht weiter reicht als Alkohol, Geld und Weiber. Gibt es einen einzigen, der imstande ist, mein Werk fortzuführen? Ist es nicht eine Schande, daß Ramfis und Radhamés in diesem Augenblick in Paris Polo spielen, statt hier an meiner Seite zu sein?«

Chirinos hörte mit gesenktem Blick zu, reglos, mit ernstem, mitfühlendem Gesichtsausdruck, ohne ein Wort zu sagen, zweifellos voll Furcht, seine Zukunft aufs Spiel zu setzen, wenn ihm eine Äußerung gegen die Söhne und Brüder des Chefs entschlüpfte. Es war seltsam, daß dieser sich so bitteren Betrachtungen überließ; nie sprach er von seiner Familie, nicht einmal gegenüber engen Vertrauten, und schon gar nicht mit so harten Worten.

»Der Befehl bleibt bestehen«, sagte er, Ton und Thema wechselnd. »Niemand, schon gar nicht ein Trujillo, schafft Geld außer Landes, solange die Sanktionen dauern.«

»Verstanden, Chef. In Wahrheit könnten sie nicht, auch wenn sie wollten. Es sei denn, sie nehmen ihre Dollar in Koffern mit, es gibt keine Transaktionen mit dem Ausland. Der Zahlungsverkehr ist an einem toten Punkt. Der Tourismus ist verschwunden. Die Reserven werden jeden Tag weniger. Sind Sie strikt dagegen, daß der Staat einige Unternehmen übernimmt? Nicht einmal die, denen es am schlechtesten geht?«

»Wir werden sehen«, sagte Trujillo einlenkend. »Laß mir deinen Vorschlag da, ich werde ihn mir ansehen. Was gibt es noch Dringendes?«

Der Senator konsultierte sein Notizbuch, das er sich nah vor die Augen hielt. Er nahm einen tragikomischen Ausdruck an.

»In den Vereinigten Staaten herrscht eine paradoxe Situation. Was machen wir mit den angeblichen Freunden? Den Kongreß-

mitgliedern, den Politikern, den Lobbyisten, die Zahlungen erhalten, um unser Land zu verteidigen. Manuel Alfonso hat sie ihnen zukommen lassen, bis er krank wurde. Seitdem sind sie ausgesetzt. Einige haben diskret reklamiert.«

»Wer hat gesagt, sie sollen ausgesetzt werden?«

»Niemand, Chef. Es ist eine Frage. Die Mittel in Form von Devisen, die in New York zu diesem Zweck bereitstehen, erschöpfen sich ebenfalls. Sie konnten nicht aufgefüllt werden angesichts der Umstände. Es handelt sich um mehrere Millionen Pesos im Monat. Werden Sie weiter so großzügig sein zu diesen Gringos, die unfähig sind, uns bei der Aufhebung der Sanktionen zu helfen?«

»Blutsauger, das habe ich immer gewußt.« Der Generalissimus machte eine verächtliche Geste. »Aber auch unsere einzige Hoffnung. Wenn sich die politische Situation in den Vereinigten Staaten verändert, können sie ihren Einfluß dahingehend geltend machen, daß die Sanktionen aufgehoben oder abgeschwächt werden. Und für's erste erreichen, daß Washington uns zumindest den Zucker bezahlt, den es schon bekommen hat.«

Chirinos wirkte nicht hoffnungsvoll. Er schüttelte düster den Kopf.

»Selbst wenn die Vereinigten Staaten bereit wären, zu zahlen, was sie einbehalten haben, würde das wenig nützen, Chef. Was sind zweiundzwanzig Millionen Dollar? Devisen für grundlegende Zulieferprodukte und lebensnotwendige Importe nur für wenige Wochen. Aber wenn Sie es so beschlossen haben, werde ich die Konsuln Mercado und Morales anweisen, die Zahlungen an diese Schmarotzer zu erneuern. A propos, Chef. Die Mittel in New York könnten eingefroren werden. Falls die drei

Mitglieder der Demokratischen Partei mit ihrem Vorschlag durchkommen, die Konten von Dominikanern einzufrieren, die nicht in den Vereinigten Staaten wohnhaft sind. Ich weiß sehr wohl, daß die Konten bei der Chase Manhattan und bei der Chemical auf Aktiengesellschaften eingerichtet sind. Aber wenn diese Banken sich nun nicht an das Bankgeheimnis halten? Ich erlaube mir, Ihnen vorzuschlagen, sie in ein sichereres Land zu transferieren. Kanada zum Beispiel oder die Schweiz.«

Der Generalissimus spürte eine Leere im Magen. Es war nicht der Zorn, der seine Magensäure vermehrte, sondern Enttäuschung. Nie in seinem langen Leben hatte er Zeit damit verloren, sich die Wunden zu lecken, aber was in den Vereinigten Staaten geschah, dem Land, dem seine Regierung in der UNO immer die Stimme gegeben hatte, für was auch immer, empörte ihn. Was hatte es genützt, jeden Yankee, der seinen Fuß auf diese Insel gesetzt hatte, wie einen Fürsten zu empfangen und mit Ehrenzeichen zu bedenken?

»Es ist schwer, die Gringos zu verstehen«, murmelte er. »Es will mir nicht in den Kopf, daß sie sich mir gegenüber so verhalten.«

»Ich habe diesen Flegeln immer mißtraut«, echote der Lebende Dreck. »Sie sind alle gleich. Man kann nicht einmal sagen, daß wir diese Hetze nur Eisenhower zu verdanken haben. Kennedy setzt uns genauso zu.«

Trujillo faßte sich – »An die Arbeit, verdammt« – und wechselte abermals das Thema.

»Abbes García hat alles vorbereitet, um diesen dämlichen Bischof Reilly aus seinem Versteck unter den Röcken der Nonnen zu holen«, sagte er. »Er hat zwei Vorschläge. Ihn zu deportieren oder vom Volk lynchen zu lassen, zur Abschreckung für konspirierende Geistliche. Welcher gefällt dir besser?«

»Keiner, Chef.« Der Senator Chirinos gewann seine Sicherheit zurück. »Sie kennen meine Meinung. Man muß diesem Konflikt die Spitze nehmen. Die Kirche mit ihren zweitausend Jahren auf dem Buckel hat noch keiner

besiegt. Sie sehen ja, was Perón passiert ist, weil er sich mit ihr angelegt hat.«

»Das hat er selbst mir gesagt, auf dem gleichen Stuhl, auf dem du jetzt sitzt«, räumte Trujillo ein. »Ist das dein Rat? Daß ich vor diesen Scheißkerlen die Hosen runterlasse?«

»Daß Sie sie mit Pfründen korrumpieren, Chef«, erklärte der Flüssige Verfassungsrechtler. »Oder ihnen allenfalls Angst einjagen, aber nichts tun, was irreparabel wäre, sondern die Türen

für die Versöhnung offenlassen. Der Plan von Johnny Abbes wäre Selbstmord, Kennedy würde uns sofort die *marines* auf den Hals schicken. Das ist meine Meinung. Sie werden die Entscheidung treffen, und es wird die richtige sein. Ich werde sie mit Wort und Feder verteidigen. Wie immer.«

Das dichterische Pathos, zu dem der Lebende Dreck neigte, amüsierte den Wohltäter. Jetzt half es ihm, die Mutlosigkeit abzuschütteln, die ihn zu erfassen begann.

»Ich weiß«, sagte er lächelnd. »Du bist loyal, und deshalb schätze ich dich. Sag mal, im Vertrauen: Wieviel hast du im Ausland, für den Fall, daß du über Nacht von hier verschwinden mußt?«

Der Senator fuhr zum dritten Mal hoch, als säße er auf einem Rodeosattel.

»Sehr wenig, Chef. Na ja, relativ gesehen, meine ich.«

»Wieviel«, insistierte Trujillo freundlich. »Und wo?«

»Um die vierhunderttausend Dollar«, gestand er rasch mit leiser Stimme. »Auf zwei getrennten Konten. In Panama. Natürlich vor den Sanktionen eröffnet.«

»Ein Dreck«, sagte Trujillo tadelnd. »Bei den Ämtern, die du gehabt hast, hättest du mehr sparen können.«

»Ich bin nicht sparsam, Chef. Außerdem, das wissen Sie, hat Geld mich nie interessiert. Ich habe immer das Nötige zum Leben gehabt.«

»Zum Trinken, willst du wohl sagen.«

»Um mich gut zu kleiden, gut zu essen, gut zu trinken und mir die Bücher zu kaufen, die mir gefallen«, nickte der Senator, während er die Kassettendecke und den

Kristalllüster des Amtszimmers betrachtete. »An Ihrer Seite habe ich, Gott sei es gedankt, immer interessante Aufgaben gehabt. Soll ich dieses Geld repatriieren? Ich werde es noch heute tun, wenn Sie es mir befehlen.«

»Laß es da. Wenn ich in meinem Exil einmal Hilfe brauche, wirst du mir was zukommen lassen.«

Er lachte gutgelaunt. Aber während er lachte, kehrte plötzlich die Erinnerung an das verschreckte Mädchen im Mahagonihaus zurück, an die unbequeme, anklagende Zeugin, und verdarb ihm die Laune. Es wäre besser gewesen, ihr einen Schuß zu verpassen, sie den Wächtern zu schenken, damit sie um sie losen oder sie sich teilen konnten. Die Erinnerung an dieses dumme Gesicht, das ihn leiden sah, traf ihn tief in seiner Seele.

»Wer hat am besten vorgesorgt?« sagte er, seine Verwirrung beherrschend. »Wer hat das meiste Geld ins Ausland geschafft? Paíno Pichardo? Álvarez Pina? Cerebritito Cabral? Modesto Díaz? Balaguer? Wer hat am meisten zusammengerafft? Denn keiner von euch hat mir geglaubt, daß ich dies hier nur mit den Füßen voran verlasse.«

»Ich weiß es nicht, Chef. Aber, wenn Sie gestatten, ich zweifle daran, daß einer von ihnen viel Geld draußen hat. Aus einem sehr einfachen Grund. Niemand hat je gedacht, daß das Regime ein Ende haben könnte, daß wir uns genötigt sehen könnten, das Land zu verlassen. Wer würde denken, daß die Erde eines Tages aufhören könnte, um die Sonne zu kreisen?«

»Du«, erwiderte Trujillo spöttisch. »Deshalb hast du deine Pesitos nach Panama gebracht, weil du dir ausgerechnet hast, daß ich nicht von Ewigkeit bin, daß irgendeine Verschwörung siegreich sein könnte. Du hast dich verraten, Idiot.«

»Ich werde noch heute nachmittag meine Ersparnisse repatriieren«, protestierte Chirinos gestikulierend. »Ich werde Ihnen die Formulare der Zentralbank über den Deviseneingang zeigen. Diese Ersparnisse befinden sich seit geraumer Zeit in Panama. Die diplomatischen

Missionen haben mir erlaubt, etwas beiseite zu legen. Um auf den Reisen, die ich in Ihrem Auftrag unternahme, über Devisen zu verfügen. Nie habe ich bei den Repräsentationskosten das Maß überschritten.«

»Du hast Angst bekommen, du denkst, dir könnte das gleiche passieren wie Cerebritito.« Trujillo lächelte noch immer.

»Es ist ein Scherz. Ich hab das Geheimnis schon vergessen, das du mir anvertraut hast. Na, komm schon, erzähl mir ein bißchen Klatsch, bevor du gehst. Bettgeschichten, nichts Politisches.«

Der Lebende Dreck lächelte erleichtert. Aber kaum hatte er zu erzählen begonnen, daß in diesem Augenblick in Ciudad Trujillo alle Welt von der Tracht Prügel redete, die der deutsche Konsul seiner Frau verabreicht hatte, weil er glaubte, sie betrüge ihn, ließ der Wohltäter seine Gedanken schweifen. Wieviel Geld mochten seine engsten Mitarbeiter außer Landes geschafft haben? Wenn der Flüssige Verfassungsrechtler es getan hatte, hatten es alle getan. Waren es wirklich nur vierhunderttausend Dollar, die er in Sicherheit gebracht hatte? Bestimmt war es mehr. Alle hatten sie im schäbigsten Winkel ihrer Seele in der Angst gelebt, daß Regime könnte zusammenbrechen. Bah, Dreckskerle. Loyalität war keine dominikanische Tugend. Er wußte das. Dreißig Jahre lang hatten sie ihm geschmeichelt, applaudiert, ihn vergöttert, aber sobald der Wind drehte, würden sie die Messer zücken.

»Wer hat den Slogan der Dominikanischen Partei mit den Initialen meines Namens erfunden?« fragte er unvermittelt.

»Rechtschaffenheit, Leistung, Treue, Moral. Du oder Cerebritito?«

»Meine Wenigkeit, Chef«, rief der Senator Chirinos stolz.

»Beim zehnten Jahrestag. Er hat eingeschlagen, zwanzig Jahre später ist er auf allen Straßen und Plätzen des Landes. Und in der übergroßen Mehrheit der Häuser.«

»Er mußte in das Gewissen und in die Erinnerung der Dominikaner eingebrannt sein«, sagte Trujillo. »In diesen vier Worten liegt alles, was ich ihnen gegeben habe.«

Und in diesem Augenblick, wie ein Hieb auf den Kopf,

überfiel ihn der Zweifel. Die Gewißheit. Es war geschehen. Ohne sich etwas anmerken zu lassen, ohne die Lobeshymnen auf die Ära zu hören, die Chirinos anstimmte, senkte er den Kopf, als wollte er sich auf einen Gedanken konzentrieren, schärfte den Blick und spähte bekloffen. Seine Knochen gaben nach. Da war er: der dunkle Fleck breitete sich auf dem Hosenschlitz aus und bedeckte ein Stück des rechten Beins. Er mußte noch frisch sein, er war noch ein wenig feucht, in eben diesem Augenblick entleerte sich die gefühllose Blase. Er fühlte es nicht, er konnte es nicht fühlen. Wut wallte in ihm hoch. Er konnte die Menschen beherrschen, drei Millionen Dominikaner in die Knie zwingen, aber seine Schließmuskeln kontrollieren konnte er nicht.

»Ich habe keine Zeit für mehr Klatschgeschichten«, sagte er bedauernd, ohne den Blick zu heben. »Geh und regel das mit Lloyd's, damit sie dieses Geld nicht an Ramfis überweisen. Morgen zur gleichen Stunde. Adiós.«

»Adiós, Chef. Wenn Sie erlauben, werde ich Sie heute abend sehen, auf der Avenida.«

Kaum hatte er gehört, daß der Flüssige Verfassungsrechtler die Tür geschlossen hatte, rief er Sinforoso. Er orderte einen neuen Anzug, ebenfalls grau, und neue Unterwäsche. Er stand auf, tat ein paar rasche Schritte, stieß gegen ein Sofa und schloß sich im Bad ein. Ihm war übel vor Ekel. Er zog die Hose, die Unterhose und das Unterhemd aus, die von der unfreiwilligen Blasenentleerung befleckt waren. Das Oberhemd war nicht befleckt, aber er zog es ebenfalls aus und setzte sich auf das Bidet. Er seifte sich sorgfältig ein. Während er sich abtrocknete, verfluchte er einmal mehr die bösen Streiche, die ihm sein Körper spielte. Er führte eine Schlacht gegen vielfache Feinde, er konnte sich nicht alle Augenblicke von diesem Scheißschließmuskel ablenken lassen. Er streute Talkum auf seine Schamteile und zwischen die Beine, setzte sich auf die Toilettenschüssel und wartete auf Sinforoso.

Die Besprechung mit dem Lebenden Dreck hatte ein gewis-

ses Unbehagen bei ihm hinterlassen. Es stimmte, was er ihm gesagt hatte: Im Unterschied zu seinen Brüdern, diesen Halunken, zur Vortrefflichen Dame, diesem unersättlichen Vampir, und zu seinen Kindern, den blutsaugenden Parasiten, war ihm Geld nie besonders wichtig gewesen. Er benutzte es im Dienst der Macht. Ohne Geld hätte er seinen Weg nicht machen können in den Anfängen, denn er war in einer sehr bescheidenen Familie in San Cristóbal zur Welt gekommen und mußte sich als junger Bursche irgendwie das Unerläßliche verschaffen, um sich anständig kleiden zu können. Später diente ihm das Geld dazu, effizienter zu sein, Hindernisse zu beseitigen, die notwendigen Leute zu kaufen, zu umschmeicheln oder zu bestechen und diejenigen zu bestrafen, die seine Arbeit behinderten. Im Unterschied zu Maria, die, seitdem sie das Geschäft mit der Wäscherei für die Konstablerwache erfunden hatte, als sie noch ein Liebespaar waren, ständig vom Geldhorten träumte, lag ihm am Geld nur, um es verteilen zu können.

Wenn es nicht so gewesen wäre, hätte er dann dem Volk diese Geschenke gemacht, diese Gaben an die Menge jeden 24. Oktober, damit die Dominikaner den Geburtstag des Chefs feiern konnten? Wie viele Millionen Pesos hatte er all diese Jahre für Tüten mit Bonbons, Schokolade, Spielzeug, Obst, Kleider, Hosen, Schuhe, Armbänder, Halsketten, Erfrischungsgetränke, Blusen, Schallplatten, Jacken, Broschen, Zeitschriften ausgegeben, die an die endlosen Prozessionen verteilt wurden, die am Ehrentag des Chefs zum Regierungspalast pilgerten? Und wie viele unzählige mehr für Geschenke an seine Gevattern und Patenkinder bei diesen kollektiven Taufen in der Kapelle des Palastes, bei denen er sich seit drei Jahrzehnten ein- oder sogar zweimal die Woche in den Taufpaten von mindestens hundert Neugeborenen verwandelte? Millionen und Abermillionen von Pesos. Eine produktive Investition natürlich. Seine Idee, im ersten Regierungsjahr, die er seiner tiefen Kenntnis der dominikanischen Psyche verdankte. Als Pate in Beziehung zu einem Bauern, einem

Arbeiter, einem Handwerker, einem Kaufmann zu treten hieß, sich der Loyalität des armen Mannes, der armen Frau versichern, die er nach der Taufe umarmte und denen er zweitausend Pesos schenkte. Zweitausend in den Zeiten des Wohlstands. In dem Maße, wie sich die Liste der Patenkinder auf zwanzig, fünfzig, hundert, zweihundert pro Woche erweiterte, waren die Geschenke – zum Teil wegen des Protestgeschreis von Doña Maria, aber auch infolge der Rezession der dominikanischen Wirtschaft nach dem Fest des Friedens und der Brüderlichkeit mit der Freien Welt im Jahre 1955 – immer weniger geworden und auf tausendfünfhundert, tausend, fünfhundert, zweihundert, hundert Pesos pro Patenkind gesunken. Jetzt bestand der Lebende Dreck darauf, die kollektiven Taufen abzuschaffen oder das Geschenk in ein symbolisches zu verwandeln, ein Roggenbrot oder zehn Pesos pro Patenkind, bis die Sanktionen aufgehoben würden. Verfluchte Yankees!

Er hatte Unternehmen gegründet und Geschäfte gemacht, um Arbeit verteilen zu können und dieses Land zu entwickeln, um über Mittel zu verfügen, um drauflos schenken und auf diese Weise die Dominikaner bei Laune halten zu können.

Und war er zu seinen Freunden, Mitarbeitern und Untergebenen nicht ebenso großzügig gewesen wie der Petronius in *Quo Vadis*? Er hatte sie mit Geld überschüttet, ihnen umfangreiche Geschenke gemacht zu ihren Geburtstagen, Heiraten, Geburten, erfolgreich durchgeführten Missionen oder einfach nur, um ihnen zu zeigen, daß er Loyalität zu belohnen wußte. Er hatte ihnen Pesos, Häuser, Land, Aktien geschenkt, er hatte sie zu Teilnehmern seiner Landgüter und Unternehmen gemacht, er hatte Geschäfte für sie geschaffen, damit sie gutes Geld verdienen konnten und den Staat nicht zu plündern brauchten.

Er hörte diskretes Klopfen an der Tür. Sinforoso mit dem Anzug und der Unterwäsche. Er reichte sie ihm mit gesenktem Blick. Er war seit mehr als zwanzig Jahren an seiner Seite; er hatte ihn, der ihm bei der Armee als

Ordonnanz gedient hatte, zum Butler befördert und mit in den Palast genommen. Von Sinforoso hatte er nichts zu befürchten. Er war stumm, taub und blind für alles, was Trujillo betraf, und mit genügend Spürsinn ausgestattet, um zu wissen, daß der geringste Vertrauensbruch in bezug auf gewisse intime Dinge wie die unfreiwilligen Blasenentleerungen ihm alles rauben würde, was er besaß – ein Haus, ein kleines Landgut mit Vieh, ein Auto, eine vielköpfige Familie – , und vielleicht sogar das Leben. Der Anzug und die Unterwäsche steckten in einer Hülle und würden niemandes Aufmerksamkeit erregen; der Wohltäter pflegte mehrmals am Tag in seinem Amtszimmer die Kleidung zu wechseln.

Er kleidete sich an, während Sinforoso – von kräftiger Statur, das Haar kurzgeschoren, tadellos sauber in seiner Uniform mit schwarzer Hose, weißem Hemd und weißer Weste mit

goldenen Knöpfen – die auf dem Boden verstreuten Kleidungsstücke aufsammelte.

»Was soll ich mit diesen beiden Terroristenbischofen tun, Sinforoso?« fragte er ihn, während er sich die Hose zuknöpfte. »Sie des Landes verweisen? Sie ins Gefängnis werfen?«

»Sie töten, Chef«, antwortete Sinforoso, ohne zu zögern.

»Die Leute hassen sie, und wenn Sie es nicht tun, wird das Volk es tun. Niemand verzeiht diesem Yankee und diesem Spanier, daß sie hier ins Land gekommen sind, um die Hand zu beißen, aus der sie gegessen haben.«

Der Generalissimus hörte ihm schon nicht mehr zu. Er würde Pupo Roman zur Rede stellen müssen. Heute morgen, nachdem er Johnny Abbes und den Außen- und den Innenminister empfangen hatte, war er zum Luftstützpunkt San Isidro gefahren, um sich mit den Befehlshabern der Luftwaffe zu treffen. Und bei der Abfahrt hatte er sich mit einem Anblick konfrontiert gesehen, der ihm die Eingeweide umdrehte: Direkt am Eingang, wenige Meter vom Wachposten entfernt, unter der Fahne und dem Wappen der Republik, sprudelte aus einem Rohr

schwärzliches Wasser, das neben der Straße einen schlammigen Pfuhl hatte entstehen lassen. Er ließ den Wagen anhalten. Er stieg aus und trat näher. Es war Abwasser, zähflüssig und stinkend – er mußte sich die Nase mit dem Taschentuch zuhalten –, und hatte natürlich einen Schwärm Fliegen und Mücken angelockt. Das Wasser breitete sich aus, überflutete die Umgebung, verpestete die Luft und den Boden der Ersten dominikanischen Garnison. Er fühlte Wut, eine glühende Lava, die in seinem Innern hochkochte. Er zügelte seinen ersten Impuls, in den Stützpunkt zurückzukehren, die anwesenden Befehlshaber mit Flüchen zu überschütten und sie zu fragen, ob dies das Bild sei, das sie von den Streitkräften vermitteln wollten: eine Institution, die in fauligen Wassern und Ungeziefer versinkt. Aber dann beschloß er sofort, daß man den Tadel an die Spitze tragen, Pupo Roman persönlich ein bißchen von der flüssigen Scheiße schlucken lassen mußte, die aus diesem Abwasserrohr sprudelte. Er beschloß, ihn sofort anzurufen. Aber zurück in seinem Amtszimmer, vergaß er es. Begann ihn sein Gedächtnis genauso im Stich zu lassen wie sein Schließmuskel? Scheiße. Die beiden Dinge, auf die er sich in seinem Leben am meisten hatte verlassen können, gerieten ihm jetzt mit seinen siebzig Jahren außer Kontrolle.

Wieder angekleidet und zurechtgemacht, kehrte er an seinen Schreibtisch zurück und hob den Hörer des Telefons ab, das ihn automatisch mit dem Kommando der Streitkräfte verband. Es dauerte nicht lange, bis er General Roman hörte:

»Ja, hallo? Sind Sie es, Exzellenz?«

»Komm heute abend zur Avenida«, sagte er barsch, statt einer Begrüßung.

»Natürlich, Chef.« Die Stimme von General Roman klang beunruhigt. »Ist es Ihnen nicht lieber, wenn ich jetzt gleich zum Palast komme? Ist etwas passiert?«

»Du wirst schon erfahren, was passiert ist«, sagte er langsam und stellte sich dabei vor, wie nervös der

Ehemann seiner Nichte Mireya bei seinen rüden Worten wurde. »Gibt es was Neues?«

»Alles normal, Exzellenz«, antwortete General Roman überstürzt. »Ich erhielt gerade den Routinebericht der Regionen. Aber, wenn es Ihnen lieber ist...«

»Auf der Avenida«, unterbrach er ihn. Und legte auf.

Ihn erheiterte die Vorstellung, welches Feuerwerk an Fragen, Vermutungen, Befürchtungen, Ahnungen er im Kopf dieses Idioten angezündet hatte, der Minister der Streitkräfte war. Was hat man dem Chef über mich erzählt? Was für Klatsch, was für Verleumdungen haben ihm meine Feinde hintertragen? Bin ich womöglich in Ungnade gefallen? Habe ich etwas nicht getan, was er mir befohlen hat? Bis zum Abend würde er in der Hölle schmoren.

Aber dieser Gedanke beschäftigte ihn nur ein paar Sekunden, denn wieder kehrte die quälende Erinnerung an das Mädchen in sein Gedächtnis zurück. Zorn, Traurigkeit, Wehmut verbanden sich in seinem Innern zu einem tiefen Unbehagen. Da kam ihm der rettende Gedanke: »Ein Mittel, das der

Krankheit gleicht.« Das Gesicht einer schönen Frau, die vor Lust in seinen Armen verging, die ihm für den großen Genuß dankte, den er ihr verschafft hatte. Würde das nicht das perplexen Gesicht dieser dämlichen Ziege auslöschen? Ja: er würde heute abend nach San Cristóbal fahren, in das Mahagonihaus, den Affront im selben Bett und mit denselben Waffen sühnen. Diese Entscheidung – er berührte wie zur Beschwörung seinen Hosenschlitz – verbesserte seine Laune und animierte ihn, mit der Tagesordnung fortzufahren.

IX

»Weißt du was von Segundo?« fragte Antonio de la Maza. Auf das Lenkrad gestützt, antwortete Antonio Imbert, ohne sich umzudrehen:

»Ich habe ihn gestern gesehen. Jetzt erlauben sie mir, ihn jede Woche zu besuchen. Ein kurzer Besuch, eine halbe Stunde. Manchmal beschränkt der Dreckskerl von Gefängnisdirektor die Besuche aber auch einfach auf fünfzehn Minuten. Reine Schikane.«

»Wie geht's ihm?«

Wie konnte es jemandem gehen, der im Vertrauen auf eine versprochene Amnestie Puerto Rico verlassen hatte, wo er für die Familie Ferré in Ponce gearbeitet und eine gute Position gehabt hatte, und nach der Rückkehr in seine Heimat entdecken mußte, daß man auf ihn wartete, um ihm für das angeblich vor ewigen Zeiten in Puerto Plata begangene Verbrechen an einem Gewerkschafter den Prozeß zu machen und ihn zu dreißigjahren Gefängnis zu verurteilen? Wie konnte sich ein Mann fühlen, der, wenn er getötet hatte, es für das Regime getan hatte und den Trujillo zur Belohnung schon seit fünf Jahren in einem unterirdischen Kerker verfaulen ließ?

Aber das antwortete er ihm nicht, denn Imbert wußte, daß Antonio de la Maza ihm diese Frage nicht gestellt hatte, weil er sich für seinen Bruder Segundo interessierte, sondern um das endlose Warten zu verkürzen. Er zuckte die Schultern:

»Segundo hat Schneid. Wenn es ihm schlechtgeht, zeigt er es nicht. Manchmal erlaubt er sich den Luxus, *mir* Mut zu machen.«

»Du hast ihm doch wohl nichts von der Sache gesagt.«

»Natürlich nicht. Aus Vorsicht und damit er sich keine Hoffnungen macht. Und wenn es schiefgeht?«

»Es wird nicht schiefgehen«, schaltete sich Amadito vom Rücksitz her ein. »Der Ziegenbock kommt.«

Würde er kommen? Tony Imbert schaute auf seine Uhr. Er konnte noch immer kommen, es gab keinen Grund zur Verzweiflung. Er wurde niemals ungeduldig, seit vielen Jahren nicht mehr. Als junger Mann wohl, leider, und das hatte ihn dazu verleitet, Dinge zu tun, die er mit allen Fasern seines Körpers bereute. Wie jenes Telegramm, das er 1949 nach der Landung der Trujillo-Gegner unter Führung von Horacio Julio Ornes am Strand von Luperón, in der Provinz Puerto Plata, deren Gouverneur er war, in rasender Wut abgeschickt hatte. »Ein Befehl von Ihnen, und ich setze Puerto Plata in Brand, Chef.« Der Satz, den er in seinem Leben am meisten bereute. Er sah ihn in allen Zeitungen abgedruckt, denn nach dem Willen des Generalissimus sollten alle Dominikaner wissen, ein wie überzeugter und fanatischer Trujillo-Anhänger der junge Gouverneur war.

Warum hatten Horacio Julio Ornes, Félix Córdoba Boniche, Tulio Hostilio Arvelo, Gugú Henríquez, Miguelucho Feliú, Salvador Reyes Valdez, Federico Horacio und die anderen an jenem fernen 19. Juni 1949 Puerto Plata ausgewählt? Die Expedition scheiterte auf der ganzen Linie. Eines der beiden Flugzeuge der Invasoren schaffte es nicht einmal bis zum Ziel und mußte zur Insel Cozumel zurückkehren. Das andere, *Catalina*, mit Horacio Julio Ornes und seinen Gefährten, konnte am sumpfigen Ufer von Luperón wässern, aber bevor alle an der Expedition Beteiligten an Land gegangen waren, wurde es von einem Küstenwachtschiff unter Beschuß genommen und zerstört. Die Patrouillen der Armee nahmen die Invasoren in wenigen Stunden gefangen. Dies bot Trujillo Gelegenheit für einen dieser Streiche, die ihm so gefielen. Er amnestierte die Gefangenen, darunter Horacio Julio Ornes, und erlaubte zum Beweis seiner Macht und Großzügigkeit, daß sie erneut ins Exil gingen. Aber während er diese großmütige Geste für das Ausland machte, setzte er Antonio Imbert, den zuvor gefeierten Gouverneur von

Puerto Plata, und dessen Bruder, Major Segundo Imbert, den örtlichen Militärkommandanten, ab, warf sie ins Gefängnis und schikanierte sie, während eine erbarungslose Repression angeblicher Komplizen einsetzte, die verhaftet, gefoltert und in vielen Fällen heimlich erschossen

wurden. »Komplizen, die keine Komplizen waren«, denkt er. »Sie glaubten, alle würden sich erheben, sobald sie gelandet wären. In Wirklichkeit hatten sie niemanden.« Wie viele Unschuldige zahlten für diese Chimäre.

Wie viele Unschuldige würden bezahlen, wenn die Sache heute abend schiefginge? Antonio Imbert war nicht so optimistisch wie Amadito oder Salvador Estrella Sadhalá; seit sie von Antonio de la Maza erfahren hatten, daß General JoséRene Roman, der Kommandeur der Streitkräfte, zur Verschwörung gehörte, waren sie überzeugt, daß nach dem Tod Trujillos alles wie geschmiert laufen würde, da die Militärs den Befehlen Romans gehorchen und das Brüderpack des Ziegenbocks festnehmen, Johnny Abbes und die hartnäckigen Trujillo-Anhänger umbringen und eine militärisch-zivile Junta einrichten würden. Das Volk würde auf die Straße strömen und *caliés* umbringen, glücklich, die Freiheit erlangt zu haben. Würden die Dinge so laufen? Seit dem dummen Hinterhalt, in den Segundo gegangen war, hatten die Enttäuschungen Antonio Imbert allergisch gegen voreilige Begeisterung gemacht. Er wollte den Leichnam Trujillos zu seinen Füßen sehen; alles andere war ihm weniger wichtig. Das Land von diesem Mann befreien, das war die Hauptsache. Wäre dieses Hindernis beseitigt, würde sich eine Tür öffnen, auch wenn die Dinge sich nicht sofort bestens entwickelten. Das rechtfertigte die Sache heute abend, selbst wenn sie nicht mit dem Leben davonkämen. Nein, Tony hatte seinem Bruder Segundo bei seinen wöchentlichen Besuchen in La Victoria kein Wort von dieser Verschwörung erzählt. Sie sprachen von der Familie, von Baseball, vom Boxen; Segundo war munter genug, ihm Anekdoten aus dem Gefängnisalltag zu erzählen, aber das

einzig wichtige Thema vermieden sie. Beim letzten Besuch hatte Antonio ihm beim Abschied zugeflüstert: »Die Dinge werden sich ändern, Segundo.« Einem Kenner genügen wenige Worte. Ob er es erraten hatte? Wie Tony war Segundo, der zunächst ein begeisterter Trujillo-Anhänger gewesen war und sich um den Preis vieler Rückschläge erst in einen Abtrünnigen und dann in

einen Verschwörer verwandelt hatte, seit langem zu dem Schluß gelangt, daß die einzige Möglichkeit, der Tyrannei ein Ende zu setzen, darin bestand, dem Tyrannen ein Ende zu machen; alles andere war sinnlos. Man mußte die Person vernichten, in der sämtliche Fäden dieses düsteren Spinnennetzes zusammenliefen.

»Was wäre passiert, wenn diese Bombe in der Máximo Gómez während des Spaziergangs des Ziegenbocks explodiert wäre?« sinnierte Amadito.

»Ein Feuerwerk aus Trujillo-Anhängern am Himmel«, antwortete Imbert.

»Ich hätte einer von denen sein können, die in die Luft geflogen wären, wenn ich Dienst gehabt hätte«, lachte der Leutnant.

»Ich hätte einen großen Kranz mit Rosen für dein Begräbnis bestellt«, sagte Tony.

»Was für ein Plan«, schaltete sich Salvador ein. »Den Ziegenbock mit seinen sämtlichen Begleitern in die Luft zu jagen. Herzlos!«

»Na ja, ich wußte, daß du bei dem Zeremoniell nicht dabei sein würdest«, sagte Imbert. »Im übrigen habe ich dich zu der Zeit so gut wie nicht gekannt, Amadito. Jetzt hätte ich es mir zweimal überlegt.«

»Da bin ich aber erleichtert«, dankte ihm der Leutnant.

Während der guten Stunde, die sie an der Straße nach San Cristóbal warteten, hatten sie mehrmals versucht, sich zu unterhalten oder zu scherzen, wie jetzt, aber diese Versuche versandeten, und jeder versank wieder in seinen Ängsten, Hoffnungen oder Erinnerungen. Einmal hatte Antonio de la Maza das Radio angestellt, aber kaum erklang der zuckersüße Sprecher der *Stimme der Tropen*,

der eine Sendung über Spiritismus ankündigte, schaltete er es wieder aus.

Ja, bei dem vor zweieinhalb Jahren gescheiterten Plan, den Ziegenbock zu töten, war Antonio Imbert bereit gewesen, gemeinsam mit Trujillo eine gute Anzahl der Stiefellecker zu vernichten, die ihn jeden Abend bei seinem Spaziergang vom

Haus Doña Julias, der Erhabenen Matrone, über die Máximo Gómez und die Avenida bis zum Obelisken begleiteten. Hatten sich nicht gerade diejenigen, die neben ihm gingen, am meisten mit Blut und Dreck befleckt? Ein guter Dienst für das Land, eine Handvoll Büttel zugleich mit dem Tyrannen zu beseitigen.

Dieses Attentat hatte er allein vorbereitet, nicht einmal sein bester Freund, Salvador Estrella Sadhalá, wußte Bescheid, denn obwohl der Türke ein Trujillo-Gegner war, fürchtete Tony, er könnte es aufgrund seines katholischen Glaubens mißbilligen. Er hatte alles im Geist geplant und berechnet, alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel in den Dienst des Planes gestellt, überzeugt, daß die Aussichten auf Erfolg um so größer wären, je weniger Personen beteiligt sein würden. Erst in der letzten Phase weihte er zwei junge Männer der später sogenannten Bewegung 14. Juni in sein Vorhaben ein, damals eine im Untergrund tätige Gruppe von jungen Berufstätigen und Studenten, die sich zu organisieren versuchten, um gegen die Tyrannei zu kämpfen, wenn sie auch nicht wußten, wie.

Der Plan war einfach und praktisch. Es galt, die manische Disziplin auszunutzen, mit der Trujillo seiner Routine folgte, in diesem Fall den abendlichen Spaziergang auf der Máximo Gómez und der Avenida. Er untersuchte sorgfältig das Terrain, lief die Avenida hinauf und hinunter, auf der sich die Häuser der vergangenen und gegenwärtigen Größen des Regimes aneinanderreihen. Das prunkhafte Haus von Héctor Trujillo, Negro, Ex-Marionettenpräsident seines Bruders während zweier Amtsperioden. Die rosafarbene Villa von Mama Julia, der Erhabenen Matrone, die der Chef jeden Abend besuchte, bevor er zu seinem

Spaziergang aufbrach. Das Haus des Hahnenkampfnarren Luis Rafael Trujillo Molina, mit dem Spitznamen *el Nene*, das Kind. Das von General Arturo Espaillat, Navajita. Das von Joaquín Balaguer, dem gegenwärtigen Marionettenpräsidenten, das neben der Nuntiatur lag. Der kleine Palast, einst Eigentum von Anselmo Paulino, jetzt eines der Häuser von Ramfis Trujillo. Das Anwesen der Tochter des Ziegenbocks, der schönen Angelita und ihres Ehemanns Pechito, Oberst Luis José Leon Estévez. Das der Familie Cáceres Troncoso und ein Herrenhaus, in dem Potentaten residierten: die Familie Vicini. An die Máximo Gómez grenzte ein Baseballfeld, das Trujillo für seine Söhne gegenüber der Villa Radhamés und dem Grundstück hatte anlegen lassen, auf dem einst das Haus von General Ludovino Fernández stand, den der Ziegenbock aus dem Weg geräumt hatte. Zwischen den Häusern gab es freies, mit Unkraut bewachsenes Gelände und unbebaute Parzellen, geschützt von Umzäunungen aus grünem Draht, die direkt an die Straße grenzten. Und auf dem Bürgersteig der rechten Seite, auf der das Gefolge immer lief, einige Stücke Brachland, die von dem Drahtzaun umgeben waren, den Antonio Imbert viele Stunden lang studiert hatte.

Er wählte das Stück Umzäunung aus, das am Haus von Nene Trujillo begann. Unter dem Vorwand, einen Teil der Einfriedung der Fabrik für Baustoffe Mezcia Lista zu erneuern, deren Geschäftsführer er war (sie gehörte Paco Martínez, dem Bruder der Vortrefflichen Dame), kaufte er ein paar Dutzend Ellen dieses Drahtes mit den dazugehörigen rohrförmigen Pflöcken, die die Umzäunung alle fünfzehn Meter straff hielten. Er selbst prüfte nach, daß diese Rohre hohl waren und daß ihr Inneres mit Sprengpatronen gefüllt werden konnte. Da die Firma Mezcia Lista in der Umgebung von Ciudad Trujillo zwei Steinbrüche besaß, aus denen sie ihren Rohstoff bezog, war es ein leichtes für ihn, bei seinen regelmäßigen Besuchen Dynamitpatronen zu entwenden, die er in seinem eigenen Büro versteckte, das er immer vor allen

anderen betrat und nach dem letzten Angestellten verließ. Als alles bereit war, erzählte er Luis Gómez Pérez und Ivan Tavárez Castellanos von seinem Plan. Sie waren jünger als er und studierten an der Universität, Anwaltsrecht der erste und Ingenieurwesen der zweite. Sie gehörten zu seiner Zelle im Untergrund; nachdem er sie wochenlang beobachtet hatte, kam er zu dem Schluß, daß sie ernsthaft und vertrauenswürdig waren und daß es sie drängte, aktiv zu werden. Beide stimmten begeistert zu. Alle waren dafür, den Gefährten, mit denen sie sich zu acht oder zehnt an stets wechselnden Orten trafen, um zu diskutieren, wie das Volk am besten gegen die Tyrannei zu mobilisieren sei, kein Wort zu sagen. Gemeinsam mit Luis und Ivan, die sich noch besser bewährten, als er erwartet hatte, füllte er die Rohre mit Dynamitpatronen und brachte die Zündsätze an, die sie zuvor mit dem Fernzünder ausprobiert hatten. Um die Gewißheit zu haben, daß der Zeitplan eingehalten werden konnte, probierten sie auf dem freien Gelände der Fabrik, nachdem die Arbeiter und Angestellten es verlassen hatten, wie lange sie brauchten, um ein Stück des existierenden Zauns einzureißen, den neuen zu errichten und die alten Rohre gegen die mit Dynamit gefüllten auszutauschen. Weniger als fünf Stunden. Am 12. Juni war alles vorbereitet. Sie wollten am 15. aktiv werden, nach der Rückkehr Trujillos von einer Reise durch die Bergregion Cibao. Sie verfügten bereits über den Bulldozer, um im Morgengrauen die Umzäunung einzureißen, damit sie sie – bekleidet mit den blauen Overalls der Städtischen Betriebe – durch die verminten ersetzen konnten. Sie markierten die beiden Stellen, jede weniger als fünfzig Schritte vom Ort der Explosion entfernt, von denen aus Imbert auf der rechten und Luis und Ivan auf der linken Seite kurz nacheinander die Fernzündung betätigen würden, die erste, um Trujillo in dem Augenblick zu töten, da er an den Rohren vorbeilief, und die zweite, um ihm den Rest zu geben. Und dann kam es am Vorabend des festgesetzten Tages,

am 14. Juni 1959, in den Bergen von Constanza zu jener überraschenden Landung eines in Kuba gestarteten Flugzeugs mit den Farben und Kennzeichen der Dominikanischen Fluggesellschaft und trujillofeindlichen Guerrilleros, eine Invasion, auf die eine Woche später die Landungen an den Stränden von Maimón und Estero Hondo folgten. Die Ankunft dieses kleinen Trupps, zu dem der bärtige kubanische Kommandeur Delio Gómez Ochoa gehörte, jagte dem Regime einen Schauer über den Rücken. Ein unsinniges, unkoordiniertes Unterfangen. Die Gruppen im Untergrund hatten nicht die geringste Information über das, was in Kuba vorbereitet wurde. Fidel Castros Unterstützung für die Revolution gegen Trujillo war seit Batistas Sturz vor sechs Monaten ein obsessives Thema der Versammlungen. Man rechnete mit dieser Hilfe bei allen Plänen, die man aufstellte und wieder verwarf und für die man Jagdflinten, Revolver, das eine oder andere alte Gewehr sammelte. Aber Imbert kannte niemanden, der Kontakt mit Kuba oder die geringste Ahnung gehabt hätte, daß am 14. Juni die Ankunft dieser paar Dutzend Revolutionäre stattfinden würde, die zuerst die kleine Wache des Flughafens von Constanza außer Gefecht setzten und dann in die umliegenden Berge ausschwärmten, nur um an den folgenden Tagen wie Hasen gejagt und aus dem Hinterhalt getötet oder nach Ciudad Trujillo gebracht zu werden, wo sie auf Befehl von Ramfis fast alle ermordet wurden (aber nicht der Kubaner Gómez Ochoa und sein Adoptivsohn Pedrito Mirabal, die das Regime in einer weiteren theatralischen Geste einige Zeit später zu Fidel Castro zurückschickte). Ebenso konnte niemand das Ausmaß der Repression voraussehen, die von der Regierung nach der Landung in Gang gesetzt wurde. In den Wochen und Monaten darauf ließ sie nicht etwa nach, sondern verschärfte sich noch. Die *calíes* griffen sich jeden Verdächtigen und schleppten ihn zum SIM, wo er gefoltert wurde – kastriert, um Ohren und Augen gebracht, auf den Thron gesetzt – , damit er Namen nannte. La Victoria, La Cuarenta und El Nueve waren

vollgestopft mit jungen Leuten beider Geschlechter, Studenten, Universitätsabsolventen und Angestellte, von denen viele Kinder oder Verwandte von Männern des Regimes waren. Trujillo erlebte eine große Überraschung: Konnte es sein, daß die Kinder, Enkel, Neffen und Nichten von Leuten, die mehr als alle anderen vom Regime profitiert hatten, sich gegen ihn verschworen? Man behandelte sie ohne Rücksicht, trotz ihrer Familiennamen, ihrer weißen Hautfarbe und ihrer Mittelklassekleidung.

Luis Gómez Pérez und Iván Tavárez Castellanos fielen noch am Morgen des für das Attentat vorgesehenen Tages den *caliés*

des SIM in die Hände. Mit seinem üblichen Realitätssinn begriff Antonio Imbert, daß er nicht die geringste Aussicht hatte, um Asyl zu bitten: sämtliche Botschaften waren von uniformierten Polizisten, Soldaten und *caliés* umstellt. Er rechnete sich aus, daß Luis und Ivan oder jeder andere aus den Untergrundgruppen unter der Folter seinen Namen nennen und man ihn holen würde. Damals wie auch heute abend wußte er genau, was er tun würde: die *caliés* mit Blei empfangen. Er würde versuchen, mehr als einen ins Jenseits mitzunehmen, bevor sie ihn durchsiebten. Er würde nicht zulassen, daß man ihm die Fingernägel mit Kneifzangen herausriß, die Zunge abschnitt oder ihn auf den elektrischen Stuhl setzte. Töten konnten sie ihn, quälen niemals.

Er schickte Guarina, seine Frau, und seine Tochter Leslie, die nichts von der Sache wußten, unter einem Vorwand auf das Landgut einiger Verwandter in La Romana, setzte sich mit einem Glas Rum hin und wartete. Er hatte den geladenen, entscherten Revolver in der Tasche. Aber weder an diesem Tag noch am nächsten oder am übernächsten erschienen die *caliés* bei ihm zu Hause oder in seinem Büro der Firma Mezcia Lista, in das er mit der ganzen Kaltblütigkeit, deren er fähig war, weiterhin regelmäßig ging. Luis und Ivan hatten ihn nicht verraten, auch keiner der Leute, mit denen er in den Untergrundgruppen verkehrt hatte. Wie durch ein Wunder entging er

einer Repression, die Schuldige und Unschuldige traf, die Gefängnisse füllte und zum ersten Mal in den neunundzwanzig Jahren des Regimes die Familien der Mittelklasse, die traditionellen Stützen Trujillos, in Angst und Schrecken versetzte, denn ihnen entstammte der Großteil der Gefangenen der Bewegung, die aufgrund jener gescheiterten Invasion Bewegung 14. Juni genannt wurde. Ein Cousin von Tony, Ramón Imbert Rainieri -Moncho – , war einer ihrer Anführer.

Weshalb kam er davon? Sicher wegen der Standfestigkeit von Luis und Ivan – zwei Jahre danach waren sie noch immer in den Verliesen von La Victoria – und anderer junger Frauen und Männer des 14. Juni, die seinen Namen nicht erwähnt hatten.

Vielleicht betrachteten sie ihn ja als bloßen Zaungast, nicht als Aktivisten. Denn aufgrund seiner Schüchternheit machte Tony Imbert selten den Mund auf bei diesen Treffen, zu denen ihn das erste Mal Moncho mitgenommen hatte; er beschränkte sich aufs Zuhören und auf einsilbige Meinungsäußerungen. Außerdem war es unwahrscheinlich, daß er im SIM erfaßt war, es sei denn als Bruder des Majors Segundo Imbert. Seine Personalakte war sauber. Er hatte sein ganzes Leben für das Regime gearbeitet – als Generalinspekteur der Eisenbahn, Gouverneur von Puerto Plata, oberster Kontrolleur der Staatlichen Lotterie, Direktor der Behörde, die den Personalausweis ausgab – und jetzt als Geschäftsführer der Firma Mezcia Lista, der Fabrik eines Schwagers von Trujillo. Warum sollten sie ihn verdächtigen?

In den Tagen, die auf den 14. Juni folgten, ging er mit großer Vorsicht zu Werke; er blieb abends in der Fabrik, baute die Patronen aus und brachte das Dynamit zu den Steinbrüchen zurück, während er gleichzeitig darüber nachgrübelte, wie und mit wem er den nächsten Plan zur Beseitigung Trujillos durchführen könnte. Er beichtete alles, was geschehen (und nicht geschehen) war, seinem besten Freund, dem Türken Salvador Estrella Sadhalá. Dieser schimpfte mit ihm, weil er ihn nicht in das Komplott

eingeweiht hatte. Salvador war unabhängig von ihm zum gleichen Schluß gelangt: nichts würde sich ändern, solange Trujillo am Leben wäre. Sie begannen über mögliche Attentate zu spekulieren, aber ohne gegenüber Amadito, dem Dritten des Trios, etwas verlauten zu lassen; es war schwer vorstellbar, daß ein Militäradjutant den Wunsch haben könnte, den Wohltäter umzubringen.

Nicht lange danach kam es zu jener dramatischen Episode in Amaditos Laufbahn, als er um seiner Beförderung willen einen Gefangenen töten mußte (den Bruder seiner ehemaligen Braut, wie er glaubte), was dazu führte, daß er fortan mit von der Partie war. Bald wären es zwei Jahre seit jener Landung in Constanza, Maimón und Estero Hondo. Ein Jahr, elf Monate und vierzehn Tage, um genau zu sein. Antonio Imbert schaute auf seine Uhr. Er würde nicht mehr kommen.

Was war seither in der Dominikanischen Republik, in der Welt und in seinem persönlichen Leben nicht alles geschehen. Die massiven Razzien im Januar 1960, bei denen so viele junge Männer und Frauen der Bewegung 14. Juni gefaßt wurden, darunter die Schwestern Mirabal und ihre Ehemänner. Der Bruch Trujillos mit seiner alten Komplizin, der katholischen Kirche, nach dem Hirtenbrief der Bischöfe im Januar 1960, in dem sie die Diktatur anprangerten. Das Attentat gegen den Präsidenten Betancourt in Venezuela im Juni 1960, das zahlreiche Länder gegen Trujillo mobilisierte, sogar seinen ewigen großen Verbündeten, die Vereinigten Staaten, die am 6. August 1960 auf der Konferenz von Costa Rica für die Sanktionen stimmten. Und am 25. November 1960 – Imbert spürte den Stich in der Brust, der ihn unvermeidlich jedesmal durchfuhr, wenn er an den düsteren Tag dachte – die Ermordung der drei Schwestern Minerva, Patria und Maria Teresa Mirabal und des Chauffeurs, der sie fuhr, in La Cumbre, hoch in der nördlichen Kordillere, als sie von einem Besuch bei den Ehemännern von Minerva und Maria Teresa zurückkehrten, die in der Festung von Puerto Plata einsaßen.

Die ganze Dominikanische Republik erfuhr von diesem Massaker in der raschen, geheimnisvollen Weise, in der die Nachrichten von Mund zu Mund und von Haus zu Haus gehen und in wenigen Stunden die entferntesten Winkel erreichen, obwohl nicht eine einzige Zeile in der Presse steht und diese vom menschlichen Tamtam übermittelten Nachrichten auf ihrem Weg oft ausgeschmückt, verzerrt oder übertrieben werden, bis sie sich in Mythen, Legenden, Fiktionen fast ohne Bezug zum Geschehnis verwandeln. Er erinnerte sich an jenen Abend auf der Uferpromenade, nicht weit von der Stelle, wo er jetzt, sechs Monate später, auf den Ziegenbock wartete – auch, um diese Frauen zu rächen. Sie saßen auf der steinernen Brüstung, wie jeden Abend – er, Salvador und Amadito und jenes Mal auch Antonio de la Maza – , um frische Luft zu schöpfen und vor indiskreten Ohren geschützt zu reden. Alle vier bissen sie die Zähne zusammen und fühlten Übelkeit im Gedanken an das, was den Schwestern Mirabal geschehen war, während sie über den Tod sprachen, den die drei unglaublichen Frauen in den Höhen der Kordillere, bei einem angeblichen Autounfall, gefunden hatten.

»Sie bringen unsere Väter, unsere Brüder, unsere Freunde um. Und jetzt auch unsere Frauen. Und wir warten ergeben darauf, bis wir an der Reihe sind«, hörte er sich sagen.

»Von wegen ergeben, Tony.« Antonio de la Maza fuhr hoch. Er war von Restauración gekommen; er hatte ihnen die unterwegs aufgeschnappte Nachricht vom Tod der Schwestern Mirabal gebracht. »Trujillo wird dafür bezahlen. Die Dinge gehen ihren Gang. Aber man muß es richtig machen.«

Zu jener Zeit liefen die Vorbereitungen für das Attentat in Moca, während eines Besuchs von Trujillo in der Heimat der Familie de la Maza im Zuge der Rundreisen, die er seit der Verurteilung durch die OAS und seit Inkrafttreten der Wirtschaftssanktionen unternahm. Eine Bombe sollte in der Herz-Jesu-Hauptkirche explodieren und ein gewaltiges Gewehrfeuer von den Baikonen, Flachdächern und dem Kirchturm auf Trujillo herunterprasseln, während er von der

Tribüne auf dem Vorplatz zu den Leuten sprach, die sich um die halb von Bougainvilleen bedeckte Statue von Don Bosco drängten. Imbert persönlich inspizierte die Kirche und bot an, sich im Kirchturm zu verschanzen, dem riskantesten Ort.

»Tony kannte die Schwestern Mirabal«, erklärte der Türke Antonio. »Deshalb geht es ihm so nahe.«

Er kannte sie, wenn auch nicht besonders nahe. Er war ihnen und den Ehemännern von Minerva und Patria, Manolo Tavárez Justo und Leandro Guzmán, gelegentlich bei den Treffen der Gruppen begegnet, in denen sich die Bewegung 14. Juni nach dem Vorbild von Duarte's historischer Geheimgesellschaft *La Trinitaria* organisierte. Alle drei waren sie führend in dieser so spärlich bestückten wie begeisterten, aber regellosen und ineffizienten Organisation, die infolge der Repression allmählich zerfiel. Die Schwestern hatten ihn durch ihre Überzeugung und die Unerschrockenheit beeindruckt, mit der sie

sich in diesem so ungleichen, Ungewissen Kampf engagierten; vor allem Minerva Mirabal. So ging es allen, die ihr begegneten und erlebten, wie sie ihre Meinung äußerte, diskutierte, Vorschläge machte oder Entscheidungen traf. Früher war ihm das nicht klargeworden, aber nach dem Mord sagte sich Tony Imbert, daß ihm vor seiner Begegnung mit Minerva Mirabal niemals in den Sinn gekommen war, eine Frau könnte sich so männlichen Dingen widmen, wie eine Revolution vorzubereiten, Waffen, Dynamit, Molotowcocktails, Messer, Bajonette zu beschaffen und zu verstecken, über Attentate, Strategie und Taktik zu sprechen und mit kalter Gelassenheit darüber zu diskutieren, ob die Aktivisten, wenn sie dem SIM in die Hände fielen, Gift schlucken sollten, um nicht Gefahr zu laufen, die Gefährten unter der Folter zu verraten.

Minerva sprach über diese Dinge und über die beste Art und Weise, heimlich Propaganda zu machen oder Studenten in der Universität zu gewinnen, und alle hörten ihr zu. Weil sie so intelligent war und sich so klar

ausdrückte. Ihre festen Überzeugungen und ihre Eloquenz gaben ihren Worten etwas Ansteckendes. Außerdem war sie sehr schön mit ihrem tiefschwarzen Haar und ihren dunklen Augen, ihren feinen Gesichtszügen, der vollkommenen Form ihrer Nase und ihres Mundes und den schneeweißen Zähnen, die mit dem Porzellantön ihrer Haut harmonierten. Sehr schön, ja. Sie besaß etwas machtvoll Weibliches, eine Zartheit, eine natürliche Koketterie in den Bewegungen ihres Körpers und in ihrem Lächeln, trotz der schlichten Kleidung, in der sie zu den Treffen erschien. Tony konnte sich nicht erinnern, sie je geschminkt oder zu-rechtgemacht gesehen zu haben. Ja, sehr schön, aber nie - dachte er – hätte einer der Anwesenden gewagt, ihr mit einem Kompliment zu kommen oder die frotzelnden, spielerischen Töne anzuschlagen, die zwischen Dominikanern normal und natürlich, fast obligatorisch sind, erst recht, wenn sie jung sind und durch die starke Brüderlichkeit vereint, die aus miteinander geteilten Idealen, Hoffnungen und Gefahren erwächst. Etwas an der anmutigen Gestalt von Minerva Mirabal verhinderte, daß die Männer sich ihr gegenüber die Vertraulichkeiten und Freiheiten herausnahmen, die sie sich bei anderen Frauen erlaubten.

Damals war sie schon eine Legende in der kleinen Welt des Kampfes, der aus dem Untergrund gegen Trujillo geführt wurde. Was von dem, was über sie erzählt wurde, war wahr, was übertrieben, was erfunden? Niemand hätte gewagt, sie danach zu fragen, um sich nicht diesem tiefen, verächtlichen Blick und einer ihrer schneidenden Entgegnungen auszusetzen, mit denen sie zuweilen einen Kontrahenten zum Verstummen brachte. Es hieß, als junges Mädchen habe sie gewagt, Trujillo persönlich zu beleidigen, indem sie sich weigerte, mit ihm zu tanzen, weshalb ihrem Vater das Bürgermeisteramt von Ojo de Agua entzogen und er ins Gefängnis gesperrt wurde. Andere erzählten, es habe sich nicht nur um eine Beleidigung gehandelt, sondern sie habe ihn geohrfeigt, weil er sie beim Tanzen unsittlich berührt oder ihr etwas

Unanständiges gesagt hatte, eine Möglichkeit, die viele ausschlossen (»Sie wäre nicht am Leben, er hätte sie auf der Stelle getötet oder töten lassen«), aber nicht Antonio Imbert. Schon beim ersten Mal, als er sie sah und hörte, zögerte er nicht eine Sekunde lang zu glauben, daß diese Ohrfeige, wenn sie nicht wahr war, es doch hätte sein können. Man brauchte Minerva Mirabal nur einige Minuten zu sehen und zu hören (zum Beispiel, wenn sie mit eiskalter Selbstverständlichkeit über die Notwendigkeit sprach, die Aktivisten psychologisch darauf vorzubereiten, der Folter zu widerstehen), um zu wissen, daß sie fähig war, Trujillo höchstpersönlich zu ohrfeigen, wenn dieser es ihr gegenüber an Respekt fehlen ließe. Sie war ein paarmal im Gefängnis gewesen, und man erzählte Anekdoten über ihre Furchtlosigkeit in La Cuarenta und später in La Victoria, wo sie in den Hungerstreik trat, die Verurteilung zu Brot und fauligem Wasser überstand und wo man sie, wie es hieß, barbarisch mißhandelte. Sie sprach nie über ihren Aufenthalt im Gefängnis oder die Folter oder darüber, was ihre Familie zu leiden hatte, die schikaniert, ihrer wenigen Besitztümer enteignet und zu Hausarrest verurteilt worden war, seit man von ihrer trujillofeindlichen Einstellung wußte. Die Diktatur erlaubte Minerva, Anwaltsrecht zu studieren, nur um ihr beim Abschluß in einem Akt perfekt geplanter Rache die berufliche *Lizenz* zu verweigern, das heißt, sie verurteilte sie dazu, nicht zu arbeiten, sich nicht den Lebensunterhalt zu verdienen, sich schon in jungen Jahren nach fünf Jahren verschwundener Studienzeit um ihre Hoffnungen gebracht zu sehen. Aber nichts von alldem verbitterte sie; sie war unermüdlich und machte allen Mut, ein ständig laufender Motor, eine Vorbotin – so sagte sich Imbert oft – des jungen, schönen, begeisterten, idealistischen Landes, das die Dominikanische Republik einmal sein würde. Er spürte voll Scham, daß seine Augen sich mit Tränen füllten. Er zündete eine Zigarette an und nahm mehrere Züge, stieß den Rauch zum Meer hin aus, auf dem das Mondlicht wie spielerisch irrlichterte. Es ging keine Brise

jetzt. In großen Zeitabständen tauchten die Scheinwerfer eines aus Ciudad Trujillo kommenden Wagens in der Ferne auf. Die vier richteten sich in ihren Sitzen auf, reckten die Hälse, durchforschten angespannt das Dunkel, aber aus einer Entfernung von zwanzig oder dreißig Metern erkannten sie jedesmal, daß es nicht der Chevrolet war, und sanken entspannt und enttäuscht in ihre Sitze zurück. Es war Imbert, der seine Gefühle am besten beherrschen konnte. Er war immer schweigsam gewesen, aber in den letzten Jahren, seitdem der Gedanke, Trujillo zu töten, sich seiner bemächtigt hatte und sich wie ein Schmarotzer von seiner Energie ernährte, war seine Einsilbigkeit noch stärker geworden. Er hatte nie viele Freunde gehabt; in den letzten Monaten hatte sich sein Leben auf sein Büro in der Firma Mezcia Lista, sein Zuhause und die täglichen Treffen mit Estrella Sadhalá und Leutnant García Guerrero beschränkt. Nach dem Tod der Schwestern Mirabal hörten die heimlichen Versammlungen praktisch auf. Die Repression fegte die Bewegung 14. Juni hinweg. Wer entkommen konnte, zog sich ins Familienleben zurück und versuchte, nicht aufzufallen. Immer wieder ängstigte ihn eine Frage: »Warum hat man mich nicht festgenommen?« Er fühlte sich unwohl in dieser Ungewißheit, als hätte er irgendeine Schuld, als wäre er verantwortlich für das große Leid derer, die sich in den Händen von Johnny Abbes befanden, während er weiterhin in Freiheit lebte. Eine im übrigen sehr relative Freiheit. Seitdem er begriffen hatte, in was für einem Regime er lebte, was für einer Regierung er seit jungen Jahren gedient hatte und noch immer diente -was tat er anderes als Geschäftsführer einer der Fabriken des Klans? – , fühlte er sich als Gefangener. Vielleicht hatte sich der Gedanke, Trujillo zu beseitigen, deshalb so stark in sein Bewußtsein gebrannt, weil er sich von dem Gefühl befreien wollte, daß seine sämtlichen Schritte kontrolliert wurden, daß sämtliche Wege und Bewegungen vorgezeichnet waren. Die Ernüchterung in bezug auf das Regime war in seinem Fall allmählich erfolgt, ein langsamer, unterschwelliger Prozeß, der sehr viel früher

begonnen hatte als die politischen Konflikte seines Bruders Segundo, der Trujillo noch mehr verehrt hatte als er. Wer tat das nicht in seiner Umgebung vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren? Alle hielten den Ziegenbock für den Retter des Vaterlandes, denn er hatte den Kriegen der Caudillos, der Gefahr einer erneuten Invasion durch Haiti ein Ende gemacht, die demütigende Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten beendet – die die Zölle kontrollierten, eine dominikanische Währung verhinderten und den Etat genehmigten – und im Guten oder im Bösen die Köpfe des Landes in die Regierung geholt. Was bedeutete es angesichts dessen, daß Trujillo sich die Frauen nahm, die er wollte? Oder daß er sich mit Fabriken, Landgütern und Viehherden eingedeckt hatte? Hatte er dieses Land nicht mit den mächtigsten Streitkräften der Karibik ausgestattet? Tony Imbert hatte diese Dinge zwanzig Jahre seines Lebens gesagt und verteidigt. Das war es, was ihm jetzt den Magen umdrehte.

Er konnte sich nicht mehr erinnern, wie alles begonnen hatte, die ersten Zweifel, Ahnungen, Meinungsverschiedenheiten, die ihn veranlaßten, sich zu fragen, ob wirklich alles so gut ging oder ob sich hinter dieser Fassade eines Landes, das unter der strengen, aber inspirierten Führung eines außergewöhnlichen Staatsmannes im Eiltempo Fortschritte machte, nicht ein finsternes Schauspiel zerstörter, mißhandelter und getäuschter Menschen abspielte, die feierliche Einsetzung einer ungeheuren Lüge mit Hilfe von Propaganda und Gewalt. Kleine Tropfen, die unermüdlich fielen und seinen Glauben an Trujillo aushöhlten. Als er den Gouverneursposten in Puerto Plata verließ, war er in seinem Herzen schon kein Trujillo-Anhänger mehr, sondern überzeugt, daß das Regime diktatorisch und korrupt war. Er sprach mit niemandem darüber, nicht einmal mit Guarina. Nach außen hin war er weiter trujillotreu, denn obwohl sein Bruder Segundo ins freiwillige Exil nach Puerto Rico gegangen war, bedachte das Regime zum Beweis seiner Großzügigkeit Antonio weiterhin mit Posten, sogar – gab es

einen größeren Vertrauensbeweis? – in den Unternehmen der Familie Trujillo.

Es war dieses langjährige Unbehagen gewesen, tagtäglich gegen das eigene Denken zu handeln, das ihn in seinem tiefsten Innern dazu gebracht hatte, Trujillo zum Tode zu verurteilen, sich die Überzeugung zu eigen zu machen, daß, solange er lebte, er und zahllose Dominikaner zu dieser schrecklichen Mißgestimmtheit und Unzufriedenheit mit sich selbst verurteilt wären, dazu, sich ständig zu belügen und alle zu täuschen, zwei in einem zu sein, eine öffentliche Lüge und eine private Wahrheit, der es verboten war, sich auszudrücken.

Diese Entscheidung bekam ihm gut; sie verbesserte seine Stimmung. Sein Leben hörte auf, diese Schande, diese Doppelexistenz zu sein, als er seine wahren Gefühle mit jemandem teilen konnte. Die Freundschaft mit Salvador Estrella Sadhalá erschien ihm wie ein Geschenk des Himmels. Vor dem Türken konnte er sich nach Belieben gegen alles auslassen, was ihn umgab; dessen moralische Integrität, die Ehrlichkeit, mit der er sein Verhalten an der Religion zu messen suchte, der er mit einer Hingabe anhing, die Tony noch bei niemandem erlebt hatte, machten ihn nicht nur zu seinem besten Freund, sondern auch zu seinem Vorbild.

Sie waren noch nicht lange befreundet, als Imbert dank seines Cousins Moncho die Gruppen im Untergrund aufzusuchen begann – auf tausend Umwegen, geführt von Boten, die er anhand verschiedener Erkennungszeichen identifizierte, in unbekannten, stets wechselnden Häusern. Obwohl er die Treffen mit dem Gefühl verließ, daß diese jungen Frauen und Männer, auch wenn sie die Freiheit, ihre Zukunft, das Leben riskierten, keine effiziente Form gefunden hatten, gegen Trujillo zu kämpfen, gab ihm das ein- oder zweistündige Zusammensein mit ihnen eine Daseinsberechtigung, reinigte sein Gewissen und wies seinem Leben einen Mittelpunkt zu.

Guarina war sprachlos, als Tony, um zu vermeiden, daß irgendein Mißgeschick sie unvorbereitet träfe, ihr gestand, er

habe aufgehört, an Trujillo zu glauben, wenn der Schein auch dagegen spreche, und arbeite sogar insgeheim gegen die Regierung. Sie versuchte nicht, ihn davon abzubringen. Sie fragte nicht, was mit ihrer Tochter Leslie geschehen würde, wenn sie ihn verhaften und wie seinen Bruder Segundo zu dreißigjährigen Gefängnis verurteilen oder, schlimmer noch, wenn sie ihn töten würden.

Weder seine Frau noch seine Tochter wußten von der Sache heute abend; sie glaubten, er spiele Karten zu Hause beim Türken. Was würde aus ihnen, wenn die Sache schiefginge?

»Hast du eigentlich Vertrauen in General Roman?« sagte er unvermittelt, um sich zu zwingen, an etwas anderes zu denken. »Gehört er wirklich zu uns? Obwohl er mit einer leiblichen Nichte Trujillos verheiratet und mit den Generälen José und Virgilio García Trujillo verschwägert ist, immerhin den Lieblingsneffen des Chefs?«

»Wenn er nicht auf unserer Seite wäre, säßen wir alle schon in La Cuarenta«, sagte Antonio de la Maza. »Er ist auf unserer Seite, vorausgesetzt, seine Bedingung wird erfüllt: den Leichnam zu sehen.«

»Schwer zu glauben«, murmelte Tony. »Was wird der Minister der Streitkräfte dabei gewinnen? Er hat alles zu verlieren.«

»Er haßt Trujillo mehr als du und ich«, erwiderte de la Maza.

»Das gilt für viele, die zur Creme gehören. Der Trujillismus ist ein Kartenhaus. Er wird zusammenfallen, du wirst schon sehen. Pupo hat viele Militärs herangezogen; sie erwarten nur seine Befehle. Er wird sie geben, und morgen wird dies ein anderes Land sein.«

»Wenn der Ziegenbock denn kommt«, murrte Salvador vom Rücksitz her.

»Er wird kommen, Türke, er wird kommen«, wiederholte Amadito einmal mehr.

Antonio Imbert versank erneut in seinen Gedanken. Würde sein Land morgen frei sein? Er wünschte es mit allen Kräften, aber selbst jetzt, Minuten bevor es geschehen

würde, fiel es ihm schwer, daran zu glauben. Wie viele Leute waren an der Verschwörung beteiligt, abgesehen von General Roman? Er hatte es nie herausfinden wollen. Er wußte von vier oder fünf Personen, aber es waren sehr viel mehr. Besser, man wußte es nicht. Es war ihm immer unerlässlich erschienen, daß die Verschwörer nur das Notwendigste wußten, um die Operation nicht zu gefährden. Er hatte sich mit Interesse alles angehört, was Antonio de la Maza ihnen über die Verpflichtung des Befehlshabers der Streitkräfte erzählt hatte, die Macht zu übernehmen, wenn sie den Tyrannen richteten. So würden die nahen Verwandten des Ziegenbocks und die wichtigsten Trujillo-Anhänger gefangengesetzt oder getötet, bevor sie Vergeltungsaktionen in Gang setzen konnten. Ein Glück, daß die Söhnchen Ramfis und Radhamés in Paris waren. Mit wie vielen Leuten mochte Antonio de la Maza gesprochen haben? Während der ständigen Treffen der letzten Monate, bei denen der Plan immer wieder umgestellt wurde, waren Antonio gelegentlich Anspielungen, Hinweise, halbe Worte entschlüpft, die darauf hindeuteten, daß viele Leute an der Sache beteiligt waren. Tony hatte die Vorsicht so weit getrieben, daß er Salvador einmal den Mund zuhielt, als dieser empört zu erzählen begann, er und Antonio de la Maza hätten während eines Treffens bei General Juan Tomás Díaz eine Auseinandersetzung mit einer Gruppe von Verschwörern gehabt, die Einwände gegen Imberts Beteiligung an der Verschwörung erhoben. Sie hielten ihn aufgrund seiner trujillotreuen Vergangenheit nicht für verlässlich; jemand erinnerte an das berühmte Telegramm an Trujillo, in dem er ihm angeboten hatte, Puerto Plata zu verbrennen. (»Es wird mich bis zu meinem Tod und noch nach meinem Tod verfolgen.«) Der Türke und Antonio hatten protestiert und gesagt, sie würden die Hand für Tony ins Feuer legen. Dieser ließ Salvador jedoch nicht ausreden:

»Ich will es nicht wissen, Türke. Warum sollten mir Leute, die mich nicht gut kennen, vertrauen? Es stimmt ja, ich

habe mein ganzes Leben lang für Trujillo gearbeitet, direkt oder indirekt.«

»Und was mache ich«, erwiderte der Türke. »Was machen dreißig oder vierzig Prozent der Dominikaner? Arbeiten wir etwa nicht auch für die Regierung oder ihre Unternehmen? Nur die ganz Reichen können sich den Luxus erlauben, nicht für Trujillo zu arbeiten.«

»Nicht mal sie«, dachte er. Auch die Reichen mußten sich, wenn sie reich bleiben wollten, mit dem Chef arrangieren, ihm einen Teil ihrer Unternehmen verkaufen oder einen Teil der seinen kaufen und auf diese Weise zu seiner Größe und Macht beitragen. Mit halb geschlossenen Augen, eingelullt vom sanften Rauschen des Meeres, dachte er, wie teuflisch das System war, das Trujillo geschaffen hatte, ein System, an dem alle Dominikaner früher oder später als Komplizen beteiligt waren, ein System, vor dem sich nur die Exilanten (nicht immer) und die Toten retten konnten. Alle im Land waren in der einen oder anderen Weise Teil des Regimes gewesen, waren es noch oder würden es sein.

»Das Schlimmste, was einem Dominikaner passieren kann, ist, intelligent oder fähig zu sein«, hatte er Alvaro Cabral einmal sagen hören (»Ein sehr intelligenter und fähiger Dominikaner«, sagte er sich), und der Satz hatte sich ihm eingeprägt: »Weil ihn Trujillo nämlich früher oder später rufen wird, damit er dem Regime oder seiner Person dient, und wenn er ruft, ist es nicht gestattet, nein zu sagen.« Er selbst war ein Beweis für diese Wahrheit. Nie war ihm der Gedanke gekommen, seinen Ernennungen den geringsten Widerstand entgegenzusetzen. Wie Estrella Sadhalá sagte, der Ziegenbock hatte den Menschen das heiligste Attribut genommen, das Gott ihnen gegeben hatte: den freien Willen.

Im Unterschied zum Türken hatte die Religion in Antonio Imberts Leben nie eine zentrale Rolle gespielt. Er war katholisch auf dominikanische Art, war durch alle religiösen Zeremonien gegangen, die das Leben der Menschen prägen -Taufe, Erstkommunion, Firmung, katholische Schule, kirchliche Heirat – , und er würde zweifellos ein

Begräbnis mit geistlichem Sermon und Segen erhalten. Aber er war nie ein besonders bewußter Gläubiger gewesen oder hatte sich gar über die Auswirkungen seines Glaubens auf das tägliche Leben Gedanken gemacht oder herauszufinden versucht, ob sein Verhalten im Einklang mit den Geboten stand, wie es Salvador in einer Weise tat, die ihm krankhaft erschien.

Aber das mit dem freien Willen hatte in ihm nachgewirkt. Vielleicht hatte er deshalb beschlossen, daß Trujillo sterben sollte. Damit er und alle Dominikaner die Fähigkeit zurückgewinnen könnten, zumindest die Arbeit anzunehmen oder abzulehnen, mit der sie sich ihren Lebensunterhalt verdienten. Tony wußte nicht, was das war. Als Kind hatte er es vielleicht gewußt, aber er hatte es vergessen. Es mußte eine schöne Sache sein. Die Tasse Kaffee oder das Glas Rum mußten besser schmecken, der Rauch des Tabaks, das Bad im Meer an einem heißen Tag, der Film am Samstag oder die Merengue-Musik aus dem Radio mußten sich angenehmer auf Körper und Seele auswirken, wenn man über das verfügte, was Trujillo den Dominikanern vor nunmehr einunddreißig Jahren genommen hatte: den freien Willen.

X

Als sie die Türklingel hören, verharren Urania und ihr Vater reglos und schauen sich an, als hätte man sie bei einem Vergehen ertappt. Stimmen im Erdgeschoß und ein überraschter Ausruf. Eilige Schritte, die die Treppe hochkommen. Die Tür öffnet sich fast gleichzeitig mit einem ungeduldigen Klopfen, und in der Öffnung erscheint ein verwirrtes Gesicht, das Urania sofort erkennt: ihre Cousine Lucinda.

»Urania? Urania?« Ihre großen, hervorspringenden Augen prüfen sie von oben nach unten und von unten nach oben, sie breitet die Arme aus und geht auf sie zu, als wollte sie herausfinden, ob es sich nicht um eine Halluzination handelt.

»Ich bin es, Lucindita.« Urania umarmt die jüngere der Töchter ihrer Tante Adelina, die Cousine in ihrem Alter, ihre Klassenkameradin.

»Aber... Mädchen! Ich glaube es nicht. Du, hier? Laß dich anschauen! Aber wie ist das denn möglich! Warum hast du mich nicht angerufen? Warum bist du nicht zu uns gekommen? Hast du vergessen, wie gern wir dich haben? Erinnerst du dich nicht mehr an deine Tante Adelina, an Manolita? Und an mich, du Undankbare?«

Sie ist so überrascht, so voller Fragen und Neugier – »Mein Gott, wie hast du das ausgehalten, fünfunddreißig Jahre, fünfunddreißig, nicht?, ohne in deine Heimat zu kommen, ohne deine Familie zu sehen«, »Mädchen, du wirst so viel zu erzählen haben« – , daß sie sie gar nicht auf ihre Fragen antworten läßt. Darin hat sie sich nicht sehr verändert. Schon als kleines Mädchen redete sie wie ein Papagei, Lucindita, die begeisterte, die phantasievolle, die

verspielte. Die Cousine, mit der sie sich immer am besten verstanden hatte. Urania sieht sie vor sich in ihrer Festtagsuniform, weißer Rock und marineblaue Jacke, und in der Tagesuniform, rosa und blau: ein pummeliger Irrwisch mit Stirnlocke, Zahnspangen und einem Lächeln, das ihr immer auf den Lippen lag. Jetzt ist sie eine reife, beleibte Frau mit straffer Gesichtshaut ohne jedes Zeichen von Lifting, die

ein einfaches geblühtes Kleid trägt. Ihr einziger Schmuck: zwei lange goldene Ohrringe, die funkeln. Plötzlich unterbricht sie ihre zärtliche Belagerung und ihre Fragen an Urania, um zu dem Invaliden zu treten, dem sie einen Kuß auf die Stirn drückt.

»Was für eine schöne Überraschung hat dir deine Tochter da bereitet, Onkel. Das hast du nicht erwartet, daß deine Tochter wiederauferstehen und dich besuchen würde. Was für eine Freude, nicht, Onkel Agustín?«

Sie küßt ihn noch einmal auf die Stirn und mit demselben Ungestüm vergißt sie ihn. Sie setzt sich neben Urania, auf die Bettkante. Sie faßt sie am Arm, betrachtet sie, prüft sie, überschüttet sie erneut mit Ausrufen und Fragen:

»Wie gut du dich gehalten hast, Mädchen. Wir sind vom gleichen Jahrgang, oder? Und du siehst zehn Jahre jünger aus. Das ist nicht gerecht! Es wird daher kommen, daß du nicht geheiratet und keine Kinder bekommen hast. Nichts ruiniert einen mehr als ein Ehemann und die Sprößlinge. Was für eine Figur, was für eine Haut! Wie ein junges Mädchen, Urania!«

Nach und nach erkennt sie in der Stimme ihrer Cousine die Nuancen und Färbungen, die Musik des Mädchens wieder, mit dem sie in den Höfen der Santo-Domingo-Schule spielte und dem sie so oft Geometrie und Trigonometrie erklären mußte.

»Eine Ewigkeit haben wir uns nicht gesehen, Lucindita, nichts voneinander gehört«, ruft sie schließlich aus.

»Deine Schuld, du Undankbare«, sagt ihre Cousine mit liebevollem Tadel, aber in ihren Augen brennt jetzt die Frage, brennen die Fragen, die Onkel und Tanten, Cousins und

Cousinen sich immer wieder gestellt haben mußten in den ersten Jahren nach der plötzlichen Abreise von Uranita Cabral, Ende Mai 1961, in die ferne Ortschaft Adrian, Michigan, zur Siena Heights University der Dominican Nuns, denen auch die Santo-Domingo-Schule in Ciudad Trujillo unterstand. »Ich habe es nie verstanden, Uranita. Du und ich, wir waren so enge Freundinnen, so verbunden, nicht nur Verwandte. Was ist passiert, daß du plötzlich nichts mehr von uns wissen wolltest? Auch nicht von deinem Papa, von deinen Onkeln und Tanten, von Cousins und Cousinen. Nicht einmal von mir. Ich habe dir zwanzig oder dreißig Briefe geschrieben und du nicht eine Zeile. Ich habe dir jahrelang Postkarten, Glückwünsche zum Geburtstag geschickt. Auch Manolita und meine Mama. Was haben wir dir getan? Warum warst du so böse, daß du nie mehr geschrieben und fünfunddreißig Jahre lang deine Heimat nicht mehr betreten hast?«

»Jugendtorheiten, Lucindita«, sagt Urania lachend und greift nach ihrer Hand. »Aber du siehst ja, damit ist es vorbei, hier bin ich.«

»Bist du auch wirklich kein Gespenst?« Ihre Cousine beugt sich zurück, um sie anzuschauen, schüttelt ungläubig den Kopf. »Warum bist du gekommen, ohne Bescheid zu sagen? Wir hätten dich am Flughafen abgeholt.«

»Ich wollte euch überraschen«, lügt Urania. »Ich habe es von einem Augenblick zum anderen beschlossen. Es war ein Impuls. Ich habe ein paar Sachen in den Koffer gepackt und bin ins Flugzeug gestiegen.«

»In der Familie waren wir sicher, daß du nie zurückkommen würdest«, sagt Lucinda, plötzlich ernst. »Auch Onkel Agustín. Er hat viel gelitten, das muß ich dir sagen. Weil du nicht mit ihm sprechen wolltest, weil du nicht ans Telefon gingst. Er war verzweifelt, er hat vor meiner Mutter geweint. Er ist nie darüber hinweggekommen, daß du ihn so behandelt hast. Entschuldige, ich weiß nicht, warum ich dir das sage, ich will mich nicht in dein Leben einmischen. Ich habe eben immer Vertrauen zu dir gehabt. Erzähl mir von dir. Du lebst in New York, nicht wahr? Es geht dir sehr gut,

das weiß ich. Wir haben deinen Werdegang verfolgt, du bist eine Legende in der Familie. Du arbeitest in einer sehr bedeutenden Kanzlei, nicht?»

»Na ja, es gibt größere Anwaltsfirmen als unsere.«

»Mich wundert es nicht, daß du in den Vereinigten Staaten Erfolg gehabt hast«, sagt Lucinda, und Urania bemerkt einen leicht bitteren Unterton in der Stimme ihrer Cousine.

»Das konnte man schon früher kommen sehen, weil du so intelligent, so fleißig warst. Das sagten alle, die Oberin, Sister Heien Claire,

Sister Francis, Sister Susana und vor allem Sister Mary, die dich immer so verhätschelt hat: Uranita Cabral, ein Einstein im Rock.«

Urania bricht in Lachen aus. Nicht so sehr wegen der Worte ihrer Cousine als wegen ihrer Ausdrucksweise: redselig und blumig, mit Mund, Augen, Händen und dem ganzen Körper, mit dieser Fröhlichkeit, dieser Lust der Dominikaner am Sprechen. Etwas, das sie vor fünfunddreißig Jahren entdeckt hatte, durch den Kontrast, als sie nach Adrian, Michigan, an die Siena Heights University der Dominican Nuns kam, wo sie sich, von einem Tag zum anderen, von Menschen umgeben sah, die nur Englisch sprachen.

»Als du weggegangen bist, ohne dich überhaupt von mir zu verabschieden, da bin ich fast vor Kummer gestorben«, sagt ihre Cousine mit einer Spur Sehnsucht nach den vergangenen Zeiten. »Niemand in der Familie hat irgend etwas begriffen. Was ist denn das? Uranita in die Vereinigten Staaten, ohne Auf Wiedersehen zu sagen! Wir haben den Onkel mit Fragen durchlöchert, aber er schien auch keine Ahnung zu haben. »Die Nonnen haben ihr ein Stipendium gegeben, sie konnte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen.« Keiner hat ihm das geglaubt.«

»So war es, Lucindita.« Urania schaut ihren Vater an, der wieder reglos und aufmerksam verharnt und ihnen zuhört.

»Es bot sich die Gelegenheit, in Michigan zu studieren, und ich war nicht dumm und hab sie genutzt.«

»Das verstehe ich ja«, lenkt ihre Cousine ein. »Auch daß

du dieses Stipendium verdient hast. Aber warum bist du so fluchtartig abgereist? Warum hast du mit deiner Familie, mit deinem Vater, mit deinem Land gebrochen?»

»Ich war immer ein bißchen verrückt, Lucindita. Aber ich habe oft an euch gedacht, auch wenn ich euch nicht geschrieben habe. Besonders an dich.«

Das war gelogen. Du hast niemanden vermißt, nicht einmal Lucinda, die Cousine und Mitschülerin, die Vertraute und Komplizin der Kinderstreiche. Du wolltest sie genauso vergessen wie Manolita, Tante Adelina und deinen Vater, diese Stadt und dieses Land damals, in den ersten Monaten im fernen Adrian, in dem prächtigen Campus mit sauberen Gärten, mit Begonien, Tulpen, Magnolien, Rosenrabatten und hohen Pinien, deren harziger Duft bis in das kleine Zimmer drang, das du im ersten Jahr mit vier Kommilitoninnen teiltest, darunter Alina, die kleine Schwarze aus Georgia, deine erste Freundin in dieser neuen Welt, die so anders war als die deiner ersten vierzehn Jahre. Wußten die Ordensschwwestern in Adrian, warum du dank Sister Mary, der Studiendirektorin der Santo-Domin-go-Schule, »fluchtartig« das Land verlassen hattest? Sie mußten es wissen. Hätte Sister Mary sie nicht über die Vorgänge unterrichtet, hätte man dir nicht in dieser überstürzten Weise das Stipendium gegeben. Die Sisters verhielten sich mit beispielhafter Diskretion, denn in den vier Jahren, die Urania an der Siena Heights University verbrachte, hatte keine von ihnen jemals die geringste Anspielung auf die Geschichte gemacht, die wie ein Riß in deiner Erinnerung war. Im übrigen bereuten sie nicht, so großzügig gewesen zu sein: Du warst die erste Absolventin dieser Universität, die in Harvard angenommen wurde und an der angesehensten Universität der Welt mit Ehren ihren Abschluß machte. Adrian, Michigan! So viele Jahre war sie nicht mehr dort gewesen. Bestimmt war es nicht mehr dieses Provinznest von Farmern, die sich bei Sonnenuntergang in ihre Häuser zurückzogen, so daß die Straßen verlassen dalagen, von Familien, deren Horizont nur bis zu den Nachbardörfern reichte, die sich wie

Zwillinge ausnehmen – Clinton und Chelsea – und deren größtes Vergnügen darin bestand, am berühmten Grillhuhnfest in Manchester teilzunehmen. Ein sauberes Städtchen, Adrian, hübsch, vor allem im Winter, wenn der Schnee die geraden Straßen – wo man Eislaufen und Skifahren konnte – mit den weißen Baumwollflocken zudeckte, die du fasziniert vom Himmel fallen sahst und aus denen die Kinder Figuren formten, und in dem du vor Bitterkeit, vielleicht vor Langeweile gestorben wärest, wenn du dich nicht in dein Studium gestürzt hättest.

Ihre Cousine redet ohne Pause.

»Wenig später haben sie Trujillo umgebracht, und dann kam all das Unheil. Weißt du, daß die *caliés* in die Schule gestürmt sind? Sie haben die Sisters geschlagen, Sister Heien Claire hatte das Gesicht voller blauer Flecken und Kratzer, und sie haben *Badulaque* getötet, den Schäferhund. Fast hätten sie auch unser Haus angesteckt, wegen der Verwandtschaft mit deinem Papa. Sie sagten, Onkel Agustín habe dich in die Vereinigten Staaten geschickt, weil er ahnte, was kommen würde.«

»Na ja, das auch, er wollte mich forthaten von hier«, unterbricht Urania sie. »Obwohl er in Ungnade gefallen war, wußte er, daß die Trujillo-Gegner Rechenschaft von ihm fordern würden.«

»Auch das verstehe ich«, murmelt Lucinda. »Aber nicht, daß du nichts mehr von uns wissen wolltest.«

»Da du immer ein gutes Herz gehabt hast, wette ich, daß du nicht böse auf mich bist«, sagt Urania lachend. »Hab ich recht?«

»Natürlich nicht«, nickt ihre Cousine. »Wenn du wüßtest, wie sehr ich meinen Vater gedrängt habe, mich in die Vereinigten Staaten zu schicken. Zu dir, an die Siena Heights University. Ich hatte ihn überzeugt, glaube ich, als das Desaster passierte. Alle begannen über uns herzufallen, fürchterliche Lügen über die Familie zu verbreiten, nur weil meine Mutter die Schwester eines Trujillo-Anhängers war. Niemand erinnerte sich daran, daß Trujillo deinen Vater am Ende wie einen Hund behandelt

hatte. Du hast Glück gehabt, daß du in diesen Monaten nicht hier warst, Uranita. Alle waren halbtot vor Angst. Ich weiß nicht, wieso sie Onkel Agustín nicht das Haus über dem Kopf angezündet haben. Aber sie haben es mehrmals mit Steinen beworfen.«

Sie wird von einem kurzen Klopfen an der Tür unterbrochen.

»Ich wollte Sie nicht stören.« Die Krankenschwester zeigt auf den Invaliden. »Aber es ist Zeit für ihn.«

Urania schaut sie verständnislos an.

»Für sein Geschäft«, erklärt ihr Lucinda mit einem Blick auf den Nachtopf. »Er ist pünktlich wie eine Uhr. Was für ein Glück. Ich habe Verdauungsprobleme und esse Trockenpflaumen. Die Nerven, heißt es. Schön also, gehen wir ins Wohnzimmer.«

Während sie die Treppe hinuntergehen, muß Urania an die Monate und Jahre in Adrian denken, an die strenge Bibliothek mit den hohen Glasfenstern, neben der Kapelle und dem Speisesaal, in der sie den größten Teil der Zeit verbrachte, wenn sie nicht in Vorlesungen oder Seminaren saß. Wo sie studierte, las, Hefte vollkritzelte, Aufsätze, Buchexzerpte schrieb, in dieser methodischen, intensiven, hochkonzentrierten Weise, die die Lehrer so an ihr schätzten und die einige Kommilitoninnen bewunderten und andere haßten. Es war nicht der Wunsch, zu lernen, erfolgreich zu sein, der dich in die Bibliothek trieb, sondern das Bedürfnis, dich zu betäuben, dich in diesen Materien zu verlieren – Wissenschaft oder Literatur, das war egal –, um nicht denken zu müssen, um die dominikanischen Erinnerungen zu verdrängen.

»Aber du bist ja in Sportkleidung«, bemerkt Lucinda, als sie im Wohnzimmer sind, vor dem Fenster, das auf den Garten hinausgeht. »Sag bloß, du hast heute morgen schon Aerobic gemacht.«

»Ich bin auf der Uferpromenade gelaufen. Und als ich zurück ins Hotel wollte, haben mich die Füße hierher getragen, so, wie ich bin. Seit meiner Ankunft vor zwei Tagen wußte ich nicht, ob ich zu ihm gehen sollte oder

nicht. Ob es ein großer Schock für ihn sein würde. Aber er hat mich nicht einmal erkannt.«

»Er hat dich sehr wohl erkannt.« Ihre Cousine schlägt die Beine übereinander und holt eine Schachtel Zigaretten und ein Feuerzeug aus ihrer Handtasche. »Er kann nicht sprechen, aber er merkt, wer ins Zimmer kommt, und versteht alles. Manolita und ich kommen fast täglich her. Meine Mama kann nicht, seit sie sich die Hüfte gebrochen hat. Wenn wir einen Tag nicht kommen, dann zieht er am nächsten Tag ein Gesicht.«

Sie schaut Urania in einer Weise an, daß diese denkt: »Noch mehr Vorwürfe.« Tut es dir nicht leid, daß dein Vater seine

letzten Jahre in dieser Verlassenheit verbringt, in den Händen einer Krankenschwester und nur von zwei Nichten besucht? Ist es nicht deine Aufgabe, an seiner Seite zu sein, ihm Liebe zu geben? Glaubst du, du hast deine Pflicht getan, weil du ihm eine Pension zukommen läßt? All das steht in Lucindas hervorspringenden Augen. Aber sie wagt nicht, es zu sagen. Sie bietet Urania eine Zigarette an und ruft aus, als diese ablehnt:

»Du rauchst natürlich nicht. Das konnte ich mir denken, wo du in den Vereinigten Staaten lebst. Dort gibt es eine Anti-Raucher-Psychose.«

»Ja, eine wahre Psychose«, räumt Urania ein. »In der Kanzlei haben sie auch das Rauchen verboten. Mir ist das egal, ich habe nie geraucht.«

»Die perfekte Frau«, sagt Lucindita lachend. »Sag mal, meine Liebe, ganz im Vertrauen, hast du jemals irgendein Laster gehabt? Hast du irgendwann einmal eine von diesen Torheiten begangen, die alle begehen?«

»Einige«, lacht Urania. »Aber die kann man nicht erzählen.«

Während sie sich mit ihrer Cousine unterhält, mustert sie das Wohnzimmer. Die Möbel sind dieselben, das läßt ihre Abgewetztheit erkennen; der Sessel hat einen abgebrochenen Fuß und wird von einem untergelegten Holzkeil abgestützt; der zerschlissene, löchrige Bezug hat

die Farbe eingebüßt, die, so erinnert sich Urania, blaßrot war, ein Rot wie der Bodensatz einer Weinflasche. Schlimmer als die Möbel sehen die Wände aus: Feuchtigkeitsflecken überall, und an vielen Stellen erscheint das nackte Mauerwerk. Die Vorhänge sind verschwunden; es ist nur noch die Holzstange da mit den Ringen, an denen sie befestigt waren.

»Du wunderst dich, wie schäbig es hier aussieht.« Ihre Cousine stößt einen Mundvoll Rauch aus. »Bei uns ist es genauso, Urania. Trujillos Tod hat die Familie ruiniert, das ist die Wahrheit. Meinen Papa haben sie aus dem Tabakkonsortium hinausgeworfen, er hat nie wieder Arbeit gefunden. Weil er Schwager deines Vaters ist, nur deshalb. Na ja, den Onkel hat es schlimmer getroffen. Sie stellten Ermittlungen über ihn an, erhoben

alle denkbaren Anklagen, machten ihm Prozesse. Ihm, der bei Trujillo in Unnade gefallen war. Sie konnten ihm nichts beweisen, aber sein Leben war auch ruiniert. Ein Glück, daß es dir gutgeht und du ihm helfen kannst. In der Familie könnte das niemand. Alle pfeifen wir auf dem letzten Loch. Armer Onkel Agustín! Er war nicht wie so viele andere, die sich anpaßten. Er hat sich aus Anständigkeit ruiniert!«

Urania hört ihr ernst zu, ihre Augen ermuntern Lucinda, weiterzusprechen, aber im Geist ist sie in Michigan, in der Siena Heights University, und durchlebt noch einmal jene vier Jahre fanatischen, rettenden Studiums. Die einzigen Briefe, die sie las und beantwortete, waren die von Sister Mary. Sie waren liebevoll, diskret und erwähnten die Sache nie, obwohl Urania, wenn Sister Mary es getan hätte – die einzige Person, der sie sich anvertraut hatte, die Person, der die glänzende Lösung eingefallen war, sie fortzubringen, nach Adrian, und die den Senator Cabral aufgefordert hatte, diese Lösung zu akzeptieren – , sich nicht geärgert hätte. Wäre es eine Erleichterung gewesen, sich ab und zu in einem Brief an Sister Mary über das Phantom auszulassen, das ihr nie Ruhe ließ?

Sister Mary erzählte ihr von der Schule, von den großen Ereignissen, von den turbulenten Monaten nach der

Ermordung Trujillos, von Ramfis' Verschwinden und dem der ganzen Familie, von den Regierungswechseln, den Zusammenstößen auf der Straße, den Unruhen, sie interessierte sich für ihr Studium, sie beglückwünschte sie zu ihren akademischen Erfolgen.

»Wie kommt es eigentlich, daß du nie geheiratet hast, Mädchen?« Lucindita zieht sie mit den Augen aus. »An Angeboten hat es dir bestimmt nicht gefehlt. Du siehst noch immer gut aus. Entschuldige, aber du weißt ja, wir Dominikanerinnen sind neugierig.«

»Ehrlich gesagt, ich weiß nicht, warum«, sagt Urania, die Schultern zuckend. »Vielleicht aus Zeitmangel. Ich bin immer zu beschäftigt gewesen; erst mit dem Studium und dann mit der Arbeit. Ich habe mich daran gewöhnt, allein zu leben, ich könnte mein Leben nicht mit einem Mann teilen.« Sie hört sich reden und glaubt nicht, was sie sagt. Lucinda dagegen zieht ihre Worte nicht in Zweifel.

»Du hast gut daran getan, Mädchen«, sagt sie traurig. »Was hat es mir genützt, daß ich geheiratet habe, hm? Der Schuft von Pedro hat mich mit zwei kleinen Mädchen sitzengelassen. Er ist eines Tages ausgezogen und hat mir nie einen Pfennig geschickt. Ich mußte zwei Mädchen großziehen und dafür die langweiligsten Dinge tun, Häuser vermieten, Blumen verkaufen, Chauffeure unterrichten, die der Gipfel an Frechheit sind, du kannst dir das nicht vorstellen. Da ich nichts gelernt habe, war es das einzige, was ich gefunden habe. Du Glückliche. Du hast einen Beruf und verdienst deinen Lebensunterhalt in der Hauptstadt der Welt mit einer interessanten Arbeit. Gut, daß du nicht geheiratet hast. Aber du wirst doch Abenteuer haben, oder?«

Urania fühlt, wie ihre Wangen brennen, und ihre Röte bringt Lucinda zu Lachen:

»Ui, ui, wie rot du geworden bist. Du hast einen Liebhaber! Erzähl mir. Ist er reich? Sieht er gut aus? Gringo oder Latino?«

»Ein Herr mit silbergrauen Schläfen, sehr distinguiert«, erfindet Urania. »Verheiratet und mit Kindern. Wir sehen uns

an den Wochenenden, wenn ich nicht auf Reisen bin. Eine angenehme Beziehung ohne Verpflichtungen.«

»Wie ich dich beneide, Mädchen!« Lucinda klatscht in die Hände. »Das ist mein Traum. Ein reicher und vornehmer alter Herr. Ich werde ihn mir in New York suchen müssen, hier sind die Alten alle unbrauchbar: fett und ohne einen roten Heller.«

In Adrian konnte sie es nicht vermeiden, zu einigen Partys zu gehen, mit anderen jungen Leuten Ausflüge zu machen, zu tun, als flirtete sie mit irgendeinem sommersprossigen Farmerssohn, der ihr etwas über Pferde oder riskante winterliche Kletterpartien in den beschneiten Bergen erzählte, aber sie mußte sich bei diesen Vergnügungen so sehr verstellen, daß sie erschöpft in ihr *dormitory* zurückkehrte und nach Vorwänden suchte, sich ihnen zu entziehen. Sie legte sich ein Repertoire von Entschuldigungen zurecht: Prüfungen, Arbeiten, Besuche, Unwohlsein, unaufschiebbare Fristen für die Abgabe *der papers*. Sie konnte sich nicht erinnern, in den Jahren in Harvard zu einer Party oder in Lokale gegangen zu sein oder ein einziges Mal getanzt zu haben.

»Manolita ist es in ihrer Ehe auch schlimm ergangen. Nicht, weil ihr Mann ein Weiberheld gewesen wäre wie meiner. Cocuyo (na ja, er heißt Esteban) kann keiner Fliege was zuleide tun. Aber er taugt zu nichts, überall werfen sie ihn wieder raus. Jetzt hat er einen kleinen Job in einem dieser Hotels, die sie in Punta Cana für Touristen gebaut haben. Er verdient einen Hundelohn, und meine Schwester sieht ihn gerade ein- oder zweimal im Monat. Ist das vielleicht eine Ehe?«

»Erinnerst du dich an Rosalía Perdomo?« unterbricht Urania sie.

»Rosalía Perdomo?« Lucinda sucht in ihrer Erinnerung, mit halbgeschlossenen Augen. »Ehrlich gesagt, nein... Aber natürlich! Die Rosalía der Geschichte mit Ramfis Trujillo? Man hat sie hier nie wieder gesehen. Sie haben sie bestimmt ins Ausland geschickt.«

Uranias Aufnahme in Harvard wurde in der Siena Heights

University wie ein großes Ereignis gefeiert. Bislang war ihr nicht klargewesen, welches Prestige diese Universität in den Vereinigten Staaten besaß und wie ehrfurchtsvoll man sich auf alle bezog, die dort ihren Abschluß gemacht hatten, studierten oder unterrichteten. Es geschah auf die natürlichste Weise; wenn sie es sich vorgenommen hätte, wäre es nicht so leicht gewesen. Sie war im letzten Jahr. Die Berufsberaterin beglückwünschte sie zunächst zu ihren Studienerfolgen und fragte sie dann, welche beruflichen Pläne sie habe, und Urania antwortete: »Mir würde Jura gefallen.« »Damit kann man viel Geld verdienen«, erwiderte Dr. Dorothy Sallison. Aber Urania hatte »Jura« gesagt, weil es das erste war, was ihr auf der Zunge lag, sie hätte auch sagen können Medizin, Ökonomie oder Biologie. Nie hattest du an deine Zukunft gedacht, Urania; du warst so durch die Vergangenheit gelähmt, daß du nicht auf den Gedanken kamst, an das zu denken, was vor dir lag. Dr. Sallison ging

mit ihr verschiedene Möglichkeiten durch, und sie entschieden sich für vier prestigereiche Universitäten: Yale, Notre Dame, Chicago und Stanford. Einen oder zwei Tage nachdem sie die Anträge ausgefüllt hatten, rief Dr. Sallison sie an: »Warum nicht auch Harvard? Man verliert nichts dabei.« Urania erinnert sich an die Reisen zu den Vorstellungsgesprächen, an die von den Dominikanerinnen organisierten Übernachtungen in den religiösen Herbergen. Und an die Freude von Dr. Sallison, von Ordensschwestern und Kommilitonen, als die Antworten der Universitäten eintrafen, auch von Harvard, und sie angenommen wurde. Man richtete ihr ein Fest aus, auf dem sie tanzen mußte. Ihre vier Jahre in Adrian hatten ihr erlaubt zu leben, etwas, von dem sie geglaubt hatte, sie würde es nie wieder können. Deshalb empfand sie tiefe Dankbarkeit gegenüber den Ordensschwestern. Dennoch war Adrian in ihrer Erinnerung eine schlafwandlerische, Ungewisse Epoche, in der das einzig Konkrete die endlosen Stunden in der Bibliothek waren, in denen sie arbeitete, um nicht denken zu müssen.

Cambridge, Massachusetts war etwas anderes. Dort begann sie, ein neues Leben zu leben, zu entdecken, daß das Leben sich lohnte, daß Studieren nicht nur eine Therapie, sondern auch ein Genuß war, ein erregendes Vergnügen. Wie hatte sie den Unterricht, die Vorträge, die Seminare genossen! Sie war wie betäubt vom Reichtum der Möglichkeiten (außer Jura hörte sie als Gasthörerin eine Vorlesung über lateinamerikanische Geschichte und nahm an einem Seminar über die Karibik und einem Zyklus über dominikanische Sozialgeschichte teil); der Tag hatte nicht genug Stunden und der Monat nicht genug Wochen, um ihr zu erlauben, alles zu tun, was sie reizte.

Jahre voller Arbeit, nicht nur geistiger Art. Im zweiten Harvard-Jahr teilte ihr Vater ihr in einem dieser Briefe, die sie nie beantwortete, mit, er sehe sich angesichts der schlechten Situation gezwungen, die fünfhundert Dollar, die er ihr pro Monat schickte, auf zweihundert zu kürzen. Dank des Studentendarlehens, das sie erhielt, war ihr Studium gesichert. Aber um ihre

frugalen Bedürfnisse zu befriedigen, arbeitete sie in ihrer Freizeit als Verkäuferin in einem Supermarkt, als Kellnerin in einer Pizzeria in Boston, als Austrägerin einer Apotheke und – am wenigsten beschwerlich – als Gesellschaftsdame und Vorleserin eines gelähmten Millionärs polnischer Herkunft, Mr. Melvin Makovsky, dem sie von fünf bis acht Uhr abends in seinem in der Massachusetts Avenue gelegenen viktorianischen Haus mit granatroten Mauern umfangreiche Romane des 19. Jahrhunderts vorlas (*Krieg und Frieden*, *Moby Dick*, *Bleak House*, *Pamela*) und der ihr nach drei Monaten Vorlesen völlig unerwartet einen Heiratsantrag machte.

»Gelähmt?« Lucinda reißt die großen Augen auf.

»Und siebzigJahre alt«, ergänzt Urania. »Steinreich. Er machte mir einen Heiratsantrag, ja. Ich sollte ihm Gesellschaft leisten und vorlesen, weiter nichts.«

»Wie dumm«, sagt Lucinda empört. »Du hättest ihn beerbt, du wärst Millionärin.«

»Du hast recht, das wäre ein glänzendes Geschäft

gewesen.«

»Aber du warst jung, idealistisch und hast geglaubt, man müsse aus Liebe heiraten.« Ihre Cousine liefert ihr gleich die Erklärungen mit. »Als wenn das von Dauer wäre. Ich habe mir auch eine Gelegenheit entgehen lassen, mit einem stinkreichen Arzt. Er verzehrte sich nach mir. Aber er war ein bißchen dunkel, man sagte ihm eine haitianische Mutter nach. Es waren keine Vorurteile, aber wenn mein Kind nun einen Sprung rückwärts gemacht hätte und kohlschwarz geworden wäre?«

Sie studierte so gern, sie war so froh in Harvard, daß sie daran dachte, sich der Lehre zu widmen, zu promovieren. Sie hatte jedoch keine Mittel dafür. Ihr Vater befand sich in einer zunehmend schwierigen Situation, im dritten Jahr stellte er auch die gekürzte Monatszahlung ein, so daß sie ihren Abschluß machen und so bald wie möglich anfangen mußte, Geld zu verdienen, um das Studiendarlehen zurückzuzahlen und ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Das Prestige der juristischen Fakultät von Harvard war ungeheuer groß; als sie Bewerbungen zu verschicken begann, lud man man sie zu zahlreichen

Gesprächen ein. Sie entschied sich für die Weltbank. Der Abschied tat ihr weh; in diesen Jahren in Cambridge legte sie sich das »perverse Hobby« zu: das Lesen und Sammeln von Büchern über die Ära Trujillo.

Auch im schäbigen Wohnzimmer gibt es ein Photo von ihrer Graduiertenfeier – ein Morgen mit strahlender Sonne, die den *Yard* mit seinen Markisen, mit den eleganten Kleidern und viel-farbenen Baretten und Togen der Professoren und Graduierten erleuchtete –, das gleiche wie im Schlafzimmer des Senators Cabral. Wie hatte er es wohl bekommen? Sie hatte es ihm natürlich nicht geschickt. Ah, Sister Mary. Dieses Photo hatte sie ihr an die Santo-Domingo-Schule geschickt; bis zum Tod der Nonne stand Urania mit Sister Mary in Briefwechsel. Diese karitative Seele hatte den Senator Cabral bestimmt über Uranias Leben auf dem laufenden gehalten. Sie sieht sie in der Erinnerung auf das Geländer des Balkons gestützt, der

nach Südosten geht, den Blick aufs Meer gerichtet, im oberen Stockwerk, wo die Nonnen lebten und die Schülerinnen keinen Zutritt hatten; ihre dürre Gestalt schrumpfte in der Entfernung, vom Hof aus, in dem die Schäferhunde – *Badulaque* und *Brutus* – zwischen den Tennisplätzen, dem Volleyballfeld und dem Swimmingpool herumtollten.

Es ist heiß, sie ist schweißnaß. Nie hat sie einen solchen Hitzedunst, einen ähnlichen vulkanischen Hauch in den ebenfalls heißen New Yorker Sommern erlebt, die die Kaiduft der Klimaanlage jedoch erträglicher macht. Dies war eine andere Hitze: die Hitze ihrer Kindheit. Auch nicht diese Symphonie aus Huptönen, Stimmen, Musik, Gebell, kreischenden Bremsen, die durch die Fenster dringt und sie und ihre Cousine zwingt, laut die Stimme zu heben.

»Stimmt es, daß Johnny Abbes Papa verhaftete, als sie Trujillo umbrachten?«

»Hat er dir das nicht erzählt?« sagt ihre Cousine überrascht.

»Da war ich schon in Michigan«, erinnert sie Urania.

Lucinda nickt, mit einem halben entschuldigenden Lächeln.

»Natürlich hat er ihn verhaftet. Die drehten doch alle durch, Ramfis, Radhamés, die Trujillo-Leute. Sie machten sich daran, die Leute aufs Geratewohl umzubringen und ins Gefängnis zu werfen. Na ja, ich erinnere mich nicht so genau. Ich war ein kleines Mädchen, Politik war mir piepegal. Wegen der Distanzierung zwischen Onkel Agustín und Trujillo dachten sie bestimmt, daß er an dem Komplott beteiligt war. Sie steckten ihn in dieses schreckliche Gefängnis, La Cuarenta, das Balaguer später abreißen ließ, wo jetzt eine Kirche steht. Meine Mama ging zu Balaguer, um mit ihm zu sprechen, ihn anzuflehen. Sie hielten ihn mehrere Tage fest, bis sie herausfanden, daß er nicht an der Verschwörung beteiligt war. Danach gab der Präsident ihm einen elenden kleinen Posten, der wie ein Witz wirkte: Gehilfe im Personenstandsregister des Dritten Bezirks.«

»Hat er euch erzählt, wie man ihn in La Cuarenta behandelt

hat?«

Lucinda stößt einen Mundvoll Rauch aus, der einen Augenblick lang ihr Gesicht vernebelt.

»Vielleicht meinen Eltern, aber nicht Manolita und mir, wir waren noch zu klein. Onkel Agustín schmerzte es, daß sie dachten, er könnte Trujillo verraten haben. Jahrelang hörte ich ihn über die himmelschreiende Ungerechtigkeit klagen, die man ihm angetan hatte.«

»Dem treuesten Diener des Generalissimus«, sagt Urania spöttisch. »Er, der imstande war, für Trujillo Greueltaten zu begehen, verdächtigt, Komplize seiner Mörder zu sein. Was für eine Ungerechtigkeit, wahrhaftig!«

Sie verstummt, weil sich im runden Gesicht ihrer Cousine Mißbilligung malt.

»Ich weiß nicht, warum du das mit den Greueltaten sagst«, murmelt sie verwundert. »Vielleicht hat mein Onkel sich mit seinem Glauben an Trujillo geirrt. Jetzt sagen sie, er war ein Diktator und so. Dein Vater hat ihm in gutem Glauben gedient. Trotz seiner hohen Ämter hat er sich nicht bereichert. Hat er es etwa getan? Er verbringt seine letzten Jahre wie ein armer Hund; ohne dich wäre er in einem Altersheim.«

Lucinda versucht offenbar, den Verdruß zu zügeln, der sich ihrer bemächtigt hat. Sie zieht ein letztes Mal an ihrer Zigarette, und da sie nicht weiß, wo sie sie ausdrücken soll – es gibt keine Aschenbecher im vernachlässigten Wohnzimmer –, wirft sie sie durchs Fenster in den verdorrten Garten.

»Ich weiß sehr wohl, daß mein Vater Trujillo nicht aus Gewinnsucht gedient hat.« Urania kann den sarkastischen Unterton nicht vermeiden. »Das erscheint mir nicht als mildernder Umstand. Eher erschwerend.«

Ihre Cousine schaut sie verständnislos an.

»Er hat es aus Bewunderung, aus Liebe zu ihm getan«, erklärt Urania. »Natürlich war es verletzend für ihn, daß Ramfis, Abbes García und die anderen ihm mißtrauten. Ihm, der fast verrückt wurde vor Verzweiflung, als Trujillo sich von ihm abwandte.«

»Gut, vielleicht hat er sich geirrt«, wiederholt ihre Cousine, während ihre Augen sie darum bitten, das Thema zu wechseln. »Gib wenigstens zu, daß er sehr anständig war. Er hat sich auch nicht angepaßt, wie so viele, die mit den Regierungen danach weiter das große Leben geführt haben, vor allem während der drei Amtszeiten von Balaguer.«

»Mir wäre es lieber gewesen, er hätte Trujillo aus Eigennutz gedient, um sich zu bereichern oder Macht zu haben«, sagt Urania und sieht abermals Verwirrung und Mißbilligung in Luandas Augen. »Alles, nur nicht sehen, wie er jammert, weil Trujillo ihm keine Audienz gewährt, weil im Öffentlichen Forum Briefe mit Beschimpfungen gegen ihn erscheinen.«

Es ist eine hartnäckige Erinnerung, die sie in Adrian und Cambridge quälte, sie in abgeschwächter Form in ihren Jahren bei der Weltbank, in Washington D.C. begleitete und jetzt in Manhattan noch immer plötzlich anfällt: der hilflose Senator Agustín Cabral, der ruhelose Runden in diesem Wohnzimmer drehte und sich fragte, welche Intrige der Flüchtige Verfassungsrechtler, der salbungsvolle Balaguer, der zynische Virgilio Álvarez Pina oder Paíno Pichardo gegen ihn angezettelt hatten, damit der Generalissimus ihn über Nacht seiner Existenz beraubte. Denn was für eine Existenz konnte ein Senator und Ex-Minister haben, dem der Wohltäter keinen Brief beantwortete und nicht erlaubte, im Kongreß zu erscheinen? Wiederholte sich mit ihm die Geschichte von Anselmo Paulino? Würden die *caliés* ihn irgendwann früh am Morgen holen kommen, um ihn in einem Kerker zu begraben? Würden *La Nación* und *El Caribe* voll widerwärtiger Nachrichten über seine Diebstähle, Unterschlagungen, Treulosigkeiten und Verbrechen erscheinen?

»In Ungnade zu fallen war schlimmer für ihn, als wenn man den liebsten Menschen seines Lebens umgebracht hätte.« Ihre Cousine hört ihr zu, mit wachsendem Unbehagen.

»War das der Grund für deinen Zorn, Uranita?« sagt sie

schließlich. »Die Politik? Aber ich kann mich sehr gut an dich erinnern, dich hat Politik nie interessiert. Zum Beispiel als mitten im Schuljahr diese beiden Mädchen kamen, die niemand kannte. Es hieß, sie seien *caliesas*, und niemand redete von etwas anderem, aber dich langweilte dieses politische Gerede, und du hast uns den Mund verboten.«

»Politik hat mich nie interessiert«, bestätigt Urania. »Du hast recht, warum über Dinge reden, die fünfunddreißig Jahre zurückliegen.«

Die Krankenschwester taucht auf der Treppe auf. Sie trocknet sich die Hände an einem blauen Lappen.

»Schön sauber und gepudert wie ein Baby«, verkündet sie ihnen. »Sie können hinaufgehen, wann Sie wollen. Ich werde Don Agustín das Mittagessen machen. Für Sie auch, Senora?«

»Nein danke«, sagt Urania. »Ich gehe ins Hotel, dort kann ich dann auch endlich duschen und mich umziehen.«

»Heut abend kommst du auf jeden Fall zu uns zum Abendessen. Du wirst meiner Mama eine Riesenfreude machen. Ich werde auch Manolita anrufen, sie wird in die Luft springen.« Lucinda verzieht traurig das Gesicht. »Du wirst dich aber ziemlich wundern. Erinnerst du dich, wie groß und schön das Haus war? Es ist nur noch die Hälfte übrig. Als Papa starb, mußten wir den Garten verkaufen, mit der Garage und den Dienstbotenzimmern. Na ja, Schluß damit. Durch dich habe ich wieder

an diese Kindheitsjahre denken müssen. Wir waren glücklich, nicht? Es kam uns nicht in den Sinn, daß sich alles ändern könnte, daß magere Jahre kommen würden. Gut, ich gehe, sonst bekommt Mama kein Mittagessen. Du kommst doch zum Abendessen, nicht? Und wirst nicht noch einmal fünfunddreißig Jahre verschwinden? Ach, du erinnerst dich doch an das Haus, in der Galle Santiago, fünf Straßen von hier entfernt.«

»Ich erinnere mich ganz genau.« Urania steht auf und umarmt ihre Cousine. »Dieses Viertel hat sich überhaupt nicht verändert.«

Sie begleitet Lucinda zur Haustür und verabschiedet sie mit

einer weiteren Umarmung und einem Kuß auf jede Wange. Als sie zusieht, wie sie sich in ihrem geblühten Kleid auf der in der Sonne kochenden Straße entfernt, begleitet von rabiatem Hundegebell, das von Hühnergegacker beantwortet wird, erfaßt sie Beklemmung. Was machst du hier? Was suchst du in Santo Domingo, in diesem Haus? Wirst du mit Lucinda, Manolita und Tante Adelina zu Abend essen? Die Arme wird ein Fossil sein, wie dein Vater.

Sie steigt die Treppe hinauf, langsam, um die Wiederbegegnung hinauszuzögern. Sie ist erleichtert, als sie ihn schlafend vorfindet: eingesunken in seinem Sessel, mit zusammengekniffenen Augen und offenstehendem Mund, während seine kümmerliche Brust sich regelmäßig hebt und senkt. »Ein Häufchen Mann.« Sie setzt sich auf das Bett und betrachtet ihn. Forscht ihn aus, ergründet ihn. Nach Trujillos Tod haben sie auch ihn festgenommen. Weil sie ihn für einen der Trujillisten hielten, die sich mit Antonio de la Maza, General Juan Tomás Díaz und dessen Bruder Modesto, mit Antonio Imbert und den anderen verschworen hatten. Was für ein Schrecken und was für ein Verdruß, Papa. Daß ihr Vater ebenfalls Opfer dieser Treibjagd geworden war, hatte sie viele Jahre später erfahren, durch eine beiläufige Erwähnung in einem Artikel über die Ereignisse in der Dominikanischen Republik 1961. Aber sie hatte nie Einzelheiten gekannt. Soweit sie sich erinnern konnte, hatte der Senator Cabral in den Briefen, die sie nicht beantwortete, diese

Erfahrung nie erwähnt. »Daß jemand sich auch nur eine Sekunde lang vorstellte, du hättest vorgehabt, Trujillo zu ermorden, muß dir genauso weh getan haben wie der Umstand, daß du in Ungnade gefallen warst, ohne zu wissen, warum.« Hatte Johnny Abbes persönlich ihn verhört? Ramfis? Pechito Leon Estévez? Hatte man ihn auf den Thron gesetzt? Stand ihr Vater in irgendeiner Verbindung zu den Verschwörern? Es stimmte, er hatte übermenschliche Anstrengungen vollbracht, um Trujillos Gunst wiederzuerlangen, aber was bewies das? Viele Verschwörer waren Trujillo, noch Augenblicke bevor sie ihn

umbrachten, in den Hintern gekrochen. Es konnte durchaus sein, daß Agustín Cabral als guter Freund von Modesto Díaz über das Komplott informiert war. War es nicht sogar Balaguer, wie manche behaupteten? Wenn der Präsident der Republik und der Minister der Streitkräfte auf dem laufenden waren, warum nicht ihr Vater? Die Verschwörer wußten, daß der Chef den Senator Cabral vor Wochen verstoßen hatte; es wäre nicht seltsam gewesen, wenn sie ihn als möglichen Verbündeten in Betracht gezogen hätten. Ihr Vater gibt dann und wann ein leises Schnarchen von sich. Wenn eine Fliege sich auf seinem Gesicht niederläßt, verscheucht er sie, ohne aufzuwachen, mit einer Kopfbewegung. Wie hast du erfahren, daß sie ihn umgebracht hatten? Am 30. Mai 1961 war sie schon in Adrian. Sie hatte begonnen, die Betäubung abzuschütteln, die Erschöpfung, die sie von der Welt und von sich selbst trennte und in einem schlafwandlerischen Zustand verharren ließ, als die Sister, die sie betreute, in das Zimmer trat, das Urania mit vier Kommilitoninnen teilte, und ihr die Schlagzeile der Zeitung zeigte, die sie in der Hand hielt: »*Trujillo killed.*« »Ich leih sie dir«, sagte sie. Was hast du gefühlt? Sie würde schwören, daß sie nichts fühlte, daß die Nachricht an ihr abglitt, ohne in ihr Bewußtsein zu dringen, wie alles, was sie in ihrer Umgebung sah und hörte. Es ist möglich, daß du die Nachricht nicht mal gelesen, daß du dich mit der Schlagzeile begnügt hast. Dagegen erinnert sie sich, daß Tage oder Wochen später in einem Brief von Sister Mary Einzelheiten über dieses Verbrechen standen, über das Eindringen der *caKés* in die Schule, um den Bischof Reilly herauszuholen, und über das Chaos und die Ungewißheit, in der sie lebten. Aber nicht einmal dieser Brief von Sister Mary änderte etwas an ihrer tiefen Gleichgültigkeit allem Dominikanischen und den Dominikanern gegenüber, von der sie erst Jahre später jener Kursus über die Geschichte der Antillen befreite. Bedeutet die plötzliche Entscheidung, nach Santo Domingo zu kommen, deinen Vater zu besuchen, daß du geheilt bist? Nein. Sonst hättest du Freude, Rührung empfunden

bei der Wiederbegegnung mit Lucinda, die so an dir hängt, Gefährtin der Nachmittags- und Vormittagsvorstellungen im Olympia und im Elite, an den Stränden oder im Country Club, und du hättest Mitleid gehabt mit dem offensichtlichen Mittelmaß ihres Lebens und damit, daß sie nicht die geringste Hoffnung hat, daß sich etwas daran ändert. Es hat dich nicht gefreut, gerührt oder geschmerzt. Es hat dich gelangweilt, weil diese Gefühligkeit und dieses Selbstmitleid dich abstoßen.

»Du bist ein Eiszapfen. Wie eine Dominikanerin wirkst du nicht gerade. Eher wirke ich wie ein Dominikaner.« So was, jetzt erinnerte sie sich an Steve Duncan, ihren Kollegen bei der Weltbank. 1985 oder 1986? So etwa. Es war an dem Abend in Taipeh gewesen, als sie zusammen in diesem Grand Hotel zu Abend aßen, in dem sie logierten, eine Art Hollywood-Pagode, von deren Fenstern aus die Stadt wie ein Mantel aus Glühwürmchen aussah. Zum dritten, vierten oder zehnten Mal machte Steve ihr einen Heiratsantrag, und Urania sagte »nein«, schneidender als andere Male. Zu ihrer Überraschung sah sie, daß Steves hellhäutiges Gesicht sich verzog. Sie konnte das Lachen nicht verkneifen.

»Du wirst doch wohl nicht weinen, Steve. Aus Liebe zu mir? Oder hast du ein paar Whiskys über den Durst getrunken?«

Steve lächelte nicht. Er schaute sie eine Weile an, ohne zu antworten, und sagte dann jenen Satz. »Du bist ein Eiszapfen. Wie eine Dominikanerin wirkst du nicht gerade. Eher wirke ich wie ein Dominikaner.« Na so was, der Rothaarige hatte

sich in dich verliebt, Urania. Was mochte aus ihm geworden sein? Ein wunderbarer Mensch, Abschluß auf der Universität von Chicago in Wirtschaftswissenschaft, sein Interesse für die Dritte Welt umfaßte die Probleme der Entwicklung, ihre Sprachen und ihre Frauen. Er heiratete schließlich eine Pakistani, eine Angestellte der Bank, die im Kommunikationsbereich arbeitete.

Bist du ein Eiszapfen? Nur Männern gegenüber. Und nicht

bei allen. Bei Männern, deren Blicke, Bewegungen, Gesten, Worte eine Gefahr verkünden. Wenn du in ihrem Kopf oder in ihrem Körper die Absicht erahnst, dir den Hof zu machen, sich auf ein Abenteuer mit dir einzulassen. Dann läßt du sie diese polare Kälte spüren, die du auszustrahlen weißt, wie der Skunk seinen Pestgestank, mit dem er die Feinde in die Flucht schlägt. Eine Technik, die du mit der Meisterschaft beherrschst, die du in allem erreicht hast, was du dir vorgenommen hast: Studium, Arbeit, unabhängiges Leben. »Alles, außer Glücklichkeit.« Wäre sie glücklich geworden, wenn sie ihren Willen, ihre Disziplin darauf verwandt hätte und es ihr gelungen wäre, die unüberwindliche Ablehnung, den Ekel zu überwinden, den ihr Männer einflößen, in denen sie Begehren auslöst? Vielleicht. Du hättest eine Therapie machen, Hilfe bei einem Psychologen, einem Psychoanalytiker suchen können. Sie kannten Mittel gegen alles, auch gegen den Ekel vor dem Mann. Aber du wolltest keine Heilung. Im Gegenteil, du sahst es nicht als Krankheit, sondern als Charakterzug, wie deine Intelligenz, deine Einsamkeit und deine Leidenschaft für die gut gemachte Arbeit. Ihr Vater sitzt mit offenen Augen da und schaut sie leicht erschrocken an.

»Ich mußte an Steve denken, einen Kanadier bei der Weltbank«, sagt sie mit leiser Stimme, während sie ihn forschend betrachtet. »Ich wollte ihn nicht heiraten, und deshalb sagte er zu mir, ich sei ein Eiszapfen. Ein Vorwurf, der jede Dominikanerin beleidigen würde. Wir haben den Ruf, feurig zu sein, unschlagbar in der Liebe. Ich habe den gegenteiligen Ruf errungen: zickig, gleichgültig, frigide. Wie findest du das, Papa? Gerade eben mußte ich vor der Cousine Lucinda einen Liebhaber erfinden, damit sie nicht schlecht von mir denkt.«

Sie verstummt, weil sie bemerkt, daß der in seinem Sessel zusammengesunkene Invalide bestürzt wirkt. Er verscheucht die Fliegen nicht mehr, die in aller Ruhe auf seinem Gesicht herumspazieren.

»Ein Thema, über das ich gern mit dir gesprochen hätte,

Papa. Über Frauen, über Sex. Hast du nach Mamas Tod Abenteuer gehabt? Ich habe nie etwas bemerkt. Du wirktest nicht wie ein Frauenheld. Hat die Macht dich so sehr erfüllt, daß du keinen Sex brauchtest? Das kommt vor, sogar in diesem heißen Land. So ist es bei unserem ewigen Präsidenten Don Joaquín Balaguer, nicht? Junggeselle mit seinen neunzig Jahren. Er hat Liebesgedichte geschrieben, und man munkelt von einer heimlichen Tochter. Ich habe immer den Eindruck gehabt, daß Sex ihn nie interessiert hat, daß die Macht ihm das gegeben hat, was andere im Bett gefunden haben. War das bei dir auch so, Papa? Oder hattest du diskrete Abenteuer? Hat Trujillo dich zu seinen Orgien im Mahagonihaus eingeladen? Was geschah dort? Hat der Chef sich auch, wie Ramfis, einen Spaß daraus gemacht, Freunde und Höflinge zu demütigen, indem er sie zwang, sich die Beine zu rasieren, sich kurzzuscheren, sich zu schminken wie alte Lebedamen? Machte er diese Spaße? Auch mit dir?«

Der Senator Cabral ist so blaß geworden, daß Urania denkt: »Er wird gleich in Ohnmacht fallen/ Damit er sich beruhigen kann, wendet sie sich von ihm ab. Sie tritt zum Fenster und sieht hinaus. Sie spürt die Kraft der Sonne auf dem Schädel, auf der fieberheißen Haut ihres Gesichts. Sie schwitzt. Du solltest ins Hotel zurückgehen, die Badewanne mit Schaum füllen und ein langes Bad in kühlem Wasser nehmen. Oder hinuntergehen und in den gekachelten Swimmingpool springen und danach das kreolische Büffet im Restaurant des Hotels Jaragua probieren, es wird Bohnen mit Reis und Schweinefleisch geben. Aber du hast keine Lust dazu. Eher ist dir danach, zum Flughafen zu fahren, das erste Flugzeug nach New York zu besteigen und wieder dein Leben in der geschäftigen Kanzlei und in deiner Wohnung Ecke Madison und 73. Straße aufzunehmen.

Sie setzt sich wieder auf das Bett. Ihr Vater schließt die Augen. Schläft er oder tut er nur so, weil du ihm angst

machst? Du setzt dem armen Invaliden ziemlich zu. Wolltest du das? Ihn erschrecken, ihm ein paar schreckliche Stunden bereiten? Wirst du dich jetzt besser fühlen? Sie ist auf einmal müde, und da ihr die Augen zufallen, steht sie auf.

Mechanisch geht sie auf den großen Kleiderschrank aus dunklem Holz zu, der eine ganze Wand des Raumes einnimmt. Er ist halbleer. An ein paar Drahtbügeln hängen ein Anzug aus bleifarbenem Stoff, der wie eine Zwiebelschale ins Gelbliche spielt, und ein paar gewaschene, aber ungebügelte Hemden; zwei mit fehlenden Knöpfen. Das ist von der Garderobe des Senatspräsidenten Agustín Cabral übriggeblieben? Er war ein-• mal ein eleganter Mann. Jemand, der auf sich achtete und tadellos gekleidet war, wie es dem Chef gefiel. Was war aus den Smokings, den Fräcken, den dunklen Anzügen aus englischem Tuch, den weißen aus feinstem Leinen geworden? Wahrscheinlich hatten die Hausangestellten, die Krankenschwestern, die bedürftigen Verwandten sie im Lauf der Zeit mitgehen lassen.

Die Müdigkeit ist stärker als ihr Wille, wach zu bleiben. Schließlich legt sie sich auf das Bett und schließt die Augen. Bevor sie einschläft, kann sie gerade noch denken, daß dieses Bett nach altem Mann riecht, nach alten Laken, nach uralten Alpträumen.

XI

»Eine Frage, Exzellenz«, sagte Simon Gittleman, das Gesicht hochrot von Champagner und Wein oder vielleicht von der Heftigkeit seiner Gefühle. »Welche der Maßnahmen, die Sie ergriffen haben, um dieses Land groß zu machen, war die schwerste?«

Er sprach ein ausgezeichnetes Spanisch mit einem vagen Akzent, kein Vergleich mit der karikaturesken, fehlerhaften Sprache, der falschen Betonung der meisten Gringos, die durch die Amtsräume und Salons des Regierungspalastes gegangen waren. Wie sehr hatte sich Simons Spanisch seit 1921 verbessert, dem Jahr, in dem Trujillo, der junge Leutnant der Nationalgarde, als Schüler in der Offiziersschule in Haina angenommen wurde und den *manne* als Ausbilder bekam; damals radebrechte er ein barbarisches, mit Kraftausdrücken durchsetztes

Kauderwelsch. Gittleman hatte die Frage mit so lauter Stimme gestellt, daß die Gespräche verstummten und zwanzig – neugierige, heitere, ernste – Köpfe sich dem Wohltäter zuwandten und auf seine Antwort warteten.

»Ich kann dir antworten, Simon.« Trujillo sprach mit der schleppenden, hohlen Stimme der feierlichen Anlässe. Er richtete den Blick auf den Kristallüster mit den blütenförmigen Glühbirnen und fügte hinzu: »Am 2. Oktober 1937, in Dajabón.«

Es kam zu raschen Blickwechseln zwischen den Teilnehmern des Mittagessens, das Trujillo zu Ehren von Simon und Dorothy Gittleman nach dem Festakt gab, bei dem der ehemalige *marine* mit dem Verdienstorden Juan Pablo Duarte ausgezeichnet worden war. Bei seinen Dankesworten war Gittleman die Stimme gebrochen. Jetzt versuchte er zu erraten, worauf sich Seine Exzellenz bezog.

»Ach ja, die Haitianer!« Sein Schlag mit der Hand auf den Tisch ließ das feine Kristall der Gläser, Schüsseln und Flaschen klirren. »Der Tag, an dem Exzellenz beschlossen, den gordischen Knoten der haitianischen Invasion zu durchhauen.«

Alle hatten Weingläser, aber der Generalissimus trank nur Wasser. Er war ernst, in seine Erinnerungen versunken. Das Schweigen verdichtete sich. Hieratisch, theatralisch, hob der Generalissimus die Hände und zeigte sie den Gästen:

»Für dieses Land habe ich mich mit Blut befleckt«, erklärte er, jede Silbe betonend. »Damit die Neger uns nicht noch einmal kolonisierten. Es waren Zehntausende, überall. Die Dominikanische Republik würde heute nicht existieren. Wie 1840 wäre die ganze Insel Haiti. Die Handvoll überlebender Weißer würde den Negern dienen. Das war die schwerste Entscheidung in dreißig Regierungsjahren, Simon.«

»Wir haben Ihren Auftrag erfüllt und die Grenze von einem Ende zum anderen kontrolliert.« Der junge Abgeordnete Henry Chirinos beugte sich über die riesige Karte, die ausgebreitet auf dem Schreibtisch des Präsidenten lag,

und erläuterte: »Wenn das so weitergeht, wird es keine Zukunft für Quisqueya geben, Exzellenz.«

»Die Situation ist ernster, als man Ihnen gesagt hat, Exzellenz.« Der schmale Zeigefinger des jungen Abgeordneten Agustín Cabral fuhr über die punktierte rote Linie, die sich von Dajabón hinunter nach Pedernales schlängelte.

»Tausende und Abertausende, die sich auf Plantagen, auf dem freien Feld und in Gehöften niedergelassen haben. Sie haben die dominikanischen Arbeitskräfte verdrängt.«

»Sie arbeiten gratis, ohne Lohn, für das Essen. Da es in Haiti nichts zu essen gibt, erscheint ihnen ein bißchen Reis mit Bohnen mehr als genug. Sie kosten weniger als Esel und Hunde.«

Chirinos machte eine Geste und überließ seinem Freund und Kollegen das Wort:

»Es ist nutzlos, Plantagen- und Gutsbesitzern mit Vernunftgründen zu kommen, Exzellenz«, erläuterte Cabral. »Sie antworten, indem sie sich auf die Tasche klopfen. Was macht es schon, daß sie Haitianer sind, wenn sie bei der Zuckerrohrernte gut mit der Machete arbeiten und einen Hundelohn verlangen? Ich werde doch nicht aus Patriotismus gegen meine Interessen handeln.«

Er verstummte, schaute den Abgeordneten Chirinos an, und dieser löste ihn ab:

»In Dajabón, Elias Pina, Independencia und Pedernales hört man statt Spanisch nur die afrikanischen Grunzlaute des *creole*.«

Er schaute Agustín Cabral an, und dieser spann den Faden fort:

»Vodu, Hexerei, afrikanischer Aberglaube verdrängen die katholische Religion, die ebenso wie die Sprache und die Rasse Kennzeichen unserer nationalen Identität ist.«

»Wir haben Geistliche gesehen, die vor Verzweiflung geweint haben, Exzellenz«, sagte Chirinos mit Tremolo in der Stimme. »Vorchristliche Barbarei breitet sich im Land von Kolumbus, Juan Pablo Duarte und Trujillo aus. Die haitianischen Hexer haben größeren Einfluß als die Pfarrer. Die Heiler mehr als die Apotheker und Ärzte.«

»Die Armee hat nichts getan?« Simon Gittleman nahm einen Schluck Wein. Einer der weißuniformierten Diener beeilte sich, ihm nachzuschicken.

»Die Armee macht, was ihr Chef befiehlt, Simon, das weißt du.« Nur der Wohltäter und der ehemalige *marine* sprachen. Die anderen hörten zu, und ihre Köpfe bewegten sich von einem zum anderen. »Das Geschwür hatte sich bis weit nach oben gefressen. Montecristi, Santiago, San Juan, Azua wimmelten von Haitianern. Die Pest hatte sich ausgebreitet, ohne daß jemand etwas dagegen getan hätte. In Erwartung eines visionären Staatsmannes, dem die Hand nicht zittern würde.«

»Stellen Sie sich eine Hydra mit zahllosen Köpfen vor, Exzellenz.« Der junge Chirinos veranschaulichte das Bild mit zirzensischen Gebärden. »Diese Arbeitskräfte rauben dem Dominikaner die Arbeit, der, um zu überleben, sein Stück Land und sein kleines Haus verkauft. Wer kauft ihm das ab? Der reich gewordene Haitianer natürlich.«

»Das ist der zweite Kopf der Hydra, Exzellenz«, erklärte Cabral. »Sie nehmen dem Einheimischen die Arbeit weg und bemächtigen sich Stück um Stück unserer Souveränität.«

»Auch der Frauen.« Henry Chirinos sprach betont ernst und

seufzte wollüstig; seine rötliche Zunge erschien wie eine Schlange zwischen den dicken Lippen. »Nichts zieht das schwarze Fleisch so sehr an wie das weiße. Schändungen von Dominikanerinnen durch Haitianer sind an der Tagesordnung.«

»Ganz zu schweigen von den Diebstählen, den Einbrüchen«, bekräftigte der junge Agustín Cabral. »Die Verbrecherbanden überqueren den Masacre-Fluß, als gäbe es keine Zollposten, Kontrollen oder Patrouillen. Die Grenze ist ein Sieb. Die Banden fallen wie Heuschreckenschwärme über Dörfer und Plantagen her. Sie bringen das Vieh und alles, was sie an Essen, an Kleidung, an Schmucksachen finden, nach Haiti. Diese Region gehört uns nicht mehr, Exzellenz. Wir haben schon

unsere Sprache, unsere Religion, unsere Rasse verloren. Jetzt ist sie Teil der haitianischen Barbarei.«

Dorothy Gittleman, die kaum Spanisch sprach, langweilte sich gewiß bei diesem Dialog über ein Geschehen, das vierundzwanzig Jahre zurücklag, aber ab und zu nickte sie tiefernt, während sie den Generalissimus und ihren Ehemann anschaute, als entginge ihr keine Silbe des Gesagten. Man hatte sie zwischen den Marionettenpräsidenten Joaquín Balaguer und den Minister der Streitkräfte, General JoséRene Roman, plaziert. Sie war eine kleine, zerbrechliche, aufrechte alte Frau, verjüngt durch das sommerliche Kleid in Rosatönen. Während des Festakts, als der Generalissimus sagte, das dominikanische Volk werde niemals die Solidarität vergessen, die das Ehepaar Gittleman ihm in den schwierigen Momenten bewiesen habe, da so viele Regierungen ihm in den Rücken fielen, hatte auch sie ein paar Tränen vergossen.

»Ich wußte, was vor sich ging«, erklärte Trujillo. »Aber ich wollte es nachprüfen, um jeden Zweifel auszuräumen. Nicht einmal nach dem Bericht des Flüssigen Verfassungsrechtlers und Cerebritos, die ich ausgeschickt hatte, um das Terrain zu sondieren, habe ich eine Entscheidung getroffen. Ich beschloß, mich selbst zur Grenze zu begeben. Ich bin sie abgeritten, begleitet von Freiwilligen der Universitätsgarde. Ich konnte es mit eigenen Augen sehen: Sie waren erneut bei uns eingefallen, wie im Jahr 1822. Dieses Mal auf friedliche Weise. Durfte ich zulassen, daß die Haitianer weitere zweiundzwanzig Jahre in meinem Land blieben?«

»Kein Patriot hätte es zugelassen«, rief der Senator Henry Chirinos aus und hob sein Glas. »Schon gar nicht der Generalissimus Trujillo. Trinken wir auf Seine Exzellenz!« Trujillo fuhr fort, als hätte er nicht gehört:

»Konnte ich zulassen, daß die Neger die Dominikaner wie in diesen zweiundzwanzig Jahren Besetzung ermordeten, vergewaltigten und sogar in den Kirchen abschlachteten?« Der Flüssige Verfassungsrechtler schnaufte auf seinen

fehlgeschlagenen Trinkspruch hin, nahm einen Schluck Wein und widmete sich dem Zuhören.

»Während ich mit der Universitätsgarde, der Blüte der Jugend, an der Grenze entlangritt, richtete ich meinen Blick in die Vergangenheit«, fuhr der Generalissimus mit wachsender Emphase fort. »Ich dachte an das Morden in der Kirche von Moca. An den Brand von Santiago. An den Marsch von Dessalines und Cristóbal nach Haiti, mit neunhundert angesehenen Bürgern von Moca, die auf dem Weg starben oder als Sklaven unter den haitianischen Militärs verteilt wurden.«

»Wir haben den Bericht nun schon vor mehr als zwei Wochen vorgelegt, und der Chef unternimmt nichts«, sagte der junge Abgeordnete Chirinos besorgt. »Wird er irgendeine Entscheidung treffen, Cerebritito?«

»Ich werde ihm diese Frage nicht stellen«, antwortete Agustín Cabral. »Der Chef wird handeln. Er weiß, daß die Situation ernst ist.«

Beide hatten Trujillo auf dem Ritt entlang der Grenze begleitet, gemeinsam mit etwa hundert Freiwilligen der Universitätsgarde, und waren gerade in der Stadt Dajabón angekommen, mehr außer Atem als ihre Tiere. Trotz ihres jugendlichen Alters hätten beide es vorgezogen, ihre vom Ritt zerschlagenen Knochen auszuruhen, aber Seine Exzellenz gab einen Empfang für die Gesellschaft von Dajabón, und es wäre ihnen nie

eingefallen, ihn vor den Kopf zu stoßen. Da standen sie also, halb erstickt vor Hitze in ihren Hemden mit steifem Kragen und ihren Cuts, im festlich geschmückten Rathaus, wo Trujillo, frisch, als hätte er nicht seit dem Morgengrauen auf dem Pferd gesessen, in einer tadellosen blauen und grauen Uniform voller Ehrenzeichen und Gold- und Silbertressen zwischen den verschiedenen Gruppen hin und her ging und, ein Glas Carlos I. in der rechten Hand, Huldigungen entgegennahm. Auf einmal erblickte er einen jungen Offizier mit staubigen Stiefeln, der in den fahngeschmückten Salon stürzte.

»Du bist auf dieser Galaveranstaltung schwitzend und in

Kampfmontur erschienen.« Der Wohltäter wandte seinen Blick jäh dem Minister der Streitkräfte zu. »Es war widerwärtig.«

»Ich kam, um dem Kommandeur meines Regiments Bericht zu erstatten, Exzellenz«, sagte General Roman verwirrt, nach kurzem Schweigen, in dem sein Gedächtnis sich gewiß bemüht hatte, diese alte Begebenheit auszugraben.

»Eine haitianische Verbrecherbande ist gestern abend heimlich in das Land eingedrungen. Heute haben sie im Morgengrauen drei Landgüter in Capotillo und Paroli überfallen und sämtliches Vieh mitgenommen. Und außerdem drei Tote hinterlassen.«

»Du hast deine Laufbahn aufs Spiel gesetzt, als du damals in dieser Aufmachung vor mir erschienen bist«, tadelte ihn der Generalissimus mit nachträglichem Zorn. »Gut. Das ist der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt. Der Kriegsminister, der Innenminister und sämtliche anwesenden Militärs zu mir. Die anderen mögen sich bitte entfernen.«

Seine schrille dünne Stimme hatte sich in hysterische Höhen geschraubt, wie früher, wenn er Befehle in der Kaserne erteilte. Man gehorchte ihm sofort, inmitten eines Gesummtes wie von einem Wespenschwarm. Die Militärs bildeten einen dichten Kreis um ihn; die Damen und Herren wichen zu den Wänden zurück, so daß die Mitte des mit Papierschlängen, Papierblumen und dominikanischen Fähnchen geschmückten Salons verlassen dalag. Präsident Trujillo gab den Befehl in einem Atemzug:

»Ab Mitternacht werden die Einheiten der Armee und der Polizei dazu übergehen, jede Person haitianischer Herkunft, die sich illegal auf dominikanischem Territorium aufhält, mit Ausnahme derer, die auf den Zuckerrohrplantagen arbeiten, ohne Rücksicht zu vernichten.« Nachdem er sich geräuspert hatte, ließ er einen verhangenen Blick über die Runde der Offiziere

wandern. »Ist das klar?«

Die Köpfe nickten, einige mit überraschter Miene, andere mit dem Glanz wilder Freude in den Pupillen. Bevor sie gingen, schlugen sie die Hacken zusammen.

»Regimentskommandeur von Dajabón: Sperren Sie den Offizier, der in diesem widerwärtigen Aufzug hier erschienen ist, bei Wasser und Brot in die Zelle. Das Fest soll weitergehen. Amüsieren Sie sich!«

In Simon Gittlemans Gesicht mischten sich Bewunderung und Wehmut.

»Exzellenz haben nie gezögert, wenn es darum ging, zu handeln.« Der ehemalige *marine* wandte sich an den ganzen Tisch. »Ich hatte die Ehre, ihn an der Schule in Haina auszubilden. Vom ersten Augenblick an wußte ich, daß er es weit bringen würde. Daß es so weit sein würde, habe ich mir allerdings nicht vorgestellt.«

Er lachte, und vereinzelt freundliches Lachen antwortete ihm.

»Sie haben nie gezittert«, wiederholte Trujillo und zeigte erneut seine Hände. »Denn ich habe nur den Befehl zum Töten gegeben, wenn es unerlässlich war für das Wohl des Landes.«

»Ich habe irgendwo gelesen, Exzellenz, Sie hätten die Soldaten angewiesen, Macheten zu benutzen, statt zu schießen«, sagte Simon Gittleman. »Um Munition zu sparen?«

»Um die Pille zu versüßen, in Voraussicht der internationalen Reaktionen«, korrigierte ihn Trujillo süffisant. »Wenn man nur Macheten benutzte, konnte die Operation wie eine spontane Bewegung der Bauern erscheinen, ohne Beteiligung der Regierung. Wir Dominikaner sind großzügig, wir haben nie mit irgend etwas gespart, am wenigsten mit Munition.«

Der ganze Tisch reagierte mit herzlichem Lachen. Simon Gittleman auch, aber er fragte weiter:

»Stimmt das mit der Petersilie, Exzellenz? Daß man die Neger zwang, *perejil* zu sagen, um die Dominikaner von den Haitianern zu unterscheiden? Und daß man denen, die

es nicht aussprechen konnten, den Kopf abschnitt?»

»Ich habe diese Anekdote gehört«, sagte Trujillo schulterzuckend. »Es wird so manches geredet.«

i Er senkte den Kopf, als forderte ein tiefer Gedanke plötzlich i seine ganze Konzentration. Es war nicht passiert; sein Blick war noch immer scharf, und seine Augen erkannten weder auf dem Hosenschlitz noch im Schritt den verräterischen Fleck. Er schenkte dem ehemaligen *marine* ein freundliches Lächeln:

»Auch was die Toten betrifft«, sagte er spöttisch. »Frag diejenigen, die an diesem Tisch sitzen, und du wirst die unterschiedlichsten Zahlen hören. Du, zum Beispiel, Senator, wie viele waren es?«

Das dunkelhäutige Gesicht von Henry Chirinos reckte sich vor, strotzend vor Genugtuung, als erster vom Chef gefragt zu werden.

»Schwer zu sagen.« Er gestikulierte wie bei seinen Reden.

»Man hat das sehr übertrieben. Zwischen fünf- und achttausend, höchstens.«

»General Arredondo, du warst damals in Independencia und hast Hälse abgeschnitten. Wie viele?«

»Etwa zwanzigtausend, Exzellenz«, antwortete der beleibte General Arredondo, der in seiner Uniform wie in einem Käfig zu stecken schien. »Allein in der Region von Independencia waren es mehrere Tausend. Der Senator greift zu kurz. Ich war da. Zwanzigtausend, nicht weniger.«

»Und wie viele hast du selbst abgemurkst?« scherzte der Generalissimus. Wieder lief das Lachen wie in einer Welle um den Tisch, ließ die Stühle knarren und das Glas klirren.

»Was Sie über das Gerede gesagt haben, ist die reine Wahrheit, Exzellenz.« Der fettleibige Offizier fuhr hoch, während sein Lächeln zur Grimasse erstarrte. »Jetzt gibt man uns die ganze

Verantwortung. Falsch, völlig falsch! Die Armee gehorchte Ihrem Befehl. Wir versuchten, die Illegalen von den anderen zu trennen. Aber das Volk ließ uns nicht. Alle machten sich daran, Haitianer zu jagen. Bauern, Kaufleute und Beamte verrieten, wo sie sich versteckten, hängten sie

auf und schlugen sie mit Schaufeln tot. Manchmal verbrannten sie sie auch. An vielen Orten mußte die Armee einschreiten, um den Exzessen Einhalt zu gebieten. Man haßte sie, weil sie Diebe und Plünderer waren.«

»Präsident Balaguer, Sie gehörten zu denen, die nach den Ereignissen mit Haiti verhandelten«, fuhr Trujillo mit seiner Umfrage fort. »Wie viele waren es?«

Die verhuschte kleine Gestalt des Präsidenten der Republik, der fast in seinem Stuhl versank, streckte den gütigen Kopf vor. Nachdem er die Tischgesellschaft mit dem Blick des Kurzichtigen durch seine Brille hindurch gemustert hatte, ließ er jene sanfte, wohlklingende leise Stimme vernehmen, die bei den Dichterwettbewerben Gedichte vortrug, die Inthronisation von Senorita República Dominicana (deren Hofdichter er immer war) zelebrierte, die Menschenmengen bei Trujillos politischen Rundreisen anfeuerte oder die politischen Maßnahmen der Regierung vor der Nationalversammlung erläuterte.

»Die genaue Zahl konnte nie ermittelt werden, Exzellenz.« Er sprach langsam, mit professoralem Gestus. »Vorsichtige Schätzungen bewegen sich zwischen zehn- und fünfzehntausend. Bei den damaligen Verhandlungen mit der Regierung von Haiti vereinbarten wir eine symbolische Zahl: 2 7 5 o. So würde jede betroffene Familie theoretisch hundert Pesos erhalten von den 275000 , die die Regierung Eurer Exzellenz als Geste des guten Willens und im Hinblick auf die haitianisch-dominikanische Verständigung bar bezahlt hatte. Aber dazu kam es nicht, wie Sie sich erinnern werden.«

Er verstummte; in seinem kleinen runden Gesicht lag eine Spur von Lächeln, das seine hellen Augen hinter den dicken Brillengläsern schmaler machte.

»Warum gelangte diese Entschädigung nicht zu den Familien?« fragte Simon Gittleman.

»Weil der Präsident von Haiti, Sténio Vincent, der ein Gauerner war, das Geld behalten hat.« Trujillo brach in schallendes Lachen aus. »Es wurden nur 275000 bezahlt? Soweit ich mich erinnere, hatten wir 750000 Dollar

vereinbart, damit sie zu protestieren aufhörten.«

»In der Tat, Exzellenz«, erwiderte Dr. Balaguer sofort. Seine Ausdrucksweise war unverändert gelassen, perfekt. »Es wurden 750000 Pesos vereinbart, aber nur 275000 in bar. Die übrige halbe Million sollte in jährlichen Zahlungen von hunderttausend Pesos erfolgen, fünf Jahre lang. Ich erinnere mich jedoch genau, ich war damals Außenminister per interim, daß ich gemeinsam mit Don Anselmo Paulino, der mich bei der Verhandlung beriet, eine Klausel durchsetzte, nach der die Geldzahlungen an die Vorlage der in den zwei ersten Wochen des Monats Oktober 1937 ausgestellten Sterbeurkunden der 2750 anerkannten Opfer vor einem internationalen Gericht geknüpft waren. Haiti hat diese Bedingung nie erfüllt. Deshalb wurde die Dominikanische Republik von der Zahlung der Restsumme befreit. Die Reparationen betrugen nur den anfänglich geleisteten Betrag. Exzellenz beglichen ihn aus Ihrem Vermögen, so daß die Sache den Staat nicht einen Centavo kostete.«

»Eine lächerliche Summe für ein Problem, das uns hätte vernichten können«, schloß Trujillo, plötzlich ernst. »Es stimmt, es starben einige Unschuldige. Aber wir Dominikaner haben unsere Souveränität zurückgewonnen. Seitdem sind unsere Beziehungen mit Haiti ausgezeichnet, Gottseidank.«

Er wischte sich über den Mund und trank einen Schluck Wasser. Man hatte begonnen, den Kaffee zu servieren und Spirituosen anzubieten. Er trank keinen Kaffee und niemals Alkohol beim Mittagessen, außer in San Cristóbal, auf seinem Landgut Hacienda Fundación oder im Mahagonihaus, im kleinsten Kreis. Zwischen die Bilder jener blutigen Wochen im Oktober 1937, als die Nachricht des schrecklichen Ausmaßes, das die Jagd auf die Haitianer an der Grenze, im ganzen Land genommen hatte, in sein Amtszimmer gelangte, schob sich abermals die scheußliche, dumme, perplexen kleine Gestalt dieses Mädchens, das Zeugin seiner Demütigung geworden war. Er fühlte sich verhöhnt.

»Wo ist eigentlich der Senator Agustín Cabral, der berühmte Cerebritito?« Simon Gittleman wies auf den Flüssigen Verfassungsrechtler: »Ich sehe den Senator Chirinos, aber nicht seinen unzertrennlichen Partner. Was ist aus ihm geworden?«

Das Schweigen dauerte etliche Sekunden. Die Tischgäste hoben die Kaffeetäßchen an die Lippen, nahmen ein Schlückchen und musterten die Tischdecke, die Blumengebinde, das Kristall, den Deckenlüster.

»Er ist kein Senator mehr und setzt auch keinen Fuß mehr in diesen Palast«, erklärte der Generalissimus kategorisch und mit der Langsamkeit der kalten Wut, die ihn zuweilen erfaßte. »Er lebt, aber was dieses Regime betrifft, hat er zu existieren aufgehört.«

Der ehemalige *marine* leerte betreten sein Glas Cognac. Er mußte an die achtzig Jahre sein, schätzte der Generalissimus. Er hatte sich prächtig gehalten mit seinem spärlichen, kurzgeschorenen Haar, seinem aufrechten, schlanken Körper ohne ein Gramm Fett, seinem faltenlosen Hals, seinen energischen Gebärden und Bewegungen. Das Spinnennetz kleiner Runzeln, das seine Lider umgab und sich auf seinem gegerbten Gesicht ausbreitete, verriet sein langes Leben. Er verzog sein Gesicht, bemüht, das Thema zu wechseln.

»Was haben Exzellenz gefühlt, als Sie den Befehl gaben, diese Tausende von illegalen Haitianern zu beseitigen?«

»Frag deinen Ex-Präsidenten Truman, was er fühlte, als er den Befehl gab, die Atombombe über Hiroshima und Nagasaki abzuwerfen. Dann weißt du, was ich an jenem Abend in Dajabón gefühlt habe.«

Alle honorierten das Bonmot des Generalissimus. Die Spannung, die der ehemalige *marine* durch seine Erwähnung Agustín Cabrals ausgelöst hatte, verflüchtigte sich. Jetzt war es Trujillo, der das Thema wechselte:

»Vor einem Monat haben die Vereinigten Staaten eine Niederlage in der Schweinebucht erlitten. Der Kommunist Fidel Castro

hat Hunderte von Expeditionsteilnehmern gefangengenom-

men. Welche Folgen wird das in der Karibik haben, Simon?»

»Diese Expedition kubanischer Patrioten wurde von Präsident Kennedy verraten«, murmelte er betrübt. »Man hat sie ins Schlachthaus geschickt. Das Weiße Haus verbot die Deckung aus der Luft und die Unterstützung der Artillerie, die es ihnen zugesagt hatte. Die Kommunisten veranstalteten Zielschießen mit ihnen. Aber, gestatten Sie, Exzellenz. Ich habe mich gefreut, daß es so gekommen ist. Es wird eine Lehre für Kennedy und seine Regierung sein, die unterwandert ist von *fellow travellers*. Wie sagt man auf spanisch? Ja, Reisegefährten, rote Sympathisanten. Vielleicht entschließt er sich ja, ihnen den Laufpaß zu geben. Das Weiße Haus wird kein weiteres Fiasko wie in der Schweinebucht wollen. Das rückt die Gefahr, daß es *marines* in die Dominikanische Republik schickt, in weite Ferne.«

Bei den letzten Worten wurde der ehemalige *marine* von Rührung erfaßt und bemühte sich merklich, die Fassung zu bewahren. Trujillo war überrascht: Wäre sein alter Ausbilder bei der Vorstellung, seine Waffengefährten könnten landen, um das dominikanische Regime zu stürzen, beinahe in Tränen ausgebrochen?

»Verzeihen Sie die Schwäche, Exzellenz«, murmelte Simon Gittleman, der sich allmählich wieder faßte. »Sie wissen, daß ich dieses Land liebe, als wäre es mein eigenes.«

»Dieses Land ist dein eigenes, Simon«, sagte Trujillo.

»Daß Washington unter dem Einfluß der Links radikalen die *marines* ausschicken könnte, um den Regierungschef zu bekämpfen, der den Vereinigten Staaten wie kein anderer freundschaftlich verbunden ist, erscheint mir diabolisch. Deshalb verwende ich meine Zeit und mein Geld darauf, meinen Landsleuten die Augen zu öffnen. Deshalb sind Dorothy und ich nach Ciudad Trujillo gekommen, um an der Seite der Dominikaner zu kämpfen, wenn die *marines* landen.«

Eine Beifallssalve, die Teller, Gläser und Bestecke klirren

ließ, begrüßte die Rede des *marine*. Dorothy lächelte zustimmend, solidarisch mit ihrem Ehemann.

»Ihre Stimme, Mister Simon Gittleman, ist die wahre Stimme Nordamerikas«, begeisterte sich der Flüchtige Verfassungsrechtler speichelsprühend. »Trinken wir auf diesen Freund, auf diesen Ehrenmann. Auf Simon Gittleman, meine Herrschaften!«

»Einen Augenblick.« Die hohe, schneidende Stimme Trujillos ließ das erhitzte Ambiente in tausend Stücke brechen. Die Tischgäste sahen ihn verwirrt an; Chirinos erstarrte mit seinem erhobenen Glas. »Auf unsere geschwisterlichen Freunde Dorothy und Simon Gittleman!« Das Paar, überwältigt, dankte lächelnd und mit kleinen Verbeugungen vor den Anwesenden.

»Kennedy wird uns die *marines* nicht schicken, Simon«, sagte der Generalissimus, als das Echo des Trinkspruchs verklungen war. »Ich glaube nicht, daß er so dumm ist. Und wenn er es tut, werden die Vereinigten Staaten ihre zweite Schweinebucht erleben. Wir haben modernere Streitkräfte als der Bärtige. Und hier, mit mir an der Spitze, wird noch der letzte Dominikaner kämpfen.«

Er schloß die Augen und fragte sich, ob sein Gedächtnis ihm erlauben würde, sich genau an das Zitat zu erinnern. Ja, da war es, vollständig flog es ihm zu aus der Gedenkfeier zum neun-undzwanzigsten Jahrestag seiner ersten Wahl. Er rezitierte es inmitten eines ehrfürchtigen Schweigens:

»»Welche Überraschungen die Zukunft auch immer für uns bereithalten mag, einer Sache können wir sicher sein: Die Welt wird Trujillo vielleicht als Toten sehen, aber nicht als Deserteur wie Batista, nicht als Flüchtling wie Pérez Jiménez und nicht als Angeklagten vor einem Gericht wie Rojas Pinilla. Der dominikanische Staatsmann ist von anderer Gesittung und anderem Schlag.««

Er öffnete die Augen und ließ einen zufriedenen Blick über seine Gäste schweifen, die, nachdem sie dem Zitat aufmerksam gelauscht hatten, zustimmend nickten.

»Wer hat den Satz geschrieben, den ich gerade zitiert

habe?« fragte der Wohltäter.

Sie schauten sich fragend an, überlegten neugierig, argwöhnisch, beunruhigt. Schließlich konzentrierten sich die Blicke auf das freundliche, runde, in seiner Bescheidenheit verlegene Gesicht des kleinen Vielschreibers, dem das erste Amt der Republik zugefallen war, nachdem Trujillo seinen Bruder Negro in der vagen Hoffnung, die Sanktionen der OAS zu vermeiden, zum Rücktritt veranlaßt hatte.

»Ich bewundere das Gedächtnis Eurer Exzellenz«, murmelte Joaquín Balaguer mit ostentativer Bescheidenheit, wie erdrückt unter der Ehre, die man ihm angedeihen ließ. »Es erfüllt mich mit Stolz, daß Sie sich an meine bescheidene Rede vom 3. August erinnern.«

Die Augenlider halb gesenkt, beobachtete der Generalissimus, wie sich die Gesichter Virgilio Álvarez Pinas, des Lebenden Drecks, Paíno Pichardos und der Generäle vor Neid verzerrten. Sie litten. Sie dachten, daß der unbedeutende, der unauffällige Dichter, der verhuschte Professor und Jurist im ewigen Wettstreit um die Gunst des Chefs, darum, vor den anderen anerkannt, erwähnt, erwählt, ausgezeichnet zu werden, ihnen nun einige Punkte voraus war. Er fühlte Zärtlichkeit für diese beflissenen Ziehsöhne, die er seit dreißig Jahren in ständiger Unsicherheit leben ließ.

»Das ist keine Phrase, Simon«, erklärte er. »Trujillo gehört nicht zu den Regierungschefs, die die Macht aufgeben, wenn die Kugeln pfeifen. Ich habe an deiner Seite, bei den *marines*, gelernt, was Ehre ist. Und daß man in jedem Augenblick ein Ehrenmann ist. Daß Männer mit Ehre nicht davonlaufen. Sie kämpfen, und wenn sie sterben müssen, dann sterben sie im Kampf. Weder Kennedy noch die OAS, noch der widerliche weibische Neger von Betancourt, noch der Kommunist Fidel Castro werden erreichen, daß Trujillo aus dem Land davonläuft, das ihm alles verdankt, was es ist.«

Der Flüssige Verfassungsrechder begann zu applaudieren, aber als etliche Hände sich regten, um es ihm gleichzutun,

gebot Trujillos Blick dem Applaus jäh Einhalt.

»Weißt du, was der Unterschied ist zwischen diesen Feiglingen und mir, Simon?« fuhr er fort und schaute seinem ehemaligen Ausbilder in die Augen. »Daß ich bei der Marineinfanterie der Vereinigten Staaten von Amerika ausgebildet wurde. Das habe ich nie vergessen. Du hast es mir beigebracht, in Haina und in San Pedro de Macorís. Erinnerst du dich? Wir vom ersten Jahrgang der PND, der Staatlichen Polizei der Dominikanischen Republik, sind aus Stahl. Die Neger sagten, PND heiße ›Pack der Neger-Dominikaner‹. Die Wahrheit ist, daß dieser Jahrgang dieses Land verändert, es erschaffen hat. Mich überrascht nicht, was du für dieses Land tust. Denn du bist ein wahrer *marine*, wie ich. Ein loyaler Mann. Der erhobenen Kopfes stirbt, den Blick zum Himmel gerichtet, wie die arabischen Pferde. Simon, obwohl dein Land sich so übel verhält, grolle ich ihm nicht. Denn ich verdanke den *marines*, was ich bin.«

»Eines Tages werden die Vereinigten Staaten bereuen, daß sie so undankbar gegenüber ihrem karibischen Freund und Verbündeten gewesen sind.«

Trujillo trank ein paar Schlucke Wasser. Die Gespräche wurden wiederaufgenommen. Die Diener trugen erneut Kaffee auf, weiteren Cognac und andere Spirituosen, Zigarren. Der Generalissimus hörte abermals die Stimme Simon Gittlemans:

»Wie wird diese Schererei mit dem Bischof Reilly ausgehen, Exzellenz?«

Er machte eine verächtliche Geste:

»Es gibt keine Schererei, Simon. Dieser Bischof hat sich auf die Seite unserer Feinde geschlagen. Angesichts der Empörung des Volkes hat er es mit der Angst zu tun bekommen und sich rasch bei den Nönnchen der Santo-Domingo-Schule versteckt. Was er unter so vielen Frauen treibt, ist seine Sache. Wir haben eine Wache aufgestellt, um zu verhindern, daß man ihn lyncht.«

»Es wäre gut, wenn die Sache bald eine Lösung fände«, beharrte der ehemalige *marine*. »In den Vereinigten

Staaten glauben viele schlecht informierte Katholiken den Erklärungen von Monsignore Reilly. Daß er in Gefahr ist, daß er wegen der Einschüchterungskampagne und alldem Zuflucht suchen mußte.«

»Das ist ohne jede Bedeutung, Simon. Alles wird eine Lösung finden, und die Beziehungen mit der Kirche werden wieder ausgezeichnet sein. Vergiß nicht, daß es immer rechtschaffene Katholiken in meiner Regierung gab und daß Pius XII. mich mit dem Großkreuz des Päpstlichen Ordens des heiligen Gregor ausgezeichnet hat.« Dann wechselte er abrupt das Thema: »Hat Petán euch die *Dominikanische Stimme* gezeigt?«

»Natürlich«, erwiderte Simon Gittleman; Dorothy nickte mit breitem Lächeln.

Dieses Imperium seines Bruders, des Generals José Arismendi Trujillo, Petán, hatte vor zwanzig Jahren mit einer kleinen Rundfunkstation begonnen. *Die Stimme von Yuna* wuchs, bis sie sich als *Dominikanische Stimme* in einen gewaltigen Komplex verwandelte: das erste Fernsehen, die größte Rundfunkanstalt, das beste Cabaret und Revuetheater der Insel (Petán bestand darauf, daß es das beste der ganzen Karibik sei, aber der Generalissimus wußte, daß er dem Tropicana in Havanna nicht das Szepter entreißen konnte). Das Ehepaar Gittleman war beeindruckt von den grandiosen Installationen; Petán persönlich führte sie durch die Anlage und ließ sie der Probe des mexikanischen Balletts beiwohnen, das heute abend im Cabaret auftreten würde. Petán war kein schlechter Mensch, wenn man ein wenig bohrte; er konnte immer auf ihn und seine pittoreske Privatarmee, die *cucuyos*, zählen, seine »Leuchtkäfer aus den Bergen«, wenn er ihn brauchte. Aber genau wie seine anderen Brüder hatte er ihm mehr Schaden als Nutzen gebracht, seitdem er sich gezwungen gesehen hatte, seinetwegen, wegen dieses dummen Streits, einzugreifen und, um das Autoritätsprinzip zu wahren, General Vázquez Rivera zu liquidieren, diesen wunderbaren Riesen, der noch dazu sein Gefährte in der Offiziersschule in Haina gewesen war. Einer der besten

Offiziere – ein *marine*, verdammt – , ein stets treuer Diener. Aber die Familie, auch wenn es eine Familie aus Schmarotzern, Taugenichtsen, Stümpfern und armen Teufeln war, stand über der Freundschaft und dem politischen Interesse: das war ein heiliges Gebot in seinem Ehrenkodex. Während er

weiter seinen eigenen Gedanken nachhing, hörte der Generalissimus mit halbem Ohr Simon Gittleman zu, der erzählte, wie überrascht er gewesen sei, als er die Photos der Kino-, Theater- und Rundfunkstars aus ganz Amerika gesehen habe, die zur *Dominikanischen Stimme* gekommen waren. Petán hatte sie an den Wänden seines Büros aufgehängt: Los Panchos, Libertad Lamarque, Pedro Vargas, Ima Súmac, Pedro Infante, Celia Cruz, Tona la Negra, Olga Guillot, Maria Luisa Landín, Boby Capó, das Komikerduo Tintán und Marcelo. Trujillo lächelte: Was Simon nicht wußte, war, daß Petán die Künstlerinnen nicht nur ins Land holte, um Schwung in das dominikanische Nachtleben zu bringen, sondern auch, um sie flachzulegen, wie er es mit allen unverheirateten oder verheirateten Frauen in seinem kleinen Imperium in Bonao tat. Dort ließ ihn der Generalissimus gewähren, wenn er nur in Ciudad Trujillo nicht über die Stränge schlug. Aber der verrückte Vogel von Petán trieb es bisweilen auch in der Hauptstadt, überzeugt, daß die von der *Dominikanischen Stimme* engagierten Künstlerinnen verpflichtet waren, mit ihm ins Bett zu gehen, wenn ihm danach war. Es gelang ihm einige Male; andere Male kam es zu Skandalen, und er – immer er – mußte den Brand löschen und den Künstlerinnen, die der dumme Schürzenjäger Petán, der sich gegenüber Damen nicht zu benehmen wußte, beleidigt hatte, millionenteure Geschenke machen. Da war zum Beispiel Ima Súmac, eine Inka-Prinzessin, wenn auch mit nordamerikanischem Paß. Bei ihr trieb Petán seine Dreistigkeit so weit, daß der Botschafter der Vereinigten Staaten persönlich einschritt. Und der Wohltäter reparierte den Schaden, auch wenn ihm dabei die Galle hochkam, und zwang seinen Bruder, sich bei der Inka-Prinzessin zu

entschuldigen. Er seufzte. Mit der Zeit, die er damit verloren hatte, die Löcher zuzuschütten, die die Horde seiner Verwandten ihm auf seinem Weg grub, hätte er ein zweites Land aufbauen können.

Ja, von allen Schandtaten, die auf Petáns Konto gingen, war es der dumme Streit mit dem Chef des Generalstabs des Heeres, den er ihm niemals verzeihen würde. Der Riese Vázquez

Rivera war ein guter Freund Trujillos, seitdem sie zusammen in Haina gedrillt worden waren; er besaß außergewöhnliche Körperkräfte und trainierte sie, indem er alle erdenklichen Sportarten praktizierte. Er war einer der Militärs, die dazu beigetragen hatten, Trujillos Traum Wirklichkeit werden zu lassen: den Ausbau der aus der kleinen staatlichen Polizei hervorgegangenen Armee zu professionellen, disziplinierten, effizienten Streitkräften nach dem Vorbild der nordamerikanischen, wenn auch in kleinerem Format. Und dann kam es zu diesem dummen Streit. Petán besaß den Rang eines Majors und diente im Kommando des Generalstabs des Heeres. Als General Vázquez Rivera ihn zur Rede stellte, weil er im Zustand der Betrunkenheit den Gehorsam verweigert hatte, wurde er ausfällig. Daraufhin zog der Riese sich die Uniformjacke aus, wies auf den Hof und schlug ihm vor, die Rangordnung zu vergessen und die Sache mit den Fäusten auszutragen. Es wurde die brutalste Tracht Prügel, die Petán in seinem Leben erhalten hatte; mit ihr zahlte er für alle, die er selbst so vielen armen Teufeln verabreicht hatte. Betrübt, aber überzeugt, daß die Ehre der Familie ihn dazu zwang, setzte Trujillo seinen Freund ab und schickte ihn mit einer symbolischen Mission nach Europa. Ein Jahr später informierte ihn der Geheimdienst über subversive Pläne: Der auf Rache sinnende General besuche Garnisonen, treffe sich mit ehemaligen Untergebenen, verstecke Waffen auf seinem kleinen Landgut in Cibao. Er ließ ihn festnehmen, in das Militärgefängnis an der Mündung des Nigua-Flusses sperren und kurze Zeit später durch ein Militärgericht heimlich zum Tode verurteilen. Der

Befehlshaber der Festung ließ ihn von zwölf Kriminellen, die dort wegen allgemeiner Delikte inhaftiert waren, zum Galgen schleppen. Damit es für das spektakuläre Ende von General Vázquez Rivera keine Zeugen gab, befahl Trujillo, die zwölf Delinquenten zu erschießen. Trotz der Zeit, die vergangen war, fühlte er bisweilen, wie jetzt, eine gewisse Sehnsucht nach diesem Gefährten der heroischen Jahre, den er wegen Petáns dummer Streiche hatte opfern müssen. Simon Gittleman berichtete, daß die Komitees, die er in den

Vereinigten Staaten gegründet hatte, eine Geldsammlung für eine große Operation gestartet hatten: Am gleichen Tag sollte in *The New York Times*, *The Washington Post*, *Time*, *Los Angeles Time* und sämtlichen Publikationen, die Trujillo attackierten und die Sanktionen der OAS befürworteten, als ganzseitige bezahlte Anzeige eine Gegendarstellung und ein Plädoyer für die Wiederaufnahme der Beziehungen mit der dominikanischen Regierung veröffentlicht werden.

Warum hatte Simon Gittleman nach Agustín Cabral gefragt? Er bemühte sich, den Zorn im Zaum zu halten, der in ihm hochstieg, sobald er an Cerebritto dachte. Bestimmt nicht aus böser Absicht. Wenn jemand Trujillo bewunderte und respektierte, dann der ehemalige *manne*, der sich mit Leib und Seele der Aufgabe verschrieben hatte, sein Regime zu verteidigen. Er hatte den Namen vermutlich aufgrund einer Gedankenverbindung genannt, als er sich beim Anblick des Flüssigen Verfassungsrechtlers daran erinnerte, daß Chirinos und Cabral – für jemanden, der nicht den inneren Zirkeln des Regimes angehörte – unzertrennliche Freunde waren. Ja, sie waren es gewesen. Trujillo hatte ihnen oft gemeinsame Missionen übertragen.

Wie 1937, als er den einen zum Generaldirektor des Statistischen Amtes und den anderen zum Generaldirektor für Einwanderungswesen ernannt und sie ausgeschiedt hatte, die Grenze zu Haiti zu erkunden und ihn über die heimlichen Grenzübertritte der Haitianer zu informieren. Aber die Freundschaft dieses Tandems war immer relativ gewesen; sie hörte dort auf, wo die Achtung und das Lob

des Chefs ins Spiel kamen. Trujillo hatte seinen Spaß daran – ein exquisites, heimliches Spiel, das er sich erlauben konnte –, die subtilen Manöver, hinterhältigen Dolchstöße, florentinischen Intrigen zu beobachten, die der Lebende Dreck und Cerebritto gegeneinander ins Werk setzten – aber auch Virgilio Alvarez Pina und Paíno Pichardo, Joaquín Balaguer und Fello Bonnelly, Modesto Díaz und Vicente Tolentino Rojas und alle, die dem engsten Kreis angehörten –, um den Freund zu verdrängen, sich selbst vorzudrängen, dem Chef näher und eines Mehrs an Aufmerksamkeit, Gehör und Scherzen würdig zu sein. ›Wie die Frauen im Harem, die alles daransetzen, die Favoritin zu sein‹, dachte er. Und um sie immer auf dem qui vive zu halten, um erstarrte, routinemäßige, regellose Verhältnisse zu vermeiden, ließ er innerhalb der Hierarchie abwechselnd den einen oder den anderen in Ungnade fallen. Das hatte er mit Cabral getan; er hatte ihn entfernt, ihm bewußt gemacht, daß er alles, was er war, was er zählte und besaß, Trujillo verdankte, daß er ohne den Wohltäter niemand war. Eine Prüfung, der er seine sämtlichen nahen oder fernen Mitarbeiter unterzogen hatte. Cerebritto hatte es übelgenommen und verzweifelt reagiert, wie eine verliebte Frau, die von ihrem Mann den Laufpaß bekommt. Jetzt wollte er die Dinge vor dem angemessenen Zeitpunkt regeln und schoß einen Bock nach dem anderen. Er würde viel Scheiße schlucken müssen, bevor er seine Existenz wiedererlangte.

Hatte Cabral, der wußte, daß Trujillo dem ehemaligen *manne* einen Orden verleihen würde, diesen womöglich gebeten, ein gutes Wort für ihn einzulegen? War das der Grund dafür, daß der ehemalige *marine* sich vertan und den Namen einer Person genannt hatte, von der jeder Dominikaner, der das Öffentliche Forum las, wußte, daß er die Gunst des Regimes verloren hatte? Nun ja, vielleicht las Simon Gittleman *El Caribe* nicht.

Plötzlich gefror ihm das Blut: er urinierte. Er spürte es, ihm war, als sähe er, wie die gelbe Flüssigkeit – ohne das nutzlose Ventil, die tote Prostata, die unfähig war, sie

einzudämmen, um Erlaubnis zu bitten – aus der Blase in seine Harnröhre rann, sie munter durchlief und auf der Suche nach Luft und Licht durch seine Unterhose, seinen Hosenschlitz und den Schritt der Hose ins Freie drängte. Ihm schwindelte. Er schloß einige Sekunden vor Empörung und Ohnmacht die Augen. Zu allem Unglück saß statt Virgilio Álvarez Pina zu seiner Rechten Dorothy Gittleman und zu seiner Linken Simon, die ihm nicht helfen konnten. Virgilio wohl. Er war Präsident der Dominikanischen Partei, aber seit Doktor Puigvert, den er heimlich aus Barcelona hatte kommen lassen, die verfluchte Prostatainfektion diagnostiziert hatte, bestand seine eigentliche Funktion darin, rasch zu

handeln, wenn es zu diesen Fällen von Inkontinenz kam, ein Glas Wasser oder Wein über den Wohltäter zu schütten und dann tausendmal um Entschuldigung für sein Ungeschick zu bitten oder, wenn es auf einer Tribüne oder während eines Spaziergangs geschah, sich wie ein Schutzschild vor die befleckte Hose zu stellen. Aber die Idioten vom Protokoll hatten Virgilio Álvarez vier Stühle von ihm entfernt platziert. Niemand konnte ihm helfen. Er würde sich beim Aufstehen der entsetzlichen Demütigung aussetzen, vor dem Ehepaar Gittleman und anderen Gästen wie ein alter Mann dazustehen, der sich, ohne es zu merken, in die Hosen gepinkelt hatte. Vor lauter Wut konnte er sich nicht bewegen und tun, als wollte er trinken, um dann das Glas oder den Krug, die vor ihm standen, umzuwerfen.

Ganz langsam, mit einem zerstreuten Blick in die Runde, streckte er seine rechte Hand zu dem mit Wasser gefüllten Glas aus. In Zeitlupe holte er es heran, bis es am Tischrand stand, so daß die geringste Bewegung es umstoßen würde. Er mußte plötzlich daran denken, daß seine älteste Tochter Flor de Oro, das erste, in Aminta Ledesma geborene Kind seiner ersten Frau, dieser Verrückten mit dem Körper einer Frau und der Seele eines Mannes, die ihre Ehemänner wie die Schuhe wechselte, noch als Schulmädchen ins Bett gemacht hatte. Er fand

den Mut, einen weiteren forschenden Blick auf die Hose zu werfen. Statt des peinlichen Anblicks, des Flecks, den er erwartet hatte, stellte er fest – sein Sehvermögen war nach wie vor phänomenal, wie sein Gedächtnis – , daß sein Hosenschlitz und der Schritt trocken waren. Völlig trocken. Es war ein falscher Eindruck gewesen, Folge der Furcht, der panischen Angst, ihm könnte die Blase platzen, wie man von den Gebärenden sagte. Ein Gefühl von Glück, von Optimismus erfaßte ihn. Der Tag, der mit schlechter Laune und bösen Vorzeichen begonnen hatte, war schön geworden, wie die Küstenlandschaft nach dem Platzregen, wenn die Sonne wieder hervorbricht.

Er erhob sich, und alle taten es ihm nach, wie Soldaten auf einen Befehl hin. Während er sich hinunterbeugte, um Dorothy Gittleman beim Aufstehen zu helfen, beschloß er mit der ganzen Kraft seiner Seele: »Heute nacht werde ich im Mahagonihaus eine Frau zum Schreien bringen, wie vor zwanzig Jahren.« Ihm war, als gerieten seine Hoden in Wallung und als richtete seine Rute sich langsam auf.

XII

Salvador Estrella Sadhalá dachte, daß er nie den Libanon kennenlernen würde, und dieser Gedanke deprimierte ihn. Seit seiner Kindheit träumte er immer wieder davon, daß er eines Tages den Hohen Libanon besuchen würde, diese Stadt oder eher dieses Dorf namens Basquinta, aus dem die Familie Sadhalá stammte und aus dem die Vorfahren seiner Mutter am Ende des vorigen Jahrhunderts ihres katholischen Glaubens wegen vertrieben worden waren. Salvador wuchs mit den Geschichten auf, die Mama Paulina über die Gesckicke und Mißgesckicke der wohlhabenden Kaufleute Sadhalá im Libanon erzählte; wie sie alles verloren hatten und welche Widrigkeiten Don

Abraham Sadhalá und die Seinen auf der Flucht vor den Verfolgungen durchmachten, denen die christliche Minderheit seitens der muslimischen Mehrheit ausgesetzt war. Sie zogen durch die halbe Welt, Christus und dem Kreuz treu, bis sie in Haiti und dann in der Dominikanischen Republik landeten. In Santiago de los Caballeros schlugen sie Wurzeln, arbeiteten mit ihrer sprichwörtlichen Hingabe und Redlichkeit und gelangten in ihrer neuen Heimat erneut zu Wohlstand und Ansehen. Obwohl Salvador seine mütterlichen Verwandten selten sah, fühlte er sich im Bann der Geschichten Mama Paulinas immer als ein Sadhalá. Deshalb träumte er davon, dieses geheimnisvolle Basquinta zu besuchen, das er nie auf den Landkarten des Mittleren Orients fand. Warum erfaßte ihn auf einmal die Gewißheit, daß er niemals einen Fuß in das exotische Land seiner Vorfahren setzen würde?

»Ich glaube, ich bin eingeschlafen«, hörte er auf dem Vordersitz Antonio de la Maza sagen. Er sah, wie er die Augen rieb.

»Ihr seid alle eingeschlafen«, erwiderte Salvador. »Mach dir keine Sorgen, ich pass' auf die Autos auf, die aus Ciudad Trujillo kommen.«

»Ich auch«, sagte neben ihm Leutnant Amado García Guerrero. »Es sieht aus, als würde ich schlafen, weil ich keinen

Muskel bewege und meinen Kopf leermache. Es ist eine Form der Entspannung, die ich bei der Armee gelernt habe.«

»Wird er auch sicher kommen, Amadito?« provozierte ihn Tony Imbert von seinem Platz hinter dem Lenkrad aus. Der Türke gewährte seinen vorwurfsvollen Ton. Wie ungerecht! Als wäre Amadito schuld daran, daß Trujillo möglicherweise seine Fahrt nach San Cristóbal abgesagt hatte.

»Ja, Tony«, knurrte der Leutnant im Brustton der Überzeugung. »Er wird kommen.«

Der Türke war nicht mehr so sicher; sie warteten schon eine Stunde und fünfzehn Minuten. Noch ein verlorener Tag voll Enthusiasmus, Angst und Hoffnung. Mit seinen

zweiundvierzig Jahren war Salvador einer der ältesten der sieben Männer, die in den drei Autos, die Trujillo an der Straße nach San Cristóbal erwarteten, Stellung bezogen hatten. Er fühlte sich nicht alt, alles andere als das. Seine Kraft war noch immer so außergewöhnlich, wie sie mit dreißig gewesen war, als es auf dem Landgut Los Almacigos hieß, der Türke könne einen Esel mit einem Fausthieb hinter das Ohr töten. Seine Muskelstärke war legendär. Das wußten alle, die sich die Handschuhe angezogen hatten und mit ihm in den Ring der Besserungsanstalt in Santiago gestiegen waren, wo seine Bemühungen, jungen Kriminellen und Herumtreibern den Sport nahezubringen, wahre Wunder gewirkt hatten. Von dort kam Kid Dinamita, Gewinner des Goldenen Handschuhs, der als Boxer in der ganzen Karibik bekannt wurde.

Salvador liebte die Familie seiner Mutter und war stolz auf sein arabisch-libanesisches Blut, aber die Sadhalás hatten nicht gewollt, daß er auf die Welt kam; sie setzten seiner Mutter heftigen Widerstand entgegen, als Paulina ihnen mitteilte, daß Piro Estrella ihr den Hof machte, ein Mulatte, Militär und Politiker, drei Dinge, vor denen die Sadhalás – der Türke lächelte – erschauerten. Die Ablehnung der Familie hatte das Ergebnis, daß Piro Estrella Mama Paulina entführte, mit sich nach Moca nahm, mit vorgehaltener Pistole den Pfarrer herbeischleppte und ihn zwang, sie zu trauen. Mit der Zeit

versöhnten sich die Sadhalás und die Estrellas. Als Mama Paulina 1936 starb, waren die Geschwister Estrella Sadhalá zehn an der Zahl. General Piro Estrella brachte es fertig, sieben weitere Kinder in seiner zweiten Ehe zu zeugen, so daß der Türke sechzehn eheliche Geschwister hatte. Was würde mit ihnen geschehen, wenn die Sache heute abend schiefginge? Was würde vor allem mit seinem Bruder Guaro geschehen, der nichts davon wußte? General Guarionex Estrella Sadhalá war Chef von Trujillos Militäradjutanten gewesen und befehligte gegenwärtig die Zweite Brigade in La Vega. Wenn die Verschwörung

scheiterte, wären die Vergeltungsmaßnahmen erbarmungslos. Warum sollte sie scheitern? Sie war sorgfältig vorbereitet. Sobald sein Vorgesetzter, General José René Roman, ihm mitgeteilt hätte, daß Trujillo tot war und daß eine militärisch-zivile Junta die Macht übernahm, würde Guarionex sämtliche Streitkräfte des Nordens in den Dienst der neuen Regierung stellen. Würde er das tun? Wieder wurde Salvador vor lauter Warten von Mutlosigkeit erfaßt.

Er schloß halb die Augen und betete, ohne die Lippen zu bewegen. Er machte es mehrmals am Tag, mit lauter Stimme nach dem Aufstehen und vor dem Zubettgehen und stumm, wie jetzt, die anderen Male. Vaterunser und Avemarias, aber auch Gebete, die er je nach den Umständen improvisierte. Seit jungen Jahren war er daran gewöhnt, Gott die großen und kleinen Probleme mitzuteilen, ihm seine Geheimnisse anzuvertrauen und ihn um Rat zu fragen. Er bat ihn, Trujillo möge kommen und er möge ihnen in seiner unendlichen Gnade erlauben, den Henker der Dominikaner, diese Bestie, die sich jetzt gegen die Kirche des Herrn und ihre Hirten verging, endlich ihrer gerechten Strafe zuzuführen. Bis vor einiger Zeit war der Türke unentschlossen gewesen, was den Mord an Trujillo betraf; aber seitdem er das Zeichen erhalten hatte, konnte er zum Herrn mit gutem Gewissen vom Tyrannenmord sprechen. Das Zeichen war jener Satz gewesen, den der Nuntius seiner Heiligkeit ihm vorgelesen hatte.

Es war Pater Fortín zu danken, einem kanadischen Priester,

der sich in Santiago niedergelassen hatte, daß Salvador jenes Gespräch mit Monsignore Lino Zanini führen konnte, dank dessen er jetzt hier war. Viele Jahre lang war Pater Cipriano Fortín sein Beichtvater gewesen. Ein- oder zweimal im Monat führten sie lange Gespräche, bei denen der Türke ihm sein Herz und sein Gewissen aufschloß; der Priester hörte ihm zu, antwortete auf seine Fragen und legte ihm seine eigenen Zweifel dar. Unmerklich schoben sich bei diesen Gesprächen mit der Zeit die politischen

Dinge vor die persönlichen. Warum unterstützte die Kirche des Herrn ein blutbeflecktes Regime? Wie war es möglich, daß die Kirche mit ihrer moralischen Autorität einen Herrscher deckte, der entsetzliche Verbrechen beging?

Der Türke erinnerte sich an die Verlegenheit Pater Fortíns. Die Erklärungen, die er vorbrachte, überzeugten ihn selbst nicht: Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Existiert eine solche Trennung für Trujillo überhaupt, Pater Fortín? Geht er nicht zur Messe, erhält er nicht den Segen und die geweihte Hostie? Gibt es nicht Messen, Lobgesänge, Segen für sämtliche Werke der Regierung? Heiligen nicht tagtäglich Bischöfe und Priester die Taten der Tyrannei? In welche Situation brachte die Kirche die Gläubigen durch ihre Identifikation mit Trujillo?

Seit jungen Jahren hatte Salvador erfahren, wie schwierig, wie unmöglich es bisweilen für ihn war, sich im täglichen Verhalten von den Geboten seiner Religion leiten zu lassen. Seine Grundsätze und Überzeugungen hatten ihn bei aller Festigkeit nicht von nächtlichen Ausschweifungen und von den Frauen ferngehalten. Nie würde er genug bereuen, daß er vor der Heirat mit seiner jetzigen Frau, Urania Miseses, zwei uneheliche Kinder gezeugt hatte. Das waren Verfehlungen, die ihn beschämten, die er zu sühnen versucht hatte, wenn auch ohne sein Gewissen beruhigen zu können. Ja, es war sehr schwierig, Christus im alltäglichen Leben nicht zu beleidigen. Er, ein armer Sterblicher, von der Ursünde gezeichnet, war der Beweis für die angeborenen Schwächen des Menschen. Aber wie konnte die Kirche, die sich von Gott herleitete, so sehr irren, daß sie einen gottlosen Menschen unterstützte?

Bis vor sechzehn Monaten – nie würde er diesen Tag vergessen – , am Sonntag, dem 25. Januar 1960, jenes Wunder geschah. Ein Regenbogen am dominikanischen Himmel. Am 21. war das Fest der Patronin, Nuestra Senora de la Altagracia, gewesen, und an diesem Tag hatte auch die schlimmste Treibjagd auf die Aktivisten des 14. Juni stattgefunden. Die Patronatskirche war an jenem sonnigen Vormittag in Santiago dicht gefüllt. Plötzlich begann Pater

Cipriano Fortín von der Kanzel aus mit fester Stimme – dasselbe taten die Hirten Christi in allen dominikanischen Kirchen – jenen Hirtenbrief des Episkopats zu verlesen, der die Republik erschütterte. Es war ein Zyklon, dramatischer noch als der berühmte am Tag des heiligen Zeno, der 1930, zu Beginn der Ära Trujillo, die Hauptstadt hinweggefegt hatte.

Salvador Estrella Sadhalá lächelte im Dunkel des Fahrzeugs, versunken in die Erinnerung an jenen Glückstag. Während er Pater Fortín in seinem leicht französisch angehauchten Spanisch lesen hörte, erschien ihm jeder Satz dieses Hirtenbriefs, der die Bestie vor Zorn rasen ließ, wie eine Antwort auf seine Ängste und Zweifel. Er kannte diesen Text so gut – er hatte ihn nicht nur gehört, sondern auch gelesen, denn er war heimlich gedruckt und überall verteilt worden – , daß er ihn fast auswendig wußte. Ein »Schatten von Traurigkeit« liege über dem Fest zu Ehren der dominikanischen Patronin. »Angesichts des tiefen Schmerzes, der zahlreiche dominikanische Familien erfüllt, können wir nicht gleichgültig bleiben«, erklärten die Bischöfe. Wie Petrus wollten sie »weinen mit denen, die weinen«. Sie erinnerten daran, daß »Ursprung und Grund aller Rechte in der unverletzlichen Würde des Menschen liegen«. Ein Zitat von Pius XII. erinnerte an die »Millionen von Menschen, die noch immer unter Unterdrückung und Gewaltherrschaft leiden« und für die »nichts sicher ist: nicht das Zuhause, nicht die Habe, nicht die Freiheit, nicht die Ehre«.

Jeder Satz ließ Salvadors Herz schneller schlagen. »Wem gehört das *Recht auf Leben*, wenn nicht einzig Gott, dem Schöpfer des Lebens?« Die Bischöfe betonten, daß aus diesem »vorrangigem Recht« die anderen hervorgehen: das Recht, eine Familie zu gründen, das Recht auf Arbeit, auf Handel, auf Auswanderung (war das nicht eine Verurteilung des infamen Systems, für jede Auslandsreise um polizeiliche Erlaubnis bitten zu müssen?), auf einen guten Leumund, darauf, nicht »unter nichtigen Vorwänden oder infolge anonymer Anschuldigungen« »aus niedrigen,

verächtlichen Beweggründen« verleumdet zu werden. Der Hirtenbrief bekräftigte »das Recht jedes Menschen auf Gewissens- und Pressefreiheit und auf freie Vereinsbildung«. Die Bischöfe beteten »in diesen Augenblicken der Angst und Ungewißheit« »um Eintracht und Frieden« und um die »Einsetzung der heiligen Rechte des menschlichen Zusammenlebens« in diesem Land.

Salvador war so bewegt, daß er nach Verlassen der Kirche nicht einmal mit seiner Frau oder mit den Freunden, die vor dem Portal der Pfarrkirche zusammenstanden und heiße Köpfe hatten vor Überraschung, Begeisterung oder Angst angesichts des soeben Gehörten, über den Hirtenbrief sprechen konnte. Ein Irrtum war ausgeschlossen: der Hirtenbrief war von Erzbischof Ricardo Pittini überschrieben und von den fünf Bischöfen des Landes unterzeichnet.

Er stammelte eine Entschuldigung, ließ seine Familie stehen und kehrte wie ein Schlafwandler in die Kirche zurück. Er ging in die Sakristei. Pater Fortín zog sich gerade das Meßgewand aus. Er lächelte ihn an: »Jetzt bist du doch bestimmt stolz auf deine Kirche, nicht, Salvador?« Er brachte kein Wort hervor. Er umarmte den Geistlichen und hielt ihn lange fest. Ja, die Kirche des Herrn hatte endlich Partei für die Opfer ergriffen.

»Die Vergeltungsmaßnahmen werden schrecklich sein, Pater Fortín«, murmelte er.

Sie waren es. Aber mit seinem teuflischen Geschick für die Intrige konzentrierte das Regime seine Rache auf die beiden ausländischen Bischöfe und ließ die Einheimischen unangetastet. Monsignore Tomás F. Reilly aus San Juan de la Maguana,

der Nordamerikaner, und Monsignore Francisco Panal, Bischof von La Vega, der Spanier, waren die Zielscheiben dieser schändlichen Kampagne.

In den Wochen, die auf den Jubel am 25. Januar 1960 folgten, erwog Salvador zum ersten Mal die Notwendigkeit, Trujillo umzubringen. Am Anfang erfüllte der Gedanke ihn mit Entsetzen; ein Katholik mußte das fünfte Gebot achten. Aber er kehrte unfehlbar immer dann zurück, wenn er in *El*

Caríbe oder in *La Nation* die Attacken gegen Monsignore Panal und Monsignore Reilly las oder sie in der *Dominikanischen Stimme* hörte: Agenten ausländischer Mächte, Söldner des Kommunismus, Kolonialisten, Verräter, Schlangen. Armer Monsignore Panal! Einen Priester als Ausländer zu brandmarken, der sein apostolisches Amt seit dreißig Jahren in La Vega ausübte, wo er bei Gleich- und Andersdenkenden beliebt war. Die von Johnny Abbes ins Werk gesetzten Niederträchtigkeiten – wer sonst hätte derartige Hexenverfolgungen ausklügeln können – , von denen der Türke durch Pater Fortín und das menschliche Tamtam erfuhr, ließen seine Skrupel schwinden. Der Tropfen, der das Glas zum Überlaufen brachte, war das gotteslästerliche Spektakel, dessen Opfer Monsignore Panal in der Kirche in La Vega wurde, als er die Zwölf-Uhr-Messe zelebrierte. In dem Augenblick, da Monsignore Panal das Evangelium des Tages las, drang in das dicht von Gemeindemitgliedern besetzte Kirchenschiff eine Schar geschminkter, halbnackter Flittchen ein, näherte sich der Kanzel, beschimpfte und verhöhnte den alten Bischof vor den perplexen Gläubigen und beschuldigte ihn, sie geschwängert zu haben und ein Sittenstrolch zu sein. Eine von ihnen bemächtigte sich des Mikrofons und schrie: »Erkenne die Kinder an, die du uns gemacht hast, und verurteile sie nicht zum Hungertod.« Als einige Anwesende reagierten und versuchten, die Huren aus der Kirche zu vertreiben und den Bischof zu beschützen, der das ganze ungläubig verfolgte, stürzten die *caliés* herein, etwa zwanzig mit Stöcken und Ketten bewaffnete Schläger, die erbarmungslos auf die Gläubigen losgingen. Arme Bischöfe! Sie beschmierten ihre Häuser mit Beschimpfungen. Monsignore Reilly jagten sie in San Juan de la Maguana den Lieferwagen in die Luft, mit dem er sich in der Diözese bewegte, und bombardierten sein Haus jede Nacht mit toten Tieren, mit Jauche, ließen lebende Ratten los, bis sie ihn so weit hatten, daß er in Ciudad Trujillo, in der Santo-Domin-go-Schule, Zuflucht suchte. Der unbeirrbare Monsignore Panal hielt in La Vega weiter den

Drohungen, den Niederträchtigkeiten, den Beleidigungen stand. Ein alter Mann aus dem Stoff der Märtyrer.

An einem jener Tage erschien der Türke zu Hause bei Pater Fortín. Sein volles, flächiges Gesicht war verzerrt.

»Was ist mit dir, Salvador?«

»Ich werde Trujillo umbringen, Pater. Ich möchte wissen, ob ich der Verdammnis anheimfalle.« Seine Stimme versagte. »Das kann nicht so weitergehen. Was sie mit den Bischöfen machen, mit den Kirchen, diese widerwärtige Kampagne im Fernsehen, im Rundfunk und in den Zeitungen. Man muß dem ein Ende machen, der Hydra den Kopf abschneiden. Werde ich der Verdammnis anheimfallen?«

Pater Fortín beruhigte ihn. Er bot ihm frisch aufgebrühten Kaffee an und machte mit ihm einen langen Spaziergang durch die von Lorbeerbäumen gesäumten Straßen Santiagos. Eine Woche später teilte er ihm mit, daß der apostolische Nuntius, Monsignore Lino Zanini, ihn in Ciudad Trujillo in einer Privataudienz empfangen werde. Der Türke erschien verlegen im eleganten Haus der Nuntiatur, in der Avenida Máximo Gómez. Doch der Kirchenfürst verhielt sich so, daß sich der schüchterne Riese, eingezwängt in sein Oberhemd und mit einer Krawatte, die er sich für die Audienz beim Vertreter des Papstes umgebunden hatte, vom ersten Augenblick an wohl fühlte.

Wie elegant Monsignore Zanini war und wie gut er sprach! Ein wahrer Fürst, zweifellos. Salvador hatte viele Geschichten über den Nuntius gehört und brachte ihm Sympathie entgegen, denn es hieß, Trujillo hasse ihn. Ob es stimmte, daß Perón das Land verlassen hatte, in dem er seit sieben Monaten im Exil lebte, als er von der Ankunft des neuen Nuntius seiner Heiligkeit erfuhr? Das behaupteten alle. Daß er in den Regierungspalast geeilt sei: »Seien Sie auf der Hut, Exzellenz. Gegen die Kirche kommt man nicht an. Denken Sie daran, wie es mir ergangen ist. Mich haben nicht die Militärs, sondern die Geistlichen gestürzt. Dieser Nuntius, den der Vatikan Ihnen

schickt, ist genau wie der, den er mir geschickt hat, als die Scherereien mit den Pfaffen begannen. Hüten Sie sich vor ihm!« Und der Ex-Diktator packte die Koffer und setzte sich nach Spanien ab.

Nach diesem Treffen war der Türke bereit, all das Gute zu glauben, das man über Monsignore Zanini erzählte. Der Nuntius bat ihn in sein Büro, bot ihm Erfrischungsgetränke an und ermunterte ihn mit freundlichen Worten – in einem melodiosen, italienisch gefärbten Spanisch, das auf Salvador wie Engelsmusik wirkte –, auszusprechen, was er auf dem Herzen habe. Er hörte aus Salvadors Mund, daß er das Geschehen nicht länger ertragen könne, daß das Vorgehen des Regimes gegen die Kirche, gegen die Bischöfe ihn rasend mache. Nach einer langen Pause griff er nach der beringten Hand des Nuntius:

»Ich werde Trujillo umbringen, Monsignore. Wird es Vergebung für meine Seele geben?«

Seine Stimme versagte. Er verharrte mit gesenktem Blick und atmete heftig. Er fühlte auf seiner Schulter die väterliche Hand von Monsignore Zanini. Als er schließlich die Augen hob, hatte der Nuntius ein Buch von Thomas von Aquin in den Händen. Sein frisches Gesicht lächelte ihn spitzbübisch an. Ein Finger wies auf eine Stelle der aufgeschlagenen Seite. Salvador beugte sich vor und las: »Die Vernichtung der Bestie wird von Gott mit Wohlgefallen betrachtet, wenn dadurch ein Volk befreit wird.«

Er verließ die Nuntiatur in einem tranceähnlichen Zustand. Eine ganze Weile lief er auf der Avenida George Washington am Meer entlang, mit einem Gefühl innerer Ruhe, das er lange nicht mehr erlebt hatte. Er würde die Bestie töten, und Gott und seine Kirche würden ihm vergeben; er würde sich mit Blut beflecken und damit das Blut sühnen, das die Bestie in seinem Vaterland vergossen hatte.

Aber würde er kommen? Er spürte die ungeheure Anspannung, in die das Warten seine Gefährten versetzt hatte. Keiner machte den Mund auf; sie bewegten sich auch nicht. Er hörte sie atmen: Tony Imbert, an das Lenkrad

geklammert, ruhig, in langen Zügen; rasch und keuchend Antonio de la Maza, der den Blick nicht von der Straße löste; und neben ihm der regelmäßige, tiefe Atem Amaditos, sein Gesicht, das ebenfalls Ciudad Trujillo zugewandt war. Seine drei Freunde hielten gewiß die Waffe in der Hand wie er. Der Türke fühlte den Griff der 38er Smith & Wesson, die er vor Zeiten in der Eisenwarenhandlung eines Freundes aus Santiago gekauft hatte. Amadito hatte außer einer 45 er Pistole ein Schnellfeuergewehr – es entstammte dem lächerlichen Beitrag der Yankees zur Verschwörung – und, wie Antonio, eine der beiden Browning-Flinten Kaliber 12, deren Lauf der Spanier Miguel Angel Bissié, ein Freund von Antonio de la Maza, in seiner Werkstatt abgesägt hatte. Sie waren mit Spezialgeschossen geladen, die ein anderer Freund Antonios, Manuel de Ovín Filpo, ebenfalls Spanier und ehemaliger Artillerieoffizier, angefertigt und ihnen mit der Versicherung übergeben hatte, daß jede dieser Kugeln eine tödliche Ladung enthielt, die imstande war, einen Elefanten zu zerfetzen. Hoffentlich. Es war Salvador gewesen, der vorgeschlagen hatte, die Gewehre des CIA sollten Leutnant García Guerrero und Antonio de la Maza ausgehändigt werden und diese die Sitze auf der rechten Seite, am Fenster, einnehmen. Sie waren die besten Schützen, sie würden zuerst und aus größter Nähe schießen müssen. Alle waren einverstanden. Würde er kommen? Würde er kommen?

Die Dankbarkeit und die Bewunderung, die Salvador Estrella Sadhalá für Monsignore Zanini empfand, verstärkten sich noch, als er wenige Wochen nach diesem Gespräch in der Nuntiatur erfuhr, daß die Barmherzigen Mercedarierinnen beschlossen hatten, Gisela, seine Schwester, die Nonne geworden war – Schwester Paulina – , von Santiago nach Puerto Rico zu bringen. Gisela, die verwöhnte kleine Schwester, der Liebling Salvadors. Sehr viel mehr noch, seit sie sich für das religiöse Leben entschieden hatte. An dem Tag, als sie ihr Gelübde ablegte und den Namen von Mama Paulina wählte, konnte

der Türke die Tränen nicht zurückhalten. Immer wenn er einen Augenblick mit Schwester Paulina verbringen konnte, fühlte er sich erlöst, gestärkt, vergeistigt, und etwas von der heiteren Gelassenheit, die von der geliebten kleinen Schwester ausging, von der ruhigen Sicherheit, mit der sie ihr dem Herrn geweihtes Leben lebte, übertrug sich auch auf ihn. Hatte Pater Fortín dem Nuntius gesagt, wie sehr ihn der Gedanke ängstigte, daß seiner religiösen Schwester etwas zustoßen konnte, wenn das Regime seine konspirative Tätigkeit entdeckte? Nicht einen einzigen Augenblick dachte er, der Umzug von Schwester Paulina nach Puerto Rico sei Zufall gewesen. Es war eine weise, großzügige Entscheidung der Kirche des Herrn, um eine junge, reine, unschuldige Frau, an der sich die Henker von Johnny Abbes vergehen konnten, dem Zugriff der Bestie zu entziehen. Das war eine der Gewohnheiten des Regimes, die Salvador am meisten empörten: seine Wut an den Verwandten derjenigen auszulassen, die es bestrafen wollte, an Vätern, Söhnen, Geschwistern, deren Besitz es beschlagnahmte, die es ins Gefängnis warf, denen es die Arbeit nahm. Wenn die Sache schiefging, würden die Vergeltungsmaßnahmen gegen seine Brüder und Schwestern unerbittlich sein. Nicht einmal sein Vater, General Piro Estrella, ein enger Freund des Wohltäters, dem er mit Banketten auf seiner Hazienda Las Lavas huldigte, bliebe verschont. All das hatte er wieder und wieder abgewogen. Die Entscheidung war getroffen. Und es war erleichternd zu wissen, daß die verbrecherische Hand Schwester Paulina in ihrem Kloster in Puerto Rico nicht erreichen konnte. Ab und zu schickte sie ihm einen liebevollen, humorvollen kleinen Brief in ihrer klaren, geraden Schrift.

Bei aller Religiosität war Salvador nie der Gedanke gekommen, zu tun, was Giselita getan hatte: ins Kloster zu gehen. Es war eine Berufung, die ihn mit Bewunderung und Neid erfüllte, aber von der ihn der Herr ausgeschlossen hatte. Nie wäre er imstande gewesen, die Gelübde zu erfüllen, am allerwenigsten

das der Keuschheit. Gott hatte ihn zu irdisch erschaffen, zu sehr geneigt, den Trieben nachzugeben, die ein Hirte des Herrn unterdrücken mußte, um seine Mission zu erfüllen. Seit jeher hatten es ihm die Frauen angetan, auch jetzt noch, da er in ehelicher Treue lebte, mit sporadischen Rückfällen, an denen sein Gewissen lange zu tragen hatte; der Anblick einer honig-farbenen jungen Frau mit schmaler Taille und ausgeprägten Hüften, mit sinnlichem Mund und funkelnden Augen – diese typische dominikanische Schönheit voller Koketterie im Blick, im Gehen, im Sprechen, in den Bewegungen der Hände – brachte Salvador in Wallung, entzündete seine Phantasie und sein Begehren.

Gewöhnlich widerstand er diesen Versuchungen. Wie oft hatten seine Freunde, besonders Antonio de la Maza, der nach der Ermordung Tavitos zum Trinker geworden war, sich über ihn lustig gemacht, weil er sich geweigert hatte, sie bei ihren frühmorgendlichen Visiten in den Bordellen zu begleiten, bei ihren Besuchen in Häusern, wo die Puffmütter ihnen Mädchen verschafften, die angeblich zu deflorieren waren. Zuweilen erlag er allerdings. Danach hielt die Bitterkeit viele Tage lang an. Seit einiger Zeit hatte er sich angewöhnt, Trujillo für diese Rückfälle verantwortlich zu machen. Die Bestie war schuld daran, daß so viele Dominikaner das Unbehagen einer unfreien, würdelosen Existenz in einem Land, in dem das menschliche Leben nichts wert war, mit Huren, Räuschen und anderen Entgleisungen zu überdecken suchten. Trujillo war einer der wirksamsten Verbündeten des Teufels.

»Sein Auto!« rief Antonio de la Maza.

Und Amadito und Tony Imbert:

»Er ist es! Sein Auto!«

»Fahr los, verdammt!«

Tony Imbert hatte es schon getan, der Chevrolet, der in Richtung Ciudad Trujillo geparkt hatte, wendete mit kreischenden Reifen – Salvador mußte an einen Polizeifilm denken – und nahm die Richtung nach San Cristóbal, in der sich auf der verlassenen, dunklen Straße Trujillos Auto

entfernte. War es sein Auto? Salvador hatte es nicht gesehen, aber seine Gefährten schienen so sicher zu sein, daß es sein Auto sein mußte, daß es einfach seines sein mußte. Sein Herz klopfte laut in seiner Brust. Antonio und Amadito kurbelten die Fensterscheiben herunter, und während Imbert beschleunigte, über das Lenkrad geduckt wie ein Reiter, der sein Pferd zum Springen treibt, wurde der Fahrtwind so stark, daß Salvador kaum die Augen offen halten konnte. Er schützte sich mit seiner freien Hand; die andere hielt den Revolver. Nach und nach verkürzten sie den Abstand zu den roten Lichtern.

»Sicher, daß es der Chevrolet des Ziegenbocks ist, Amadito?« rief er.

»Sicher, sicher«, brüllte der Leutnant. »Ich hab den Chauffeur erkannt, Zacarías de la Cruz. Hab ich euch nicht gesagt, daß er kommen würde?«

»Gib Gas, verdammt«, wiederholte Antonio de la Maza zum dritten oder vierten Mal. Er hatte den Kopf und den abgesägten Lauf seines Gewehrs zum Fenster hinausgestreckt.

»Du hattest recht, Amadito«, hörte Salvador sich rufen. »Er ist gekommen und ohne Eskorte, wie du gesagt hast.«

Der Leutnant hielt sein Gewehr mit beiden Händen. Er kehrte ihm, zur Seite gewandt, den Rücken zu und stützte den Kolben des Mi auf seine Schulter, den Finger am Abzug, »Ich danke dir, Herr, im Namen deiner dominikanischen Söhne«, betete Salvador.

Der Chevrolet Biscayne von Antonio de la Maza flog über die Landstraße und verkürzte den Abstand zum hellblauen Chevrolet Bei Air, den Amadito García Guerrero ihnen so oft beschrieben hatte. Der Türke erkannte das offizielle schwarzweiße Kennzeichen mit der Nummer 0-1823, die Vorhänge an den Fenstern. Wirklich, ja, es war der Wagen, den der Chef benutzte, um zu seinem Mahagonihaus in San Cristóbal zu fahren. Salvador hatte einen wiederkehrenden Alptraum mit diesem Chevrolet Biscayne gehabt, den Tony Imbert lenkte. Sie fuhren wie jetzt, unter

einem Himmel mit Mond und Sternen, und plötzlich begann dieses neue, für die Verfolgung präparierte Auto abzubremsen, langsamer zu werden, bis es, begleitet von ihren Flüchen, stehenblieb. Salvador sah, wie sich das Auto des Wohltäters in der Dunkelheit verlor.

Der Chevrolet Bel Air beschleunigte weiter – er mußte schon bei mehr als hundert Stundenkilometern sein –, und zeichnete sich vor ihnen deutlich im Schein des Fernlichts ab, das Imbert eingeschaltet hatte. Salvador kannte die Geschichte dieses Autos bis ins Detail, seitdem sie dem Vorschlag von Leutnant García Guerrero gefolgt waren und vereinbart hatten, Trujillo bei seiner wöchentlichen Fahrt nach San Cristóbal einen Hinterhalt zu legen. Es war klar, daß der Erfolg von einem raschen Fahrzeug abhing. Antonio de la Maza war ein Autofan. Bei Santo Domingo Motors wunderte sich niemand, daß jemand, der wegen seiner Arbeit an der Grenze zu Haiti jede Woche Hunderte von Kilometern zurücklegte, einen speziellen Wagen wollte. Sie empfahlen ihm den Chevrolet Biscayne und bestellten ihn für ihn in den Vereinigten Staaten. Er war vor drei Monaten in Ciudad Trujillo eingetroffen. Salvador erinnerte sich an den Tag, an dem sie ihn bestiegen, um ihn auszuprobieren, und wie sie beim Lesen der Gebrauchsanweisung lachten, in der es hieß, dieses Auto sei das Modell, das die New Yorker Polizei bei der Verbrecherjagd benutze. Klimaanlage, Automatik, hydraulische Bremsen und ein Acht-Zylinder-Motor mit 3 500 Kubik. Er hatte siebentausend Dollar gekostet, was Antonio zu dem Kommentar veranlaßte: »Die beste Peso-Investition aller Zeiten.« Sie probierten das Auto in der Umgebung von Moca aus, die Broschüre hatte nicht übertrieben: es konnte hundertsechzig Stundenkilometer erreichen.

»Paß auf, Tony«, hörte er sich nach einem Aufschlag sagen, der einen Kotflügel verbeult haben mußte. Weder Antonio noch Amadito fühlten sich angesprochen; sie hielten Kopf und Waffe weiter aus dem Fenster und warteten darauf, daß Imbert den Wagen Trujillos überholte.

Sie waren weniger als zwanzig Meter entfernt, der Fahrtwind nahm den Atem, und Salvador starrte unverwandt auf den zugezogenen Vorhang des Rückfensters. Sie würden aufs Geratewohl schießen, den ganzen

Rücksitz mit Blei überziehen müssen. Er bat Gott, der Ziegenbock möge nicht in Begleitung eines dieser unglücklichen Geschöpfe sein, die er mit in sein Mahagonihaus nahm.

Als hätte er plötzlich bemerkt, daß man ihn verfolgte, oder als weigerte er sich aus sportlichem Ehrgeiz, sich überholen zu lassen, schoß der Chevrolet Bei Air einige Meter nach vorne.

»Gib Gas, verdammt«, befahl Antonio de la Maza. »Schneller, verdammt!«

In wenigen Sekunden holte der Chevrolet Biscayne wieder auf und näherte sich mehr und mehr. Und die anderen? Warum tauchten Pedro Livio und Huáscar Tejeda nicht auf? Sie waren nur zwei Kilometer weiter in dem Oldsmobile postiert, das ebenfalls Antonio de la Maza gehörte, sie hätten das Auto Trujillos schon längst abfangen müssen. Hatte Imbert vergessen, die Scheinwerfer dreimal nacheinander aus- und einzuschalten? Auch Fifi Pastoriza in Salvadors altem Mercury, der weitere zwei Kilometer vor dem Oldsmobile Stellung bezogen hatte, tauchte nicht auf. Sie mußten schon zwei, drei, vier oder mehr Kilometer zurückgelegt haben. Wo waren sie?

»Du hast die Signale vergessen, Tony«, rief der Türke. »Wir haben Pedro Livio und Fifi längst hinter uns gelassen.«

Sie waren etwa acht Meter von Trujillos Auto entfernt, und Tony verlangte Vorbeifahrt, indem er aufblendete und hupte.

»Fahr näher ran«, brüllte Antonio de la Maza.

Sie fuhren noch eine Weile weiter, ohne daß der Chevrolet Bel Air, taub für Tonys Signale, die Mitte der Fahrbahn freigegeben hätte. Wo war verdammt nochmal der

Oldsmobile mit Pedro Livio und Huáscar? Wo sein Mercury mit Fifi Pastoriza? Schließlich wich das Auto Trujillos nach rechts aus. Es ließ ihnen genug Platz.

»Näher, fahr näher ran«, flehte Antonio de la Maza hysterisch.

Tony Imbert gab Gas, und in wenigen Sekunden waren sie auf der Höhe des Chevrolet Bel Air. Auch der Vorhang auf der Seite war zugezogen, so daß Salvador Trujillo nicht sah, wohl aber, ganz deutlich, hinter dem Vorderfenster das kräftige, ungeschlachte Gesicht des berühmten Zacarías de la Cruz genau in dem Augenblick, da sein Trommelfell beim Krachen der von Antonio und dem Leutnant gleichzeitig abgefeuerten Salven platzen zu wollen schien. Die Fahrzeuge fuhren so dicht nebeneinander, daß sie alle von den Splintern getroffen wurden und Salvador in seinem Gesicht kleine Stiche spürte, als beim anderen Wagen das Glas des hinteren Fensters zerbarst. Wie in einer Halluzination konnte er sehen, daß Zacarías eine seltsame Kopfbewegung machte, und eine Sekunde später feuerte auch er über die Schulter Amaditos hinweg.

Es dauerte nur wenige Sekunden, denn jetzt – das Kreischen der Reifen machte ihm Gänsehaut – blieb das Auto Trujillos zurück, nachdem es jäh gebremst hatte. Als er den Kopf wandte, sah er durch das Rückfenster, daß der Chevrolet Bei Air im Zickzack fuhr, als würde er sich überschlagen, bevor er zum Stillstand kam. Er machte nicht kehrt, er versuchte nicht, zu entkommen.

»Halt an, halt an, verfluchtnochmal«, brüllte Antonio de la Maza. »Fahr zurück!«

Tony wußte, was er tat. Er hatte jäh gebremst, fast im gleichen Augenblick wie das von Kugeln durchlöchernte Auto Trujillos, aber er nahm den Fuß von der Bremse, weil das heftig schleudernde Fahrzeug sich zu überschlagen drohte, und bremste dann erneut ab, bis der Chevrolet Biscayne zum Stehen kam. Ohne eine Sekunde zu verlieren, manövrierte er, wendete in die Gegenrichtung – es kam kein Fahrzeug – und fuhr jetzt auf Trujillos Auto zu, das absurderweise auf der Fahrbahn parkte, als wartete es auf

sie, mit brennenden Scheinwerfern, weniger als hundert Meter entfernt. Als sie die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatten, erloschen die Scheinwerfer des stehenden Autos, aber der Türke konnte es noch immer sehen: da war es, angeleuchtet vom Fernlicht Tony Imberts.

»Kopf runter, duckt euch«, sagte Amadito. »Sie schießen auf uns.«

Das Glas der Fensterscheibe zu seiner Linken zerbarst. Salvador spürte Nadelstiche im Gesicht und am Hals und wurde

durch das scharfe Bremsen nach vorne geschleudert. Der Chevrolet Biscayne kreischte, fuhr im Zickzack, neigte sich auf die Seite, bevor er zum Stehen kam. Imbert schaltete die Scheinwerfer aus. Alles tauchte ins Dunkel. Salvador hörte Schüsse im Umkreis. In welchem Augenblick waren er, Amadito, Tony und Antonio auf die Fahrbahn gesprungen? Alle vier waren sie draußen, suchten Deckung hinter den Kotflügeln und offenen Türen und schossen in die Richtung, in der sich das Auto Trujillos befand, befinden mußte. Wer schoß auf sie? War noch jemand beim Ziegenbock, außer dem Chauffeur? Denn, kein Zweifel, man schoß auf sie, die Kugeln pfffen um sie herum, durchschlugen mit metallischem Geräusch das Blech des Chevrolets und verletzten einen seiner Freunde.

»Türke, Amadito, gebt uns Deckung«, befahl Antonio de la Maza. »Wir werden ihm den Rest geben, Tony.«

Fast im gleichen Augenblick – seine Augen begannen die Umrisse und Silhouetten im schwachen, bläulichen Licht zu erkennen – sah Salvador die beiden Gestalten geduckt auf Trujillos Auto zurennen.

»Nicht schießen, Türke«, sagte Amadito; er zielte mit seinem Gewehr, ein Knie auf dem Boden. »Wir können sie treffen. Halt die Augen auf. Nicht, daß er uns entwischt.«

Fünf, acht, zehn Sekunden lang herrschte absolute Stille. Salvador bemerkte, daß auf der Fahrbahn rechts von ihm wie in einer gespenstischen Erscheinung zwei Fahrzeuge in vollem Tempo in Richtung Ciudad Trujillo vorbeifuhren. Einen Augenblick darauf krachten abermals Gewehr- und

Revolverschüsse. Es dauerte wenige Sekunden. Dann füllte Antonio de la Mazas laute Stimme die Nacht:

»Er ist tot, verdammt!«

Salvador und Amadito rannten los. Sekunden später blieb Salvador stehen, reckte den Kopf über die Schultern von Tony Imbert und Antonio, die, der eine mit einem Feuerzeug und der andere mit Streichhölzern, den blutüberströmten Körper examinierten, der in olivgrüner Kleidung, das Gesicht zerstört, in einer Blutlache auf dem Pflaster lag. Die Bestie, tot. Er hatte

keine Zeit, dem Himmel zu danken, er hörte rasche Schritte und war sicher, daß er Schüsse vernahm, dort, hinter dem Auto Trujillos. Ohne zu überlegen, hob er den Revolver und schoß, überzeugt, daß es *caliés* waren, Militäradjutanten, die dem Chef zu Hilfe eilten, und dann hörte er ganz nah Pedro Livio Cedeno wimmern, den seine Schüsse getroffen hatten. Es war, als täte sich die Erde auf, als entstieg diesem Abgrund das Gelächter des Bösen und lachte ihm ins Gesicht.

XIII

»Willst du wirklich nicht noch ein bißchen Maiskuchen?« drängt Tante Adelina liebevoll. »Greif zu. Als kleines Mädchen wolltest du immer Maiskuchen von mir, wenn du herkamst. Magst du ihn nicht mehr?«

»Natürlich mag ich ihn, Tante«, beteuert Urania. »Aber ich habe noch nie im Leben so viel gegessen, ich werde kein Auge zutun können.«

»Na schön, lassen wir ihn hier stehen, für den Fall, daß du später Lust bekommst«, sagt Tante Adelina resigniert.

Die Festigkeit ihrer Stimme und die Klarheit ihres Geistes bilden einen Gegensatz zu ihrem körperlichen Verfall: eingeschrumpft, fast kahl – zwischen den weißen Haarsträhnen ist die Kopfhaut zu sehen –, das Gesicht von tausend Runzeln durchzogen, trägt sie ein künstliches Gebiß, das sich bewegt, wenn sie ißt oder spricht. Ein Häufchen Frau, halb verloren im Schaukelstuhl, in den

Lucinda, Manolita, Marianita und das haitianische Dienstmädchen sie gesetzt haben, nachdem sie sie aus dem Oberstock heruntergetragen hatten. Ihre Tante hatte darauf bestanden, mit der Tochter ihres Bruders Agustín, die plötzlich nach so vielen Jahren wieder aufgetaucht war, im Eßzimmer zu Abend zu essen. Ist sie älter oder jünger als ihr Vater? Urania kann sich nicht erinnern. Sie spricht energisch, und in ihren kleinen, tiefliegenden Augen funkelt Intelligenz, »Ich hätte sie nie wiedererkannt, denkt Urania. Auch nicht Lucinda und am allerwenigsten Manolita, die sie zum letzten Mal gesehen hatte, als sie elf oder zwölf Jahre alt war und die jetzt eine vorzeitig gealterte Frau ist, mit faltigem Gesicht und schlecht gefärbtem Haar, dessen bläuliches Schwarz ziemlich spießig wirkt. Marianita, ihre Tochter, muß um die zwanzig sein: schmal, sehr blaß, das Haar ganz kurz und traurige Augen. Sie wendet den Blick nicht von Urania, wie gebannt. Was mochte ihre Nichte über sie gehört haben?

»Einfach unglaublich, daß du es bist, daß du hier bist.«
Tante

Adelina schaut sie mit ihren durchdringenden Augen an.

»Ich habe nie gedacht, daß ich dich wiedersehen würde.«

»Du siehst ja, Tante, hier bin ich. Und ich freue mich.«

»Ich auch, mein Liebes. Und eine noch größere Freude wirst du Agustín gemacht haben. Mein Bruder hatte sich damit abgefunden, daß er dich nicht wiedersehen würde.«

»Ich weiß nicht, Tante.« Urania ist auf der Hut, ahnt die Vorwürfe, die indiskreten Fragen. »Ich war den ganzen Tag bei ihm, und keinen Augenblick kam es mir vor, als würde er mich erkennen.«

Ihre beiden Cousinen reagieren einstimmig:

»Natürlich hat er dich erkannt, Uranita«, erklärt Lucinda.

»Da er nicht sprechen kann, merkt man es nicht«, bestätigt Manolita. »Aber er versteht alles, sein Kopf ist völlig heil.«

»Er ist noch immer ein Köpfchen«, sagt Tante Adelina lachend.

»Wir wissen das, weil wir ihn jeden Tag sehen«, bekräftigt Lucinda. »Er hat dich erkannt, und du hast ihn glücklich ge-

macht mit deinem Besuch.«

»Hoffentlich.«

Ein Schweigen, das anhält, Blicke, die sich über den alten Tisch dieses engen Eßzimmers hinweg kreuzen, in dem eine gläserne Anrichte steht, die Urania vage wiedererkennt, und kleine religiöse Bilder in einem verblaßten Grün an den Wänden hängen. Auch hier ist ihr nichts vertraut. In ihrer Erinnerung war das Haus ihrer Tante Adelina und ihres Onkels Aníbal, in das sie kam, um mit Manolita und Lucinda zu spielen, groß, hell, elegant und luftig, und das hier ist eine Höhle, vollgestopft mit deprimierenden Möbeln.

»Die gebrochene Hüfte hat mich für immer von Agustín getrennt.« Die kleine Faust mit den von der Sklerose verformten Fingern fährt durch die Luft. »Vorher habe ich Stunden mit ihm verbracht. Wir führten lange Gespräche. Ich mußte ihn nicht sprechen hören, um zu verstehen, was er mir sagen wollte. Mein armer Bruder! Ich hätte ihn zu mir genommen. Aber wohin mit ihm in diesem Rattenloch?«

Sie spricht voll Wut.

»Der Tod Trujillos war der Anfang vom Ende für die Familie«, seufzt Lucindita. Sie besinnt sich gleich.

»Entschuldige. Du haßt Trujillo, nicht wahr?«

»Das hatte schon vorher begonnen«, berichtet sie Tante Adelina, und Urania vernimmt ihre Worte mit Interesse.

»Wann, Großmutter?« fragt die älteste Tochter Lucindas mit schwacher Stimme.

»Mit dem Brief im Öffentlichen Forum, ein paar Monate bevor sie Trujillo umbrachten«, erklärt Tante Adelina bestimmt; ihre kleinen Augen bohren sich ins Leere. »Im Januar oder Februar 61. Wir haben deinem Papa Bescheid gesagt, früh am Morgen. Aníbal war der erste, der ihn gelesen hat.«

»Ein Brief im Öffentlichen Forum?« Urania forschet einen Augenblick in ihrer Erinnerung. »Ach, ja.«

»Ich nehme an, es hat nichts zu bedeuten, ich nehme an, eine Dummheit, die sich klären wird«, sagte sein Schwager am Telefon; er war so aufgebracht, so vehement, er klang

so falsch, daß der Senator Agustín Cabral überrascht war: Was war mit Aníbal? »Hast du *El Caribe* nicht gelesen?«

»Sie haben sie mir eben gebracht, ich hab sie noch nicht aufgeschlagen.«

Er hörte ein nervöses Hüsteln.

»Na ja, da ist ein Brief, Cerebritito.« Sein Schwager versuchte, belustigt und sorglos zu wirken. »Dummes Zeug. Klär das so bald wie möglich.«

»Danke für den Anruf«, verabschiedete sich der Senator Cabral. »Schöne Grüße an Adelina und die Mädchen. Ich komme bei euch vorbei.«

Dreißig Jahre an der Spitze der politischen Macht hatten aus Agustín Cabral einen Mann gemacht, der Erfahrung mit Unwägbarkeiten – Fallen, Hinterhalten, Trickereien, Falschheiten – hatte; das Wissen, daß es im Öffentlichen Forum, der Rubrik von *El Caribe*, die am meisten gelesen und gefürchtet wurde, da sie das vom Regierungspalast gespeiste politische Barometer des Landes war, einen Brief gegen ihn gab, ließ ihn also nicht

die Nerven verlieren. Es war das erste Mal, daß er in der höllischen Kolumne erschien; andere Minister, Senatoren, Gouverneure oder Beamte waren schon von diesen Flammen verzehrt worden; er bislang nicht. Er kehrte ins Eßzimmer zurück. Seine Tochter, in Schuluniform, aß ihr Frühstück: *mangú* – mit Butter verrührte Banane – und gebratenen Käse. Er küßte sie aufs Haar (»Hallo, Papi«), setzte sich ihr gegenüber, und während das Dienstmädchen ihm Kaffee einschenkte, schlug er langsam, ohne Hast, die Tageszeitung auf, die zusammengefoldet in einer Ecke des Tisches gelegen hatte. Er blätterte die Seiten um, bis er zum Öffentlichen Forum gelangte.

*Sehr geehrter Herr Direktor,
ich schreibe aus einem staatsbürgerlichen Impuls heraus, um die
Beleidigung der dominikanischen Bürgerschaft und der
uneingeschränkten Informationsfreiheit zu protestieren, die dieser
Republik von der Regierung des Generalissimus Trujillo garantiert*

wird. Ich begehe mich auf den Umstand, daß in Ihren geachteten und viel gelesenen Seiten bislang noch nicht die allen bekannte Tatsache berichtet wurde, daß der Senator Agustín Cabral, mit dem Spitznamen Cerebritito (warum eigentlich?), von seinem Amt als Präsident des Senats enthoben wurde, da man ihm unkorrekte Amtsführung im Ministerium für öffentliche Bauten nachgewiesen hat, dem er bis vor kurzem vorstand. Es ist ebenfalls bekannt, daß diese Regierung in ihrer peinlichen Gewissenhaftigkeit, was die ehrliche Verwendung öffentlicher Mittel betrifft, einen Ausschuß zur Untersuchung der offensichtlichen Mißbräuche und Machenschaften – illegale Kommissionen, Erwerb veralteten Materials zu überhöhten Preisen, fiktive Aufblähung von Kostenvoranschlägen – eingesetzt hat, denen sich der Senator in Ausübung seines Ministeramts schuldig gemacht haben soll, um die gegen ihn vorliegenden Anschuldigungen zu prüfen.

Hat das Volk Trujillos nicht das Recht, über derart gravierende Tatsachen informiert zu werden?

Hochachtungsvoll Ingenieur Telésforo Hidalgo Saíno
Calle Duarte Nr. 171 Ciudad Trujillo

»Ich zisch los, Papi«, hörte der Senator Cabral und hob, ohne daß eine Regung seines Gesichts die nur scheinbare Ruhe verraten hätte, den Kopf von der Zeitung, um dem Mädchen einen Kuß zu geben. »Ich kann nicht mit dem Schulbus zurückfahren, ich bleib zum Volleyballspielen da. Ich komm dann zu Fuß, mit ein paar Freundinnen.«

»Sei schön vorsichtig, wenn du über die Straße gehst, Uranita.«

Er nahm einen Schluck Orangensaft und trank eine Tasse dampfenden, frisch aufgebrühten Kaffee, ohne Hast, aber er rührte weder das *mangú* noch den gebratenen Käse, noch die Scheibe Toastbrot mit Honig an. Er las noch einmal Wort für Wort, Buchstabe für Buchstabe den Brief im Öffentlichen Forum. Zweifellos war er vom Flüssigen Verfassungsrechder verfaßt worden, dem bevorzugten Schreiber der Intrigen, aber vom Chef angeordnet; niemand würde es wagen, einen solchen Brief ohne Trujillos Erlaubnis zu schreiben oder gar zu veröffentlichen. Wann hatte er ihn zum letzten Mal gesehen? Vorgestern, beim Spaziergang. Er wurde nicht gerufen, um neben ihm

zu gehen, der Chef hatte die ganze Zeit mit General Roman und General Espaillat geplaudert, ihn jedoch mit der gewohnten Ehrerbietung begrüßt. Oder nicht? Er strengte sein Gedächtnis an. Hatte er eine gewisse Verhärtung in diesem starren, einschüchternden Blick gewahrt, der den äußeren Schein zu durchdringen und bis zur Seele des Betrachteten vorzustößen schien? Eine gewisse Knappheit beim Beantworten seines Grußes? Eine gerunzelte Stirn? Nein, er erinnerte sich an nichts Außergewöhnliches.

Die Köchin fragte ihn, ob er zum Mittagessen käme. Nein, nur zum Abendessen, und er nickte, als Aleli ihm das Menü vorschlug. Als er den Wagen der Senatspräsidentschaft vor seinem Haus vorfahren hörte, schaute er auf die Uhr: Punkt acht Uhr. Dank Trujillo hatte er entdeckt, daß Zeit Gold wert ist. Wie viele andere hatte er seit seinen jungen Jahren die Obsessionen des Chefs zu seinen gemacht: Ordnung, Genauigkeit, Disziplin, Perfektion. Der Senator Agustín Cabral hatte

es einmal in einer Rede gesagt: »Dank Seiner Exzellenz, dem Wohltäter, haben wir Dominikaner die Wunder der Pünktlichkeit entdeckt.« Auf dem Weg zur Haustür zog er sein Jackett an. »Wenn man mich abgesetzt hätte, wäre der Wagen der Senatspräsidentschaft nicht gekommen, um mich abzuholen.« Sein Assistent, der Leutnant der Luftwaffe Humberto Arenal, der niemals seine Verbindungen zum SIM vor ihm verheimlicht hatte, öffnete ihm die Autotür. Der Dienstwagen mit Teodosio am Steuer. Der Assistent. Es gab keinen Grund zur Sorge.

»Hat er nie erfahren, warum er in Ungnade gefallen ist?« fragt Urania verwundert.

»Nie mit Gewißheit«, erklärt Tante Adelina. »Es gab viele Vermutungen, weiter nichts. Jahre um Jahre hat Agustín sich gefragt, was er getan hatte, daß Trujillo so verärgert war, von einem Tag zum anderen. Daß ein Mann, der ihm sein Leben lang gedient hatte, zum Aussätzigen wurde.« Urania bemerkt das ungläubige Staunen, mit dem Marianita ihnen zuhört.

»Das kommt dir alles vor wie von einem anderen Stern,

nicht wahr?«

Das Mädchen wird rot.

»Es ist einfach so unglaublich, Tante. Wie in dem Film von Orson Welles, *Der Prozeß*, den sie im Filmklub vorgeführt haben. Anthony Perkins wird verurteilt und hingerichtet, ohne daß er herausfinden kann, warum.«

Manolita fächelt sich seit einer Weile mit beiden Händen Luft zu; sie läßt es sein, um sich einzuschalten:

»Angeblich fiel er in Unnade, weil man Trujillo einredete, die Bischöfe hätten sich durch Agustíns Schuld geweigert, ihn zum Wohltäter der katholischen Kirche zu ernennen.«

»Man hat tausend Sachen behauptet«, seufzt Tante Adelina. »Das war das Schlimmste seines Leidensweges, die Zweifel. Die Familie ging dem Ruin entgegen, und niemand wußte, welche Anschuldigung man gegen Agustín erhob, was er getan oder nicht getan hatte.«

Es war kein Senator im Gebäude des Senats, als Agustín Cabral es wie jeden Tag morgens um acht Uhr fünfzehn betrat. Die Wache salutierte vorschriftsmäßig, und die Amtsdienner und Angestellten, denen er in den Gängen auf dem Weg zu seinem Büro begegnete, wünschten ihm mit dem üblichen Überschwang einen guten Tag. Aber seinen beiden Sekretären, Isabelita und dem jungen Anwalt Paris Goico, stand die Besorgnis ins Gesicht geschrieben.

»Ist jemand gestorben?« scherzte er. »Macht ihr euch Sorgen wegen des Briefchens im Öffentlichen Forum? Wir werden diese Infamie auf der Stelle klären. Ruf den Direktor von *El Caribe* an, Isabelita. Zu Hause, Panchito geht nicht vor Mittag in die Redaktion.«

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, warf einen Blick auf den Dokumentenstapel, auf die Korrespondenz, auf den vom tüchtigen Parisito aufgestellten Terminplan des Tages.

»Der Brief ist vom Chef diktiert worden.« Eine Schlange glitt seine Wirbelsäule hinunter. War es einer dieser Theatercoups, die den Generalissimus amüsierten? Inmitten der Spannungen mit der Kirche, der Konfrontation mit den Vereinigten Staaten und der OAS war er noch zu den Mätzchen aufgelegt, wie er sie in der Vergangenheit

gepflegt hatte, als er sich allmächtig und unbedroht fühlte? Waren das Zeiten für Zirkusnummern?

»Am Telefon, Don Agustín.«

Er hob den Hörer und wartete einige Sekunden, bevor er sprach.

»Habe ich dich geweckt, Panchito?«

»Wie kommst du darauf, Cerebrito.« Die Stimme des Journalisten war wie immer. »Ich bin Frühaufsteher, ich halte es wie die Kapaune. Und ich schlafe mit einem offenen Auge, für alle Fälle. Was gib't's?«

»Na ja, wie du dir denken kannst, rufe ich dich wegen des Briefes heute morgen im Öffentlichen Forum an«, sagte der Senator mit belegter Stimme. »Kannst du mir dazu was sagen?«

Die Antwort kam im gleichen leichten, spöttischen Tonfall, als handelte es sich um eine Bagatelle.

»Er kam eingeschrieben, Cerebrito. Ich hätte so etwas nicht

veröffentlicht, ohne Erkundigungen einzuziehen. Glaub mir, angesichts unserer Freundschaft hat es mich nicht gefreut, ihn zu veröffentlichen.«

»Ja, ja, natürlich«, murmelte er bei sich. Er durfte nicht einen Moment seine Gelassenheit verlieren.

»Ich habe die Absicht, diesen Verleumdungen entgegenzutreten«, sagte er sanft. »Ich bin nicht abgesetzt worden. Ich rufe dich von der Senatspräsidentschaft an. Und dieser angebliche Ausschuß zur Untersuchung meiner Amtsführung im Ministerium für öffentliche Bauten ist eine weitere Ente.«

»Schick mir deine Gegendarstellung so rasch wie möglich zu«, erwiderte Panchito. »Ich werde tun, was ich kann, um sie zu veröffentlichen, das wäre ja noch schöner. Du weißt, wie sehr ich dich schätze. Ich bin ab vier Uhr in der Redaktion. Ein Kuß für Uranita. Mach's gut, Agustín.«

Nachdem er aufgelegt hatte, kamen ihm Zweifel. Hatte er gut daran getan, den Direktor von *El Caribe* anzurufen? War das nicht ein falscher Schritt, der seine Sorge verriet? Was hätte der ihm anderes sagen können: Er empfing die

Briefe für das Öffentliche Forum direkt aus dem Regierungspalast und veröffentlichte sie, ohne Fragen zu stellen. Er schaute auf seine Uhr: Viertel vor neun. Er hatte Zeit; die Sitzung des Senatspräsidiums war um halb zehn. Er diktierte Isabelita die Gegendarstellung mit der gleichen Nüchternheit und Klarheit, mit der er seine Schriften verfaßte. Ein kurzer, trockener, fulminanter Brief: er war nach wie vor Präsident des Senats, und niemand hatte seine gewissenhafte Amtsführung im Ministerium für öffentliche Bauten in Frage gestellt, das ihm seinerzeit von der Regierung anvertraut wurde, an deren Spitze der Dominikaner par excellence steht, Generalissimus Rafael Leónidas Trujillo, Wohltäter und Vater des Neuen Vaterlandes.

Als Isabelita ging, um das Diktat mit der Maschine abzuschreiben, trat Paris Goico in das Büro.

»Die Sitzung des Präsidiums des Senats ist abgesagt, Herr Präsident.«

»Ohne mich zu konsultieren? Von wem?« ‘

»Vom Vizepräsidenten des Kongresses, Don Agustín. Er selbst hat es mir soeben mitgeteilt.«

Er wog ab, was er gerade gehört hatte. Konnte das eine ganz andere Ursache haben und gar nicht mit dem Brief im Öffentlichen Forum zusammenhängen? Der betrubte Parisito stand wartend vor dem Schreibtisch.

»Ist Dr. Quintana in seinem Büro?« Da sein Adlatus nickte, stand er auf. »Sagen Sie ihm, ich komme gleich.«

»Es ist unmöglich, daß du dich nicht erinnerst, Uranita«, sagt ihre Tante Adelina in mahnendem Tonfall. »Du warst vierzehn Jahre alt. Das war das schlimmste Ereignis in der Familie, schlimmer noch als der Unfall, bei dem deine Mama starb. Hast du denn gar nichts gemerkt?«

Sie hatten Kaffee und Kräutertee getrunken. Urania nahm ein Stück Maiskuchen. Sie plauderten am Tisch des Eßzimmers, im trüben Licht der kleinen Stehlampe. Das haitianische Dienstmädchen, still wie eine Katze, hatte das Geschirr abgeräumt.

»Natürlich erinnere ich mich an Papas Angst, Tante«,

erklärt Urania. »Die Einzelheiten, die täglichen Vorkommnisse weiß ich nicht mehr. Er versuchte, es vor mir zu verbergen, am Anfang. »Es gibt Probleme, Uranita, aber bestimmt klären sie sich bald.« Nie hätte ich gedacht, daß mein Leben von da an diese Wendung nehmen würde.«

Sie spürt, wie die Blicke ihrer Tante, ihrer Cousinen und ihrer Nichte sie verbrennen. Lucinda sagt, was sie denken: »Etwas Gutes hat es für dich gehabt, Uranita. Du wärest nicht da, wo du bist, wenn es anders gekommen wäre. Für uns dagegen war es die Katastrophe.«

»Für meinen armen Bruder mehr als für jeden anderen«, sagt Tante Adelina anklagend. »Sie haben ihm einen Dolchstoß versetzt und ihn dreißig Jahre lang verbluten lassen.«

Plötzlich kreischt ein Papagei über dem Kopf Uranitas und erschreckt sie. Sie hatte das Tier bisher nicht bemerkt; es bewegt sich mit gesträubten Federn in seinem großen Holzkäfig mit blauen Gitterstäben hin und her. Ihre Tante, ihre Cousinen und ihre Nichte brechen in Lachen aus.

»Samson«, stellt Manolita ihn vor. »Er führt sich so auf, weil wir ihn geweckt haben. Er ist eine Schlafmütze.«

Dank dem Papagei entspannt sich die Atmosphäre.

»Ich bin sicher, ich würde eine Menge Geheimnisse erfahren, wenn ich verstehen könnte, was er sagt«, scherzt Urania, während sie auf Samson zeigt.

Dem Senator Agustín Cabral ist nicht nach Lächeln zumute. Er antwortet mit einem mürrischen Neigen des Kopfes auf den zuckersüßen Gruß des Vizepräsidenten des Senats, Dr. Jeremías Quintana, in dessen Büro er gerade gefegt ist, und fährt ihn ohne Umschweife an:

»Warum hast du die Sitzung des Senatspräsidiums abgesagt? Ist das nicht Sache des Präsidenten? Ich verlange eine Erklärung.«

Das volle, kakaofarbene Gesicht des Senators »Quintanilla« nickt mehrmals, während seine Lippen sich bemühen, ihn in einem wohlklingenden, fast musikalischen Spanisch zu beruhigen:

»Selbstverständlich, Cerebrito. Reg dich nicht auf. Alles hat seinen Grund, nur nicht der Tod.«

Er ist ein rundlicher, sechzigjähriger Mann mit wulstigen Augenlidern und feuchtem Mund, bekleidet mit einem blauen Anzug und einer schimmernden Krawatte mit silbernen Streifen. Er lächelt hartnäckig; Agustín Cabral sieht, wie er sich die Brille abnimmt, ihm zuzwinkert, einen raschen Blick in die Runde wirft, einen Schritt auf ihn zu macht, ihn am Arm faßt und ihn fortzieht, während er mit sehr lauter Stimme zu ihm sagt:

»Setzen wir uns hierhin, da haben wir es bequemer.«

Aber er führt ihn nicht zu den Sesseln mit schweren Tigerfüßen, die in seinem Büro stehen, sondern zu einem Balkon mit angelehnter Tür. Er zwingt ihn, mit ihm hinauszutreten, so daß sie im Freien sprechen können, im Angesicht des rauschenden Meeres, fern von indiskreten Ohren. Die Sonne brennt stark; der helle Morgen brodelte vor Motor- und Hupgeräuschen, die von der Uferpromenade kommen und sich mit den Rufen der Straßenverkäufer mischen.

»Was zum Teufel ist los, Affe?« murmelt Cabral.

Quintana hält ihn noch immer am Arm gefaßt, und jetzt ist er sehr ernst. Er bemerkt in seinem Blick ein diffuses Gefühl, das Solidarität oder Mitleid anzeigt.

»Du weißt ganz genau, was los ist, Cerebrito, spiel nicht den Dummen. Hast du nicht gemerkt, daß sie vor drei oder vier Tagen aufgehört haben, dich in den Zeitungen *distinguido caballero* zu nennen, daß sie dich zum *senor* herabgestuft haben?« murmelt der Affe Quintanilla ihm ins Ohr. »Hast du heute morgen nicht *El Caribe* gelesen? Das ist los.«

Zum ersten Mal, seit er den Brief im Öffentlichen Forum gelesen hat, fühlt Agustín Cabral Angst. Richtig: gestern oder vorgestern hatte jemand im Country Club sich scherzhaft darüber geäußert, daß die Gesellschaftsseite von *La Nación* ihn des »*distinguido Caballeros* beraubt hatte, was gewöhnlich ein böses Vorzeichen war: den Generalissimus amüsierten diese Warnsignale. Die Sache

war ernst. Das war ein Sturm. Er mußte seine ganze Erfahrung und List aufbieten, damit der ihn nicht hinwegfegte.

»Kam der Befehl, die Sitzung des Senatspräsidiums abzusagen, vom Palast?« flüstert er. Der Vizepräsident beugt sich hinunter, hält sein Ohr dicht an Cabrals Mund.

»Woher sollte er sonst kommen? Das ist noch nicht alles. Sämtliche Ausschüsse, denen du angehörst, werden suspendiert. In der Direktive heißt es: ›Bis die Verhältnisse des Senatspräsidenten geordnet sind.«

Er ist sprachlos. Es ist geschehen. Es geschieht genau der Alptraum, der bisweilen einen Schatten auf seine Triumphe, seine Beförderungen, seine politischen Erfolge geworfen hatte: sie haben ihn mit dem Chef entzweit.

»Wer hat sie dir übermittelt, Affe?«

Das pausbäckige Gesicht Quintanas zieht sich beunruhigt zusammen, und Cabral begreift auf einmal, woher das mit dem Affen kommt. Wird der Vizepräsident ihm sagen, daß er diesen Vertrauensbruch nicht begehen kann? Plötzlich entschließt er sich:

»Henry Chirinos.« Er faßt ihn wieder am Arm. »Es tut mir leid, Cerebritto. Ich glaube nicht, daß ich viel tun kann, aber wenn ich etwas tun kann, dann rechne mit mir.«

»Hat Chirinos dir gesagt, was sie mir vorwerfen?«

»Er hat sich darauf beschränkt, mir den Befehl zu übermitteln und zu salbadern: ›Ich weiß nichts. Ich bin der bescheidene Überbringer einer höheren Entscheidung.«

»Dein Papa hatte immer den Verdacht, daß Chirinos, der Flüssige Verfassungsrechtler, der Intrigant war«, erinnert sich Tante Adelina.

»Dieser halbe Neger, dieser widerliche Fettsack gehört zu denen, die sich am besten angepaßt haben«, fällt Lucindita ihr ins Wort. »Erst Tisch und Bett mit Trujillo, dann Minister und Botschafter von Balaguer. Siehst du, was das für ein Land ist, Uranita?«

»Ich kann mich gut an ihn erinnern, ich habe ihn vor ein paar Jahren in Washington gesehen, als Botschafter«, sagt Urania. »Er kam oft zu uns nach Hause, als ich klein war.

Er schien ein enger Freund von Papa zu sein.«

»Und von Aníbal und mir«, fügt Tante Adelina hinzu. »Er kam hierher mit seinem gespreizten Getue, er sagte uns seine Gedichte auf. Immer zitierte er Bücher und machte auf gebildet. Einmal hat er uns in den Country Club eingeladen. Ich wollte nicht glauben, daß er seinen lebenslangen Freund verraten hatte. Na ja, in der Politik geht man eben über Leichen.«

»Onkel Agustín war viel zu ehrlich, viel zu gut, deshalb haben sie ihn fertiggemacht.«

Lucindita erwartet, daß sie ihr recht gibt, daß auch sie gegen diese Infamie protestiert. Aber Urania hat keine Kraft zu heucheln. Sie beschränkt sich darauf, ihr mit betrübter Miene zuzuhören.

»Mein Mann, Friede seiner Asche, hat sich dagegen wie ein Ehrenmann verhalten, er hat deinem Papa seine volle Unterstützung gegeben.« Tante Adelina läßt ein kleines sarkastisches Lachen vernehmen. »Ein schöner Quijote! Er verlor den Posten im Tabakkonsortium und fand nie wieder Arbeit.«

Der Papagei Samson gibt abermals einen ganzen Sturzbach von Schreien und Geräuschen von sich, die wie Beschimpfungen klingen. »Hält's Maul, du Murmeltier«, schimpft Lucindita.

»Wenigstens haben wir den Humor nicht verloren, Kinder«, ruft Manolita aus.

»Such mir den Senator Henry Chirinos und sag ihm, daß ich ihn sofort sehen will, Isabel«, befiehlt der Senator Cabral, während er sein Büro betritt. Und, an Dr. Goico gewandt: »Wie es scheint, hat er diesen Wirrwarr gestiftet.« Er setzt sich an seinen Schreibtisch, schickt sich an, abermals den Terminplan des Tages durchzusehen, aber plötzlich wird ihm seine Situation bewußt. Hat es Sinn, Briefe, Beschlüsse, Memoranden, Vermerke als Präsident des Senats der Republik zu unterzeichnen? Es ist zweifelhaft, daß er es bleiben wird. Das Schlimmste ist, vor seinen Untergebenen Mutlosigkeit erkennen zu lassen. Gute Miene zum bösen Spiel. Er nimmt die

Dokumentenmappe und beginnt das erste Schriftstück zu lesen, als er bemerkt, daß Parisito noch immer da ist. Seine Hände zittern:

»Herr Präsident, ich wollte Ihnen sagen...«, stammelt er, tief aufgewühlt. »Egal, was geschieht, ich bin auf Ihrer Seite. In jedem Fall. Ich weiß, wieviel ich Ihnen verdanke, Dr. Cabral.«

»Danke, Goico. Du bist neu in dieser Welt und wirst Schlimmeres erleben. Mach dir keine Sorgen. Wir werden diesen Sturm überstehen. Und jetzt an die Arbeit.«

»Der Senator Chirinos erwartet Sie bei sich zu Hause, Herr Präsident.« Isabelita betritt mit diesen Worten das Büro.

»Er selbst war am Telefon. Wissen Sie, was er zu mir gesagt hat? ›Die Türen meines Hauses stehen meinem guten Freund, dem Senator Cabral, Tag und Nacht offen.« Als er das Gebäude des Kongresses verläßt, salutiert die Wache wie immer. Dort steht auch das schwarze, düstere Auto. Aber sein Assistent, Leutnant Humberto Arenal, hat sich in Luft aufgelöst. Teodosio, der Chauffeur, öffnet ihm die Wagentür.

»Zum Haus des Senators Henry Chirinos.«

Der Fahrer nickt, ohne den Mund aufzumachen. Später, als sie in die Avenida Mella einbiegen, am Rand des Kolonialviertels, schaut er ihn im Rückspiegel an und informiert ihn:

»Seitdem wir vom Kongreß losgefahren sind, folgt uns eine Wanne mit *caliés*, Doktor.«

Cabral schaut sich um: Fünfzehn oder zwanzig Meter entfernt sieht er einen der unverwechselbaren schwarzen Volkswagen des Geheimdienstes. In der blendenden Morgenhelle kann er nicht erkennen, wie viele *caliés* darin sitzen. ›Jetzt eskortieren mich die Leute vom SIM anstelle meines Assistenten/ Während das Auto durch die engen, vor Menschen wimmelnden Straßen des Kolonialviertels fährt, zwischen ein- oder zweistöckigen Häusern mit Fenstergittern und steinernen Sokkeln, sagt er sich, daß die Sache schlimmer ist, als er angenommen hatte. Wenn Johnny Abbes ihn verfolgen läßt, dann ist vielleicht die

Entscheidung gefallen, ihn zu verhaften. Eine Neuauflage der Geschichte Anselmo Paulinos. Was er so sehr gefürchtet hatte. Sein Gehirn arbeitet wie ein Hammer auf einem Amboß. Was hatte er getan? Was hatte er gesagt? Wo hatte er gefehlt? Wen hatte er in der letzten Zeit gesehen? Sie behandelten ihn wie einen Regimefeind. Ihn, ihn!

Das Auto stoppte an der Salomé Urena Ecke Duarte, und Teodosio stieg aus, um ihm die Tür zu öffnen. Die Wanne parkte wenige Meter entfernt, aber kein *calié* stieg aus. Er war versucht, sich zu nähern und sie zu fragen, warum sie dem Präsidenten des Senats folgten, aber er hielt sich zurück. Was nützte es, ein paar arme Teufel zu provozieren, die Befehlen gehorchten?

Das alte, zweistöckige Haus des Senators Henry Chirinos mit seinem Balkon aus der Kolonialzeit und Fenstern mit Gitterläden ähnelte seinem Besitzer; Zeit, Alter und Vernachlässigung hatten ihm zugesetzt, es asymmetrisch gemacht: es war in der mittleren Höhe übermäßig in die Breite gegangen, als wäre ihm ein Bauch gewachsen und als wollte es platzen. Es mußte in fernen Zeiten ein vornehmes, ansehnliches Gebäude gewesen sein; jetzt war es schmutzig, verwahrlost und schien kurz

vor dem Einsturz zu stehen. Flecken und abgeblätterte Stellen entstellten die Wände, vom Dach hingen Spinnweben herab. Die Tür ging auf, kaum daß er geklingelt hatte. Er stieg eine finstere, knarrende Treppe mit speckigem Handlauf hinauf, und auf dem ersten Absatz öffnete ihm der Diener eine quietschende Tür mit Glasscheiben. Er erkannte die reichbestückte Bibliothek, die schweren Samtvorhänge, hohe Regale voller Bücher, den dicken, verblaßten Teppich, die ovalen Bilder und die silbernen Fäden der Spinnweben, die von den Lanzen des Sonnenlichts aufgespießt wurden, das durch die Fensterläden hereinsickerte. Es roch nach alt, nach ranzigen Ausdünstungen, es herrschte eine Höllenhitze. Er wartete stehend auf Chirinos. Wie oft war er hier gewesen in all den Jahren, bei Treffen, Vereinbarungen,

Verhandlungen, Verschwörungen im Dienst des Chefs.

»Willkommen in deinem Haus, Cerebrito. Ein Sherry? Süß oder trocken? Ich empfehle dir den Amontillado, er ist schön kühl.«

Der Senator Chirinos, im Pyjama und in einem spektakulären Morgenmantel aus grünem Stoff mit Seidenpaspeln, der die Rundungen seines Körpers betonte, ein bauchsiges Tuch in der Brusttasche und mit Samtpantoffeln, die durch seine Hühneraugen aus der Form geraten waren, lächelte ihn an. Das spärliche, wirre Haar und sein schuppiges, geschwollenes Gesicht mit den dunkelvioletten Augenlidern und Lippen, die ein Rand getrockneten Speichels säumte, verrieten dem Senator Cabral, das er sich noch nicht gewaschen hatte. Er ließ sich auf die Schulter klopfen und zu den alten Sesseln mit Leinendeckchen auf der Rückenlehne führen, ohne auf die Suada des Hausherrn zu antworten.

»Wir kennen uns seit vielen Jahren, Henry. Wir haben vieles zusammen gemacht. Gutes und auch mal Schlechtes. Es gibt in der Regierung nicht noch einmal zwei Menschen, die so eng verbunden waren, wie du und ich. Was ist los? Warum stürzt seit heute morgen der Himmel über mir ein?«

Er mußte sich unterbrechen, weil der Diener in den Raum trat, ein alter, einäugiger Mulatte, genauso häßlich und ungepflegt wie der Hausherr, mit einem kleinen Glaskrug, in den er den Sherry gegossen hatte, und zwei Gläsern. Er stellte alles auf den kleinen Tisch und zog sich hinkend zurück.

»Ich weiß es nicht.« Der Flüssige Verfassungsrechtler schlug sich gegen die Brust. »Du wirst mir nicht glauben. Du wirst denken, daß ich geplant, betrieben, geschürt habe, was dir passiert. Beim Andenken meiner Mutter, beim Heiligsten dieses Hauses, ich weiß es nicht. Seit ich es gestern nachmittag erfahren habe, bin ich sprachlos. Warte, warte, laß uns anstoßen. Darauf, daß diese Sache bald geklärt wird, Cerebrito!«

Er sprach lebhaft und leidenschaftlich, aus tiefstem Herzen

und mit der schmalzigen Gefühligkeit der Helden der Hörspielserien, die der Sender HIZ vor der Castro-Revolution von Radio CMQ in Havanna importiert hatte. Doch Agustín Cabral kannte ihn: er war ein vollendeter Schauspieler. Es konnte wahr oder unwahr sein, er hatte keine Möglichkeit, es herauszufinden. Er nippte an seinem Sherry, leicht angewidert, denn er trank vormittags niemals Alkohol. Chirinos strich sich über die Borsten seiner Nasenlöcher.

»Gestern, bei der Besprechung mit dem Chef, befahl er mir plötzlich, den Affen Quintanilla zu instruieren, er solle als Vizepräsident des Senats sämtliche Treffen absagen, bis die Vakanz der Präsidentschaft besetzt sein würde«, fuhr er gestikulierend fort. »Ich dachte an einen Unfall, einen Herzstillstand, was weiß ich. ›Was ist mit Cerebritito passiert, Chef?‹ ›Das würde ich gern wissen‹, erwiderte er mit dieser Frostigkeit, die einem das Blut in den Adern gefrieren läßt. ›Er hat aufgehört, einer der unseren zu sein, und ist zum Feind übergelaufen/ Ich konnte nicht weiter fragen, sein Ton war schneidend. Er endieß mich, damit ich den Auftrag erfüllen konnte. Und heute morgen habe ich, wie alle, den Brief im Öffentlichen Forum gelesen. Ich schwör es dir noch einmal beim Andenken meiner Mutter: Das ist alles, was ich weiß.«

»Hast du den Brief im Öffentlichen Forum geschrieben?«

»Ich schreibe korrektes Spanisch«, sagte der Flüssige Verfassungsrechtler empört. »Der Ignorant hat drei syntaktische Fehler gemacht. Ich habe sie angestrichen.«

»Wer dann?«

Die fettgepolsterten Augenhöhlen des Senators Chirinos umfaßten ihn mit einem mideidigen Blick:

»Was zum Teufel spielt das für eine Rolle, Cerebritito? Du bist einer der intelligenten Männer dieses Landes, tu nicht so dumm, ich kenne dich seit deinen jungen Jahren. Das einzige, worauf es ankommt, ist, daß du aus irgendeinem Grund den Chef verärgert hast. Red mit ihm, entschuldige dich, gib ihm Erklärungen, versprich Besserung. Erobere dir sein Vertrauen zurück.«

Er griff nach dem Glaskrug, füllte sein Glas erneut und

trank. Der Straßenlärm war weniger laut als im Kongreß. Es mochte an den dicken Mauern liegen oder daran, daß die engen Straßen des Zentrums die Autos abschreckten.

»Mich entschuldigen, Henry? Was habe ich getan? Arbeite ich nicht Tag und Nacht für den Chef?«

»Mir brauchst du das nicht zu sagen. Ihn mußt du überzeugen. Ich weiß das ganz genau. Laß dich nicht entmutigen. Du kennst ihn. Im Grunde ein großherziges Wesen. Mit einem inneren Gefühl für Gerechtigkeit. Wenn er nicht mißtrauisch wäre, hätte er sich nicht einunddreißig Jahre gehalten. Es gibt einen Irrtum, ein Mißverständnis. Das muß geklärt werden. Bitte ihn um eine Audienz. Er kann zuhören.«

Beim Sprechen gestikulierte er mit der Hand und ergötzte sich selbst an jedem Wort, das von seinen aschfarbenen Lippen kam. Im Sitzen wirkte er noch fetter als im Stehen; der riesige Bauch ließ den Morgenmantel auseinanderklaffen, während er sich in gemessenem Takt hob und senkte. Cabral stellte sich diese Eingeweide vor, die so viele Stunden am Tag mit der mühsamen Aufgabe beschäftigt waren, die gekauten Bissen aufzunehmen und aufzulösen, die dieses gefräßige Maul hinunterschluckte. Er bereute es, da zu sein. Würde der Flüssige Verfassungsrechtler ihm etwa helfen? Wenn er die Sache nicht eingefädelt hatte, dann feierte er sie innerlich bestimmt als

großen Sieg gegen den, der trotz des äußeren Scheins immer ein Rivale gewesen war.

»Nachdem ich hin und her überlegt und mir den Kopf zerbrochen habe«, fügte Chirinos mit verschwörerischer Miene hinzu, »ist mir der Gedanke gekommen, daß der Grund vielleicht die Enttäuschung des Chefs über die Weigerung der Bischöfe ist, ihn zum Wohltäter der katholischen Kirche auszurufen. Du warst in der Kommission, die gescheitert ist.«

»Wir waren zu dritt, Henry! Ihr gehörten auch Balaguer und Paíno Pichardo an als Innen- und Kultusminister. Diese Verhandlungen haben vor Monaten stattgefunden, kurz

nach dem Hirtenbrief der Bischöfe. Warum sollte die Verantwortung mich allein treffen?«

»Ich weiß es nicht, Cerebrito. Es wirkt in der Tat an den Haaren herbeigezogen. Auch ich sehe keinerlei Grund dafür, daß du in Ungnade fällst. Ehrlich, bei unserer langjährigen Freundschaft.«

»Wir waren etwas mehr als Freunde. Wir standen zusammen hinter dem Chef, bei allen Entscheidungen, die dieses Land verändert haben. Wir sind lebende Geschichte. Wir haben uns gegenseitig mehr als einmal ein Bein gestellt, Tiefschläge verpaßt, ausgetrickst, um einen Vorteil vor dem anderen zu erringen. Aber die Vernichtung, so etwas schien ausgeschlossen. Das hier ist etwas anderes. Es kann für mich Ruin, Schimpf und Schande, Gefängnis bedeuten. Ohne daß ich wüßte, warum! Wenn du das alles angezettelt hast, herzlichen Glückwunsch! Ein Meisterwerk, Henry!«

Er war aufgestanden. Er sprach ruhig, unpersönlich, fast didaktisch. Auch Chirinos erhob sich, wobei er sich auf eine der Sessellehnen stützte, um seine Körperfülle hochzustemmen. Sie standen dicht beinander, berührten sich fast. Cabral sah ein kleines Bild an der Wand, zwischen den Bücherregalen, ein Zitat von Tagore: »Ein offenes Buch ist ein Geist, der spricht; ein geschlossenes, ein Freund, der wartet; ein vergessenes, eine Seele, die verzeiht; ein zerstörtes, ein Herz, das weint.« Kitsch, was er auch macht, anfaßt, sagt und fühlt, dachte er.

»Offenheit gegen Offenheit.« Chirinos näherte ihm sein Gesicht, und Agustín fühlte sich betäubt durch die Ausdünstung, die seine Worte begleitete. »Vor zehn, vor fünf Jahren wäre ich vor keiner Intrige zurückgeschreckt, um dich aus dem Weg zu räumen, Agustín. Du hättest das gleiche getan. Bis hin zur Vernichtung. Aber jetzt? Warum? Haben wir irgendeine Rechnung offen? Nein. Wir rivalisieren nicht mehr, Cerebrito, das weißt du so gut wie ich. Wieviel Sauerstoff bleibt diesem Sterbenden noch? Zum letzten Mal: Ich habe nichts zu tun mit dem, was dir widerfährt. Ich hoffe und wünsche, daß sich die Sache

klärt. Es kommen schwierige Tage, und es ist gut für die Regierung, wenn sie dich hat, um den Attacken zu widerstehen.«

Der Senator Cabral nickte. Chirinos klopfte ihm auf die Schulter.

»Wenn ich zu den *caliés* gehe, die unten auf mich warten, und ihnen erzähle, was du gesagt hast, daß dem Regime die Luft ausgeht, daß es in den letzten Zügen liegt, würdest du mir Gesellschaft leisten«, sagte er zum Abschied.

»Das wirst du nicht tun.« Die große dunkle Fratze des Hausherrn lachte. »Du bist nicht wie ich. Du bist ein Ehrenmann.«

»Was ist aus ihm geworden?« fragt Urania. »Lebt er noch?«

Tante Adelina lacht auf, und der Papagei Samson, der zu schlafen schien, reagiert mit weiterem Gekreische. Als er verstummt, gewahrt Urania das rhythmische Knarren des Schaukelstuhls, in dem Manolita sitzt.

»Unkraut vergeht nicht«, erklärt ihre Tante. »Immer noch in seiner Höhle im Kolonialviertel, Salomé Urana Ecke Duarte. Lucindita hat ihn kürzlich gesehen, wie er mit Stock und Hauspantoffeln im Independencia-Park spazierenging.«

»Kleine Jungs rannten hinter ihm her und riefen: ›Der schwarze Mann, der schwarze Mann‹« sagt Lucinda lachend. »Er ist noch häßlicher und widerlicher als früher. Er muß mehr als neunzig sein, oder?«

Ist nach dem Essen schon Zeit genug vorbeigegangen, daß sie sich verabschieden kann? Urania hat sich den ganzen Abend

nicht wohl gefühlt. Eher angespannt, auf Angriffe gefaßt. Es sind die einzigen Verwandten, die ihr bleiben, und sie fühlt sich weiter von ihnen entfernt als von den Sternen. Und Marianitas große, starr auf sie gerichtete Augen beginnen sie zu irritieren.

»Es waren schreckliche Tage für die Familie«, beginnt Tante Adelina von neuem.

»Ich erinnere mich, wie mein Papa und Onkel Agustín in diesem Zimmer miteinander geflüstert haben«, sagt

Lucindita. »Und wie dein Papa gesagt hat: ›Aber mein Gott, was habe ich dem Chef nur getan, daß er mich so mißhandelt?««

Ein Hund, der in der Nähe wütend losbellt, läßt sie verstummen; zwei, fünf andere antworten ihm. Durch ein kleines Oberlicht an der Zimmerdecke sieht Urania den Mond: rund und gelb, prachtvoll. So einen Mond gab es in New York nicht.

»Was ihn am meisten quälte, war deine Zukunft, falls ihm etwas zustieße.« Tante Adelinas Blick ist voller Vorwurf.

»Als man ihm die Bankkonten beschlagnahmte, wußte er, daß nichts zu machen war.«

»Die Bankkonten!« nickt Urania. »Das war das erste Mal, daß mein Papa mit mir sprach.«

Sie lag schon im Bett, und ihr Vater kam herein, ohne anzuklopfen. Er setzte sich an den Fuß des Bettes. Er war in Hemdsärmeln und sehr blaß; er kam ihr dünner, zerbrechlicher und älter vor. Er zögerte bei jeder Silbe.

»Es sieht schlecht aus, mein Kleines. Du mußt auf alles gefaßt sein. Bis jetzt habe ich dir nicht gesagt, wie ernst die Situation ist. Aber heute, na ja, in der Schule wirst du was gehört haben.«

Das Mädchen nickte ernst. Sie war nicht beunruhigt, ihr Vertrauen in ihn war grenzenlos. Wie konnte einem so wichtigen Mann etwas Schlimmes passieren?

»Ja, Papi, daß im Öffentlichen Forum Briefe gegen dich veröffentlicht wurden, die sagen, daß du kriminelle Sachen gemacht hast. Niemand wird das glauben, was für ein Unsinn. Alle wissen, daß du gar nicht fähig bist, so etwas Böses zu tun.«

Ihr Vater umarmte sie, über der Bettdecke.

Es war schlimmer als nur die Verleumdungen in der Zeitung, mein Liebes. Sie hatten ihm die Präsidentschaft des Senats genommen. Ein Ausschuß des Kongresses überprüfte, ob es Mißbrauch und Veruntreuung öffentlicher Mittel während seiner Amtsführung als Minister gegeben hatte. Seit Tagen folgten ihm die Wannen des SIM; in diesem Augenblick stand eine vor der Haustür, mit drei

caliés. In der letzten Woche war ihm der Ausschluß aus dem Institute Trujilloniano, aus dem Country Club und aus der Dominikanischen Partei mitgeteilt worden, und heute nachmittag, als er bei der Bank Geld abheben wollte, der Schlag, der ihm den Rest gab. Der Geschäftsführer, sein Freund Josefo Heredia, hatte ihm mitgeteilt, daß seine beiden Bankguthaben für die Dauer der Ermittlungen des Kongresses eingefroren worden seien.

»Alles kann passieren, mein Kleines. Sie können dieses Haus beschlagnahmen, uns auf die Straße setzen. Sogar ins Gefängnis stecken. Ich will dich nicht erschrecken. Vielleicht passiert auch gar nichts. Aber du mußt darauf gefaßt sein. Tapfer sein.«

Sie hörte ihm perplex zu; nicht wegen seiner Worte, sondern wegen seiner gebrochenen Stimme, seinem hilflosen Gesichtsausdruck, dem Schrecken in seinen Augen.

»Ich werde zur Jungfrau beten«, fiel ihr ein. »Die Jungfrau von Altagracia wird uns helfen. Warum sprichst du nicht mit dem Chef? Er hat dich immer gern gehabt. Er soll einen Befehl geben, und dann kommt alles wieder in Ordnung.«

»Ich habe ihn um eine Audienz gebeten, und er antwortet mir nicht einmal, Uranita. Ich gehe in den Regierungspalast, und die Sekretäre und Adjutanten grüßen mich kaum. Auch Präsident Balaguer und der Innenminister wollten mich nicht sehen; ja, Paíno Pichardo. Ich bin ein lebender Toter, mein Kleines. Vielleicht hast du recht, und uns bleibt nichts anderes übrig, als zur Jungfrau zu beten.«

Seine Stimme versagte. Als das Mädchen sich aufrichtete, um ihn zu umarmen, faßte er sich wieder. Er lächelte sie an:

»Das sollst du wissen, Uranita. Wenn mir etwas zustößt, dann gehst du zu Onkel und Tante. Aníbal und Adelina werden sich

um dich kümmern. Vielleicht ist es eine Probe. Manchmal hat der Chef so etwas gemacht, um seine Mitarbeiter auf die Probe zu stellen.«

»Ihm Machenschaften vorzuwerfen«, seufzt Tante Adelina. »Außer diesem Haus in Gazcue hat er nie etwas besessen. Keine Landgüter, keine Firmen, keine Investitionen. Nur diese Ersparnisse, die fünfundzwanzigtausend Dollar, die er dir nach und nach gegeben hat, während deines Studiums. Der ehrlichste Politiker und der beste Vater der Welt, Uranita. Und wenn du erlaubst, daß diese alte, kindische Tante sich in dein Privatleben einmischt – du hast dich ihm gegenüber nicht verhalten, wie es deine Pflicht gewesen wäre. Ich weiß, daß du ihn unterstützt und ihm die Krankenschwester bezahlst. Aber weißt du eigentlich, wie weh du ihm getan hast, als du keinen einzigen Brief von ihm beantwortet hast, nicht ans Telefon gegangen bist, wenn er dich anrief? Wir haben ihn oft um dich weinen sehen, Anibal und ich, hier in diesem Zimmer. Und jetzt, wo so viel Zeit vergangen ist, darf man da wissen, warum, Mädchen?«

Urania überlegt, hält dem fordernden Blick der Ideinen Alten stand, die wie ein krummer Haken in ihrem Sessel hockt.

»Weil er kein so guter Vater war, wie du glaubst, Tante Adelina«, sagt sie schließlich.

Der Senator Cabral ließ das Taxi vor der Internationalen Klinik halten, vier Straßenzüge vom Geheimdienst entfernt, der sich ebenfalls in der Avenida Mexico befand. Als er dem Taxifahrer die Adresse nennen wollte, hatte ihn ein seltsames Gefühl erfaßt, Schmach und Scham, und statt ihm zu sagen, er wolle zum SIM, hatte er die Klinik angegeben. Er lief die vier Straßen ohne Eile; die Domäne von Johnny Abbes war wahrscheinlich die einzige wichtige Örtlichkeit des Regimes, die er bislang nie betreten hatte. Die Wanne mit *caliés* folgte ihm unverhohlen, im Zeitlupentempo, dicht am Bürgersteig, und er konnte die Kopfbewegungen und erschrockenen Mienen der Passanten sehen, wenn sie den emblematischen Volkswagen entdeckten. Er mußte daran denken, daß er im Haushaltsausschuß des Kongresses für den Posten gestimmt hatte, der für

den Import der etwa hundert Wannen bestimmt gewesen war, mit denen die *caliés* von Johnny Abbes sich jetzt im ganzen Land auf der Suche nach Feinden des Regimes bewegten.

Als er vor das abgeblätterte, nichtssagende Gebäude gelangte, ließ ihn die Wache aus Polizisten in Uniform und Zivil mit Maschinenpistolen, die hinter Stacheldraht und Sandsäcken den Eingang bewachte, passieren, ohne ihn zu durchsuchen oder seine Papiere zu verlangen. Drinnen erwartete ihn einer der Stellvertreter von Oberst Abbes: César Báez, kräftig gebaut, pockennarbig, mit krausem rotem Haar. Er gab ihm eine schweißfeuchte Hand und führte ihn durch schmale Gänge voller Männer mit Pistolen in Schulter- oder Achselhalftern, die in kleinen, rauchverhangenen Zimmern mit Anschlagtafeln voller Zettel rauchten, redeten oder ächten. Es roch nach Schweiß, Urin und Füßen. Eine Tür ging auf. Da war der Chef des SIM. Ihn überraschte die mönchische Kargheit des Büros, die Wände ohne Bilder oder Plakate, abgesehen von der Wand hinter dem Rücken des Obersts, an der ein Porträt des Wohltäters in Paradeuniform – Dreispitz mit Federbusch, medaillenbestückte Uniformbrust – hing. Abbes García trug Zivil, ein sommerliches, kurzärmeliges Hemd, und im Mund hatte er eine rauchende Zigarette. Er hielt ein rotes Taschentuch in der Hand, das Cabral oft bei ihm gesehen hatte.

»Guten Tag, Senator.« Er reichte ihm eine weiche, fast weibliche Hand. »Setzen Sie sich. Wir haben es hier nicht sehr bequem, Sie müssen entschuldigen.«

»Ich danke Ihnen, daß Sie mich empfangen, Herr Oberst. Sie sind der erste. Weder der Chef noch Präsident Balaguer, noch ein einziger Minister haben meine Bitten um Audienz beantwortet.«

Die dickbauchige, leicht bucklige kleine Gestalt nickte. Cabral sah über dem Doppelkinn den schmalen Mund und die schlaffen Wangen, die tiefliegenden, wäßrigen Augen des Obersts, die sich unruhig bewegten. Ob er so grausam war, wie man behauptete?

»Niemand will sich anstecken, Senor Cabral«, sagte Johnny

Abbes kalt. Dem Senator kam der Gedanke, daß Schlangen, wenn sie sprechen könnten, diese zischende Stimme hätten. »In Unnade fallen ist eine ansteckende Krankheit. Was kann ich für Sie tun.«

»Sie können mir sagen, was man gegen mich vorbringt, Herr Oberst.« Er machte eine Pause, um Luft zu holen und gelassener zu wirken. »Mein Gewissen ist rein. Seit meinem zwanzigsten Lebensjahr ist mein Leben Trujillo und diesem Land geweiht. Es hat einen Irrtum gegeben, das schwöre ich Ihnen.«

Der Oberst unterbrach ihn mit einer Bewegung der schwammigen Hand, die das rote Tuch hielt. Er drückte die Zigarette in einem blechernen Aschenbecher aus:

»Verlieren Sie Ihre Zeit nicht damit, daß Sie mir Erklärungen geben, Dr. Cabral. Politik ist nicht meine Sache, ich befasse mich mit Sicherheit. Wenn der Chef Sie nicht empfangen will, weil er sich von Ihnen verletzt fühlt, dann schreiben Sie ihm.«

»Das habe ich bereits getan, Herr Oberst. Ich weiß nicht einmal, ob man ihm meine Briefe ausgehändigt hat. Ich habe sie persönlich zum Palast gebracht.«

Das aufgedunsene Gesicht Johnny Abbes' entspannte sich etwas:

»Niemand würde einen Brief zurückhalten, der an den Chef gerichtet ist, Senator. Er wird sie gelesen haben, und wenn Sie aufrichtig gewesen sind, wird er Ihnen antworten.« Er machte eine lange Pause, musterte ihn mit seinen ruhelosen kleinen Augen und fügte dann leicht herausfordernd hinzu: »Wie ich sehe, fällt Ihnen auf, daß ich ein Taschentuch mit dieser Farbe benutze. Wissen Sie, warum ich das tue? Es ist eine Lehre der Rosenkreuzer. Rot ist die Farbe, die zu mir paßt. Sie werden nicht an die Rosenkreuzer glauben, es wird Ihnen wie Aberglaube vorkommen, ein wenig primitiv.«

»Ich weiß nichts von der Religion der Rosenkreuzer, Herr Oberst. Ich habe keine Meinung dazu.«

»Jetzt habe ich keine Zeit, aber als junger Mann habe ich viel über die Rosenkreuzer gelesen. Ich habe ziemlich viel gelernt.

Zum Beispiel, die Aura der Personen zu lesen. Ihre ist in diesem Augenblick die von jemandem, der halbtot vor Angst ist.«

»Ich bin halbtot vor Angst«, antwortete Cabral rasch. »Seit Tagen folgen mir Ihre Männer pausenlos. Sagen Sie mir wenigstens, ob sie mich festnehmen werden.«

»Das hängt nicht von mir ab«, sagte Johnny Abbes leichthin, als hätte die Sache keine Bedeutung. »Wenn man es mir befiehlt, werde ich es tun. Die Eskorte soll Sie davon abhalten, Asyl zu suchen. Wenn Sie es versuchen, werden meine Männer Sie verhaften.«

»Asyl suchen? Aber, Herr Oberst. Asyl suchen, wie ein Feind des Regimes? Ich selbst bin doch das Regime seit dreißig Jahren.«

»Bei Ihrem Freund Henry Dearborn, dem Leiter der Mission, die die Yankees uns hiergelassen haben«, fuhr Oberst Abbes sarkastisch fort.

Die Verblüffung ließ Agustín Cabral verstummen. Was wollte er damit sagen?

»Der Konsul der Vereinigten Staaten mein Freund?« stammelte er. »Ich habe Herrn Dearborn in meinem Leben nur zwei- oder dreimal gesehen.«

»Er ist unser Feind, wie Sie wissen«, fuhr Abbes García fort. »Die Yankees haben ihn hiergelassen, als die OAS die Sanktionen vereinbarte, damit er weiter gegen den Chef intrigieren kann. Seit einem Jahr laufen sämtliche Verschwörungen über das Büro von Dearborn. Trotzdem waren Sie, der Senatspräsident, kürzlich zu einem Cocktail bei ihm. Erinnern Sie sich?«

Agustín Cabrals Staunen wuchs. Das war es? Daß er bei diesem Cocktail im Haus des Geschäftsträgers gewesen war, den die Vereinigten Staaten nach dem Schließen der Botschaft im Land belassen hatten?

»Der Chef hatte uns, dem Minister Paíno Pichardo und mir, den Befehl gegeben, zu diesem Cocktail zu gehen«,

erklärte er. »Um die Pläne seiner Regierung zu sondieren. Weil ich diesen Befehl befolgt habe, bin ich in Ungnade gefallen? Ich habe einen schriftlichen Bericht über dieses Treffen angefertigt.«

Oberst Abbes García zuckte die abfallenden Schultern mit einer marionettenhaften Bewegung.

»Wenn es ein Befehl des Chefs war, dann vergessen Sie meine Worte«, räumte er mit ironischem Unterton ein.

Seine Haltung ließ eine gewisse Ungeduld erkennen, aber Cabral verabschiedete sich nicht. Er nährte die unsinnige Hoffnung, dieses Gespräch könnte irgendein Ergebnis haben.

»Sie und ich sind nie Freunde gewesen, Herr Oberst«, sagte er, wobei er sich bemühte, ungezwungen zu sprechen.

»Ich kann keine Freunde haben«, erwiderte Abbes García.

»Das würde meiner Arbeit schaden. Meine Freunde und meine Feinde sind die des Regimes.«

»Lassen Sie mich bitte ausreden«, fuhr Agustín Cabral fort.

»Aber ich habe Sie immer geachtet und Ihre außergewöhnlichen Dienste für das Land gewürdigt. Wenn wir irgendeine Meinungsverschiedenheit gehabt haben...«

Es schien, als würde der Oberst eine Hand heben, um ihn zum Schweigen zu bringen, aber er tat es, um sich eine weitere Zigarette anzuzünden. Er atmete gierig ein und stieß den Rauch langsam durch Mund und Nase aus.

»Natürlich haben wir Meinungsverschiedenheiten gehabt«, bestätigte er. »Sie gehörten zu denen, die meine These, daß man sich angesichts des Verrats der Yankees den Russen und den Ostblockländern nähern muß, am meisten bekämpft haben. Sie haben gemeinsam mit Balaguer und Manuel Alfonso versucht, den Chef davon zu überzeugen, daß die Versöhnung mit den Yankees möglich ist. Glauben Sie diesen Blödsinn noch immer?«

War das der Grund? Hatte Abbes García ihm den Dolchstoß versetzt? Hatte der Chef diesen Unsinn akzeptiert? Sie stellten ihn kalt, um das Regime dem Kommunismus anzunähern? Es war vergeblich, sich weiter

vor einem Folter- und Mordspezialisten zu demütigen, der sich aufgrund der Krise jetzt zum politischen Strategen aufspielte.

»Ich denke noch immer, daß wir keine Alternative haben, Herr Oberst«, erklärte er entschlossen. »Was Sie vorschlagen,

entschuldigen Sie die Offenheit, ist ein Hirngespinnst. Weder die UdSSR noch ihre Satelliten werden jemals eine Annäherung an die Dominikanische Republik akzeptieren, dem antikommunistischen Bollwerk des Kontinents. Auch die Vereinigten Staaten werden es nicht zulassen. Wollen Sie weitere acht Jahre nordamerikanischer Besatzung? Wir müssen zu einer Verständigung mit Washington gelangen, oder es wird das Ende des Regimes sein.«

Der Oberst ließ die Asche seiner Zigarette auf den Boden fallen. Er nahm einen Zug nach dem anderen, als fürchtete er, man könne ihm die Zigarette entreißen; ab und zu wischte er sich mit seinem flammenden Taschentuch über die Stirn.

»Ihr Freund Henry Dearborn denkt leider nicht so.« Er zuckte abermals die Schultern, wie ein Schmierenskomödiant. »Er versucht weiter, einen Putsch gegen den Chef zu finanzieren. Nun ja, diese Diskussion ist nutzlos. Ich hoffe, daß Sie Ihre Situation klären, damit ich die Eskorte abberufen kann. Danke für Ihren Besuch, Senator.«

Er gab ihm nicht die Hand. Er beschränkte sich darauf, sein gedunsenes, in einer Rauchwolke verschwimmendes Gesicht leicht in seine Richtung zu neigen, vor dem Hintergrund der Photographie des Chefs in großer Paradeuniform. In diesem Augenblick mußte der Senator an das Zitat von Ortega y Gasset denken; er hatte es in das kleine Notizbuch notiert, das er immer in der Tasche trug.

Auch der Papagei Samson wirkt wie versteinert nach den Worten Uranias; er verharrt still und stumm, genau wie Tante Adelina, die mit offenem Mund aufgehört hat, sich zu fächeln. Lucinda und Manolita sehen sie verwirrt an.

Marianita blinzelt unaufhörlich. Urania durchzuckt der absurde Gedanke, der wunderschöne Mond, der durch das Fenster hereinschaut, billige, was sie gerade gesagt hat.

»Ich verstehe nicht, wie du das von deinem Vater sagen kannst«, reagiert ihre Tante Adelina. »Ich habe in meinem langen Leben niemanden gekannt, der sich mehr für seine Tochter geopfert hätte als mein armer Bruder. Hast du das mit dem

»schlechten Vater« ernst gemeint? Du warst seine Angebetete. Und seine Qual. Um dir nicht wehzutun, hat er nicht wieder geheiratet, als deine Mutter starb, obwohl er so jung Witwer wurde. Wem hast du denn das Glück zu verdanken, in den Vereinigten Staaten studieren zu können? Hat er nicht alles ausgegeben, was er besaß? Das nennst du einen schlechten Vater?«

Du darfst ihr nicht antworten, Urania. Was kann diese kleine Alte, die ihre letzten Jahre, Monate oder Wochen lebt, unbeweglich und verbittert, für etwas, das so lange zurückliegt? Antworte ihr nicht. Stimme zu, verstell dich. Entschuldige dich, verabschiede dich und vergiß sie für immer. Ruhig, ohne die geringste Streidust sagt sie:

»Er hat diese Opfer nicht aus Liebe zu mir gebracht, Tante. Er wollte mich kaufen. Sein schlechtes Gewissen reinwaschen. Obwohl er wußte, daß es vergeblich war, daß er tun konnte, was er wollte, und sich doch für den Rest seines Lebens als der gemeine, böse Mensch fühlen würde, der er war.«

Als er die Räumlichkeiten des Geheimdienstes an der Avenida Mexico Ecke Avenida 30 de Marzo verließ, schien ihm, als würden die Polizisten der Wache ihm einen mitleidigen Blick zuwerfen, ja als würde einer ihn anstarren und dabei über die San-Cristóbal-Maschinenpistole streichen, die er quer über der Brust trug. Er fühlte Atemnot und leichten Schwindel. Stand das Zitat Ortega y Gassets in seinem Notizbuch? So passend, so prophetisch. Er lockerte die Krawatte und zog das Jackett aus. Taxis fuhren vorbei, aber keines hielt. Sollte er nach Hause gehen? Um sich wie im Käfig zu fühlen und sich den Kopf

zu zermartern, während er vom Schlafzimmer ins Arbeitszimmer hinunter oder durch das Wohnzimmer hindurch wieder ins Schlafzimmer hinaufginge und sich tausendmal fragte, was geschehen war? Warum wurde er wie ein Hase von unsichtbaren Jägern gehetzt? Man hatte ihm das Büro im Kongreß und den Dienstwagen und den Ausweis des Country Clubs genommen, wo er hätte Zuflucht suchen, ein kühles Getränk zu sich nehmen und von der Bar aus jene gepflegte Parklandschaft mit fernen Golfspielern betrachten können. Oder er hätte zu einem Freund gehen können, aber blieb ihm denn noch einer? Alle, die er angerufen hatte, waren ihm am Telefon erschrocken, reserviert, abweisend erschienen: er schadete ihnen mit seinem Wunsch, sie zu sehen. Er lief ohne Ziel, das zusammengefaltete Jackett unter dem Arm. Konnte dieser Cocktail bei Henry Dearborn die Ursache sein? Unmöglich. Auf der Sitzung des Ministerrats hatte der Chef beschlossen, er und Paíno Pichardo sollten teilnehmen, »um das Terrain zu sondieren«. Wie konnte er ihn bestrafen, weil er gehorcht hatte? Hatte Paíno Pichardo gegenüber Trujillo vielleicht angedeutet, er sei dem Gringo bei jenem Cocktail zu freundlich begegnet? Nein, nein, nein. Es konnte nicht sein, daß der Chef wegen einer solchen Nichtigkeit jemanden mit Füßen trat, der ihm mit mehr Hingabe, mit mehr Uneigennützigkeit gedient hatte als jeder andere.

Er lief, als hätte er sich verirrt, änderte alle paar Straßenzüge die Richtung. Die Hitze brachte ihn zum Schwitzen. Es war das erste Mal in sehr vielen Jahren, daß er sich durch die Straßen von Ciudad Trujillo treiben ließ. Eine Stadt, die er hatte wachsen und sich verändern sehen, von der kleinen beschädigten und zerstörten Ortschaft, in die der San-Zeno-Zyklon von 1930 sie verwandelt hatte, bis zu der modernen, schönen und wohlhabenden Metropole von heute, mit asphaltierten Straßen, elektrischem Licht und breiten Alleen, auf denen die neuesten Automodelle rollten.

Als er auf seine Uhr schaute, war es Viertel nach fünf. Seit

zwei Stunden lief er jetzt und verging vor Durst. Er war in der Casimiro de Moya, zwischen Pasteur und Cervantes, wenige Meter von einem Lokal entfernt: *El Turey*. Er ging hinein und setzte sich an den ersten Tisch. Er bestellte ein schön kaltes Bier Presidente. Es gab keine Klimaanlage, aber Ventilatoren, und im Halbdunkel saß es sich gut. Der lange Marsch hatte ihn beruhigt. Was würde aus ihm werden? Und aus Uranita? Was würde aus dem Mädchen, wenn sie ihn ins Gefängnis steckten oder der Chef in einer plötzlichen Anwandlung befehlen würde, ihn umzubringen? Wäre Adelina fähig, sie zu erziehen, ihr die Mutter zu ersetzen? Ja, seine Schwester war eine gute, großherzige Frau. Uranita wäre für sie eine Tochter mehr, wie Lucindita und Manolita.

Er ließ sich das Bier schmecken, während er auf der Suche nach dem Zitat von Ortega y Gasset in seinem Notizbuch blätterte. Die kalte Flüssigkeit, die durch seine Eingeweide rann, war wohltuend. Nicht die Hoffnung verlieren. Der Alptraum konnte ein Ende haben. Passierte das nicht zuweilen? Er hatte dem Chef drei Briefe geschickt. Sie waren offen, ohne Scham, zeigten ihm seine Seele. Baten ihn um Verzeihung für den möglicherweise begangenen Fehler, schworen, daß er alles tun würde, um ihn wiedergutzumachen und seine Schuld abzutragen, falls er sich durch eine leichtfertige oder unbewußte Handlung gegen ihn vergangen habe. Er erinnerte ihn an die langen Jahre des bedingungslosen Einsatzes, an seine absolute Ehrlichkeit, wie die Tatsache bewies, daß er jetzt, nachdem man seine Guthaben bei der Reservebank eingefroren hatte – etwa Zweihunderttausend Pesos, die Ersparnisse eines ganzen Lebens –, auf der Straße stand, gerade noch im Besitz des kleinen Hauses in Gazcue. (Er hatte ihm nur die in der New Yorker Chemical Bank deponierten fünfundzwanzigtausend Dollar verheimlicht, die er für einen Notfall aufbewahrte.) Trujillo war ohne Zweifel großzügig. Gewiß, er konnte grausam sein, wenn das Land es erforderte. Aber auch großzügig, großherzig wie jener Petronius in *Quo Vadis?*, den er immer zitierte. Jeden Au-

genblick konnte er ihn in den Regierungspalast oder in die Villa Radhamés rufen. Sie würden eine theatrale Aussprache haben, wie sie dem Chef gefielen. Alles würde sich klären. Er würde ihm sagen, daß Trujillo für ihn nicht nur der Chef, der Staatsmann, der Gründer der Republik war, sondern ein menschliches Vorbild, ein Vater. Der Alptraum wäre zu Ende. Wie durch einen Zauber würde sein vorheriges Leben wieder beginnen. Da war das Zitat von Ortega y Gasset, in der Ecke einer Seite, mit seiner kleinen Schrift geschrieben: »Nichts von dem, was der Mensch gewesen ist, ist oder sein wird, ist er für immer gewesen, ist er für immer oder wird er für immer sein, denn er ist es eines Tages *geworden* und wird es eines Tages *nicht mehr sein*.« Er war ein lebendes Beispiel für das Prekäre der Existenz, auf das diese Philosophie verwies.

An einer Wand des Lokals kündigte ein Plakat ab sieben Uhr abends das Klavier des Meisters Enriquillo Sánchez an. Zwei Tische waren besetzt, mit Paaren, die miteinander flüsterten und sich verliebt in die Augen schauten. »Mich des Verrats zu beschuldigen, mich.« Ihn, der Trujillos wegen auf die Vergnügungen, die Zerstreuungen, das Geld, die Liebe, die Frauen verzichtet hatte. Jemand hatte auf einem nahen Stuhl ein Exemplar von *La Nation* liegen lassen. Er griff nach der Zeitung und blätterte in ihr, um seine Hände zu beschäftigen. Auf der dritten Seite verkündete eine umrahmte Meldung, daß der illustre, allseits geachtete Botschafter Don Manuel Alfonso aus dem Ausland zurückgekehrt sei, wohin er sich aus Gesundheitsgründen begeben hatte. Manuel Alfonso! Niemand hatte direkteren Zugang zum Chef, der ihn auszeichnete und ihm die intimsten Angelegenheiten anvertraute, angefangen bei seiner Garderobe und seinen Parfüms bis hin zu seinen galanten Abenteuern. Manuel war sein Freund, er schuldete ihm manchen Gefallen. Er konnte die Schlüsselperson sein.

Er zahlte und ging hinaus. Die Wanne war nicht da. Hatte er sie abgehängt, ohne es zu merken, oder hatte die

Verfolgung aufgehört? In seiner Brust keimte ein Gefühl von Dankbarkeit, von freudiger Hoffnung.

XIV

Der Wohltäter betrat das Büro von Dr. Joaquín Balaguer um fünf Uhr, wie er es von Montag bis Freitag tat, seitdem er vor neun Monaten, am 3. August 1960, in einem Versuch, die Sanktionen der OAS zu vermeiden, seinen Bruder Negro zum Rücktritt veranlaßt und der leutselige, beflissene Dichter und Jurist das Amt des Präsidenten der Republik übernommen hatte, der jetzt aufgestanden war und auf ihn zukam, um ihn zu begrüßen.

»Guten Tag, Exzellenz.«

Nach dem Mittagessen für das Ehepaar Gittleman hatte der

Generalissimus eine halbe Stunde geruht, sich umgezogen – er trug einen Anzug aus feinstem weißem Leinen – und bis vor wenigen Minuten einige laufende Angelegenheiten mit seinen vier Sekretären erledigt. Sein Gesicht war mißmutig, und er kam gleich zur Sache, ohne seinen Ärger zu verbergen:

»Haben Sie vor zwei Wochen die Ausreise von Agustín Cabrals Tochter ins Ausland genehmigt?«

Die kurzsichtigen Augen des kleinen Dr. Balaguer blinzelten hinter den dicken Augengläsern.

»In der Tat, Exzellenz. Uranita Cabral, ja. Die Dominican Nuns haben ihr ein Stipendium für ihre Universität in Michigan gegeben. Das Mädchen mußte so rasch wie möglich reisen, wegen einiger Prüfungen. Das erklärte mir die Direktorin, auch der Erzbischof Ricardo Pittini interessierte sich für die Angelegenheit. Ich dachte, diese kleine Geste könnte ein Brückenschlag zur Kirche sein. Ich habe Ihnen alles in einem Memorandum erklärt, Exzellenz.«

Der kleine Mann sprach mit der gewohnten sanften Güte und einem Anflug von Lächeln in seinem runden Gesicht, seine Aussprache war perfekt wie die eines Hörspielsprechers oder eines Phonetiklehrers. Trujillo blickte ihn forschend an, versuchte, aus seinem Gesichtsausdruck, aus der Form seines Mundes, aus seinen umherhuschenden kleinen Augen das geringste Zeichen, irgendeine Anspielung herauszulesen. Trotz seines grenzenlosen Mißtrauens bemerkte er nichts; natürlich, der Marionettenpräsident war ein zu versierter Politiker, um sich durch seine Mimik zu verraten.

»Wann haben Sie mir dieses Memorandum geschickt?«

»Vor zwei Wochen, Exzellenz. Nach der Demarche des Erzbischofs Pittini. Ich habe Ihnen erklärt, daß ich dem Mädchen angesichts der Dringlichkeit der Reise die Erlaubnis erteilen würde, es sei denn, Sie hätten etwas dagegen einzuwenden. Da ich keine Antwort von Ihnen erhielt, habe ich gehandelt. Sie hatte schon das Visum der Vereinigten Staaten.«

Der Wohltäter nahm Platz gegenüber dem Schreibtisch Balaguers und forderte ihn auf, es ihm gleichzutun. In diesem Amtszimmer im zweiten Stock des Regierungspalastes fühlte er sich wohl; es war geräumig, luftig, nüchtern, mit Regalen voller Bücher, mit glänzender Boden- und Wandtäfelung und einem immer tadellos aufgeräumten Schreibtisch. Man konnte nicht sagen, daß der Marionettenpräsident ein eleganter Mann gewesen wäre (wie hätte er es sein können mit dieser kurzgeratenen, fülligen Figur, die aus ihm nicht nur einen kleinwüchsigen Mann, sondern fast einen Zwerg machte?), aber er kleidete sich so korrekt, wie er sprach, respektierte das Protokoll und war ein unermüdlicher Arbeiter, für den weder Feiertage noch feste Arbeitszeiten existierten. Trujillo sah, daß Balaguer beunruhigt war: er wußte, daß er möglicherweise einen schweren Irrtum begangen hatte, als er der Tochter Cerebritos diese Erlaubnis erteilte.

»Ich habe dieses Memorandum erst vor einer halben Stunde zu Gesicht bekommen«, sagte Trujillo vorwurfsvoll.

»Es könnte verlorengegangen sein. Aber das würde mich wundern. Meine Papiere sind immer in bester Ordnung. Keiner der Sekretäre hat es bislang gesehen. Also hat es irgendein Freund Cerebritos verlegt, weil er fürchtete, ich würde die Erlaubnis verweigern.«

Dr. Balaguer setzte eine konsternierte Miene auf. Er hatte den Körper vorgereckt und den kleinen Mund geöffnet, aus dem sanfte Arpeggien und zarte Koloratur-Töne kamen, wenn er deklamierte, und hochtönende und sogar wütende Sätze bei seinen politischen Ansprachen.

»Ich werde gründliche Nachforschungen anstellen, um herauszufinden, wer das Memorandum zu Ihrem Büro gebracht und wem übergeben hat. Ich habe mich zweifellos übereilt. Ich hätte persönlich mit Ihnen sprechen sollen. Ich bitte Sie um Entschuldigung für dieses Fehlverhalten.« Seine kleinen dicken Hände mit kurzgeschnittenen Nägeln, öffneten und schlossen sich betrübt. »Um die Wahrheit zu sagen, ich dachte, die Angelegenheit sei nicht weiter von Bedeutung. Sie sagten uns im Ministerrat, die Situation

Cerebritos betreffe nicht die Familie.« Er brachte ihn mit einer Kopfbewegung zum Schweigen, »Es ist von Bedeutung, daß jemand dieses Memorandum zwei Wochen lang vor mir geheimgehalten hat«, sagte er frostig. »Im Sekretariat gibt es einen Verräter oder einen Versager. Ich hoffe, es ist ein Verräter, die Versager richten mehr Schaden an.«

Er seufzte, leicht erschöpft, und mußte an Dr. Enrique Lithgow Ceara denken: Hatte er ihn wirklich töten wollen, oder war ihm die Hand ausgerutscht? Durch zwei der Fenster des Amtszimmers sah er das Meer; dickbäuchige weiße Wolken verdeckten die Sonne, und im aschgrauen Nachmittag schimmerte die bewegte, brodelnde Oberfläche des Meeres. Große Wellen brachen sich an der zerklüfteten Küste. Obwohl er in San Cristóbal, fern vom Meer, zur Welt gekommen war, liebte er nichts so sehr wie den Anblick schaumiger Wellen und der flüssigen Oberfläche, die sich am Horizont verlor.

»Die Nonnen haben ihr ein Stipendium gegeben, weil sie wissen, daß Cabral in Ungnade gefallen ist«, murmelte er verärgert. »Weil sie denken, daß er jetzt dem Feind dienen wird.«

»Ich versichere Ihnen, daß das nicht der Fall ist, Exzellenz.« Der Generalissimus sah, daß Dr. Balaguer bei der Wahl der Worte zögerte. »Mutter Maria, Sister Maria, und die Direktorin der Santo-Domingo-Schule haben keine gute Meinung von Agustín. Wie es scheint, vertrug er sich nicht mit dem Mädchen, und es hatte zu Hause zu leiden. Sie wollten ihr helfen, nicht ihm. Sie erklärten mir, sie sei außergewöhnlich begabt. Es war voreilig von mir, die Erlaubnis zu unterzeichnen, es tut mir leid.

Ich habe es vor allem deshalb getan, um die Beziehungen mit der Kirche zu entspannen. Dieser Konflikt erscheint mir gefährlich, Exzellenz, Sie kennen meine Meinung.«

Er brachte ihn erneut zum Schweigen, mit einer fast unmerklichen Gebärde. Hatte Cerebritito schon Verrat begangen? Hatte das Gefühl, verdrängt, verlassen worden

zu sein, keine Ämter, keine finanziellen Mittel zu haben, in Ungewißheit zu versinken, ihn in das Lager des Feindes getrieben? Hoffentlich nicht; er war ein altgedienter Mitarbeiter, er hatte in der Vergangenheit gute Dienste geleistet und konnte sie womöglich in der Zukunft leisten.

»Haben Sie Cerebritto gesehen?«

»Nein, Exzellenz. Ich bin Ihren Anweisungen gefolgt, ihn weder zu empfangen noch seine Anrufe entgegenzunehmen. Er hat mir die zwei Briefe geschrieben, die Sie kennen. Durch Anibal, seinen Schwager, den vom Tabakkonsortium, weiß ich, daß er sehr getroffen ist. ›Am Rand des Selbstmords‹, sagte er mir.«

War es leichtfertig gewesen, einen effizienten Diener wie Cabral in diesen für das Regime so schwierigen Momenten einer solchen Probe zu unterziehen? Vielleicht.

»Genug Zeit verloren mit Agustín Cabral«, sagte er. »Die Kirche, die Vereinigten Staaten. Fangen wir da an. Was wird mit dem Bischof Reilly? Wie lange wird er noch bei den Nonnen der Santo-Domingo-Schule bleiben und den Märtyrer spielen?«

»Ich habe ausführlich mit dem Erzbischof und mit dem Nuntius darüber gesprochen. Ich habe ihnen gegenüber darauf bestanden, daß Monsignore Reilly die Santo-Domingo-Schule verlassen muß, daß seine Anwesenheit dort nicht geduldet werden kann. Ich glaube, ich habe sie überzeugt. Sie verlangen ihrerseits, daß die Unversehrtheit des Bischofs garantiert wird, daß die Kampagne in *La Nation*, *El Caribe* und in der *Dominikanischen Stimme* eingestellt wird. Und daß er in seine Diözese San Juan de la Maguana zurückkehren kann.«

»Verlangen sie auch, daß Sie ihm das Amt des Präsidenten der Republik abtreten?« fragte der Wohltäter. Allein der Name

Reilly oder Panal brachte sein Blut in Wallung. Und wenn der Chef des SIM nun recht hatte? Wenn er diesen Infektionsherd ein für allemal ausräucherte? »Abbes García schlägt mir vor, Reilly und Panal per Flugzeug in ihre

Länder abzuschieben. Sie als unerwünschte Personen des Landes zu verweisen. Wie es Fidel Castro in Kuba mit den spanischen Geistlichen und Nonnen macht.«

Der Präsident sagte kein Wort und rührte sich nicht. Er wartete, reglos.

»Oder zu erlauben, daß das Volk diese beiden Verräter bestraft«, fuhr er nach einer Pause fort. »Die Leute sind ganz wild danach. Ich habe es gesehen, bei den Rundreisen der letzten Tage. In San Juan de la Maguana, in La Vega sind sie kaum zu bremsen.«

Dr. Balaguer räumte ein, daß das Volk, wenn es könnte, sie lynchen würde. Es grolle diesen Würdenträgern, die undankbar waren gegenüber jemandem, der für die katholische Kirche mehr getan hatte als sämtliche Regierungen der Republik seit 1844. Aber der Generalissimus sei zu klug und realistisch, um den unbesonnenen, unpolitischen Ratschlägen des Chefs des SIM zu folgen, die im Fall ihrer Anwendung verheerende Folgen für die Nation haben würden. Er sprach ohne Hast, mit einem Rhythmus, der, zusammen mit seiner sauberen Aussprache, einlullend wirkte.

»Sie sind die Person in der Regierung, die Abbes García am meisten haßt«, unterbrach er ihn. »Warum?«

Dr. Balaguer trug die Antwort auf der Zunge.

»Der Oberst ist ein Fachmann in Sicherheitsfragen und leistet dem Staat gute Dienste«, erwiderte er. »Aber seine politischen Urteile sind im allgemeinen verstiegen. Mit aller Achtung und Bewunderung, die ich Eurer Exzellenz entgegenbringe, erlaube ich mir, Sie aufzufordern, diese Ideen zu verwerfen. Die Ausweisung und, schlimmer noch, der Tod von Reilly und Panal würden eine neue militärische Invasion zur Folge haben. Und das Ende der Ära Trujillo.«

Da sein Ton so sanft und freundlich war und die Musik seiner

Worte so angenehm, schien es, als hätten die Dinge, die Dr. Joaquín Balaguer sagte, nicht die Urteilskraft und Strenge, die der kleine Mann sich bisweilen, so wie jetzt, gegenüber dem Chef herausnahm. Überschritt er das

Maß? War er, wie Cerebritto, so dumm, sich in Sicherheit zu wiegen, und brauchte auch er ein Bad in der Wirklichkeit? Eine seltsame Gestalt, dieser Joaquín Balaguer. Er war an seiner Seite, seitdem er 1930 zwei Polizisten ausgeschickt hatte, um ihn in dem kleinen Hotel Santo Domingo abzuholen, in dem er logierte, und ihn einen Monat lang bei sich zu Hause aufgenommen hatte, damit er ihm beim Wahlkampf zur Hand ginge, in dem der Caudillo aus Cibao, Estrella Ureña, den der junge Balaguer glühend verehrte, sein kurzlebiger Verbündeter war. Eine Einladung und eine halbstündige Unterhaltung hatten genügt, um den vierundzwanzigjährigen Dichter, Lehrer und Anwalt, der in dem unansehnlichen kleinen Ort Navarrete geboren war, in einen bedingungslosen Trujillo-Anhänger zu verwandeln, in einen kompetenten, diskreten Diener in allen diplomatischen, administrativen und politischen Ämtern, die er ihm anvertraute. Trotz der dreißig Jahre an seiner Seite war die unauffällige Gestalt, die Trujillo deshalb eine Zeitlang »den Schatten« genannt hatte, in Wahrheit noch immer ein Rätsel für ihn, der sich damit brüstete, für Menschen die Nase eines Spürhunds zu haben. Eine der wenigen Gewißheiten, die er in bezug auf ihn hegte, war sein mangelnder Ehrgeiz. Im Unterschied zu den anderen Angehörigen des inneren Zirkels, deren Gelüste er wie in einem offenen Buch an ihren Verhaltensweisen, Initiativen und Schmeicheleien ablesen konnte, hatte Joaquín Balaguer immer den Eindruck auf ihn gemacht, als strebe er nur nach dem, was er ihm zu geben gewillt war. Auf den diplomatischen Posten in Spanien, Frankreich, Kolumbien, Honduras, Mexiko oder im Erziehungs-, Präsidentschafts- oder Außenministerium wirkte er beglückt, benommen angesichts der Aufgaben, die seine Träume und seine Fähigkeiten überstiegen und denen er aus ebendiesem Grund in furchtloser Weise gerecht zu werden suchte. Aber – so fiel dem Wohltäter plötzlich ein – dank dieser Bescheidenheit war der kleine Dichter und Rechtsgelehrte immer an der Spitze gewesen und hatte aufgrund seiner Bedeutungslosigkeit niemals Zeiten durchgemacht, in

denen er, wie die anderen, in Ungnade gefallen war. Deshalb war er der Marionettenpräsident. Als es 1957 galt, auf der von seinem Bruder Negro Trujillo angeführten Liste einen Vizepräsidenten zu designieren, hatte die Dominikanische Partei, seinen Befehlen folgend, den Botschafter in Spanien, Rafael Bonnely gewählt. Doch plötzlich beschloß der Generalissimus, diesen Aristokraten durch den unbedeutenden Balaguer zu ersetzen, mit einem schlagenden Argument: »Dem fehlt es an Ehrgeiz.« Aber jetzt war dieser Intellektuelle mit taktvollen Manieren und feinsinniger Rede dank seines mangelnden Ehrgeizes der erste Mandatar der Nation und erlaubte sich, gegen den Chef des Geheimdienstes vom Leder zu ziehen. Man würde ihn irgendwann einmal vom hohen Roß herunterholen müssen.

Balaguer verharrte still und stumm; er wagte nicht, seine Gedanken zu unterbrechen, und wartete darauf, daß er sich herabließe, das Wort an ihn zu richten. Das tat er schließlich, aber ohne auf das Thema der Kirche zurückzukommen:

»Ich habe Sie immer gesiezt, nicht wahr? Sie sind der einzige meiner Mitarbeiter, den ich nie geduzt habe. Fällt Ihnen das nicht auf?«

Das runde Gesicht wurde rot.

»In der Tat, Exzellenz«, murmelte er beschämt. »Ich frage mich immer, ob Sie mich nicht duzen, weil Sie weniger Vertrauen in mich haben als in meine Kollegen.«

»Erst in diesem Augenblick wird mir das klar«, fügte Trujillo überrascht hinzu. »Und auch, daß Sie nie Chef zu mir sagen, wie die anderen. Trotz all dieser gemeinsamen Jahre sind Sie für mich ein ziemliches Rätsel. Ich habe nie menschliche Schwächen bei Ihnen entdecken können, Dr. Balaguer.«

»Ich habe sie zuhauf, Exzellenz«, lächelte der Präsident. »Aber das hört sich nicht wie ein Lob an, Sie scheinen es mir vorzuwerfen.«

Der Generalissimus scherzte nicht. Er schlug die Beine übereinander und setzte sich dann wieder gerade hin, ohne

den stechenden Blick von Balaguer zu wenden. Er fuhr sich mit der Hand über den keinen Bart und die trockenen Lippen. Sein Blick forschte ihn hartnäckig aus.

»Es ist etwas Unmenschliches an Ihnen«, sinnierte er, als wäre der Gegenstand seines Kommentars nicht anwesend. »Ihnen fehlen die natürlichen Gelüste der Menschen. Soviel ich weiß, haben Sie nichts für Frauen übrig und auch nichts für junge Männer. Sie führen ein keuscheres Leben als Ihr Nachbar auf der Avenida Máximo Gómez, der Nuntius. Abbes García hat keine Geliebte, keine Freundin, keine Ausschweifung in Ihrem Leben entdeckt. Das Bett interessiert Sie also nicht. Geld auch nicht. Sie haben kaum Ersparnisse; abgesehen von dem kleinen Haus, in dem Sie leben, haben Sie kein Eigentum, keine Aktien, keine Investitionen, zumindest nicht hier. Sie waren nie in die Intrigen und heftigen Kriege verwickelt, in denen meine Mitarbeiter verbluten, obwohl alle gegen Sie intrigieren. Ich mußte Ihnen die Ministerien, die Botschaften, die Vizepräsidentschaft und sogar die jetzige Präsidentschaft geradezu aufdrängen. Wenn ich Sie absetze und auf einen verlorenen kleinen Posten in Montecristi oder Azua schicke, würden Sie genauso froh dorthin ziehen. Sie trinken nicht, rauchen nicht, essen nicht, laufen weder den Frauen noch dem Geld, noch der Macht hinterher. Sind Sie so? Oder ist dieses Verhalten eine Strategie mit einem geheimen Ziel?«

Das glattrasierte Gesicht von Dr. Balaguer glühte erneut. Seine sanfte kleine Stimme wankte nicht, als er erklärte:

»Seitdem ich Exzellenz an jenem Morgen im April 1930 kennengelernt habe, bestand mein einziges Laster darin, Ihnen zu dienen. Seit jenem Augenblick wußte ich, daß ich meinem Land diene, indem ich Trujillo diene. Das hat mein Leben bereichert, mehr als es eine Frau, Geld oder Macht hätten tun können. Ich werde nie Worte genug finden, um Exzellenz zu danken, das Sie mir erlaubt haben, an Ihrer Seite zu arbeiten.«

Bah, die ewiggleichen Schmeicheleien, wie sie jeder weniger belesene Trujillo-Anhänger von sich gegeben

hätte. Einen Augenblick lang hatte er sich vorgestellt, daß die harmlose kleine Person ihm, wie im Beichtstuhl, ihr Herz öffnen und ihre Sünden, Ängste, feindseligen Gefühle, Träume offenbaren würde. Vielleicht hatte er ja gar kein geheimes Leben und seine Existenz war die allseits bekannte: der genügsame, arbeitsame Beamte, zäh und phantasielos, der den Ideen des Generalissimus in schönen Reden, Proklamationen, Briefen, Abkommen, Ansprachen, diplomatischen Verhandlungen Gestalt gab, und der Dichter, der Akrosticha und Lobgesänge auf die Schönheit der dominikanischen Frau und die Landschaft von Quisqueya verfaßte, die Dichterwettbewerbe, Abreißkalender, Miß-Wahlen und patriotische Feierlichkeiten verschönerten. Ein kleiner Mann ohne eigene Leuchtkraft, wie der Mond, den Trujillo, das Sonnengestirn, erleuchtete.

»Ich weiß, Sie sind ein guter Gefährte gewesen«, erklärte der Wohltäter. »Seit jenem Morgen im April 1930, ja. Ich ließ Sie auf den Vorschlag meiner damaligen Frau Bienvenida rufen. Eine Verwandte von Ihnen, nicht?«

»Meine Cousine, Exzellenz. Dieses Mittagessen damals entschied über mein Leben. Sie luden mich ein, Sie auf der Wahlreise zu begleiten. Sie beehrten mich mit der Bitte, ich möge Sie auf den Kundgebungen in San Pedro de Macorís, in der Hauptstadt und in La Romana vorstellen. Das war mein Debüt als politischer Redner. Mein Schicksal nahm fortan eine andere Wendung. Bis dahin hatte ich mich zur Literatur, zum Lehrberuf, zur Rechtsprechung berufen gefühlt. Dank Ihnen setzte sich die Politik an die Spitze.«

Ein Sekretär klopfte an die Tür und bat um Erlaubnis, eintreten zu dürfen. Balaguer warf dem Generalissimus einen fragenden Blick zu, und dieser erteilte sie. Der Sekretär – taillierter Anzug, schmaler Lippenbart, pomadisiertes Haar – brachte ein Memorandum, das von fünfhundertsechundsiebzig angesehenen Bürgern der Ortschaft San Juan de la Maguana unterzeichnet war, »um die Rückkehr des verräterischen Bischofs Monsignore

Reilly in diese Diözese zu verhindern«. Eine Kommission unter dem Vorsitz des Bürgermeisters und des örtlichen Vorsitzenden der Dominikanischen Partei wollte es dem Präsidenten überreichen. Würde er sie empfangen? Er fragte erneut mit dem Blick, und der Wohltäter nickte.

»Sie mögen die Güte haben, zu warten«, erklärte Balaguer. »Ich werde diese Herrschaften empfangen, wenn meine Besprechung mit Seiner Exzellenz beendet ist.«

Ob Balaguer so katholisch war, wie behauptet wurde? Es waren zahllose Witze über sein Junggesellenleben und über die fromme, gesammelte Art im Umlauf, die er bei Gottesdiensten, feierlichen Messen und Prozessionen an den Tag legte; er hatte gesehen, wie er mit gefalteten Händen und gesenktem Blick zum Abendmahl herantrat. Als das Haus gebaut wurde, in dem er mit seinen Schwestern in der Máximo Gómez, neben der Nuntiatur, lebte, ließ Trujillo den Lebenden Dreck einen Brief im Öffentlichen Forum veröffentlichen, in dem er über diese Nachbarschaft lästerte und sich fragte, welche Kumpaneien der kleine Doktor wohl mit dem Gesandten Seiner Heiligkeit im Sinn habe. Wegen seines Rufs als Betbruder und seiner ausgezeichneten Beziehungen zur Geistlichkeit übertrug er ihm die Aufgabe, die Politik des Regimes gegenüber der katholischen Kirche zu konzipieren. Er tat das sehr gut; bis zum Sonntag, dem 25. Januar 1960, dem Tag, an dem der Hirtenbrief dieser Idioten in den Pfarrkirchen verlesen wurde, war die Kirche eine verlässliche Verbündete gewesen. Das Konkordat zwischen der Dominikanischen Republik und dem Vatikan, das Balaguer aushandelte und Trujillo 1954 in Rom unterzeichnete, erwies sich für sein Regime und seine Person als grandioser Ritterschlag in der katholischen Welt. Zweifellos litt der Dichter und Rechtsgelehrte unter dieser Konfrontation zwischen der Regierung und den Pfaffen, die nun schon anderthalb Jahre dauerte. Ob er so katholisch war? Er hatte das gute Verhältnis des Regimes zu den Bischöfen, Pfarrern sowie zum Vatikan immer mit pragmatischen und politischen, nie

mit religiösen Gründen gerechtfertigt: Der Konsens der katholischen Kirche legitimiere die Handlungen des Regimes vor dem dominikanischen Volk. Trujillo dürfe nicht das gleiche widerfahren wie

Perón, dessen Regierung zu wanken begann, als die Kirche sie ins Visier nahm. Hatte er recht? Würde die Feindseligkeit dieser soutanetragenden Eunuchen Trujillo den Garaus machen? Eher würden Panal und Reilly die Haie an der Klippe mästen.

»Ich werde Ihnen etwas sagen, was Ihnen gefallen wird, Präsident«, sagte er plötzlich. »Ich habe keine Zeit, um den Blödsinn zu lesen, den die Intellektuellen schreiben. Die Gedichte, die Romane. Die Angelegenheiten des Staates nehmen mich zu sehr in Anspruch. Von Marrero Aristy habe ich nie etwas gelesen, obwohl er so viele Jahre mit mir zusammengearbeitet hat. Weder *Over* noch die Artikel über mich, noch die *Dominikanische Geschichte*. Ich habe auch die Hunderte von Büchern nicht gelesen, die Dichter, Dramatiker und Romanciers mir gewidmet haben. Nicht einmal die Albernheiten meiner Frau habe ich gelesen. Ich habe keine Zeit dafür, auch nicht, um Filme anzusehen, Musik zu hören, ins Ballett oder zum Hahnenkampf zu gehen. Außerdem habe ich den Künstlern nie getraut. Sie haben kein Rückgrat, kein Ehrgefühl, sie neigen zu Verrat und sind liebedienerisch. Auch Ihre Verse und Aufsätze habe ich nicht gelesen. In Ihrem Buch über Duarte, *Der Christus der Freiheit*, das Sie mir mit einer so wohlwollenden Widmung geschickt haben, habe ich nur ein wenig geblättert. Aber es gibt eine Ausnahme. Eine Rede von Ihnen vor sieben Jahren. Die Rede, die Sie in der Kunstakademie gehalten haben, als Sie in die Akademie für Sprache aufgenommen wurden. Erinnern Sie sich an sie?«

Der kleine Mann war noch röter geworden. Er leuchtete vor Erregung, voll unbeschreiblicher Freude:

»Gott und Trujillo: eine realistische Deutung«, murmelte er und senkte die Augenlider.

»Ich habe sie viele Male wiedergelesen.« Die affektierte

dünne Stimme des Wohltäters klang schrill. »Ich weiß ganze Passagen auswendig, wie Gedichte.« Warum dieses Geständnis vor dem Marionettenpräsidenten? Das war eine Schwäche, der er sonst nie erlag. Balaguer konnte sich dessen rühmen, sich wichtig fühlen. Die Situation war nicht dazu angetan, sich in so kurzer Zeit eines zweiten Mitarbeiters zu entledigen. Ihn beruhigte der Gedanke, daß dieser kleine Mann sich nicht nur dadurch auszeichnete, daß er das Zweckmäßige wußte, sondern vor allem auch dadurch, daß er das Unzweckmäßige ignorierte. Er würde die Sache nicht weitererzählen, um sich nicht mörderische Feindschaften unter den anderen Höflingen zuzuziehen. Jene Rede Balaguers hatte ihn erschüttert, ihn veranlaßt, sich immer wieder zu fragen, ob sie nicht eine tiefe Wahrheit ausdrückte, eine von diesen un-auslotbaren göttlichen Entscheidungen, die das Schicksal eines Volkes prägen. Als er an jenem Abend die ersten Sätze hörte, die das frischgebackene Akademiemitglied in seinem schlechtsitzenden Cut auf der Bühne des Theaters der Kunstakademie las, widmete der Wohltäter ihnen keine größere Aufmerksamkeit. (Auch er trug einen Cut, wie alle männlichen Anwesenden; die Damen trugen lange Kleider, und überall funkelten Juwelen und Brillanten.) Das Ganze schien eine Zusammenfassung der dominikanischen Geschichte seit der Ankunft von Kolumbus auf der Insel Hispaniola zu sein. Sein Interesse begann wach zu werden, als in den wohlgesetzten Worten und der eleganten Prosa des Vortragenden allmählich eine Vision, eine These Gestalt annahm. Die Dominikanische Republik habe mehr als vier Jahrhunderte lang, genau gesagt vierhundertachtunddreißig Jahre, zahllose Mißgeschicke überlebt – Seeräuber, haitianische Invasionen, Annektionsversuche, Massaker und Flucht der Weißen (bei der Unabhängigkeit von Haiti waren nur noch sechzigtausend übrig) –, was der Vorsehung zu danken sei. Diese Aufgabe habe bislang in den Händen des Schöpfers gelegen. 1930 habe Rafael Leónidas Trujillo

Molina Gott in dieser mühseligen Mission abgelöst.

»Ein eiserner, energischer Wille, der die Republik auf ihrem Weg zur vollen Entfaltung ihrer Geschicke begleitet und das beschützende, wohlthätige Wirken jener übernatürlichen Kräfte unterstützt«, rezitierte Trujillo mit halbgeschlossenen Augen. »Gott und Trujillo: das ist, auf eine kurze Formel gebracht, die Erklärung zunächst für das Überleben des Landes und dann für den gegenwärtigen Wohlstand der dominikanischen Gesellschaft.«

Er öffnete die Augen und seufzte wehmütig. Balaguer hörte ihm verzückt zu, eingeschrumpft vor Dankbarkeit.

»Glauben Sie noch immer, daß Gott den Stab an mich weitergegeben hat? Daß er mir die Verantwortung für die Rettung dieses Landes abgetreten hat?« fragte er mit einer undefinierbaren Mischung aus Ironie und innerer Unruhe.

»Mehr als damals, Exzellenz«, erwiderte die zarte, klare Stimme. »Trujillo hätte die übermenschliche Aufgabe nicht ohne überirdische Hilfe bewältigen können. Sie sind für dieses Land das Werkzeug des Höchsten Wesens gewesen.«

»Schade, daß diese dämlichen Bischöfe das nicht wissen«, lächelte Trujillo. »Wenn Ihre Theorie richtig ist, dann hoffe ich, daß Gott sie für ihre Blindheit bestrafen wird.«

Balaguer war nicht der erste, der die Göttlichkeit mit seinem Werk in Verbindung brachte. Der Wohltäter erinnerte sich, daß zuvor der Juraprofessor, Anwalt und Politiker Don Jacinto B. Peynado (den er 1938, als es infolge des Massakers an den Haitianern zu internationalen Protesten gegen seine dritte Wiederwahl kam, als Marionettenpräsident eingesetzt hatte) ein großes Leuchtschild über der Tür seines Hauses angebracht hatte: »Gott und Trujillo.« Seither schmückten solche Schilder viele Haushalte der Hauptstadt und des Landesinneren. Nein, nicht der Satz; die Argumente, die das Bündnis rechtfertigten, hatten sich wie eine erdrückende Wahrheit auf Trujillo gelegt. Es war nicht leicht, auf seinen Schultern das Gewicht einer übernatürlichen Hand zu spüren. Die

Rede Balaguers wurde jedes Jahr vom Institute Trujilliano neu aufgelegt und war Pflichtlektüre in den Schulen sowie zentraler Text des Staatsbürgerlichen Breviers, das den Zweck hatte, Schüler und Studenten in der Trujillistischen Lehre zu unterweisen, und von einem Trio seiner Wahl verfaßt worden war: von Balaguer, Cerebrito Cabral und dem Lebenden Dreck.

»Ich habe oft an diese Theorie von Ihnen gedacht, Dr. Balaguer«, gestand er. »War es eine göttliche Entscheidung? Warum ich? Warum fiel die Wahl auf mich?«

Dr. Balaguer befeuchtete sich die Lippen mit der Zungenspitze, bevor er antwortete:

»Gottes Entscheidungen sind unabwendbar«, sagte er salbungsvoll. »Gewiß lag es an Ihren außergewöhnlichen Führungsqualitäten und an Ihrer Arbeitsfähigkeit und vor allem an Ihrer Liebe zu diesem Land.«

Warum verlor er seine Zeit mit diesem Blödsinn? Es gab dringende Angelegenheiten. Dennoch hatte er seltsamerweise das Bedürfnis, diese vage, nachdenkliche, persönliche Unterhaltung zu verlängern. Warum mit Balaguer? Er war im Zirkel der Mitarbeiter derjenige, mit dem er die wenigsten Vertraulichkeiten geteilt hatte. Er hatte ihn nie zu den privaten Abendessen in San Cristóbal, im Mahagonihaus, eingeladen, wo der Branntwein in Strömen floß und es zu manchen Exzessen kam. Vielleicht weil er ihn als einziger der Horde von Intellektuellen und Literaten bislang nicht enttäuscht hatte. Und weil er als intelligent galt (obwohl er Abbes García zufolge eine schmutzige Aura besaß).

»Meine Meinung über Intellektuelle und Literaten ist immer schlecht gewesen«, wiederholte er. »In der Rangfolge der Verdienste stehen die Militärs an erster Stelle. Sie tun ihre Pflicht, intrigieren wenig, rauben einem nicht die Zeit. Danach kommen die Bauern. In den Häusern und Hütten der Zuckermühlen finden sich die gesunden, arbeitsamen, ehrbaren Menschen dieses Landes. Dann die Beamten, Unternehmer, Kaufleute. Literaten und Intellektuelle zum Schluß. Sogar noch nach den Pfaffen. Sie sind eine

Ausnahme, Dr. Balaguer. Doch die anderen! Lumpenpack. Sie haben die meisten Begünstigungen erhalten und dem Regime, das sie genährt, gekleidet und mit Ehren überhäuft hat, den größten Schaden zugefügt. Die Spanier zum Beispiel, wie JoséAlmoína oder Jesus de Galíndez. Wir haben ihnen Asyl und Arbeit gegeben. Erst haben sie geschmeichelt und gebettelt und dann verleumdet und Gemeinheiten geschrieben. Und Osorio Lizarazo, der hinkende Kolumbianer, den Sie geholt haben? Er kam, um meine Biographie zu schreiben, mich in den Himmel zu heben, wie ein

König zu leben; er kehrte mit vollen Taschen nach Kolumbien zurück und wurde Trujillo-Gegner.« p?

Ein weiteres Verdienst Balaguers bestand darin, zu wissen, wann er besser nicht redete und sich in eine Sphinx verwandelte, vor der der Generalissimus sich erlauben konnte, seinem Herzen Luft zu machen. Trujillo verstummte. Er spitzte die Ohren auf der Suche nach dem Geräusch der metallisch glänzenden Oberfläche mit parallelen, schaumigen Linien, die er durch die Fenster erblickte. Aber es gelang ihm nicht, das Meeresrauschen zu hören, das vom Motorenlärm der Autos übertönt wurde.

»Glauben Sie, daß Ramón Marrero Aristy Verrat begangen hat?« fragte er unvermittelt und machte damit die stumme Präsenz wieder zum Gesprächspartner. »Daß er diesem Gringo der *New York Times* Information zukommen ließ, damit er uns angreifen konnte?«

Dr. Balaguer ließ sich nie von diesen plötzlichen Fragen Trujillos überrumpeln, die verhänglich und gefährlich waren und andere in die Enge trieben. Er wußte sich bei solchen Gelegenheiten zu behelfen:

»Er hat geschworen, daß er es nicht getan hat, Exzellenz. Mit Tränen in den Augen saß er dort, wo Sie jetzt sitzen, und schwor mir bei seiner Mutter und allen Heiligen, daß er nicht der Informant von Tad Szulc gewesen ist.«

Trujillo reagierte mit einer irritierten Geste:

»Würde Marrero vielleicht hierherkommen, um Ihnen zu gestehen, daß er sich verkauft hat? Ich frage Sie nach Ihrer

Meinung. Hat er Verrat begangen oder nicht?«

Balaguer wußte auch, wann ihm nichts anderes übrigblieb, als ins kalte Wasser zu springen; eine weitere Tugend, die der Wohltäter ihm zugute hielt.

»Es tut mir in der Seele weh, weil ich Ramón in intellektueller und persönlicher Hinsicht geschätzt habe, aber ich glaube, so ist es, er hat Tad Szulc informiert«, sagte er sehr leise, fast unhörbar. »Die Beweise waren erdrückend, Exzellenz.«

Zu diesem Schluß war auch er gelangt. Obwohl er sich in den

dreißig Jahren seiner Regierungzeit – und früher, als er der Konstablerwache angehörte, und noch früher, als Vorarbeiter verschiedener Zuckermühlen – angewöhnt hatte, seine Zeit nicht damit zu verlieren, zurückzuschauen und bereits getroffene Entscheidungen zu bejammern oder zu bejubeln, kehrte die Sache mit Ramón Marrero Aristy, diesem »genialen Ignoranten«, wie Max Henríquez Ureña ihn nannte, diesem Schriftsteller und Historiker, den er mit der Zeit wirklich geschätzt und mit Ehren, Geld und Ämtern überhäuft hatte – Kolumnist und Direktor von *La Nadón* und Arbeitsminister – und dessen drei Bände der *Geschichte der Dominikanischen Republik* er aus eigener Tasche finanziert hatte, bisweilen in sein Gedächtnis zurück und hinterließ einen bitteren Geschmack in seinem Mund.

Wenn er für jemanden die Hand ins Feuer gelegt hätte, dann für den Autor des im In- und Ausland meistgelesenen dominikanischen Romans – *Over*, über die Zuckermühle Romana –, der sogar ins Englische übersetzt worden war. Ein unbeugsamer Trujillo-Anhänger; das bewies er als Direktor von *La Nadón*, als er Trujillo und das Regime mit klaren Ideen und kriegerischer Prosa verteidigte. Ein ausgezeichnete Arbeitsminister, der sich wunderbar mit Gewerkschaftern und Arbeitgebern verstand. Als der Journalist Tad Szulc von der *New York Times* ankündigte, er werde kommen und eine Reihe von Artikeln über das Land schreiben, beauftragte er daher Marrero Aristy, ihn zu begleiten. Er reiste mit ihm überallhin, er verschaffte ihm

die Interviews, um die er bat, sogar eines mit Trujillo. Als Tad Szulc in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, begleitete Marrero Aristy ihn bis nach Miami. Der Generalissimus hatte nie erwartet, daß die Artikel in der *New York Times* eine Apologie seines Regimes sein würden. Aber auch nicht, daß sie sich mit der Korruption der »Trujillo-Tyrannie« befassen würden oder daß Tad Szulc mit derartiger Genauigkeit Angaben, Zeiten, Namen und Zahlen über die Besitztümer der Familie Trujillo und über die Geschäfte ausbreiten würde, mit denen Verwandte, Freunde und Mitarbeiter begünstigt worden waren. Nur Marrero Aristy konnte ihn informiert haben. Er war sicher, daß sein Arbeitsminister Ciudad Trujillo nie wieder betreten würde. Es überraschte ihn, daß er aus Miami einen Brief an die New Yorker Tageszeitung schickte, in dem er Tad Szulc der Lüge bezichtigte, und mehr noch, daß er so kühn war, in die Dominikanische Republik zurückzukehren. Er erschien im Regierungspalast. Er erklärte unter Tränen, er sei unschuldig; der Yankee habe sich seiner Bewachung entzogen, heimlich Gespräche mit Gegnern geführt. Es war einer der wenigen Momente, in denen Trujillo die Kontrolle über seine Nerven verlor. Angewidert von seinem Gegreine, verpaßte er ihm eine Ohrfeige, die ihn stolpern und verstummen ließ. Trujillo warf ihn unter Flüchen hinaus, nannte ihn einen Verräter, und als der Chef der Militäradjutanten ihn umgebracht hatte, befahl er Johnny Abbes, das Problem mit dem Leichnam zu lösen. Am 17. Juli 1959 stürzten der Arbeitsminister und sein Chauffeur einen Abhang in der zentralen Kordillere hinunter, als sie nach Constanza fuhren. Sie erhielten ein offizielles Begräbnis; auf dem Friedhof hob der Senator Henry Chirinos das politische Werk des Verstorbenen hervor, und Dr. Balaguer stimmte das literarische Loblied an.

»Trotz seines Verrats tat es mir leid, daß er starb«, sagte Trujillo aufrichtig. »Er war jung, gerade erst sechsundvierzig, er hätte noch vieles geben können.«

»Gottes Entscheidungen sind unabwendbar«, wiederholte

der Präsident ohne den geringsten Anflug von Ironie.

»Wir haben uns von unseren Themen entfernt«, besann sich Trujillo. »Sehen Sie irgendeine Möglichkeit, daß die Dinge mit der Kirche in Ordnung kommen?«

»Im Augenblick nicht, Exzellenz. Der Konflikt hat sich zugespitzt. Um offen zu Ihnen zu sein, ich fürchte, er wird sich noch verschlimmern, wenn Sie Oberst Abbes nicht befehlen, daß *La Nación* und *Radio Karibik* sich bei ihren Attacken gegen die Bischöfe zurückhalten. Gerade heute habe ich eine formelle Beschwerde des Nuntius und des Erzbischofs Pittini erhalten, wegen der gestrigen Verhöhnung von Monsignore Panal. Haben Sie sie gelesen?«

Er hatte den Ausschnitt auf seinem Schreibtisch und las ihn dem Wohltäter respektvoll vor. In dem Kommentar von *Radio Karibik*, der von *La Nación* abgedruckt wurde, hieß es, daß Monsignore Panal, der Bischof von La Vega, »ursprünglich bekannt unter dem Namen Leopoldo de Ubrique«, aus Spanien flüchtig sei und von Interpol gesucht werde. Man beschuldigte ihn, er habe »das Haus der bischöflichen Kurie in La Vega mit Betschwestern gefüllt, bevor er sich seinen terroristischen Phantasien widmete«; jetzt, »da er die gerechte Vergeltung des Volkes fürchtet, versteckt er sich hinter Nonnen und abartigen Frauen, mit denen er anscheinend hemmungslosen Geschlechtsverkehr betreibt«.

Der Generalissimus lachte herzlich. Die Einfälle von Abbes García! Das letzte Mal, daß dieser uralte Spanier die Rute hochbekommen hatte, mußte vor zwanzig, dreißig Jahren gewesen sein; ihn zu beschuldigen, daß er die Betschwestern in La Vega flachlegte, war mehr als optimistisch; allenfalls dürfte er die Chorknaben befummeln, wie alle lüsternen, affeminierten Geistlichen.

»Der Oberst übertreibt manchmal«, sagte er heiter.

»Ich habe eine weitere formelle Beschwerde vom Nuntius und von der Kurie erhalten«, fuhr Balaguer sehr ernst fort.

»Wegen der Kampagne, die am 17. Mai in Presse und Rundfunk gegen die Mönche in San Carlos Borromeo

lanciert wurde, Exzellenz.«

Er griff nach einer blauen Mappe voller Zeitungsausschnitte mit großen Überschriften. »Die terroristischen Franziskaner-Kapuzinermönche« fabrizierten und lagerten selbstgebastelte Bomben in ihrer Kirche. Das hatten die Nachbarn infolge der zufälligen Explosion eines Sprengkörpers entdeckt. *La Nación* und *El Caribe* verlangten, die staatliche Gewalt solle das Schlupfloch der Terroristen besetzen.

Trujillo ließ einen gelangweilten Blick über die Ausschnitte wandern.

»Diese Pfaffen haben keinen Schneid, um Bomben zu basteln. Sie attackieren mit Predigten, wenn es hochkommt.«

»Ich kenne den Abt, Exzellenz. Bruder Alonso de Palmira ist ein frommer Mann, der sich seiner apostolischen Aufgabe widmet und die Regierung respektiert. Völlig unfähig, eine subversive Handlung zu begehen.«

Er machte eine kleine Pause, und brachte mit demselben freundlichen Tonfall, mit dem er nach dem Essen bei Tisch geplaudert hätte, ein Argument vor, das der Generalissimus oft von Agustín Cabral gehört hatte. Um wieder Brücken zur Kirche, zum Vatikan und zu den Geistlichen zu schlagen – die in ihrer übergroßen Mehrheit aus Furcht vor dem atheistischen Kommunismus weiterhin loyal zum Regime stünden –, sei es unerlässlich, daß die tägliche Kampagne der Anschuldigungen und Schmähungen, die den Feinden erlaubte, das Regime als antikatholisch hinzustellen, aufhöre oder zumindest eingeschränkt werde. Dr. Balaguer, höflich wie immer, legte dem Generalissimus einen Protest des State Department wegen der Schikanierung der Ordensschwestern der Santo-Domingo-Schule vor. Er habe in seiner Antwort erklärt, die polizeiliche Bewachung schütze die Nonnen vor feindlichen Handlungen. Aber, um die Wahrheit zu sagen, es stimmte, daß man ihnen das Leben zur Hölle machte. Zum Beispiel ließen die Männer von Oberst Abbes jede Nacht über Lautsprecher, die auf das Gebäude gerichtet waren, Merengues mit trujillofreundlichen Texten erschallen, so

daß die Nonnen keine Auge zutun konnten. Das hatten sie zuvor auch in San Juan de la Maguana vor der Residenz von Monsignore Reilly getan und taten sie jetzt in La Vega, vor dem Sitz von Monsignore Panal. Noch sei eine Versöhnung mit der Kirche möglich. Aber diese Kampagne bewirke, daß die Krise zum völligen Bruch führe.

»Sprechen Sie mit dem Rosenkreuzer und überzeugen Sie ihn«, sagte Trujillo schulterzuckend. »Er ist der Pfaffenfresser; er glaubt, daß es zu spät ist, um die Kirche zu besänftigen. Daß die Geistlichen mich im Exil, als Gefangenen oder als Toten sehen wollen.«

»Ich versichere Ihnen, daß es nicht so ist, Exzellenz.«

Der Wohltäter überhörte seine Worte. Er blickte forschend auf den Strohmann, ohne etwas zu sagen, mit seinen durchdringenden Augen, die verwirrten und ängstigten. Der kleine Doktor hielt dem inquisitorischen Blick gewöhnlich länger als andere stand; aber jetzt, da er ihn schon seit einigen Minuten schamlos auszog, ließ er allmählich Unbehagen erkennen: seine kleinen Augen schlossen und öffneten sich pausenlos hinter den dicken Augengläsern.

»Glauben Sie an Gott?« fragte ihn Trujillo mit einer gewissen Unruhe; er durchbohrte ihn mit seinen kalten Augen, die eine ehrliche Antwort von ihm forderten. »Daß es ein Leben nach dem Tod gibt? Den Himmel für die Guten und die Hölle für die Bösen? Glauben Sie daran?«

Ihm war, als würde die kleine Gestalt Balaguers unter dem Gewicht dieser Fragen noch mehr in sich zusammensinken. Und als würde hinter ihm seine Photographie – in Galauniform mit Dreispitz und Federbusch, die Präidentenschärpe quer über der Brust neben dem Ehrenzeichen, dem großen spanischen Kreuz Karls III. auf das er am meisten stolz war – in ihrem goldenen Rahmen ins Riesenhafte wachsen. Die kleinen Hände des Marionettenpräsidenten streichelten sich gegenseitig, während er sagte, als würde er ein Geheimnis offenbaren:

»Bisweilen zweifle ich, Exzellenz. Aber schon Vor Jahren bin ich zu dem Schluß gekommen, daß es keine Alternative

gibt. Man muß glauben. Es ist nicht möglich, Atheist zu sein. Nicht in einer Welt wie der unseren. Nicht, wenn man sich zum Dienst an der Öffentlichkeit berufen fühlt und Politik macht.«

»Sie stehen im Ruf, ein Betbruder zu sein«, beharrte Trujillo, während er sich auf seinem Sitz bewegte. »Ich habe sogar gehört, daß Sie nicht geheiratet haben, daß Sie keine Geliebte haben, nicht trinken und keine Geschäfte machen, weil Sie insgeheim ihr Gelübde abgelegt haben. Daß Sie ein Laienpriester sind.«

Der Präsident schüttelte den Kopf: nichts davon sei wahr. Er habe keinerlei Gelübde abgelegt und würde es auch nie tun; im Unterschied zu manchen Schulkameraden, die sich einst mit der Frage quälten, ob sie vom Herrn für den Dienst als Hirten

der katholischen Herde ausgewählt worden seien, habe er immer gewußt, daß seine Berufung nicht die Priesterschaft, sondern die intellektuelle Arbeit und das politische Handeln sei. Die Religion gebe ihm eine geistige Ordnung, eine Ethik, um das Leben zu bewältigen. Er zweifle bisweilen an der Transzendenz, an Gott, aber nie an der unersetzbaren Aufgabe, die der Katholizismus als gesellschaftliches Instrument im Hinblick auf die Zügelung der Leidenschaften und Gelüste der menschlichen Bestie erfüllt. Und, auf die Dominikanische Republik bezogen, als konstitutive Kraft der Nation, ebenso wie die spanische Sprache. Ohne den katholischen Glauben würde das Land der Auflösung und der Barbarei anheimfallen. Was seinen Glauben betreffe, so halte er sich an das Rezept des heiligen Ignatius von Loyola in seinen geistlichen Übungen, nämlich zu handeln, als glaubte man, indem man die Riten und Gebote befolgt: Messen, Gebete, Beichte, Kommunion. Die systematische Wiederholung der religiösen Form würde den Inhalt erschaffen, de Leere – in irgendeinem Augenblick – mit Gottes Gegenwart füllen.

Balaguer verstummte und senkte die Augen, wie beschämt darüber, daß er dem Generalissimus die Abgründe seiner Seele, sein persönliches Arrangement mit dem Höchsten

Wesen offenbart hatte.

»Wenn ich Zweifel gehabt hätte, hätte ich nie diesen Toten auferstehen lassen«, sagte Trujillo. »Wenn ich vor meinem Handeln auf irgendein Zeichen des Himmels gewartet hätte. Ich mußte auf mich vertrauen, auf niemanden sonst, als es Entscheidungen zu treffen galt, bei denen es um Leben und Tod ging. Natürlich kann ich mich das eine oder andere Mal geirrt haben.«

Der Wohltäter erkannte an Balaguers Gesichtsausdruck, daß dieser sich fragte, von wem oder was er ihm erzählte. Er sagte ihm nicht, daß er das Gesicht des kleinen Doktors Enrique Lithgow Ceara vor sich sah. Er war der erste Urologe gewesen, den er konsultiert hatte – von Cerebrito Cabral als Koryphäe empfohlen –, als er merkte, daß es ihn Mühe kostete, Wasser zu

lassen. Anfang der fünfziger Jahre hatte Doktor Marion, nachdem er ihn an der Harnröhre operiert hatte, ihm versichert, daß er nie wieder Beschwerden haben würde. Aber bald begann das Ungemach mit dem Urinieren von neuem. Nach zahlreichen Analysen und einem unangenehmen rektalen Tasten formulierte Doktor Lithgow Ceara, der mit der Miene einer Hure oder eines salbungsvollen Sakristans unbegreifliche Wortungetüme ausspuckte, um ihn zu demoralisieren (»perineale Harnleiter-Sklerose«, »Uretrographien«, »azinöse Prostatitis«), jene Diagnose, die ihn teuer zu stehen kommen sollte:

»Sie müssen sich Gott anempfehlen, Exzellenz. Das Prostata-Leiden ist bösartig.«

Sein sechster Sinn sagte ihm, daß er übertrieb oder log. Er wußte es sicher, als der Urologe eine sofortige Operation forderte. Zu viele Risiken, wenn man die Prostata nicht entferne, es könne zu Metastasen kommen, das Skalpell und die Chemotherapie würden sein Leben um einige Jahre verlängern. Er übertrieb und log, weil er ein Pfuscher war oder ein Feind. Daß er danach trachtete, den Tod des Vaters des Neuen Vaterlandes zu beschleunigen, wurde ihm vollends klar, als er selbst eine Koryphäe aus

Barcelona kommen ließ. Doktor Antonio Puigvert leugnete, daß er Krebs habe; das Wachstum dieser verfluchten Drüse, das auf das Alter zurückzuführen sei, könne mit Medikamenten bekämpft werden und stelle keine Bedrohung für das Leben des Generalissimus dar. Die Entfernung der Prostata sei nicht notwendig. Trujillo gab noch am gleichen Morgen den Befehl, und der Militäradjutant Leutnant José Oliva sorgte dafür, daß der dreiste Lithgow Ceara mitsamt seinem Gift und seinem Unwissen am Santo-Domingo-Pier verschwand. A propos! Der Strohmann hatte noch nicht die Beförderung Pena Riveras zum Hauptmann unterschrieben. Er stieg von der göttlichen Existenz zur irdischen herab, die von ihm verlangte, einem der gewieftesten der von Abbes García rekrutierten Schurken die Dienste zu lohnen.

»Beinähe hätte ich es vergessen«, sagte er mit einer Kopfbewegung, die Verdruß ausdrückte. »Sie haben den Beschluß

nicht unterzeichnet, mit dem Leutnant Peña Rivera wegen außergewöhnlicher Verdienste zum Hauptmann befördert wird. Ich habe Ihnen die Akte mit meiner Genehmigung vor einer Woche zustellen lassen.«

Das kleine runde Gesicht von Präsident Balaguer nahm einen mürrischen Ausdruck an, sein Mund zog sich zusammen; seine Hände verkrampften sich. Aber er beherrschte sich und fand zu seiner gewohnt gelassenen Haltung zurück.

»Ich habe ihn nicht unterzeichnet, weil ich es für angebracht hielt, über diese Beförderung mit Ihnen zu sprechen, Exzellenz...«

»Da gibt es nichts zu besprechen«, fiel ihm der Generalissimus scharf ins Wort. »Sie haben Anweisungen erhalten. Waren sie nicht klar?«

»Selbstverständlich, Exzellenz. Ich bitte Sie, mich anzuhören. Wenn meine Argumente Sie nicht überzeugen, werde ich die Beförderung von Leutnant Peña Rivera sofort unterzeichnen. Hier habe ich sie, unterschrieben fertig. Da die Sache heikel ist, schien es mir besser, sie Ihnen persönlich

vorzutragen.«

Er wußte ganz genau, welche Argumente Balaguer vor ihm ausbreiten würde, und fühlte Unmut aufsteigen. Hielt ihn dieses Nichts für zu alt oder müde, daß es wagte, sich einem Befehl von ihm zu widersetzen? Er verbarg seinen Ärger und hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen. Balaguer bot sein ganzes rhetorisches Arsenal auf, um die Kühnheit seiner Ausführungen durch geschmeidige Worte und höflichsten Tonfall zu mildern. Mit allem Respekt der Welt erlaube er sich, Seiner Exzellenz zu raten, die Entscheidung zu überdenken, jemanden wie Leutnant Victor Alicinio Peña Rivera zu befördern, noch dazu wegen außergewöhnlicher Verdienste. Sein Ruf sei – womöglich zu Unrecht – so schlecht, ihm würden so verwerfliche Taten zugeschrieben, daß die Feinde namentlich in den Vereinigten Staaten diese Beförderung als Belohnung für den Tod der Schwestern Minerva, Patria und Maria Teresa Mirabal betrachten könnten. Obwohl die Justiz festgestellt habe, daß die Schwestern und ihr Chauffeur bei einem Autounfall umgekommen seien, habe man die Sache im Ausland als politischen Mord hingestellt, ausgeführt von Leutnant Pena Rivera, dem Chef des SIM in Santiago zum Zeitpunkt der Tragödie. Der Präsident erlaube sich, an den von den Gegnern veranstalteten Skandal zu erinnern, als er auf Befehl von Seiner Exzellenz am 7. Februar dieses Jahres mittels Präsidialdekret die Übereignung des vier Hektar großen Grundstücks und des Hauses, die der Staat Patria Mirabal und ihrem Ehemann wegen subversiver Tätigkeiten enteignet hatte, an Leutnant Pena Rivera veranlaßt habe. Das Protestgeschrei sei noch nicht verstummt. Die Komitees in den Vereinigten Staaten machten noch immer großen Wirbel und prangerten die Schenkung des Grundbesitzes und des Hauses von Patria Mirabal an Leutnant Pena Rivera als Bezahlung für ein Verbrechen an. Doktor Joaquín Balaguer fordere Seine Exzellenz auf, den Feinden keinen neuen Vorwand dafür zu liefern, weiter behaupten zu können, er beschütze Mörder und Folterer. Obwohl Seine Exzellenz sich zweifel-

los daran erinnere, erlaube er sich, ihn außerdem darauf hinzuweisen, daß der bevorzugte Stellvertreter von Oberst Abbes García in den verleumderischen Kampagnen der Exilanten nicht nur mit dem Tod der Schwestern Mirabal in Verbindung gebracht werde, sondern auch mit dem Unfall von Marrero Aristy und mit dem angeblichen Verschwinden zahlreicher Personen. Unter diesen Umständen sei es unklug, den Leutnant in dieser öffentlichen Weise zu belohnen. Warum nicht diskret, mit einer finanziellen Entschädigung oder irgendeinem diplomatischen Posten in einem fernen Land?

Als er verstummte, rieb er sich erneut die Hände. Er blinzelte unruhig, denn er ahnte, daß seine sorgfältige Argumentation nichts nützen würde, und fürchtete einen Tadel. Trujillo zügelte den Zorn, der in seinem Innern brodelte.

»Sie, Präsident Balaguer, haben das Glück, sich nur mit dem zu befassen, was das Beste an der Politik ist«, sagte er eisig. »Gesetze, Reformen, diplomatische Verhandlungen, gesellschaftliche Veränderungen. So haben Sie es einunddreißig Jahre lang getan. Sie haben den angenehmen, freundlichen Teil des

Regierens abbekommen. Ich beneide Sie! Ich wäre gerne nur ein Staatsmann, ein Reformierender gewesen. Aber Regieren hat eine schmutzige Seite, ohne die das, was Sie machen, unmöglich wäre. Und die Ordnung? Und die Stabilität? Und die Sicherheit? Ich habe dafür gesorgt, daß Sie sich nicht mit diesen undankbaren Dingen beschäftigen müssen. Aber erzählen Sie mir nicht, Sie wüßten nicht, wie man Frieden schafft. Mit wieviel Opfern und wieviel Blut. Seien Sie dankbar, daß ich Ihnen erlaubt habe, wegzusehen, sich dem Guten zu widmen, während wir, ich, Abbes, Leutnant Pefia Rivera und andere, das Land im Zaum hielten, damit Sie Ihre Gedichte und Ihre Reden schreiben konnten. Ich bin sicher, daß Ihr scharfer Verstand mich nur zu gut versteht.«

Joaquín Balaguer nickte. Er war blaß.

»Reden wir nicht länger über undankbare Dinge«, schloß

der Generalissimus. »Unterzeichnen Sie die Beförderung von Leutnant Pena Rivera. Sie soll morgen im Offiziellen Bulletin veröffentlicht werden. Und lassen Sie ihm einen eigenhändig verfaßten Glückwunsch zukommen.«

»So werde ich es tun, Exzellenz.«

Trujillo hielt sich die Hand vor das Gesicht, weil er glaubte, er müsse gähnen. Falscher Alarm. Heute nacht würde er durch die offenen Fenster des Mahagonihauses den Duft der Bäume und Pflanzen einatmen, er würde Myriaden von Sternen am kohlschwarzen Himmel sehen und den Körper eines nackten, zärtlichen Mädchens liebkosen, das von der Eleganz des Schiedsrichters Petronius leicht eingeschüchtert wäre, und er würde spüren, wie die Erregung zwischen seinen Beinen erwachte, während er die lauen Säfte ihres Geschlechts kostete. Er würde eine lange, kräftige Erektion haben, wie früher. Er würde das Mädchen zum Stöhnen und zum höchsten Genuß bringen, und auch er würde zum Höhepunkt kommen und auf diese Weise die schlechte Erinnerung an dieses dumme kleine Skelett auslöschen.

»Ich habe die Liste der Häftlinge durchgesehen, die die Regierung freilassen wird«, sagte er in neutralem Ton.

»Abgesehen

von diesem Lehrer aus Montecristi, Humberto Meléndez, gibt es keinen Einwand. Handeln Sie. Bestellen Sie die Familien in den Regierungspalast, am Donnerstagnachmittag. Sie werden dort mit den Freigelassenen zusammentreffen.«

»Ich werde die nötigen Schritte sofort einleiten, Exzellenz.«

Der Generalissimus erhob sich und bedeutete dem Strohmann, der sich anschickte, es ihm gleichzutun, er solle sitzen bleiben. Er würde noch nicht gehen. Er wolle sich die Beine vertreten. Er machte ein paar Schritte vor dem Schreibtisch.

»Wird diese neue Freilassung von Häftlingen die Yankees beschwichtigen?« fragte er sich selbst. »Ich zweifle daran. Henry Dearborn hat es nach wie vor mit Verschwörungen. Es gibt eine neue, Abbes zufolge. Sogar Juan Tomás Díaz

steckt mit drin.«

Das Schweigen, das er in seinem Rücken hörte – es war wie eine schwere, klebrige Präsenz –, wunderte ihn. Er machte eine halbe Drehung, rasch, um den Marionettenpräsidenten anzusehen: da war er, reglos, und betrachtete ihn mit seinem beseligten Blick. Es beruhigte ihn nicht. Solche Ahnungen hatten ihn nie getrogen. Konnte es sein, daß dieser mikroskopische Mensch, dieser Pygmäe, etwas wußte?

»Haben Sie von dieser neuen Verschwörung gehört?«

Er sah ihn energisch den Kopf schütteln.

»Ich hätte das auf der Stelle Oberst Abbes García gemeldet, Exzellenz. Wie ich es immer getan habe, wenn mir ein subversives Gerücht zu Ohren kommt.«

Er machte noch zwei oder drei Schritte vor dem Schreibtisch, ohne ein Wort zu sagen. Nein, wenn es unter allen Männern des Regimes einen gab, der unfähig war, sich in ein Komplott verwickeln zu lassen, dann war es der kluge Präsident. Er wußte, daß er ohne Trujillo nicht existieren würde, daß der Wohltäter der Saft war, der ihm Leben gab, daß er ohne ihn für immer und alle Zeiten aus der Politik verschwinden würde.

Er blieb vor einem der großen Glasfenster stehen. Schweigend betrachtete er eine Weile das Meer. Die Wolken hatten die Sonne bedeckt, und in der Grisaille des Himmels und der Luft

zeigten sich silbrige Schlieren; auf dem dunkelblauen Wasser waren hier und da Reflexe zu sehen. Ein kleines Schiff durchpflügte die Bucht mit Kurs auf die Mündung des Ozama-Flusses; ein Fischerboot, bestimmt kehrte es nach der Arbeit zu seinem Anlegeplatz zurück. Es hinterließ eine schaumige Kielspur, und er erahnte die flatternden, pausenlos kreischenden Möwen, die er auf diese Entfernung nicht sehen konnte. Er dachte mit Freude an den anderthalbstündigen Spaziergang, den er, nach dem kurzen Besuch bei seiner Mutter, auf der Máximo Gómez und der Avenida machen würde, die salzige Luft in der Nase, eingelullt vom Geräusch der Wellen. Nicht

vergessen, dem Befehlshaber der Streitkräfte wegen des zerbrochenen Abwasserrohrs vor dem Eingang des Luftstützpunktes die Ohren langzuziehen. Pupo Roman sollte die Nase in diesen fauligen Pfuhl stecken, damit er nie wieder einen so widerwärtigen Anblick am Eingang einer Garnison ertragen müßte.

Er verließ das Büro des Präsidenten Balaguer, ohne sich zu verabschieden.

XV

»Wenn es uns beiden schon so geht, wie wird es dann erst Fifi Pastoriza gehen, so ganz allein«, sagte Huáscar Tejeda, auf das Lenkrad des schweren schwarzen, viertürigen Oldsmobile 98 gestützt, der bei Kilometer sieben der Straße nach San Cristóbal parkte.

»Was zum Teufel machen wir hier«, wettete Pedro Livio Cedeno. »Viertel vor zehn. Er kommt nicht mehr!«

Er umklammerte das halbautomatische M1-Schnellfeuergewehr, das auf seinen Oberschenkeln lag, als wollte er es zermalmen. Pedro Livio neigte zu Wutanfällen; sein Jähzorn hatte ihn die militärische Laufbahn gekostet, die er im Rang eines Hauptmanns aufgeben mußte. Zu diesem Zeitpunkt war ihm schon klargeworden, daß er aufgrund der Antipathien, die sein Charakter weckte, niemals in der Rangordnung aufsteigen würde. Er verließ die Armee mit Bedauern. Die Benotungen der nordamerikanischen Militärakademie, an der er seine Ausbildung erhalten hatte, waren ausgezeichnet gewesen. Aber seine Art, wie eine Fackel in Brand zu geraten, wenn jemand »Neger« zu ihm sagte, und aus jedem Anlaß Fausthiebe auszuteilen, bremste seine Beförderungen in der Armee, trotz seiner

ausgezeichneten Personalakte. Er wurde entlassen, weil er vor einem General, der ihm vorhielt, er habe als Offizier zu sehr mit der Truppe fraternisiert, die Pistole gezogen hatte. Wer ihn kannte, wie der Ingenieur Huáscar Tejeda Pimentel, mit dem er das Warten teilte, wußte, daß sich hinter dieser gewalttätigen Fassade eine Seele von Mensch verbarg, jemand, der imstande war – er hatte es erlebt – , heiße Tränen über den Mord an den Mirabal-Schwestern zu vergießen, die er nicht einmal kannte.

»Ungeduld kann einen auch umbringen, Neger«, versuchte Huáscar Tejeda zu scherzen.

»Negerin die Hure, die dich geboren hat.«

Tejeda Pimentel wollte lachen, aber die unbeherrschte Reaktion seines Gefährten betrübte ihn. Pedro Livio war nicht zu helfen.

»Entschuldige«, hörte er ihn einen Moment später sagen.

»Das verdammte Warten raubt mir den letzten Nerv.«

»Das geht uns beiden so, Neger. Scheiße, jetzt hab ich es wieder gesagt. Wirst du meine Mutter noch mal beleidigen?«

»Dieses Mal nicht.« Pedro Livio mußte schließlich lachen.

»Warum macht dich das mit dem Neger so wütend? Wir meinen das doch nett, Mensch.«

»Das weiß ich ja, Huáscar. In den Vereinigten Staaten, an der Akademie, war es nicht nett gemeint, wenn die Kadetten oder Offiziere *nigger* zu mir sagten, sondern rassistisch. Ich mußte mir Respekt verschaffen.«

Einige Fahrzeuge fuhren auf der Straße vorbei, Richtung Westen, nach San Cristóbal, oder Osten, nach Ciudad Trujillo, aber nicht Trujillos Chevrolet Bei Air, gefolgt von Antonio de la Mazas Chevrolet Biscayne. Die Anweisungen waren einfach: Beim Näherkommen der beiden Wagen, die sie durch das Zeichen Tony Imberts – dreimaliges Aus- und Einschalten der Scheinwerfer – erkennen würden, sollten sie mit dem schweren schwarzen Oldsmobile vorpreschen und dem Ziegenbock den Weg abschneiden. Und dann würden er mit seinem halbautomatischen M1 -Gewehr, für das Antonio ihm Extra-Munition gegeben hatte, und

Huáscar mit seiner neunschüssigen 39er Smith & Wesson 9mm ihn von vorne mit genausoviel Blei eindecken, wie Imbert, Amadito, Antonio und der Türke von hinten auf ihn abfeuern würden. Er konnte unmöglich durchkommen; aber wenn er durchkäme, dann würde sich zwei Kilometer weiter westlich Fifí Pastoriza am Steuer von Estrella Sadhalás Mercury auf ihn stürzen und ihm abermals den Weg versperren.

»Weiß deine Frau von der Sache heute abend, Pedro Livio?« fragte Huáscar Tejeda.

»Sie glaubt, ich bin bei Juan Tomás Díaz und sehe mir einen Film an. Sie ist schwanger und...«

Er sah ein Auto mit großer Geschwindigkeit vorüberfahren, gefolgt in weniger als zehn Meter Entfernung von einem anderen, das ihm im Dunkeln wie Antonio de la Mazas Chevrolet Biscayne vorkam.

»Sind sie das nicht, Huáscar?« Er versuchte, die Finsternis zu durchdringen.

»Hast du gesehen, wie die Scheinwerfer aus- und angingen?« rief Tejeda Pimentel erregt. »Hast du's gesehen?«

»Nein, sie haben das Zeichen nicht gegeben. Aber sie sind es.«

»Was machen wir, Neger?«

»Fahr los, fahr los!«

Pedro Livios Herz hatte so heftig zu schlagen begonnen, daß er kaum sprechen konnte. Huáscar wendete den Oldsmobile. Die roten Lichter der beiden Wagen entfernten sich mehr und mehr, bald würden sie sie aus den Augen verlieren.

»Sie sind es, Huáscar, sie müssen es sein. Warum verdammt, nochmal haben sie das Zeichen nicht gemacht.« Die kleinen roten Lichter waren verschwunden; vor ihnen tat sich nur der Lichtkegel der Scheinwerfer des Oldsmobile auf und tiefe Dunkelheit: die Wolken hatten gerade den Mond bedeckt. Pedro Livio, sein halbautomatisches Gewehr auf das offene Fenster gestützt, dachte an Olga, seine Frau. Wie würde sie reagieren, wenn sie erführe, daß

ihr Mann einer von Trujillos Mördern war? Olga Despradel war seine zweite Frau. Sie kamen wunderbar miteinander aus, denn im Unterschied zu seiner ersten Frau, mit der das Zusammenleben die Hölle gewesen war, reagierte Olga mit unendlicher Geduld auf seine Wutausbrüche und vermied es bei diesen Anwandlungen, ihm zu widersprechen oder mit ihm zu streiten; und sie führte das Haus mit einer Sorgfalt, die ihn glücklich machte. Sie würde aus allen Wolken fallen. Sie glaubte, er interessiere sich nicht für Politik, obwohl er in der letzten Zeit viel mit Antonio de la Maza, mit General Juan Tomás Díaz und mit dem Ingenieur Huáscar Tejeda verkehrte, welche bekannte Trujillo-Gegner waren. Bis vor wenigen Monaten hatte er jedesmal wie eine Sphinx geschwiegen, wenn seine Freunde schlecht über das Regime zu reden begannen, niemand konnte ihm eine Meinung entlocken. Er wollte seinen Posten als Verwalter der Dominikanischen Batterienfabrik, die der Familie Trujillo gehörte, nicht verlieren. Es war ihnen sehr gut gegangen, bis die Geschäfte infolge der Sanktionen einen Einbruch erlitten. Natürlich wußte Olga, daß Pedro Livio nicht gut auf die Regierung zu sprechen war, weil seine erste Frau, eine radikale Trujillo-Anhängerin und enge Freundin des Generalissimus, dem sie die Ernennung zur Gouverneurin von San Cristóbal verdankte, diesen Einfluß genutzt hatte, um ein Gerichtsurteil zu erwirken, das Pedro Livio verbot, seine Tochter Adanela zu besuchen, die seiner Ex-Frau zugesprochen worden war. Vielleicht würde Olga morgen denken, er habe sich aus Rache für diese Ungerechtigkeit auf das Komplott eingelassen. Nein, das war nicht der Grund, weshalb er hier war, mit seinem schußbereiten M1-Gewehr, und Trujillo hinterherjagte. Der Grund war – Olga würde es nicht verstehen – der Mord an den Mirabal-Schwestern.

»Sind das nicht Schüsse, Pedro Livio?«

»Ja, ja, Schüsse. Sie sind es, verdammt! Gib Gas, Huáscar.«

Seine geübten Ohren konnten die Schüsse erkennen. Was

sie gehört hatten, was die Nacht zerrissen hatte, waren mehrere Salven gewesen – die Gewehre von Antonio und Amadito, der Revolver des Türken, womöglich der von Imbert –, die seinen Ärger infolge des Wartens endgültig in Erregung umschlagen ließen. Der Oldsmobile flog jetzt über die Fahrbahn. Pedro Livio streckte den Kopf zum Fenster heraus, aber er konnte weder den Chevrolet des Ziegenbocks noch die Verfolger sehen. Dagegen erblickte er in einer Straßenkurve den Mercury von Estrella Sadhalá und eine Sekunde lang, erhellt von den Scheinwerfern des Oldsmobile, das hagere Gesicht Fifi Pastorizas.

»Auch an Fifi sind sie vorbeigerauscht«, sagte Huáscar Tejeda. »Sie haben wieder das Zeichen vergessen. Diese Armleuchter!«

Trujillos Chevrolet erschien weniger als hundert Meter entfernt; er stand quer auf der Fahrbahn, zur rechten Straßenseite hin, mit eingeschalteten Scheinwerfern. »Da ist er!«, »Er ist es, verdammt!« schrien Pedro Livio und Huáscar in dem Augenblick, da erneut Revolver-, Gewehr- und Maschinenpistolenschüsse krachten. Huáscar schaltete die Scheinwerfer aus und bremste jäh, weniger als zehn Meter vom Chevrolet entfernt. Pedro Livio, der gerade die Tür des Oldsmobile öffnete, wurde auf die Straße geschleudert, bevor er schießen konnte. Er fühlte, daß er sich den ganzen Körper aufschürfte und wund schlug, und konnte noch Antonio de la Maza juchzen hören -»Dieser Raubvogel frißt keine Hühnchen mehr« oder so ähnlich – und die Stimmen und Schreie des Türken, von Tony Imbert, von Amadito, auf die er blindlings zurannte, sobald er aufstehen konnte. Er machte zwei oder drei Schritte und hörte weitere Schüsse, ganz in der Nähe, und ein sengender Schmerz brachte ihn jäh zum Stehen und warf ihn zu Boden, die Hände auf den Bauch gepreßt.

»Nicht schießen, verdammt, wir sind es«, schrie Huáscar Tejeda.

»Ich bin verletzt«, klagte er; und übergangslos, begierig, mit lauter Stimme: »Ist er tot, der Ziegenbock?«

»Mausetot, Neger«, sagte neben ihm Huáscar Tejeda.

»Sieh ihn dir an!«

Pedro Livio spürte, daß ihn die Kräfte verließen. Er saß auf dem Asphalt, inmitten von Patronenhülsen und Glassplittern. Er hörte Huáscar Tejeda sagen, er werde Fifi Pastoriza holen gehen, und vernahm, wie der Oldsmobile anfuhr. Er nahm die Erregung und das Geschrei seiner Freunde wahr, aber er fühlte Übelkeit, war unfähig, an ihren Dialogen teilzunehmen; er verstand kaum, was sie sagten, denn seine Aufmerksamkeit war jetzt auf das Brennen seines Magens gerichtet. Auch sein Arm brannte. Hatte er zwei Schüsse abbekommen? Der Oldsmobile kehrte zurück. Er erkannte die laute Stimme Fifi Pastorizas: »Ich fass' es nicht, verdammt, Gott ist groß, verdammt.«

»Ab mit ihm in den Kofferraum«, befahl Antonio de la Maza, der mit großer Ruhe sprach. »Wir müssen die Leiche zu Pupo bringen, damit er den Plan in Gang setzt.«

Er fühlte, daß seine Hände feucht waren. Diese klebrige Substanz konnte nur Blut sein. Seines oder das des Ziegenbocks? Der Asphalt war naß. Da es nicht geregnet hatte, mußte das auch Blut sein. Jemand legte ihm den Arm um die Schultern und fragte ihn, wie er sich fühle. Seine Stimme klang bekümmert. Er erkannte Salvador Estrella Sadhalá.

»Eine Kugel im Magen, glaub ich.« Statt Worte kamen gutturale Laute heraus.

Er sah die Gestalten seiner Freunde, wie sie ein unbestimmtes Etwas aufhoben und in den Kofferraum von Antonios Chevrolet warfen. Trujillo, verdammt! Sie hatten es geschafft. Er fühlte keine Freude; eher Erleichterung.

»Wo ist der Chauffeur? Hat niemand Zacarías gesehen?«

»Mausetot, der auch, hier, im Dunkeln«, sagte Tony Imbert.

»Verlier keine Zeit damit, ihn zu suchen, Amadito. Wir müssen zurück. Jetzt kommt es darauf an, diese Leiche zu Pupo Roman zu bringen.«

»Pedro Livio ist verletzt«, rief Salvador Estrella Sadhalá.

Sie hatten den Kofferraum des Chevrolet mit der Leiche darin zugeklappt. Gesichtslose Gestalten standen um ihn herum, klopfen ihm auf die Schulter, fragten ihn, wie fühltst

du dich, Pedro Livio. Würden sie ihm den Gnadenschuß geben? Das hatten sie einstimmig beschlossen. Sie würden einen verletzten Gefährten nicht zurücklassen, damit er den *caliés* in die Hände fiel und Johnny Abbes ihn foltern und demütigen konnte. Er erinnerte sich an das Gespräch, an dem auch Luis Amiama Tió teilgenommen hatte, im Garten von General Juan Tomás Díaz und seiner Frau Ghana, inmitten der Mango-, Flamboyant- und Brotfruchtbäume. Alle waren sich einig: Es kam nicht in Frage, langsam zu sterben. Wenn es schlecht ausging und jemand verletzt war, der Gnadenschuß. Würde er sterben? Würden sie ihm den Gnadenschuß geben?

»Tragt ihn in den Wagen«, befahl Antonio de la Maza.

»Von Juan Tomás aus rufen wir einen Arzt.«

Die Schatten seiner Freunde schoben mit vereinten Kräften den Wagen des Ziegenbocks von der Fahrbahn. Er hörte sie keuchen. Fifi Pastoriza pfiß durch die Zähne: »Mann, der ist ja ein Sieb.«

Als seine Freunde ihn hochhoben, um ihn in den Chevrolet Biscayne zu setzen, war der Schmerz so heftig, daß er das Bewußtsein verlor. Aber nur wenige Sekunden lang, denn als er wieder zu sich kam, waren sie noch nicht losgefahren. Er befand sich auf dem Rücksitz, Salvador hatte ihm den Arm um die Schulter gelegt und ließ ihn an seiner Brust ruhen wie auf einem Kissen. Er erkannte, am Steuer, Tony Imbert, und, neben ihm, Antonio de la Maza. Wie geht's dir, Pedro Livio? Er wollte ihnen sagen: »Jetzt, wo der Vogel tot ist, besser«, aber er brachte nur Gemurmel hervor.

»Das mit dem Neger scheint ernst zu sein«, sagte Imbert leise.

Seine Freunde nannten ihn also Neger, wenn er nicht dabei war. Was machte das schon. Sie waren seine Freunde, verdammt: keinem ging der Gedanke durch den Kopf, ihm den Gnadenschuß zu verpassen. Alle fanden es normal, ihn ins Auto zu setzen, und jetzt brachten sie ihn zu Ghana und Juan Tomás Díaz. Das Brennen im Magen und im Arm war schwächer geworden. Er war bei klarem Bewußtsein,

er verstand alles, was sie sagten. Tony, Antonio und der Türke waren anscheinend ebenfalls verletzt, wenn auch nicht schwer. Antonio und Salvador hatten Wunden durch Streifschüsse, an der Stirn der eine, am Kopf der andere. Sie hielten Taschentücher in der Hand und tupften sich die Wunden ab. Ein Geschoß hatte Tonys linke Brustwarze geritzt, er sagte, das Blut beflecke sein Hemd und seine Hose.

Er erkannte das Gebäude der Staatlichen Lotterie. Hatten sie die alte Sánchez-Landstraße genommen, um auf einer weniger befahrenen Route in die Stadt zurückzukehren? Nein, das war nicht der Grund. Tony Imbert wollte bei seinem Freund Julito Senior vorbeifahren, der in der Avenida Angelita wohnte, und von dort aus General Díaz anrufen und ihm mit dem vereinbarten Satz – »Die Täubchen sind fertig für den Bratofen, Juan Tomás« – mitteilen, daß sie im Begriff waren, die Leiche zu Pupo Roman zu bringen. Sie hielten vor einem unbeleuchteten Haus. Tony stieg aus. Niemand war im Umkreis zu sehen. Pedro Livio

hörte Antonio: Sein armer Chevrolet war von zahllosen Schüssen durchlöchert und hatte einen platten Reifen. Pedro Livio hatte es gespürt, er verursachte beim Fahren ein fürchterliches Quietschen und ein Gerüttel, das auf seinen Magen durchschlug.

Imbert kam zurück: Es war niemand zu Hause bei Julito Senior. Besser, sie fuhren direkt zu Juan Tomás. Sie starteten wieder, ganz langsam; das seitlich geneigte, quietschende Auto mied die befahrenen Alleen und Straßen.

Salvador beugte sich zu ihm herunter:

»Wie geht's dir, Pedro Livio?«

»Gut, Türke, gut.« Und er drückte seinen Arm.

»Es dauert nicht mehr lange. Bei Juan Tomás wird dich ein Arzt untersuchen.«

Wie schade, daß er keine Kraft besaß, um seinen Freunden zu sagen, sie sollten sich keine Sorgen machen, er sei froh, jetzt, da der Ziegenbock tot war. Sie hatten die

Mirabal-Schwestern und den armen Rufino de la Cruz gerächt, den Chauffeur, der sie zur Festung in Puerto Plata gefahren hatte, wo sie ihre in Haft sitzenden Ehemänner besuchten, und den Trujillo ebenfalls umbringen ließ, um die Farce des Unfalls glaubwürdiger zu machen. Dieser Mord hatte Pedro Livio bis ins Mark getroffen und ihn veranlaßt, sich an jenem 25. November 1960 der Verschwörung anzuschließen, die sein Freund Antonio de la Maza organisierte. Er kannte die Mirabal-Schwestern nur vom Hörensagen. Aber wie viele Dominikaner hatte ihn die Tragödie dieser jungen Frauen aus Salcedo verstört. Jetzt ermordete man auch schutzlose Frauen, und niemand tat etwas dagegen! Hatte die Schande in der Dominikanischen Republik ein solches Ausmaß erreicht? Es gab keinen Schneid mehr in diesem Land, verfluchtnochmal! Als er Antonio Imbert so erschüttert über Minerva Mirabal reden hörte – er, der seine Gefühle kaum jemals nach außen dringen ließ –, war er vor seinen Freunden in Tränen ausgebrochen, das einzige Mal in seinem Erwachsenenleben. Doch, es gab noch Männer mit Schneid in der Dominikanischen Republik. Der Beweis war diese Leiche, die im Kofferraum hin und her rollte.

»Ich sterbe!« rief er. »Laßt mich nicht sterben!«

»Wir sind gleich da, Neger«, beruhigte ihn Antonio de la Maza. »Dann machen wir dich wieder gesund.«

Er strengte sich an, um bei Bewußtsein zu bleiben. Kurz darauf erkannte er die Kreuzung Máximo Gómez und Avenida Bolívar.

»Habt ihr eben den Dienstwagen gesehen?« sagte Imbert.

»War das nicht General Roman?«

»Pupo ist zu Hause und wartet«, erwiderte Antonio de la Maza. »Er hat Amiama und Juan Tomás gesagt, daß er heute abend nicht ausgehen würde.«

Eine Ewigkeit später hielt das Auto an. Er schloß aus den Worten seiner Freunde, daß sie sich am Hintereingang des Hauses von General Díaz befanden. Jemand öffnete das Tor. Sie konnten in den Hof fahren, vor den Garagen parken. Im schwachen Schein der Straßenlampen und des

aus den Fenstern fallenden Lichts erkannte er den Garten voller Bäume und Blumen, den Ghana so sorgfältig pflegte und wo er sich an vielen Sonntagen allein oder mit Olga zu den köstlichen Mittagessen eingefunden hatte, bei denen der General seinen Freunden einheimische Gerichte auftrug. Gleichzeitig kam es ihm vor, als sei er nicht er, sondern ein Beobachter, der außerhalb dieser Geschäftigkeit stand. Heute nachmittag, als er wußte, daß die Sache abends stattfinden würde, und sich von seiner Frau unter dem Vorwand verabschiedete, er werde in dieses Haus gehen und einen Film anschauen, hatte Olga ihm einen Auftrag mit auf den Weg gegeben und ihn gebeten, ihr Schokolade- und Vanilleeis mitzubringen. Arme Olga! Die Schwangerschaft machte ihr Gelüste. Würde sie durch den Schock das Baby verlieren? Nein, mein Gott. Es würde das kleine Mädchen sein, das Schwesterchen für Luis Mariano, seinen zweijährigen Sohn. Der Türke, Imbert und Antonio waren ausgestiegen. Er war allein, ausgestreckt auf dem Sitz des Chevrolet, im Halbdunkel. Er dachte, nichts und niemand könnte ihn vor dem Tod retten und er würde sterben, ohne zu wissen, wer die Baseball-Partie gewonnen hatte, die die Mannschaft seines Unternehmens heute abend gegen die der Dominikanischen Fluggesellschaft im Baseballstadion der Staatlichen Dominikanischen Bierfabrik spielte.

Im Hof entstand heftiger Streit. Estrella Sadhalá beschimpfte Fifi, Huáscar und Amadito, die gerade in dem Oldsmobile eingetroffen waren, weil sie den Mercury des Türken an der Straße zurückgelassen hatten. »Dummköpfe, Armluchter. Kapiert ihr nicht? Ihr habt mich verraten! Ihr müßt sofort meinen Mercury holen gehen.« Eine seltsame Situation: zu fühlen, daß er da war und nicht da war. Fifi, Huáscar und Amadito versuchten den Türken zu beruhigen: In der Eile waren sie wie benommen gewesen, und niemand hatte an den Mercury gedacht. Aber was machte das schon, General Roman würde noch heute nacht die Macht ergreifen. Sie hatten nichts zu fürchten. Das Volk würde auf die Straße strömen, um die

Männer, die den Tyrannen gerichtet hatten, hochleben zu lassen.

Hatten sie ihn vergessen? Die respektgebietende Stimme Antonio de la Maza stellte die Ordnung wieder her. Niemand würde zur Straße zurückkehren, alles wäre schon voll von *caliés*. Das Wichtigste war, Pupo Roman zu finden und ihm die Leiche zu zeigen, wie er gefordert hatte. Es gab ein Problem: Juan Tomás Díaz und Luis Amiama waren gerade bei ihm gewesen – Pedro Livio kannte das Haus, es befand sich an der anderen Straßenecke –, und Mireya, seine Frau, hatte ihnen gesagt, Pupo sei mit General Espaillat fortgegangen, »weil dem Chef anscheinend etwas passiert ist«. Antonio de la Maza beruhigte sie: »Keine Aufregung. Luis Amiama, Juan Tomás und Modesto Díaz sind zu Bibín gegangen, dem Bruder von Pupo. Er wird uns helfen, ihn ausfindig zu machen.«

Ja, sie hatten ihn vergessen. Er würde in diesem zerschossenen Auto sterben, neben Trujillos Leiche. Er bekam einen dieser Wutanfälle, die das Unglück seines Lebens gewesen waren, aber er beruhigte sich gleich wieder. Was zum Teufel nützt es dir, in diesem Augenblick wild zu werden, du Idiot?

Er schloß die Lider, weil ein Scheinwerfer oder eine starke Taschenlampe ihm ins Gesicht leuchtete. Er erkannte, eines über dem anderen, das Gesicht des Schwiegersohns von Juan Tomás Díaz, des Zahnarztes Bienvenido García, das Amaditos und das von... Linito? Ja, Linito, der Arzt, Doktor Marcelino Vélez Santana. Sie neigten sich über ihn, sie betasteten ihn, sie schoben ihm das Hemd hoch. Sie fragten ihn etwas, das er nicht verstand. Er wollte sagen, daß der Schmerz nachgelassen hatte, wissen, wie viele Kugeln in seinem Körper steckten, aber seine Stimme gehorchte ihm nicht. Er hielt die Augen weit offen, damit sie wußten, daß er lebte.

»Er muß in die Klinik«, erklärte Doktor Vélez Santana. »Er verblutet.«

Dem Doktor klapperten die Zähne, als würde er umkom-

men vor Kälte. So enge Freunde waren sie nicht, daß Linito in dieser Weise um ihn zittern würde. Bestimmt zitterte er, weil er gerade erfahren hatte, daß sie den Chef getötet hatten.

»Er hat eine innere Blutung.« Auch seine Stimme zitterte. »Mindestens eine Kugel ist in die Herzgegend eingedrungen. Er muß sofort operiert werden.«

Sie diskutierten. Es machte ihm nichts aus, zu sterben. Er war froh, trotz allem. Gott würde ihm sicher verzeihen. Daß er Olga mit ihrem Sechs-Monate-Bauch und Luis Marianito verlassen hatte. Gott wußte, daß er mit Trujillos Tod nichts gewinnen würde. Im Gegenteil; er verwaltete eines seiner Unternehmen, er war ein Privilegierter. Er hatte seine Arbeit und die Sicherheit seiner Familie aufs Spiel gesetzt, als er sich auf diese Sache einließ. Gott würde verstehen und ihm vergeben.

Er spürte eine heftige Kontraktion im Magen und schrie auf. »Ruhig, ruhig, Neger«, sagte Huáscar Tejeda bittend. Er hatte Lust, ihm zu antworten: »Negerin deine Mutter«, aber er konnte nicht. Sie holten ihn aus dem Chevrolet. Ganz nah sah er das Gesicht Bienvenidos und das von Doktor Vélez Santana: dessen Zähne schlugen noch immer aufeinander. Er erkannte Mirito, den Chauffeur des Generals, und Amadito, der hinkte. Mit großer Vorsicht setzten sie ihn in den Opel von Juan Tomás, der neben dem Chevrolet parkte. Pedro Livio sah den Mond: er leuchtete an einem jetzt wolkenlosen Himmel zwischen den Mangobäumen und den Bougainvilleen.

»Wir fahren in die Internationale Klinik, Pedro Livio«, sagte Doktor Vélez Santana. »Halt durch, halt noch ein bißchen durch.«

Ihm wurde immer gleichgültiger, was mit ihm geschah. Er befand sich in dem Opel, Mirito fuhr, Bienvenido saß vorne und hinten, neben ihm, Doktor Vélez Santana. Linito ließ ihn etwas einatmen, das stark nach Äther roch. »Der Geruch des Karnevals.« Der Zahnarzt und der Arzt munterten ihn auf. »Wir sind gleich da, Pedro Livio.« Ihm war auch gleichgültig, was sie sagten oder was Bienvenido

und Linito so wichtig zu sein schien: »Wo steckt General Roman?« »Wenn er nicht auftaucht, geht alles zum Teufel.« Olga würde statt des Schokolade- und Vanilleeises die Nachricht erhalten, daß ihr Ehemann in der Internationalen Klinik operiert wurde, drei Straßenzüge vom Regierungspalast entfernt, nachdem er den Mörder der Mirabal-Schwestern gerichtet hatte. Es waren nur wenige Straßen von Juan Tomás bis zur Klinik. Warum brauchten sie so lange?

Schließlich bremste der Opel. Bienvenido und Doktor Vélez Santana stiegen aus. Er sah sie an die Tür klopfen, an der fluoreszierendes Licht flimmerte: »Notaufnahme«. Eine Krankenschwester mit weißer Haube erschien und dann eine Tragbahre. Als Bienvenido García und Vélez Santana ihn vom Sitz hochhoben, spürte er einen starken Schmerz: »Ihr bringt mich um, verdammt!« Er blinzelte, geblendet vom hellen Weiß eines Flures. Sie brachten ihn in einem Fahrstuhl nach oben. Jetzt befand er sich in einem sauberen Zimmer, mit einem Bildnis der Jungfrau über dem Kopfende. Bienvenido und Vélez Santana waren verschwunden; zwei Krankenschwestern entkleideten ihn, und ein junger Mann mit einem schmalen Schnurrbart kam ihm ganz nah mit seinem Gesicht:

»Ich bin Doktor José Joaquín Puello. Wie fühlen Sie sich?«
»Gut, gut«, murmelte er, glücklich, daß ihm die Stimme gehorchte. »Ist es schlimm?«

»Ich werde Ihnen etwas gegen den Schmerz geben«, sagte Doktor Puello. »Zur Vorbereitung. Wir müssen diese Kugel da herausholen.«

Über der Schulter des Arztes erschien ein bekanntes Gesicht, mit breiter Stirn und großen, durchdringenden Augen: Doktor Arturo Damirón Ricart, Eigentümer und Chefchirurg der Internationalen Klinik. Aber statt heiter und freundlich wie sonst, wirkte er verstört. Hatten Bienvenido und Linito ihm alles erzählt?

»Diese Spritze bekommst du zur Vorbereitung, Pedro Livio«, informierte er ihn. »Hab keine Angst, du wirst gesund. Willst du zu Hause anrufen?«

»Olga nicht, sie ist schwanger, ich will sie nicht erschrecken. Lieber meine Schwägerin Mary.«

Seine Stimme wurde kräftiger. Er gab ihnen die Telefonnummer von Mary Despradel. Die Tabletten, die man ihn hatte schlucken lassen, die Injektion und das Desinfektionsmittel, das die Krankenschwestern flaschenweise auf seinen Arm und seinen Magen leerten, taten ihm gut. Er hatte nicht mehr das Gefühl, ohnmächtig zu werden. Doktor Damirón Ricart gab ihm den Hörer in die Hand. »Ja, ja?«

»Hier ist Pedro Livio, Mary. Ich bin in der Internationalen Klinik. Ein Unfall. Sag Olga nichts, jag ihr keinen Schrecken ein. Sie werden mich operieren.«

»Du lieber Gott, du lieber Gott! Ich komme sofort, Pedro Livio.«

Die Ärzte untersuchten ihn, bewegten ihn, aber er spürte ihre Hände nicht. Große Gelassenheit überkam ihn. Mit aller Klarsicht sagte er sich, daß Damirón Ricart, so sehr er auch sein Freund war, nicht umhinkonnte, den SIM über das Eintreffen eines Mannes mit Schußverletzungen in der Notaufnahme zu informieren, wie es die Pflicht aller Kliniken und Krankenhäuser war, wenn Ärzte und Schwestern nicht im Gefängnis landen wollten. Also würden bald die vom SIM hier auftauchen, um Nachforschungen anzustellen. Doch nein. Juan Tomás, Antonio und Salvador hatten Pupo sicher schon die Leiche gezeigt,

Roman hatte die Kasernen seinem Kommando unterstellt und die militärisch-zivile Junta angekündigt. Womöglich waren die zu Pupo stehenden Militärs gerade dabei, Abbes García und seine Mörderbande zu verhaften oder zu liquidieren, und steckten die Brüder und Verwandten Trujillos ins Gefängnis, und das Volk stürzte auf die Straße, aufgerufen von den Rundfunksendern, die den Tod des Tyrannen verkündeten. Das Kolonialviertel, der Independencia-Park, El Conde, die Umgebung des Regierungspalastes erlebten bestimmt ein wahres Freudenfest zur Feier der Freiheit. »Wie schade, auf einem

Operationstisch zu liegen, statt zu tanzen, Pedro Livio.«
In diesem Augenblick erkannte er das verweinte, erschrockene Gesicht seiner Frau. »Was ist, mein Liebling, was ist dir passiert, was haben sie mit dir gemacht.« Während er sie umarmte und küßte und versuchte, sie zu beruhigen (»Ein Unfall, Liebling, erschrick nicht, sie werden mich operieren«), erkannte er seine Schwägerin und seinen Schwager, Mary und Luis Despradel Brache. Dieser war Arzt und stellte Doktor Damirón Ricart Fragen über die Operation. »Warum hast du das getan, Pedro Livio?«
»Damit unsere Kinder in Freiheit leben können, mein Liebling.« Sie bestürmte ihn mit Fragen, ohne mit dem Weinen aufzuhören. »Mein Gott, du blutest ja überall.« Er faßte seine Frau an den Armen, schaute ihr in die Augen und ließ einem Sturzbach zurückgehaltener Gefühle freien Lauf:

»Er ist tot, Olga! Tot! Tot!«

Es war wie im Film, wenn das Bild erstarrt und aus der Zeit heraustritt. Er bekam Lust zu lachen, als er die Ungläubigkeit sah, mit der Olga, seine Schwägerin und sein Schwager, Krankenschwestern und Ärzte ihn anschauten.

»Sei still, Pedro Livio«, murmelte Doktor Damirón Ricart. Alle drehten sich zur Tür um, weil im Gang hastige Schritte zu hören waren, Leute mit knallenden Absätzen, die sich nicht scherten um die an den Wänden hängenden Schilder mit der Aufschrift »Ruhe«. Die Tür ging auf. Pedro Livio erkannte zwischen den uniformierten Gestalten sofort das schlaffe Gesicht, das Doppelkinn, den fliehenden Unterkiefer und die von Hautwülsten umgebenen Augen von Oberst Johnny Abbes García.

»Guten Abend«, sagte dieser, den Blick auf Pedro Livio gerichtet, aber an die anderen gewandt. »Gehen Sie bitte hinaus. Doktor Damirón Ricart? Sie bleiben da, Doktor.«

»Er ist mein Mann«, schluchzte Olga, während sie sich an Pedro Livio klammerte. »Ich will bei ihm bleiben.«

»Raus mit ihr«, befahl Abbes García, ohne sie anzusehen.

Es waren noch mehr Männer ins Zimmer getreten, *caliés* mit Revolvern am Gürtel und Militärs mit umgehängten San-Cristóbal-Maschinenpistolen. Mit halbgeschlossenen Augen gewahrte er, daß sie die schluchzende Olga mitnahmen (»Tun Sie ihr nichts, sie ist schwanger«), ebenso Mary, und daß sein Schwager ihnen folgte, ohne gedrängt werden zu müssen. Sie betrachteten ihn mit Neugier und ein wenig Abscheu. Er erkannte General Felix Hermida und Oberst Figueroa Carrión, den er bei der Armee kennengelernt hatte. Er war Abbes Garcías rechter Arm im SIM, so hieß es.

»Wie steht es um ihn?« fragte Abbes den Arzt mit sonorer, träger Stimme.

»Schlecht, Herr Oberst«, antwortete Doktor Damirón Ricart.

»Das Geschoß muß nah dem Herzen stecken, im Epigastrium. Wir haben ihm Medikamente gegeben, um die Blutung zu stoppen und ihn operieren zu können.«

Viele hielten Zigaretten in den Händen, und das Zimmer füllte sich mit Rauch. Was für eine Lust, zu rauchen, eine dieser erfrischenden Salem-Mentholzigaretten zu inhalieren, die Huáscar Tejeda rauchte und Ghana Díaz immer bei sich zu Hause anbot.

Dicht über sich, so daß es ihn fast berührte, sah er das gedunsene Gesicht von Abbes García, seine Augen mit ihren schlaffen Schildkrötenlidern.

»Was ist mit Ihnen?« hörte er ihn sanft sagen.

»Ich weiß nicht.« Er bereute sogleich, seine Antwort hätte nicht dümmer sein können. Aber ihm fiel nichts ein.

»Wer hat Ihnen diese Schüsse verpaßt?« beharrte Abbes García, ohne die Ruhe zu verlieren.

Pedro Livio Cedeno blieb stumm. Unglaublich, daß sie in all diesen Monaten, während sie Trujillos Exekution vorbereiteten, niemals an eine Situation gedacht hatten, wie er sie jetzt erlebte. An ein Alibi, an eine Ausflucht, um ein Verhör zu bestehen. »Wie blöd wir gewesen sind!«

»Ein Unfall.« Abermals bereute er, etwas so Dummes zu erfinden.

Abbes García wurde nicht ungeduldig. Die Stille war wie mit

Stacheln gespickt. Pedro Livio fühlte schwer und feindlich die Blicke der Männer, die ihn umstanden. Die Enden der Zigaretten glühten auf, wenn sie sie zum Mund führten.

»Erzählen Sie mir von diesem Unfall«, sagte der Chef des SIM im gleichen Ton.

»Man hat auf mich geschossen, als ich aus einer Bar kam, von einem Auto aus. Ich weiß nicht, wer.«

»Aus welcher Bar?«

»*El Rubio*, in der Galle Palo Hincado, beim Independencia-Park.«

In wenigen Minuten würden die *caliés* feststellen, daß er gelogen hatte. Und wenn seine Freunde, die sich nicht an die Abmachung gehalten hatten, einem Verletzten den Gnadenschuß zu geben, ihm nun einen Bären dienst erwiesen hatten?

»Wo ist der Chef?« fragte Johnny Abbes. Eine gewisse Erregtheit hatte sich seines Verhörers bemächtigt.

»Ich weiß nicht.« Sein Hals schwoll zu; ihm schwanden erneut die Kräfte.

»Lebt er?« fragte der Chef des SIM. Und er wiederholte:

»Wo ist er?«

Obwohl Pedro Livio erneut Schwindel und die Vorboten einer Ohnmacht spürte, bemerkte er, daß der Chef des SIM hinter seiner gelassenen Erscheinung vor Unruhe kochte. Die Hand, mit der er die Zigarette zum Mund führte, bewegte sich fahrig, suchte nach den Lippen.

»In der Hölle, hoffe ich, wenn es eine Hölle gibt«, hörte er sich sagen. »Da haben wir ihn hingeschickt.«

Abbes Garcías Gesicht, vom Rauch leicht verhüllt, verzog sich auch dieses Mal nicht; aber er öffnete den Mund, als schnappte er nach Luft. Die Stille hatte sich verdichtet. Die Kräfte verlieren, endlich ohnmächtig werden.

»Wer?« fragte er ganz sanft. »Wer hat ihn in die Hölle geschickt?«

Pedro Livio antwortete nicht. Der Oberst schaute ihm in die Augen, und er hielt seinem Blick stand, während er an seine Kindheit dachte, in Higuey, wenn sie in der Schule spielten, wer zuerst blinzeln würde. Die Hand des Oberst

erhob sich, nahm die brennende Zigarette aus dem Mund und drückte sie, ohne daß er die Miene verzog, auf seinem Gesicht aus, nahe dem linken Auge. Pedro Livio schrie nicht, stöhnte nicht. Er schloß die Lider. Das Brennen war heftig; es roch nach versengtem Fleisch. Als er die Augen öffnete, war Abbes García noch immer da. Es hatte angefangen.

»Wenn man solche Sachen nicht gut macht, läßt man sie besser bleiben«, hörte er ihn sagen. »Weißt du, wer Zacarías de la Cruz ist? Der Chauffeur des Chefs. Ich habe gerade mit ihm gesprochen, im Marion-Krankenhaus. Er ist schlimmer dran als du, von Kopf bis Fuß von Kugeln durchlöchert. Aber er lebt. Du siehst, ihr habt es nicht geschafft. Du sitzt in der Scheiße. Du wirst auch nicht sterben. Du wirst leben. Und mir alles erzählen, was passiert ist. Wer war bei dir an der Straße?«

Pedro Livio versank, trieb dahin, jeden Augenblick würde er sich übergeben müssen. Hatten Tony Imbert und Antonio nicht gesagt, daß auch Zacarías de la Cruz mausetot war? Log Abbes García ihn an, um ihm Namen zu entlocken? Wie dumm von ihnen. Sie hätten sich vergewissern müssen, daß der Chauffeur des Chefs ebenfalls tot war.

»Imbert hat gesagt, daß Zacarías mausetot ist«, protestierte er. Merkwürdig, gleichzeitig man selbst und ein anderer zu sein.

Das Gesicht des Chefs des SIM neigte sich über ihn. Er konnte seinen nach Tabak riechenden Atem spüren. Seine kleinen Augen waren dunkel, mit gelben Einsprengseln. Er hätte gerne Kraft gehabt, um in diese schlaffen Pausbacken zu beißen. Oder wenigstens, um sie anzuspucken.

»Er hat sich geirrt, er ist nur verletzt«, sagte Abbes García.

»Was für ein Imbert?«

»Antonio Imbert«, erklärte er erregt. »Dann hat er mich getäuscht? Scheiße, Scheiße.«

Er gewahrte Schritte, Körperbewegungen, die Anwesenden drängten sich um sein Bett. Der Rauch ließ die Gesichter zerfließen. Er fühlte sich dem Ersticken nahe, als

trampelten sie ihm auf der Brust herum.

»Antonio Imbert und wer noch«, sagte Oberst Abbes García ihm ins Ohr. Er bekam Gänsehaut bei dem Gedanken, daß er ihm dieses Mal die Zigarette im Auge ausdrücken und ihn halb blind machen würde. »Imbert hat das Sagen? Er hat das organisiert?«

»Nein, es gibt keine Chefs«, stammelte er in der Furcht, seine Kräfte könnten ihm nicht erlauben, den Satz zu beenden. »Wenn es einen gäbe, wäre es Antonio.«

»Antonio wie?«

»Antonio de la Maza«, erklärte er. »Wenn es einen gäbe, wäre er es natürlich. Aber es gibt keine Chefs.«

Wieder trat eine lange Stille ein. Hatten sie ihm Natrium-Pentotal gegeben, war er deshalb so redselig? Aber mit Pentotal schlief man ein, und er war wach, übererregt, hatte Lust, zu erzählen, sich die Geheimnisse herauszureißen, die in seinem Innern fraßen. Er würde weiter ihre Fragen beantworten, verdammt. Es gab Gemurmel, Schritte auf den glatten Fliesen. Gingen sie? Eine Tür öffnete sich, schloß sich.

»Wo sind Imbert und Antonio de la Maza?« Der Chef des SIM stieß einen Mundvoll Rauch aus, und Pedro Livio war, als würde er ihm durch den Hals und die Nase bis hinunter in die Eingeweide dringen.

»Sie suchen Pupo, wo zum Teufel sollen sie sein.« Würde er die Kraft haben, den Satz zu beenden? Die Gesichter von Abbes García, General Felix Hermida und Oberst Figueroa Carrión waren so perplex, daß er eine übermenschliche Anstrengung vollbrachte, um ihnen zu erklären, was sie nicht verstanden. »Wenn er die Leiche des Ziegenbocks nicht sieht, rührt er keinen Finger.«

Sie hatten die Augen weit aufgerissen und musterten ihn mißtrauisch und entsetzt.

»Pupo Roman?« Jetzt hatte Abbes García wirklich die Fassung verloren.

»General Roman Fernández?« echote Figueroa Carrión.

»Der Kommandeur der Streitkräfte?« sagte General Felix Hermida schrill, mit verfärbtem Gesicht.

Pedro Livio wunderte sich nicht, daß die Hand erneut herabfiel und ihm die Zigarette auf dem Mund ausdrückte. Ein saurer Geschmack nach Tabak und Asche auf der Zunge. Er hatte keine Kraft, dieses stinkende, brennende Etwas auszuspucken, das sein Zahnfleisch und seinen Gaumen zerschrammte.

»Er hat das Bewußtsein verloren, Herr Oberst«, hörte er Doktor Damirón Ricart murmeln. »Wenn wir ihn nicht operieren, wird er sterben.«

»Wer hier sterben wird, sind Sie, wenn Sie ihn nicht wieder zu sich bringen«, erwiderte Abbes García. »Machen Sie ihm eine Transfusion, egal was, aber er soll aufwachen. Dieses Subjekt muß reden. Bringen Sie ihn zu sich, oder ich verpasse Ihnen das ganze Blei, das in diesem Revolver steckt.«

Da sie so redeten, war er nicht tot. Ob sie Pupo Roman wohl gefunden hatten? Und ihm die Leiche zeigten? Wenn die Revolution begonnen hätte, würden weder Abbes García noch Felix Hermida, noch Figueroa Carrión um sein Bett herumstehen. Sie wären verhaftet oder tot, wie die Brüder und Neffen Trujillos. Er versuchte vergeblich, sie zu bitten, sie sollten ihm erklären, warum sie nicht verhaftet oder tot waren. Sein Magen tat ihm nicht weh; seine Augenlider und sein Mund schmerzten wegen der Verbrennungen. Sie gaben ihm eine Spritze, sie ließen ihn den Geruch eines Wattebauschs einatmen, der nach Menthol roch, wie die Salem-Zigaretten. Er entdeckte eine Flasche mit Blutserum neben seinem Bett. Er hörte sie, und sie glaubten, das könne nicht sein.

»Ob das stimmt?« Figueroa schien eher erschrocken als erstaunt zu sein. »Der Minister der Streitkräfte, in die Sache verwickelt? Unmöglich, Johnny.«

»Erstaunlich, absurd, unerklärlich«, korrigierte ihn Abbes García. »Unmöglich nicht.«

»Warum, wozu«, sagte General Felix Hermida in scharfem Ton. »Was kann er gewinnen. Er verdankt dem Chef alles, was er ist, alles, was er hat. Dieses Wrack läßt Namen vom Stapel, um uns zu verwirren.«

Pedro Livio wand sich, versuchte, sich aufzurichten, damit sie sähen, daß er nicht groggy war, auch nicht tot, und daß er die Wahrheit gesagt hatte.

»Jetzt glaubst du wohl nicht mehr, daß das eine Komödie des Chefs ist, um herauszufinden, wer loyal ist und wer nicht, Felix«, sagte Figueroa Carrión.

»Nicht mehr«, räumte General Hermida betrübt ein. »Wenn diese Hurensöhne ihn umgebracht haben, was zum Teufel wird dann hier passieren.«

Oberst Abbes García schlug sich an die Stirn:

»Jetzt begreife ich, warum Roman mich ins Hauptquartier der Armee bestellt hat. Natürlich ist er in die Sache verwickelt! Er will Zugriff auf die Vertrauensleute des Chefs haben, um sie vor seinem Coup einzusperren. Wenn ich hingegangen wäre, war ich schon tot.«

»Ich glaub's nicht, verdammt nochmal«, wiederholte General Felix Hermida.

»Schick Patrouillen des SIM aus, um die Radhamés-Brücke zu sperren«, befahl Abbes García. »Niemand von der Regierung, vor allem nicht die Verwandten Trujillos, sollen den Ozama überqueren oder sich der Festung 18 de Diciembre nähern.«

»Der Minister der Streitkräfte, General JoséRene Roman, Ehemann von Mireya Trujillo«, sagte General Felix Hermida wie benommen vor sich hin. »Ich versteh überhaupt nichts mehr, verflucht nochmal.«

»Glaub es, solange nicht bewiesen ist, daß er unschuldig ist«, sagte Abbes García. »Geh rasch und sag den Brüdern des Chefs Bescheid. Sie sollen sich im Regierungspalast versammeln. Erwähn Pupo noch nicht. Sag ihnen, es gibt Attentatsgerüchte. Los! Wie geht's dem Subjekt? Kann ich es befragen?«

»Er stirbt, Herr Oberst«, erklärte Doktor Damirón Ricart.

»Meine Pflicht als Arzt...«

»Ihre Pflicht ist, den Mund zu halten, wenn Sie nicht als Komplize behandelt werden wollen.« Pedro Livio sah abermals, ganz nah, das Gesicht des Chefs des SIM. »Ich sterbe nicht«, dachte er. »Der Doktor hat ihn angelogen,

damit er mir keine Kippen mehr im Gesicht ausdrückte
»General Roman hat den Befehl gegeben, den Chef zu töten?« In der Nase und im Mund wieder der beißende Atem des Obersts. »Stimmt das?«

»Sie suchen ihn, um ihm die Leiche zu zeigen«, hörte er sich laut rufen. »So ist er: er will sehen, um zu glauben. Auch den Koffer.«

Die Anstrengung hatte ihn erschöpft. Er fürchtete, die *caliés* könnten in diesem Augenblick dabei sein, Zigaretten in Olgas Gesicht auszudrücken. Die Arme, wie leid sie ihm tat. Sie würde das Baby verlieren, sie würde ihre Heirat mit dem ehemaligen Hauptmann Pedro Livio Cedeno verfluchen.

»Was für ein Koffer?« fragte der Chef des SIM.

»Der von Trujillo«, antwortete er sofort, deutlich artikulierend. »Außen voll Blut und innen voll Pesos und Dollar.«

»Mit seinen Initialen?« beharrte der Oberst. »Den metallenen Initialen RLTM?«

Er konnte nicht antworten, das Gedächtnis ließ ihn im Stich. Tony und Antonio hatten ihn im Auto gefunden, ihn aufgemacht und gesagt, er sei voll mit dominikanischen Pesos und Dollars. Abertausenden. Er spürte die Angst des Chefs des SIM. Aha, du Scheißkerl, der Koffer hat dich überzeugt, daß es stimmte, daß sie ihn umgebracht hatten.

»Wer ist noch in die Sache verwickelt?« fragte Abbes García. »Nenn mir Namen. Damit du in den Operationssaal runterkommst und man dir die Kugeln rausholt. Wer noch?«

»Haben sie Pupo gefunden?« fragte er erregt, überstürzt.

»Haben sie ihm die Leiche gezeigt? Auch Balaguer?«

Abermals fiel Oberst Abbes García der Unterkiefer herunter. Da stand er, mit offenem Mund vor Verblüffung und Furcht. Irgendwie gewann er die Partie gegen sie.

»B-a-l-a-g-u-e-r?« buchstabierte er. »Der Präsident der Republik?«

»Er wird der militärisch-zivilen Junta angehören«, erklärte Pedro Livio, während er gegen das Würgen ankämpfte.

»Ich war dagegen. Sie sagen, es sei notwendig, um die

OAS zu beruhigen.«

Dieses Mal ließ das Würgen ihm keine Zeit, den Kopf zur Seite zu drehen und sich außerhalb des Bettes zu übergeben. Etwas Lauwarmes, Klebriges rann ihm über den Hals und befleckte seine Brust. Er sah, wie sich der Chef des SIM angewidert abwandte. Er spürte starkes Reißen und Kälte in den Knochen. Er würde nicht mehr sprechen können. Nach einer Weile war das Gesicht des Obersts wieder über ihm, von Ungeduld verzerrt. Er schaute ihn an, als wollte er ihm den Schädel durchbohren, um die ganze Wahrheit zu erfahren.

»Joaquín Balaguer auch?«

Er hielt seinem Blick nur wenige Sekunden stand. Er schloß die Augen, wollte schlafen. Oder sterben, es war ihm egal. Er hörte zwei- oder dreimal die Frage: »Balaguer? Balaguer auch?« Er antwortete nicht und öffnete auch nicht die Augen. Er tat es auch dann nicht, als das heftige Brennen seines rechten Ohrläppchens ihn zusammenzucken ließ. Der Oberst hatte seine Zigarette darauf ausgemacht, und jetzt zerdrückte und zerkrümelte er sie in seiner Ohrmuschel. Er schrie nicht, er rührte sich nicht. Verwandelt in den Aschenbecher des Chefs der *caliés*, Pedro Livio, so sieht dein Ende aus. Bah, schieß drauf. Der Ziegenbock war tot. Schlafen. Sterben. Aus dem tiefen Loch, in das er fiel, hörte er noch immer Abbes García: »Ein Betbruder wie er mußte sich mit den Pfaffen verschwören. Es ist ein Komplott der Bischöfe, die sich mit den Gringos zusammengetan haben.« Ab und zu trat lange Stille ein, unterbrochen von Gemurmel und bisweilen von der schüchternen Bitte Doktor Damirón Ricarts: Wenn sie ihn nicht operierten, würde der Patient sterben. »Aber wenn ich doch sterben will«, dachte Pedro Livio.

Gerenne, hastige Schritte, Türeenschlagen. Das Zimmer war wieder voll geworden, und unter den eben Eintroffenen befand sich erneut Oberst Figueroa Carrión:

»Wir haben eine Zahnbrücke auf der Straße gefunden, nah beim Chevrolet Seiner Exzellenz. Sein Zahnarzt, Doktor Fernando Camino Certero, untersucht sie gerade. Ich

selbst habe ihn geweckt. In einer halben Stunde wird er uns Bericht  rstaten. Auf den ersten Blick schien sie ihm dem Chef zu gehören.«

Seine Stimme war düster. Auch das Schweigen, mit dem die anderen ihm zuhörten.

»Hat man nicht mehr gefunden?« Abbes Garc a zerba  die Worte beim Sprechen.

»Eine automatische Pistole Kaliber 45«, sagte Figueroa Carri n. »Es wird ein paar Stunden dauern, das Register zu prüfen. Und einen zurückgelassenen Wagen, etwa zweihundert Meter vom Attentat entfernt. Ein Mercury.«

Pedro Livio sagte sich, daß Salvador recht daran getan hatte, wütend über Fif  Pastoriza zu sein, weil er seinen Mercury am Straßenrand hatte stehenlassen. Sie würden den Besitzer identifizieren, in kürzester Zeit würden die *caliés* ihre Kippen im Gesicht des Türken ausdrücken.

»Hat er noch was ausgespuckt?«

»Balaguer, niemand Geringeres«, sagte Abbes Garc a, durch die Zähne pfeifend. »Begreifst du? Der Kommandeur der Streitkräfte und der Präsident der Republik. Er sagte was von einer militärisch-zivilen Junta, in die sie Balaguer berufen würden, um die OAS zu beruhigen.«

Oberst Figueroa Carri n ließ ein weiteres »verflucht« vom Stapel.

»Es ist eine Order, um uns in die Irre zu führen. Wichtige Namen nennen, alle Welt hineinziehen.«

»Könnte sein, wir werden ja sehen«, sagte Oberst Abbes Garc a. »Eines ist gewiß. Es sind viele Leute in die Sache verwickelt, hochrangige Verräter. Und natürlich die Geistlichen. Wir müssen Bischof Reilly aus der Santo-Domingo-Schule herausholen. Im guten oder im bösen.«

»Sollen wir ihn in die Cuarenta bringen?«

»Dort werden sie ihn suchen, sobald sie es erfahren. Besser nach San Isidro. Nein, warte, es ist zu heikel, das muß man mit den Brüdern des Chefs besprechen. Wenn jemand nicht in die Verschwörung verwickelt sein kann, dann General Virgilio Garcia Trujillo. Geh und informier ihn persönlich.«

Pedro Livio hörte, wie sich die Schritte von Oberst Figueroa Carrión entfernten. War er jetzt allein mit dem Chef des SIM? Würde er weitere Zigaretten auf ihm ausdrücken? Aber das war es nicht, was ihn jetzt quälte. Sondern die Erkenntnis, daß die Dinge, obwohl sie den Chef getötet hatten, nicht wie geplant gelaufen waren. Warum übernahm Pupo nicht die Macht mit seinen Soldaten? Wie kam Abbes García dazu, den *caliés* zu befehlen, sie sollten den Bischof Reilly verhaften? Hatte dieser degenerierte Blutsauger noch immer das Sagen? Er war nach wie vor über ihm: er sah ihn nicht, aber da war dieser schwere Atem, der seine Nase und seinen Mund traf.

»Noch ein paar Namen, und ich lass' dich ausruhen«, hörte er ihn sagen.

»Er kann Sie weder hören noch sehen, Herr Oberst«, sagte Doktor Damirón Ricart flehend. »Er liegt im Koma.«

»Dann operieren Sie ihn also«, sagte Abbes García. »Ich will ihn lebendig, hören Sie? Das Leben dieses Subjekts gegen das Ihre.«

»So viele können Sie mir nicht nehmen«, hörte Pedro Livio den Arzt seufzen. »Ich habe nur ein Leben, Herr Oberst.«

XVI

.»Manuel Alfonso?« Tante Adelina hebt die Hand ans Ohr, als hätte sie nicht verstanden, aber Urania weiß, daß die kleine Alte ein ausgezeichnetes Gehör hat und nur so tut, während sie ihre Fassung zurückzugewinnen sucht. Auch Lucinda und Manolita sehen sie mit weit aufgerissenen Augen an. Nur Marianita wirkt nicht betroffen.

»Ja, er, Manuel Alfonso«, wiederholt Urania. »Ein Name wie von einem spanischen Eroberer. Hast du ihn gekannt, Tante?«

»Ich habe ihn mal gesehen«, nickt die kleine Alte, mißtrauisch und gekränkt. »Was hat er mit der Ungeheuerlichkeit zu tun, die du über Agustín gesagt hast?«

»Er war der Playboy, der Trujillo die Frauen zuführte«, er-

innert sich Manolita. »Nicht wahr, Mami?«

»Playboy, Playboy«, kreischt Samson. Aber dieses Mal lacht nur die schlacksige Nichte.

»Er sah sehr gut aus, ein Adonis«, sagt Urania. »Vor dem Krebs.«

Er war der bestaussehende Dominikaner seiner Generation gewesen, aber in den Wochen oder Monaten, in denen Agustín Cabral ihn nicht mehr gesehen hatte, war dieser Halbgott, der sich so elegant kleidete und so gut aussah, daß die jungen Mädchen sich nach ihm umdrehten, zum Schatten seiner selbst geworden. Der Senator wollte seinen Augen nicht trauen. Er mußte zehn oder fünfzehn Kilo verloren haben; er war ausgezehrt, abgemagert, tiefe Augenringe lagen um seine früher stets selbstbewußten, heiteren Augen – der Blick des Genießers, das Lächeln des Siegers – , die jetzt ohne Leben waren. Er hatte von dem kleinen Tumor unter der Zunge gehört, den der Zahnarzt zufällig entdeckt hatte, als Manuel, noch Botschafter in Washington, die jährliche Zahnreinigung vornehmen ließ. Die Nachricht traf Trujillo, als hätte man den Tumor bei einem seiner Söhne entdeckt, so hieß es; er sei nicht vom Telefon gewichen, während man ihn in der Mayo-Klinik in den Vereinigten Staaten operierte.

»Ich bitte dich tausendmal um Verzeihung, daß ich dich belästige, wo du gerade erst zurückgekommen bist, Manuel.« Cabral stand auf, als er ihn in den kleinen Salon treten sah, in dem er wartete.

»Lieber Agustin, was für eine Freude.« Manuel Alfonso umarmte ihn. »Verstehst du mich? Sie mußten mir ein Stück Zunge entfernen. Aber mit ein wenig Therapie werde ich wieder normal sprechen können. Kannst du mich verstehen?«

»Vollkommen, Manuel. Ich finde nichts Seltsames an deiner Sprechweise, das versichere ich dir.«

Das stimmte nicht. Der Botschafter sprach, als kaute er kleine Steinchen, als trüge er eine Beißkette oder als hätte er einen Sprachfehler. An den Verzerrungen seines Gesichts war die Anstrengung zu erkennen, die ihn jeder

Satz kostete.

»Setz dich, Agustín. Kaffee? Ein Gläschen?«

»Nichts, danke. Ich werde dir nicht viel Zeit stehlen. Ich bitte dich nochmals um Entschuldigung, daß ich dich belästige, jetzt, wo du dich von einer Operation erholst. Ich bin in einer sehr schwierigen Lage, Manuel.«

Er verstummte voll Scham. Manuel Alfonso legte ihm eine freundliche Hand aufs Knie.

»Das kann ich mir vorstellen, Cerebrito. Kleines Dorf, große Hölle: der Klatsch ist bis zu mir in die Vereinigten Staaten gedrungen. Daß man dich als Senatspräsidenten abgesetzt hat und deine Amtsführung im Ministerium prüft.«

Die Krankheit und das Leiden hatten ihn um Jahre altern lassen, ihn, den apollinischen Dominikaner, dessen Gesicht mit den vollkommenen, schneeweißen Zähnen die Neugier des Generalissimus auf dessen erster offizieller Reise in die Vereinigten Staaten geweckt hatte, weshalb das Schicksal Manuel Alfonsos eine ähnliche Wendung erlebte, wie sie einst dem vom Zauberstab berührten Aschenbrödel widerfuhr. Aber er war noch immer ein eleganter Mann und wie der Dressman gekleidet, der er in seiner Jugend als dominikanischer Emigrant in New York gewesen war: Mokassins aus Wildleder, Hose aus cremefarbenem Tuch, italienisches Seidenhemd und ein kokettes Tuch um den Hals. An seinem kleinen Finger glänzte ein goldener Ring. Er war sorgfältig rasiert, parfümiert und frisiert.

»Ich danke dir sehr, daß du mich empfängst, Manuel.« Agustín Cabral gewann seine Sicherheit zurück; schon immer hatte er Männer verachtet, die Mitleid mit sich selbst haben. »Du bist der einzige. Ich bin zum Aussätzigen geworden. Niemand will mich empfangen.«

»Ich vergesse nie, was man für mich getan hat, Agustín. Du bist immer großzügig gewesen, hast meine sämtlichen Ernennungen im Kongreß unterstützt, mir tausenderlei Gefallen erwiesen. Ich werde tun, was ich kann. Welche Anschuldigungen bringt man gegen dich vor?«

»Ich weiß es nicht, Manuel. Wenn ich es wüßte, könnte ich

mich verteidigen. Bislang sagt mir niemand, welche Verfehlung ich begangen habe.«

»Ja, sehr gut, uns allen klopfte das Herz, wenn er in der Nähe war«, räumt Tante Adelina ungeduldig ein. »Aber was hat er mit dem zu tun, was du über Agustín gesagt hast.«

Urania hat eine trockene Kehle, sie trinkt ein paar Schlucke Wasser. Warum bestehst du darauf, darüber zu sprechen? Wozu?

»Weil Manuel Alfonso der einzige von all seinen Freunden war, der versuchte, Papa zu helfen. Das hast du bestimmt nicht gewußt. Und ihr auch nicht.«

Die drei schauen sie an, als hielten sie sie für leicht übergeschnappt.

»Tja, nein, das wußte ich nicht«, murmelt Tante Adelina.

»Er hat versucht, ihm zu helfen, als er in Ungnade fiel? Bist du sicher?«

»So sicher wie ich weiß, daß mein Vater weder dir noch Onkel Anibal erzählt hat, was Manuel Alfonso unternommen hat, um ihm aus der Patsche zu helfen.«

Sie verstummt, weil das haitianische Dienstmädchen das Eßzimmer betritt. Es fragt in einem unsicheren, gemessenen Spanisch, ob man sie noch brauche oder ob sie schlafen gehen

könne. Lucinda gibt ihr mit einer Handbewegung zu verstehen: geh nur.

»Wer war Manuel Alfonso, Tante Urania?« fragt Marianita mit dünner Stimme.

»Ein Typ, eine Persönlichkeit. Ein schöner Mann aus bester Familie. Er ging nach New York, auf der Suche nach dem großen Leben, führte schließlich für Modeschöpfer und Luxusgeschäfte Anzüge vor und machte auf Werbeplakaten mit offenem Mund Reklame für Colgate, der Zahncreme, die Ihren Zähnen Frische, Sauberkeit und Glanz verleiht. Trujillo erfuhr bei einer Reise in die Vereinigten Staaten, daß der hübsche Bursche auf den Anzeigen ein dominikanischer Lebemann war. Er ließ ihn zu sich kommen und adoptierte ihn. Er machte eine

Persönlichkeit aus ihm. Manuel Alfonso wurde sein Dolmetscher, denn er sprach perfekt Englisch; sein Lehrer für Protokoll und Etikette, denn er besaß Stil von Natur aus; und er erfüllte die äußerst wichtige Aufgabe, ihm die Anzüge, Krawatten, Schuhe, Strümpfe und die New Yorker Schneider auszuwählen, die ihn einkleideten. Er hielt ihn auf dem laufenden, was den letzten Schrei der männlichen Mode betraf. Und er half ihm, seine Uniformen zu entwerfen, ein Hobby des Chefs.«

»Vor allem suchte er die Frauen für ihn aus«, unterbricht Manolita sie. »Nicht wahr, Mami?«

»Was hat das alles mit meinem Bruder zu tun...« Die zornige kleine Faust richtet sich anklagend gegen sie.

»Die Frauen waren das wenigste«, fährt Urania fort, an ihre Nichte gewandt. »Trujillo bedeuteten sie nichts, denn er hatte sie alle. Die Anzüge und Accessoires dagegen bedeuteten ihm sehr viel. Dank Manuel Alfonso fühlte er sich exquisit, raffiniert, elegant. Wie der Petronius aus *Quo Vadis?*, den er immer zitierte.«

»Ich hab den Chef noch nicht gesehen, Agustín. Ich habe heute nachmittag Audienz, bei ihm zu Hause, in der Villa Radhamés. Ich werde mich erkundigen, das versprech ich dir.«

Er hatte ihn reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen, und sich darauf beschränkt, zu nicken und zu warten, wenn dem Senator der Mut sank und Bitterkeit oder Angst ihm das Sprechen schwermachten. Er erzählte ihm, was geschehen war, was er gesagt, getan und gedacht hatte, seitdem vor zehn Tagen der erste Brief im Öffentlichen Forum erschienen war. Er entblößte sich vor diesem rücksichtsvollen Mann, dem ersten, der ihm seit jenem unheilvollen Tag mit Sympathie begegnete, und erzählte ihm intime Einzelheiten aus seinem Leben, das seit seinem zwanzigsten Lebensjahr dem Dienst am bedeutendsten Mann der dominikanischen Geschichte geweiht war. War es gerecht, daß er sich weigerte, jemanden anzuhören, der seit dreißig Jahren für und durch ihn lebte? Er war bereit, seine Fehler einzugestehen, wenn er sie begangen hatte.

Eine Gewissensprüfung vorzunehmen. Für seine Verfehlungen zu bezahlen, wenn sie existierten. Aber der Chef sollte ihm wenigstens fünf Minuten gewähren. Manuel Alfonso klopfte ihm abermals aufs Knie. Das Haus, in einem neuen Viertel, Arroyo Hondo, gelegen, war riesig, umgeben von einem Park, und mit erlesenem Geschmack eingerichtet und dekoriert. Der Chef, unfehlbar, wenn es darum ging, verborgene Möglichkeiten bei Menschen aufzuspüren -eine Fähigkeit, die Agustín immer mit Bewunderung erfüllt hatte -, hatte den einstigen Dressman richtig eingeschätzt. Dank seines sympathischen Wesens und seiner Gewandtheit im Umgang mit Menschen bewegte sich Manuel Alfonso ungezwungen in der Welt der Diplomatie und konnte Vorteile für das Regime erlangen. Er hatte es bei allen Missionen getan, vor allem bei der letzten, in Washington, die in die schwierigste Zeit fiel, als sich Trujillo vom verhätschelten Kind der Yankee-Regierungen in einen Störfaktor verwandelt hatte, attackiert von der Presse und vielen Parlamentariern. Der Botschafter hob die Hand zum plötzlich schmerzverzerrten Gesicht.

»Ab und zu kommt der Peitschenhieb«, entschuldigte er sich. »An dieser Stelle. Ich hoffe, der Chirurg hat mir die Wahrheit gesagt. Daß sie ihn rechtzeitig erkannt haben. Neunzigprozentige Heilungschancen. Weshalb hätte er mich belügen sollen?

Die Gringos sind ziemlich direkt, sie haben nicht unser Zartgefühl, sie versüßen die bittere Pille nicht.«

Er verstummt, weil sich sein verwüstetes Gesicht zu einer weiteren Grimasse verzerrt. Er reagiert sofort, wird ernst, philosophiert:

»Ich weiß, wie du dich fühlst, Cerebritito, was du durchmachst. Mir ist das in den mehr als zwanzigjährigen Freundschaft mit dem Chef zweimal passiert. Es war nicht so extrem wie bei dir, aber es gab eine Distanzierung von seiner Seite, eine Kälte, die ich mir nicht erklären konnte. Ich erinnere mich gut an meine Furcht, an die Einsamkeit, die ich fühlte, an das Gefühl, den Halt verloren zu haben.

Aber alles klärte sich, und der Chef beehrte mich wieder mit seinem Vertrauen. Es muß eine Intrige von irgendeinem Neider sein, der dir dein Talent nicht verzeiht, Agustín. Aber du weißt ja, der Chef ist ein gerechter Mann. Ich werde heute nachmittag mit ihm reden, du hast mein Wort.«

Cabral erhob sich bewegt. Es gab noch anständige Menschen in der Dominikanischen Republik.

»Ich werde den ganzen Tag zu Hause sein, Manuel«, sagte er, während er ihm kräftig die Hand drückte. »Vergiß nicht, ihm zu sagen, daß ich zu allem bereit bin, um sein Vertrauen zurückzugewinnen.«

»Für mich war er wie ein Hollywood-Schauspieler, wie Tyrone Power oder Errol Flynn«, sagt Urania. »Ich war ziemlich enttäuscht, als ich ihn an jenem Abend sah. Er war nicht der gleiche. Man hatte ihm den halben Hals entfernt. Erwirkte alles andere als wie ein Don Juan.«

Ihre Tante Adelina, ihre Cousinen und ihre Nichte hören ihr schweigend zu, während sie untereinander Blicke tauschen. Sogar der Papagei Samson wirkt interessiert, denn seit geraumer Zeit bringt er sie nicht mehr mit seinem Geschwätz zum Verstummen.

»Du bist Urania? Das Töchterchen von Agustín? Wie groß und hübsch du bist, Mädchen. Ich kenne dich, seit du in den Windeln lagst. Komm her, gib mir einen Kuß.«

»Er kaute die Worte beim Reden, er wirkte wie ein Geisteskranker. Zu mir war er sehr liebevoll. Ich konnte nicht glauben, daß dieses menschliche Wrack Manuel Alfonso war.«

»Ich muß mit deinem Papa sprechen«, sagte er, während er ins Haus trat. »Wie hübsch du geworden bist. Du wirst im Leben viele Herzen brechen. Ist Agustín da? Komm, ruf ihn.«

»Er hatte mit Trujillo gesprochen und kam von der Villa Radhamés zu uns nach Hause, um von seiner Vermittlung zu berichten. Papa konnte es nicht glauben. Der einzige, der sich nicht von mir abgewandt hat, der einzige, der mir hilft, sagte er immer wieder.«

»Hast du diese Vermittlung von Manuel Alfonso nicht geträumt?« ruft Tante Adelina verwirrt aus. »Agustín wäre hergeeilt, um sie Aníbal und mir zu erzählen.«

»Laß sie weitererzählen, unterbrich sie nicht dauernd, Mami«, läßt sich Manolita vernehmen.

»An jenem Abend habe ich der Jungfrau von Altagracia ein Gelübde abgelegt, wenn sie meinem Papa aus der Patsche helfen würde. Könnt ihr euch denken, was es war?«

»Daß du ins Kloster gehen würdest?« sagt ihre Cousine Luanda lachend.

»Daß ich für den Rest meines Lebens rein bleiben würde«, sagt Urania lachend.

Ihre Cousinen und ihre Nichte lachen ebenfalls, wenn auch lussus und betreten. Tante Adelina bleibt ernst; sie läßt kein Auge von ihr und macht keinen Hehl aus ihrer Ungeduld: was noch, Urania, was noch.

»Wie groß und hübsch dieses Mädchen geworden ist«, wiederholt Manuel Alfonso, während er sich gegenüber Agustín Cabral in den Sessel fallen läßt. »Sie erinnert mich an ihre Mama. Die gleichen schmachtenden Augen, die gleiche zierliche, graziöse Figur wie bei deiner Frau, Cerebritito.«

Dieser dankt ihm mit einem Lächeln. Er hat den Botschafter in sein Arbeitszimmer gebeten, statt ihn im Wohnzimmer zu empfangen, um zu vermeiden, daß das Mädchen und die Dienstboten sie hören. Er dankt ihm noch einmal dafür, daß er sich die Mühe gemacht hat, zu kommen, statt ihn anzurufen.

Der Senator sprudelt die Worte hervor, bei jedem Wort geht ihm das Herz über. Hatte er mit dem Chef sprechen können?

»Natürlich, Agustín. Ich hab es dir versprochen, und ich hab es getan. Wir haben ungefähr eine Stunde über dich gesprochen. Es wird nicht leicht sein. Aber du darfst die Hoffnung nicht aufgeben. Das ist die Hauptsache.«

Er trug einen dunklen, tadellos geschnittenen Anzug, ein weißes Hemd mit gestärktem Kragen und eine blaue, weißgetupfte Krawatte, die von einer Perle gehalten wurde.

Ein weißes Seidentuch zeigte seine Zacken in der oberen Tasche des Jak-ketts, und da er beim Hinsetzen die Hosenbeine hochgezogen hatte, um die Bügelfalte zu schonen, sah man seine blauen, faltenfreien Strümpfe. Seine Schuhe glänzten.

»Er fühlt sich sehr verletzt durch dich, Cerebritito.« Die Wunde schien ihm zu schaffen zu machen, denn ab und zu verzerrte er in seltsamer Weise die Lippen, und Agustín Cabral hörte seine Zähne knirschen. »Nicht wegen einer bestimmten Sache, es sind viele, die sich in den letzten Monaten angesammelt haben. Der Chef besitzt eine außergewöhnliche Wahrnehmungsfähigkeit. Nichts entgeht ihm, er entdeckt die kleinsten Veränderungen bei den Menschen. Er sagt, daß du seit Beginn dieser Krise, seit dem Hirtenbrief, seit den Scherereien mit der OAS, die der Affe Betancourt und die Ratte Muños Marin ausgelöst haben, immer kälter geworden bist. Daß du nicht den Einsatz gezeigt hast, den er erwartet hat.«

Der Senator nickte: wenn der Chef das bemerkt hatte, dann stimmte es vielleicht. Da war natürlich kein Vorsatz im Spiel, schon gar nicht nachlassende Bewunderung und Loyalität. Etwas Unbewußtes, die Erschöpfung, die ungeheure Anspannung des letzten Jahres wegen der kontinentalen Verschwörung, die die Kommunisten und Fidel Castro, die Geistlichen, Washington und das State Department, Figueres, Muños Marin und Betancourt gegen Trujillo angezettelt hatten, wegen der Wirtschaftssanktionen, wegen der Gemeinheiten der Exilanten. Ja, ja, es war möglich, daß er in seiner Leistung bei der Arbeit, in der Partei, im Kongreß ungewollt nachgelassen hatte.

»Der Chef akzeptiert keine Ermüdungserscheinungen oder Schwächen, Agustín. Er will, daß wir alle wie er sind. Uner-

müddlich, wie Felsen, aus Eisen. Das weißt du ja.«
»Und er hat recht.« Agustín klopfte auf seinen kleinen Schreibtisch. »Weil er so ist, hat er dieses Land geschaffen. Er ist immer im Sattel geblieben, Manuel, wie er bei der Kampagne von 1940 gesagt hat. Er hat das Recht, zu fordern, daß wir es ihm gleichtun. Ich habe ihn enttäuscht, ohne mir dessen bewußt zu sein. Weil ich nicht erreicht habe, daß die Bischöfe ihn zum Wohltäter der Kirche ausriefen, vielleicht? Er wollte diese Wiedergutmachung nach dem unbilligen Hirtenbrief. Ich war mit Balaguer und Paíno Pichardo in der Kommission. Wegen dieses Mißerfolgs, glaubst du?«

Der Botschafter schüttelte den Kopf.

»Er ist sehr empfindlich. Auch wenn er deshalb gekränkt wäre, hätte er es mir nicht gesagt. Vielleicht ist das einer der Gründe. Man muß ihn verstehen. Seit einunddreißig Jahren verraten ihn die Menschen, denen er am meisten geholfen hat. Wie könnte ein Mann, dem seine besten Freunde in den Rücken fallen, nicht argwöhnisch sein?«

»Ich erinnere mich an sein Parfüm«, sagt Urania nach einer Pause. »Seitdem, und das ist keine Lüge, sehe ich jedesmal, wenn ein stark parfümierter Mann in meine Nähe kommt, Manuel Alfonso vor mir. Und ich höre wieder dieses Kauderwelsch, das er die beiden Male redete, da ich die Ehre hatte, seine angenehme Gesellschaft zu genießen.« Ihre rechte Hand zerknüllt die Tischdecke. Ihre Tante, ihre Cousinen und ihre Nichte, verwirrt durch ihre feindseligen, sarkastischen Worte, schauen unschlüssig, betreten.

»Wenn es dir zu schaffen macht, von dieser Geschichte zu reden, dann tu es nicht«, gibt Manolita zu bedenken.

»Es quält mich, mir wird übel«, erwidert Urania. »Es erfüllt mich mit Haß und Ekel. Nie habe ich mit jemandem darüber gesprochen. Vielleicht tut es mir gut, es mir endlich einmal von der Seele zu reden. Und wer wäre besser dafür geeignet als die Familie.«

»Was glaubst du, Manuel? Wird der Chef mir eine zweite Chance geben?«

»Warum trinken wir nicht einen Whisky, Cerebritito«, ruft der

Botschafter statt einer Antwort aus. Er hebt die Hände, um den Vorwurf abzuwehren. »Ich weiß, daß ich nicht sollte, daß man mir den Alkohol verboten hat. Bah! Lohnt sich das Leben, wenn man auf die guten Dinge verzichtet? Und zu denen gehört ein guter Whisky.«

»Entschuldige, ich habe dir bis jetzt nichts angeboten. Natürlich, auch ich werde etwas trinken. Gehen wir runter ins Wohnzimmer. Uranita wird schon schlafen gegangen sein.« Aber sie ist noch nicht zu Bett gegangen. Sie ist gerade mit dem Abendessen fertig und steht auf, als sie beide die Treppe herunterkommen sieht.

»Als ich dich das letzte Mal gesehen habe, warst du ein kleines Mädchen«, schmeichelt Manuel Alfonso ihr lächelnd. »Jetzt bist du ein sehr schönes Fräulein. Du wirst die Veränderung gar nicht bemerkt haben, Agustín.«

»Bis morgen, Papi.« Urania küßt ihren Vater. Sie will dem Besucher die Hand geben, aber dieser reicht ihr die Wange. Sie küßt ihn, fast ohne ihn zu berühren, und wird rot. »Gute Nacht, Señor.«

»Nenn mich Onkel Manuel«, sagt er, während er sie auf die Stirn küßt.

Cabral gibt dem Hausdiener und dem Dienstmädchen zu verstehen, daß sie sich zurückziehen können, und er selbst bringt die Flasche Whisky, die Gläser, den kleinen Eiskübel. Er schenkt seinem Freund ein und dann sich, ebenfalls *on the rocks*.

»Prost, Manuel.«

»Prost, Agustín.«

Der Botschafter kostet zufrieden, mit halb geschlossenen Augen. »Ah, wie gut«, ruft er aus. Aber er hat Schwierigkeiten, die Flüssigkeit zu schlucken, sein Gesicht verzerrt sich vor Schmerz.

»Ich war nie betrunken, ich habe nie die Kontrolle über mich verloren«, sagt er. »Aber ich habe das Leben immer zu genießen

gewußt. Selbst als ich mich fragte, ob ich am nächsten Tag etwas zu essen haben würde, war ich fähig, den kleinen Dingen das größte Vergnügen abzugewinnen: einem guten

Drink, einem guten Tabak, einer Landschaft, einem gut zubereiteten Essen, einer Frau, die sich mit Anmut in Positur wirft.«

Er lacht wehmütig, und Cabral stimmt lustlos ein. Wie ihn zum einzigen Thema zurückbringen, das ihn interessiert? Aus Höflichkeit zügelt er seine Ungeduld. Seit vielen Tagen trinkt er keinen Alkohol, und die zwei oder drei Schlucke haben ihn benebelt. Dennoch füllt er auch sein Glas, nachdem er das von Manuel Alfonso nachgefüllt hat.

»Niemand würde für möglich halten, daß du einmal Geldnöte gehabt hast, Manuel«, versucht er ihm zu schmeicheln. »In meiner Erinnerung bist du immer elegant, freigebig, großzügig, bezahlst alle Rechnungen.«

Der ehemalige Dressman nickt selbstgefällig, während er die Flüssigkeit im Glas schwenkt. Das Licht des Kronleuchters fällt ihm voll ins Gesicht, und erst jetzt bemerkt Cabral die geschwungene Narbe, die sich um seinen Hals windet. Hart für jemanden, der so stolz auf sein Gesicht und seinen Körper ist, so zerschnitten worden zu sein.

»Ich weiß, was es heißt, Hunger zu haben, Cerebrito. Als junger Mann, in New York, habe ich auf der Straße geschlafen, wie ein Tramp. Tagelang bestand meine einzige Nahrung aus einem Teller Nudelsuppe oder einem Stück Brot. Wer weiß, wie mein Schicksal ohne Trujillo ausgesehen hätte. Ich habe zwar immer den Frauen gefallen, aber den Gigolo, wie unser guter Porfirio Rubirosa, konnte ich nie spielen. Höchstwahrscheinlich wäre ich als Strichjunge in der Bowery geendet.«

Er trinkt sein Glas in einem Schluck aus. Der Senator füllt es ihm nach.

»Ich verdanke ihm alles. Was ich habe, was ich geworden bin.« Er betrachtet mit gesenktem Kopf die Eiswürfel. »Ich habe von gleich zu gleich mit Ministern und Präsidenten der mächtigsten Länder verkehrt, ich bin ins Weiße Haus eingeladen worden, ich habe mit Präsident Truman Poker gespielt, bin

zu den Festen der Rockefellers gegangen. Den Tumor

haben sie mir in der Mayo-Klinik entfernt, der besten der Welt, der beste Chirurg der Vereinigten Staaten. Wer hat die Operation bezahlt? Der Chef natürlich. Begreifst du, Agustín? Wie unser Land verdanke ich Trujillo alles.«

Agustín bereute jetzt, daß er in der Intimität des Country ' Club, des Kongresses oder eines abgelegenen Landguts, im Kreis enger Freunde (die er für eng hielt) so oft die Witze über den ehemaligen Colgate-Werber beklatscht hatte, der seine hohen diplomatischen Würden und seinen Posten als Ratgeber Trujillos den Seifen, Pudersorten, Parfüms verdankte, die er für Seine Exzellenz bestellte, und seinem guten Geschmack bei der Auswahl der Krawatten, Anzüge, Hemden, Pyjamas und Schuhe, die der Chef trug.

»Auch ich verdanke ihm alles, was ich bin und was ich getan habe, Manuel«, erklärte er. »Ich versteh dich sehr gut. Und deshalb bin ich zu allem bereit, um seine Freundschaft zurückzugewinnen.«

Manuel Alfonso betrachtete ihn mit vorgerecktem Kopf. Er sagte eine ganze Weile nichts, aber er fixierte ihn, als würde er Millimeter für Millimeter den Ernst seiner Worte abwägen.

»Frisch ans Werk also, Cerebrito!«

»Er war der zweite Mann, nach Ramfis Trujillo, der mir Komplimente machte«, sagt Urania. »Wie hübsch ich sei, wie ich meiner Mutter glich, was für schöne Augen. Ich war schon mit Jungen auf Feste gegangen, hatte getanzt. Fünf- oder sechsmal. Aber noch nie hatte jemand so mit mir geredet. Denn das Kompliment von Ramfis, bei der Feier, galt einem kleinen Mädchen. Der erste, der mir Komplimente machte wie einer jungen Frau, war mein Onkel Manuel Alfonso.«

Sie hat das alles rasch gesagt, mit dumpfer Wut, und keine ihrer Verwandten fragt sie etwas. Die Stille in dem kleinen Eßzimmer wirkt wie die Stille vor dem Donner bei den lauten Sommergewittern. In der Ferne zerreißt eine Sirene die Nacht. Samson bewegt sich nervös auf seiner Holzstange hin und her, mit gesträubten Federn.

»Mir kam er wie ein alter Mann vor, seine zerhackte Art zu sprechen reizte mich zum Lachen, seine Narbe am Hals machte mir angst.« Urania reibt krampfhaft die Hände aneinander. »Was sollte mir in diesem Moment ein Kompliment ausmachen. Aber später habe ich mich oft an diese Schmeicheleien erinnert.«

Sie verstummt wieder, erschöpft. Lucinda sagt etwas – »Du warst damals vierzehn Jahre alt, nicht?« – , das Urania dumm vorkommt. Lucinda weiß ganz genau, daß sie beide im gleichen Jahr geboren sind. Vierzehn, was für ein trügerisches Alter. Sie waren keine kleinen Mädchen mehr, aber sie waren noch keine jungen Frauen.

»Drei oder vier Monate zuvor hatte ich meine erste Regel«, sagt sie leise. »Sie kam früh bei mir, wie es scheint.«

»Der Gedanke ist mir gerade gekommen, der Gedanke kam mir beim Eintreten«, sagt der Botschafter, während er die Hand ausstreckt und sich einen weiteren Whisky einschenkt; er bedient auch den Hausherrn. »Ich bin immer so gewesen: zuerst der Chef, dann ich. Du bist blaß geworden, Agustín. Täusche ich mich? Ich habe nichts gesagt, vergiß es. Schon vergessen. Prost, Cerebrito!«

Der Senator Cabral nimmt einen langen Schluck. Der Whisky kratzt ihn im Hals und rötet seine Augen. Krähte da ein Hahn um diese Zeit?

»Es ist nur.... es ist nur...«, sagt er, ohne zu wissen, was er hinzufügen soll.

»Vergessen wir es. Ich hoffe, du hast es nicht übelgenommen, Cerebrito. Vergiß es! Vergessen wir es!«

Manuel Alfonso ist aufgestanden. Er geht zwischen den schlichten Möbeln des Wohnzimmers umher, das sauber und aufgeräumt ist, aber ohne die weibliche Note, die eine tüchtige Hausfrau verleiht. Der Senator Cabral denkt – wie oft hat er es in diesen Jahren gedacht? –, daß er schlecht daran getan hat, nach dem Tod seiner Frau allein zu bleiben. Er hätte heiraten, weitere Kinder haben sollen, womöglich wäre ihm dieses Unheil erspart geblieben. Warum hatte er es nicht getan? Wegen

Uranita, wie er allen gegenüber behauptete? Nein. Um dem

Chef mehr Zeit zu widmen, ihm Tage und Nächte zu weihen, ihm zu beweisen, daß niemand wichtiger war im Leben von Agustín Cabral.

»Ich hab es nicht übelgenommen.« Er vollbringt eine gewaltige Anstrengung, um gelassen zu wirken. »Es ist nur.... ich bin verwirrt. Das habe ich nicht erwartet, Manuel.«

»Du hältst sie für ein kleines Mädchen, du hast nicht gemerkt, daß sie eine kleine Frau geworden ist.« Manuel Alfonso läßt die Eiskwürfel in seinem Glas klirren. »Ein hübsches junges Mädchen. Du bist bestimmt stolz, so eine Tochter zu haben.«

»Natürlich.« Und er fügt unbeholfen hinzu: »Sie war immer die Klassenbeste.«

»Weißt du was, Cerebrita? Ich hätte nicht eine Sekunde gezögert. Nicht, um sein Vertrauen zurückzugewinnen, nicht, um ihm zu beweisen, daß ich zu jedem Opfer für ihn bereit bin. Einfach deshalb, weil mir nichts größere Freude, größeres Glück bereiten würde als die Vorstellung, daß der Chef meiner Tochter Genuß schenkt und von ihr Genuß empfängt. Ich übertreibe nicht, Agustín. Trujillo ist eine dieser Ausnahmegezeiten in der Geschichte. Karl der Große, Napoleon, Bolívar: aus diesem Geschlecht. Naturgewalten, Werkzeuge Gottes, Schöpfer von Völkern. Er ist einer von ihnen, Cerebrita. Wir haben das Privileg gehabt, an seiner Seite zu sein, ihn handeln zu sehen, mit ihm zusammenzuarbeiten. Das ist unbezahlbar.«

Er leerte sein Glas, und Agustín Cabral hob das seine an den Mund, aber er netzte sich kaum die Lippen. Der Schwindel war vorüber, aber jetzt rumorte sein Magen. Jeden Augenblick würde er sich übergeben müssen.

»Sie ist noch ein Kind«, stammelte er.

»Um so besser!« rief der Botschafter aus. »Der Chef wird die Geste noch mehr zu schätzen wissen. Er wird begreifen, daß er sich geirrt hat, daß er dich voreilig verurteilt hat, weil er sich von Empfindlichkeiten leiten ließ oder deinen Feinden Gehör schenkte. Denk nicht nur an dich, Agustín. Sei nicht egoistisch. Denk an dein kleines

Mädchen. Was wird aus ihr werden, wenn du alles verlierst und wegen übler Machenschaften und Unterschlagung im Gefängnis landest?»

»Glaubst du, ich habe daran nicht gedacht, Manuel?»

Der Botschafter zuckte die Schultern.

»Der Gedanke ist mir gekommen, als ich gesehen habe, wie hübsch sie geworden ist«, wiederholte er. »Der Chef weiß Schönheit zu schätzen. Wenn ich ihm sage: ›Cerebritto möchte Ihnen zum Beweis der Zuneigung und der Treue seine hübsche Tochter anbieten, die noch unschuldig ist‹, wird er diese Geste nicht zurückweisen. Ich kenne ihn. Er ist ein Kavalier, mit einem gewaltigen Ehrgefühl. Es wird ihm ans Herz greifen. Er wird dich anrufen. Er wird dir zurückgeben, was er dir genommen hat. Uranita hätte eine sichere Zukunft. Denk an sie, Agustín, und schüttle die überholten Vorurteile ab. Sei nicht egoistisch.«

Er griff erneut nach der Flasche und goß einen letzten Strahl Whisky in sein Glas und in das von Cabral. Er tat mit der Hand die Eiswürfel in beide Gläser.

»Der Gedanke ist mir gekommen, als ich sah, wie schön sie geworden ist«, psalmodierte er zum vierten oder fünften Mal. Plagte ihn der Hals, machte er ihn verrückt? Er bewegte den Kopf und strich sich mit den Fingerkuppen über die Narbe. »Wenn es dich geärgert hat, habe ich nichts gesagt.«

»Du hast gesagt, gemein und böse«, explodiert Tante Adelina plötzlich. »Das hast du von deinem Vater gesagt, der ein lebender Toter ist und auf das Ende wartet. Von meinem Bruder, von dem Menschen, den ich am meisten geliebt und geachtet habe. Du wirst dieses Haus nicht verlassen, ohne mir den Grund dieser Beleidigungen zu erklären, Urania.«

»Ich habe gemein und böse gesagt, weil es keine stärkeren Worte gibt«, erklärt Urania langsam. »Wenn es sie geben würde, hätte ich sie gesagt. Er hatte sicher seine Gründe. Seine mildernden Umstände, seine Zwänge. Aber ich habe ihm nicht verziehen, und ich werde ihm nicht verzeihen.«

»Warum hilfst du ihm, wenn du ihn so haßt?« Die Alte bebt vor Empörung; sie ist sehr blaß, als wäre sie einer Ohnmacht

nahe. »Warum die Krankenschwester, das Essen? Laß ihn doch sterben.«

»Ich ziehe es vor, daß er so lebt, tot zu Lebzeiten, daß er leidet.« Sie spricht sehr gelassen, mit gesenktem Blick.

»Deshalb helfe ich ihm, Tante.«

»Aber.... aber was hat er dir denn nur getan, daß du ihn so haßt, daß du so etwas Furchtbares sagst?« Lucindita hebt die Arme, sie kann nicht glauben, was sie gerade gehört hat. »Bei Gott im Himmel!«

»Es wird dich überraschen, was ich dir sagen werde, Cerebritto«, ruft Manuel Alfonso dramatisch aus. »Wenn ich eine Schönheit sehe, ein tolles Weib, eines von denen, die einem den Verstand rauben, dann denke ich nicht an mich. Sondern an den Chef. Ja, an ihn. Würde er sie gern in seinen Armen halten, sie lieben? Das habe ich niemandem erzählt. Auch dem Chef nicht. Aber er weiß es. Daß er für mich immer der erste gewesen ist, selbst darin. Und dabei gefallen mir die Frauen sehr, Agustín. Glaub ja nicht, ich hätte mich geopfert und ihm schöne Frauen abgetreten, um ihm zu schmeicheln, um Vergünstigungen, Geschäfte zu bekommen. Das glauben die Niederträchtigen, die Schweine. Weißt du, warum? Aus Zuneigung, aus Erbarmen, aus Mitleid. Du kannst das verstehen, Cerebritto. Du und ich, wir wissen, wie sein Leben ausgesehen hat. Arbeit vom Morgengrauen bis Mitternacht, sieben Tage in der Woche, zwölf Monate im Jahr. Ohne jemals auszuruhen. Er beschäftigt sich mit den großen und mit den kleinen Dingen. Trifft in jedem Augenblick Entscheidungen, von denen Leben und Tod von drei Millionen Dominikanern abhängen. Um uns endlich ins 20. Jahrhundert zu führen. Und muß dabei auf der Hut sein vor den Rachsüchtigen, den Mittelmäßigen, vor der Undankbarkeit so vieler armer Teufel. Verdient ein solcher Mann es nicht, sich hin und wieder zu zerstreuen? Sich ein paar Minuten lang mit einem Weib zu vergnügen? Eine der

wenigen Kompensationen in seinem Leben, Agustín. Deshalb bin ich stolz darauf, das zu sein, was so viele böse Zungen behaupten: der Kuppler des Chefs. Es gereicht mir zur Ehre, Cerebritito!«

Er führte das Glas ohne Whisky an den Mund und nahm einen Eiswürfel in den Mund. Er verharrte eine ganze Weile schweigend, konzentriert lutschend, erschöpft durch den Monolog. Cabral beobachtete ihn, ebenfalls stumm, während er sein mit Whisky gefülltes Glas befeuerte.

»Die Flasche ist leer, und ich habe keine andere«, entschuldigte er sich. »Trink meinen, ich kann nicht mehr.« Der Botschafter nickte, streckte ihm das leere Glas hin, und der Senator Cabral goß ihm den Rest aus seinem hinein.

»Deine Worte haben mich bewegt, Manuel«, murmelte er. »Aber sie überraschen mich nicht. Was du für ihn fühlst, diese Bewunderung, diese Dankbarkeit, habe auch ich immer für den Chef gefühlt. Deshalb schmerzt mich diese Situation so sehr.«

Der Botschafter legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Sie wird in Ordnung kommen, Cerebritito. Ich werde mit ihm sprechen. Ich weiß, wie ich ihm diese Dinge sagen muß. Ich werde es ihm erklären. Ich werde ihm nicht sagen, daß es meine Idee ist, sondern deine. Eine Initiative von Agustín Cabral. Der hundertprozentig loyal ist, selbst im Unglück, selbst jetzt, da er gedemütigt ist. Du kennst den Chef ja. Er hat etwas übrig für Gesten. Er mag in die Jahre gekommen sein, eine angegriffene Gesundheit haben. Aber nie hat er sich den Herausforderungen der Liebe entzogen. Ich werde alles organisieren, mit absoluter Diskretion. Mach dir keine Sorgen. Du wirst deine Position wiedererlangen, alle, die sich von dir abgewandt haben, werden schon bald vor dieser Tür Schlange stehen. Ich muß jetzt gehen. Danke für den Whisky. Bei mir zu Hause läßt man mich keinen Tropfen Alkohol trinken. Wie gut das tat, in meiner armen Kehle dieses leicht brennende, leicht bittere Kitzeln zu spüren. Adiós, Cerebritito. Hab keine Angst mehr. Laß mich machen. Bereite du lieber Uranita vor. Ohne in Einzelheiten zu gehen. Das ist nicht nötig. Das

wird der Chef übernehmen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie feinfühlig, wie zärtlich, wie gewandt er in diesen Fällen vorzugehen pflegt. Er wird sie glücklich machen, er wird sie belohnen, sie wird eine gesicherte Zukunft haben. Das hat er immer getan. Und gar bei einem so sanften, schönen Geschöpf.«

Er ging schwankend zur Tür und verließ das Haus mit einem leichten Türeenschlagen. Vom Sofa des Wohnzimmers aus, wo er noch immer mit dem leeren Glas in den Händen saß, hörte Agustín Cabral den Motor des startenden Autos. Er fühlte Mattigkeit, grenzenlose Willensschwäche. Nie würde er die Kraft finden, aufzustehen, die Treppe hinaufzusteigen, sich auszuziehen, ins Bad zu gehen, sich die Zähne zu putzen, sich ins Bett zu legen, das Licht zu löschen.

»Willst du damit sagen, daß Manuel Alfonso deinem Vater vorgeschlagen hat, daß.... daß...« Tante Adelina kann nicht zu Ende sprechen, die Empörung raubt ihr die Luft, sie findet die Worte nicht, die dem, was sie sagen will, die Schärfe nehmen, es salonfähig machen. Um irgendwie ein Ende zu finden, droht sie mit der Faust dem Papagei Samson, der nicht einmal den Schnabel aufgemacht hat: »Still, du blödes Vieh!«

»Ich will gar nichts. Ich erzähle dir, was passiert ist«, sagt Urania. »Wenn du es nicht hören willst, lasse ich es sein und gehe.«

Tante Adelina öffnet den Mund, aber sie bringt kein Wort hervor.

Im übrigen kannte auch Urania die Einzelheiten der Unterhaltung zwischen Manuel Alfonso und ihrem Vater nicht, an jenem Abend, an dem der Senator zum ersten Mal in seinem Leben nicht nach oben ging, um sich ins Bett zu legen. Er schlief im Wohnzimmer ein, angekleidet, ein leeres Glas und eine leere Whiskyflasche zu seinen Füßen. Der Anblick, der sich ihr am nächsten Morgen bot, als sie herunterkam, um zu frühstücken, bevor sie in die Schule ging, verstörte sie. Ihr Vater war kein Trinker, im Gegenteil, er hatte Säufer und Nachtschwärmer immer verurteilt. Er

hatte sich aus Verzweiflung betrunken, weil man ihn wegen etwas, das er nicht getan hatte, in die Enge trieb, verfolgte, überprüfte, weil man ihn abgesetzt und ihm die Konten gesperrt hatte. Sie schluchzte, während sie sich an ihren Papa klammerte, der ausgestreckt im Sessel des Wohnzimmers lag. Als er die Augen aufschlug und sie weinend neben sich sah, bedeckte er ihr Gesicht mit Küssen: »Wein nicht, mein Herz.

Wir werden es schon schaffen, du wirst sehen, wir lassen uns nicht unterkriegen.« Er stand auf, richtete seine Kleidung, leistete seiner Tochter beim Frühstück Gesellschaft. Während er ihr übers Haar strich und ihr sagte, sie solle nichts in der Schule erzählen, musterte er sie auf seltsame Weise.

»Er muß gezweifelt, mit sich gerungen haben«, sinniert Urania. »Sicher hat er daran gedacht, ins Exil zu gehen. Aber er hätte keine Botschaft betreten können. Es gab keine lateinamerikanischen Gesandtschaften mehr seit den Sanktionen. Und die *caliés* drehten ihre Runden, hielten Wache vor den verbliebenen. Bestimmt hat er einen schlimmen Tag verbracht, gegen seine Skrupel gekämpft. Am Nachmittag, als ich aus der Schule kam, hatte er den Schritt getan.«

Tante Adelina protestiert nicht. Sie schaut sie nur an, aus dem Grund ihrer tiefen Augenhöhlen, halb vorwurfsvoll, halb entsetzt und mit einer Ungläubigkeit, die gegen ihren Willen mehr und mehr schwindet. Marianita rollt wieder und wieder eine Haarsträhne um den Finger. Lucinda und Manolita sind zu Statuen erstarrt.

Er war geduscht und korrekt wie immer gekleidet; keine Spur von der schlechten Nacht war an ihm zu sehen. Aber er hatte nichts gegessen, und seine Zweifel, seine Bitterkeit spiegelten sich in seiner leichenhaften Blässe, in seinen Augenringen, im schreckhaften Glanz seines Blickes.

»Fühlst du dich schlecht, Papi? Warum bist du so blaß?«

»Wir müssen miteinander reden, Uranita. Komm, gehen wir in dein Zimmer hinauf. Ich will nicht, daß das Personal uns hört.«

›Sie werden ihn einsperren‹, dachte das Mädchen. ›Er wird mir sagen, daß ich zu Onkel Aníbal und Tante Adelina ziehen muß.‹

Sie betraten das Zimmer. Urania warf die Bücher auf ihren Arbeitstisch und setzte sich auf die Kante des Bettes (›Mit blauer Bettdecke voller Disney-Figuren‹); ihr Vater lehnte sich ans Fenster.

›Du bist für mich das Liebste auf der Welt‹, sagte er lächelnd

zu ihr. ›Das Beste, was ich habe. Seit deine Mama gestorben ist, das einzige, was mir in diesem Leben bleibt. Verstehst du, mein Kleines?‹

›Natürlich, Papi‹, erwiderte sie. ›Ist noch was Schlimmes passiert? Werden sie dich einsperren?‹

›Nein, nein.‹ Er schüttelte den Kopf. ›Im Gegenteil, es gibt eine Möglichkeit, daß alles in Ordnung kommt.‹

Er machte eine Pause, außerstande, fortzufahren. Seine Lippen und Hände zitterten. Sie schaute ihn erstaunt an. Aber das war doch eine tolle Nachricht. Eine Möglichkeit, daß Rundfunk und Zeitungen aufhörten, ihn anzugreifen? Daß er wieder Senatspräsident wurde? Wenn es so war, warum dann dieses Gesicht, Papi, warum so niedergeschlagen, so traurig.

›Weil sie ein Opfer von mir verlangen, mein Kleines‹, murmelte er. ›Ich will, daß du eines weißt. Ich würde nie etwas tun, nie, hör gut zu, krieg das in deinen Kopf, das nicht zu deinem Besten wäre. Schwör mir, daß du nie vergessen wirst, was ich dir gerade sage.‹

Uranita wird langsam unwillig. Wovon redet er? Warum sagt er es ihr nicht endlich?

›Natürlich, Papi‹, sagt sie schließlich mit einem Anflug von Überdruß. ›Aber was ist denn passiert, warum redest du so um den heißen Brei?‹

Ihr Vater ließ sich neben sie auf das Bett fallen, faßte sie an den Schultern, zog sie an sich, küßte sie aufs Haar.

›Es gibt ein Fest, und der Generalissimus hat dich eingeladen.‹ Er hielt die Lippen gegen die Stirn des Mädchens gedrückt. ›In dem Haus, das er in San Cristóbal hat, in der

Hacienda Fundación.«

Urania löste sich aus seinen Armen.

»Ein Fest? Und Trujillo lädt uns ein? Aber Papi, das heißt doch, daß alles in Ordnung ist. Nicht wahr?«

Der Senator Cabral zuckte die Schultern.

»Ich weiß nicht, Uranita. Der Chef ist unberechenbar. Seine Absichten sind nicht immer leicht zu erraten. Er hat nicht uns beide eingeladen. Nur dich.«

»Mich?«

»Manuel Alfonso wird dich hinfahren. Er wird dich auch zurückbringen. Ich weiß nicht, warum er dich einlädt und mich nicht. Es ist sicher eine erste Geste, eine Form, mir zu verstehen zu geben, daß nicht alles verloren ist. Das ist zumindest der Schluß, den Manuel zieht.«

»Wie schlecht er sich fühlte«, sagt Urania, während sie bemerkt, daß Tante Adelina, niedergedrückt, sie nicht mehr mit diesem Tadel im Blick anschaut, aus dem die Sicherheit gewichen ist. »Er verhaspelte sich, widersprach sich. Er zitterte bei dem Gedanken, ich könnte ihm seine Lügen nicht glauben.«

»Manuel Alfonso konnte ihn doch auch getäuscht haben...«, setzt Tante Adelina an, aber der Satz bleibt ihr im Hals stecken. Sie macht ein zerknirschtes Gesicht und bewegt entschuldigend Kopf und Hände.

»Wenn du nicht gehen willst, gehst du nicht, Uranita.« Agustín Cabral reibt sich die Hände, als wäre ihm kalt in dieser heißen Abenddämmerung, die dabei ist, in Dunkelheit überzugehen. »Ich rufe sofort Manuel Alfonso an und sage ihm, daß du dich unwohl fühlst, daß er dich beim Chef entschuldigen soll. Du bist in keiner Weise verpflichtet, mein Kleines.«

Sie weiß nicht, was sie antworten soll. Warum muß sie eine solche Entscheidung treffen?

»Ich weiß nicht, Papi.« Sie zögert, verwirrt. »Mir kommt das komisch vor. Warum lädt er mich allein ein? Was soll ich da, auf einem Fest mit alten Leuten? Oder sind noch andere Mädchen in meinem Alter eingeladen?«

Der kleine Adamsapfel bewegt sich auf und nieder am

schlanken Hals des Senators Cabral. Seine Augen weichen denen Uranias aus.

»Wenn er dich eingeladen hat, wird es auch andere junge Leute geben«, stottert er. »Er betrachtet dich vermutlich nicht mehr als kleines Mädchen, sondern als junges Fräulein.«

»Aber er kennt mich doch gar nicht, er hat mich nur von weitem gesehen, mit vielen anderen Leuten. Wie soll er sich an mich erinnern, Papi.«

»Man wird ihm von dir erzählt haben, Uranita«, sagt ihr Vater ausweichend. »Ich sag dir noch einmal, du bist zu nichts verpflichtet. Wenn du willst, rufe ich Manuel Alfonso an, um ihm zu sagen, daß du dich unwohl fühlst.«

»Na ja, ich weiß nicht, Papi. Wenn du willst, geh ich hin, und wenn nicht, dann nicht. Ich will dir ja helfen. Wird er nicht böse werden, wenn ich ihn kränke?«

»Hast du denn nichts gemerkt?« wagt Manolita sie zu fragen.

Nichts, Urania. Du warst ein Kind, als das noch hieß, völlig unschuldig zu sein, was gewisse Dinge betraf, die mit dem Begehren, den Trieben und der Macht zu tun haben und mit den Exzessen und Brutalitäten, zu denen es kommen kann, wenn sich diese Dinge in einem von Trujillo geformten Land miteinander verbinden. Natürlich kam ihr das alles überstürzt vor, sie war ja nicht auf den Kopf gefallen. Wo hatte es das gegeben, eine Einladung zu einem Fest noch am gleichen Tag, ohne der Eingeladenen Zeit zu lassen, sich vorzubereiten? Aber sie war ein normales, gesundes Mädchen – der letzte Tag, an dem du es sein solltest, Urania –, offen für alles Neue, und dieses Fest plötzlich, in San Cristóbal, auf der berühmten Hacienda des Generalissimus, von der die Pferde und Kühe kamen, die alle Preise gewannen, mußte sie einfach in Aufregung versetzen, ihre Neugier wecken, sie daran denken lassen, was sie ihren Schulfreundinnen erzählen würde, wie neidisch ihre Klassenkameradinnen wären, unter denen sie in diesen Tagen so zu leiden hatte, weil sie ihr mit den Ungeheuerlichkeiten in den Ohren lagen, die in

den Zeitungen und im Rundfunk gegen den Senator Cabral verbreitet wurden. Weshalb hätte etwas, das die Zustimmung ihres Vaters fand, ihr Mißtrauen wecken sollen? Eher empfand sie Freude, daß diese Einladung, wie der Senator sagte, das erste Zeichen einer Wiedergutmachung war, eine Geste, um ihren Vater wissen zu lassen, daß der Leidensweg zu Ende war.

Sie argwöhnte nichts. Als die angehende junge Frau, die sie war, sorgte sie sich um leichtere Dinge, was sollte sie anziehen, Papi?, welche Schuhe?, schade, daß es so spät war, sie hätten die

Frau kommen lassen können, die sie im vergangenen Monat frisiert und geschminkt hatte, als sie Ehrenjungfer der Schönheitskönigin der Santo-Domingo-Schule gewesen war. Das war ihre einzige Sorge ab dem Augenblick, da ihr Vater und sie beschlossen, sie sollte zu dem Fest gehen, um den Chef nicht vor den Kopf zu stoßen. Don Manuel Alfonso würde sie um acht Uhr abends abholen. Ihr blieb keine Zeit für die Hausaufgaben.

»Wie lange, hast du Herrn Alfonso gesagt, kann ich bleiben?« »Na ja, bis die Leute sich zu verabschieden beginnen«, sagt der Senator Cabral, sich nervös die Hände reibend. »Wenn du vorher gehen willst, weil du müde bist oder was auch immer, dann sagst du es ihm, und Manuel Alfonso wird dich sofort zurückbringen.«

XVII

Während Doktor Vélez Santana und Bienvenido García den verletzten Pedro Livio Cedeno im Lieferwagen in die Internationale Klinik fuhren, traf das unzertrennliche Trio – Amadito, Tony Imbert und der Türke – eine Entscheidung: Es hatte keinen Sinn, weiter dort zu warten, bis General Díaz, Luis Amiama und Antonio de la Maza General José Rene Roman gefunden hätten. Besser, sie suchten einen Arzt, der ihre Wunden versorgte, wechselten die befleckte

Kleidung und suchten sich bis zur Klärung des Ganzen einen Unterschlupf. An welchen vertrauenswürdigen Arzt konnten sie sich um diese Zeit wenden? Es war fast Mitternacht.

»An meinen Cousin Manuel«, sagte Imbert. »Manuel Durán Barreras. Er wohnt hier in der Nähe, und seine Praxis liegt neben seinem Haus. Man kann ihm vertrauen.«

Tony machte ein düsteres Gesicht, was Amadito wunderte. In dem Auto, in dem Salvador sie zu Doktor Durán Barreras fuhr – die Stadt lag still da, und in den Straßen herrschte kein Verkehr, die Nachricht war noch nicht bekanntgeworden –, fragte er ihn:

»Warum diese Leichenbittermiene?«

»Die Sache ist im Arsch«, antwortete Imbert dumpf.

Der Türke und der Leutnant sahen ihn an.

»Findet ihr das normal, daß Pupo Roman nicht auftaucht?« fügte er mit gepreßter Summe hinzu. »Es gibt nur zwei Erklärungen. Entweder sie sind ihm auf die Spur gekommen und er ist verhaftet, oder aber er hat es mit der Angst gekriegt. In jedem Fall sitzen wir in der Scheiße.«

»Aber wir haben Trujillo getötet, Tony!« munterte Amadito ihn auf. »Den wird keiner mehr zum Leben erwecken.«

»Glaub nicht, daß ich es bereue«, sagte Imbert. »Ehrlich gesagt, ich habe mir nie Illusionen über den Staatsstreich und die militärisch-zivile Junta gemacht, all diese Träume von Antonio de la Maza. Ich habe uns immer als Selbstmordkommando betrachtet.«

»Das hättest du früher sagen sollen, Bruderherz«, scherzte Amadito. »Dann hätte ich mein Testament schreiben können.«

Der Türke setzte sie bei Doktor Durán Barreras ab und fuhr zu sich nach Hause; da die *caliés* bald seinen an der Straße zurückgelassenen Wagen entdecken würden, wollte er seine Frau und seine Kinder warnen und Kleidung und Geld holen. Doktor Durán Barreras war zu Bett gegangen. Er kam im Morgenmantel heraus, streckte die Glieder. Der Unterkiefer fiel ihm herunter, als Imbert ihm erklärte, warum sie schlamm- und blutverschmiert waren und was sie von

ihm erwarteten. Sekundenlang starrte er sie sprachlos an aus seinem großen, knöchigen Gesicht mit Bartstoppeln. Amadito konnte den Adamsapfel sehen, der sich am Hals des Arztes auf und ab bewegte. Mehrmals rieb er sich die Augen, als fürchtete er, Gespenster zu sehen. Schließlich reagierte er:

»Zuerst einmal müßt ihr versorgt werden. Gehen wir in die Praxis.«

Am schlimmsten hatte es Amadito erwischt. Eine Kugel hatte ihm den Knöchel durchschlagen; man sah die Einschuß- und Austrittsöffnungen des Geschosses und Knochensplitter, die aus der Wunde ragten. Die Schwellung deformierte seinen Fuß und einen Teil des Knöchels.

»Ich weiß nicht, wieso du überhaupt noch stehen kannst, zertrümmert wie du bist«, sagte der Doktor, während er ihm die Wunde desinfizierte.

»Ich merke erst jetzt, daß ich Schmerzen habe«, erwiderte der Leutnant.

In der Euphorie des Geschehens hatte er kaum auf seinen Fuß geachtet. Aber jetzt war der Schmerz da, begleitet von einem brennenden Kitzeln, das bis zu seinem Knie hochstieg. Der Arzt verband ihn, setzte ihm eine Spritze und gab ihm ein Fläschchen mit Tabletten, von denen er alle vier Stunden eine nehmen sollte.

»Weißt du, wohin du gehen kannst?« fragte ihn Imbert, während er versorgt wurde.

Amadito dachte sofort an seine Tante Meca, eine seiner elf Tanten und diejenige, die ihn seit seinen Kindheitstagen am meisten verhätschelt hatte. Die alte Frau lebte allein, in einem Holzhaus voller Blumentöpfe, in der Avenida San Martin, nicht weit vom Independencia-Park entfernt.

»Man wird uns zuallererst bei den Verwandten suchen«, gab Tony ihm zu bedenken. »Besser bei einem Freund, dem du vertrauen kannst.«

»All meine Freunde sind Militärs, Bruderherz. Eingefleischte Trujillo-Anhänger.«

Es war ihm unbegreiflich, wie besorgt und pessimistisch Imbert war. Pupo Roman würde auftauchen und den Plan

in Gang setzen, das war sicher. Und durch Trujillos Tod würde das Regime ohnehin wie ein Kartenhaus zusammenfallen.

»Ich glaube, ich kann dir helfen, Junge«, schaltete sich Doktor Durán Barreras ein. »Der Mechaniker, der mir den Lieferwagen repariert, hat ein kleines Haus und will es vermieten. Auf der anderen Seite des Flusses. Soll ich mit ihm reden?«

Er tat es, und die Sache erwies sich als überraschend einfach. Der Mechaniker hieß Antonio -Tono – Sánchez und kam trotz der späten Stunde ins Haus, kaum daß der Doktor ihn angerufen hatte. Sie sagten ihm die Wahrheit. »*Carajo*, heute nacht besaube ich mich!« rief er aus. Es war ihm eine Ehre, ihnen sein kleines Haus zur Verfügung zu stellen. Der Leutnant wäre in Sicherheit, es gab keine Nachbarn in der Nähe. Er selbst würde ihn in seinem Jeep hinbringen und dafür sorgen, daß es ihm nicht an Essen fehlte.

»Wie kann ich dir das alles vergelten, Quacksalber?« fragte Amadito Durán Barreras.

»Indem du auf dich aufpaßt, Junge.« Der Arzt reichte ihm die Hand und schaute ihn voll Mitgefühl an. »Ich möchte nicht in deiner Haut stecken, wenn sie dich kriegen.«

»Dazu wird es nicht kommen, Quacksalber.«

Er hatte keine Kugeln mehr, aber Imbert besaß einen guten Vorrat und schenkte ihm eine Handvoll Munition. Der Leutnant lud seine 45er Pistole und erklärte zum Abschied:

»So fühl ich mich sicherer.«

»Ich hoffe dich bald zu sehen, Amadito.« Tony umarmte ihn. »Deine Freundschaft gehört zu den guten Dingen, die mir im Leben passiert sind.«

Als sie im Jeep von Tono Sánchez in Richtung Ozama fuhren, hatte die Stadt sich verändert. Ein paar Wannen mit *caliés* kamen ihnen entgegen, und als sie die Radhamés-Brücke überquerten, sahen sie einen Lastwagen mit Soldaten kommen, die heruntersprangen und eine Straßensperre errichteten.

»Sie wissen schon, daß der Ziegenbock tot ist«, sagte

Amadito. »Ich hätte gern ihre Gesichter gesehen, jetzt, wo ihnen der Chef abhanden gekommen ist.«

»Niemand wird es glauben, solange er nicht die Leiche gesehen und gerochen hat«, erklärte der Mechaniker. »Wie anders wird dieses Land ohne Trujillo sein, verfluchtnochmal.«

Das kleine Haus war eine schlichte Konstruktion inmitten eines unbebauten, zehn Tagewerke großen Grundstücks. Es war halb leer: eine Pritsche mit Matratze, ein paar kaputte Stühle und eine Korbflasche mit destilliertem Wasser. »Morgen bring ich dir was zu essen«, versprach ihm Tono Sánchez. »Mach dir keine Sorgen. Hier kommt keiner her.«

Das Haus hatte kein elektrisches Licht. Amadito zog sich die Schuhe aus und legte sich angekleidet auf die Pritsche. Der Motor des Jeeps von Tofio Sánchez wurde immer leiser, bis er nicht mehr zu hören war. Er war müde, die Ferse und der Knöchel schmerzten ihn, aber er fühlte große Gelassenheit. Nun, da Trujillo tot war, war eine große Last von ihm gewichen. Das schlechte Gewissen, das ihm die Seele zerfraß, seitdem er sich gezwungen gesehen hatte, diesen armen Teufel zu töten – den Bruder von Luisa Gil, mein Gott! –, würde jetzt verschwinden, da war er sicher. Er würde derselbe sein wie früher, ein junger Mann, der sich im Spiegel ansah, ohne Ekel beim Anblick seines Gesichts zu empfinden. Verfluchtnochmal, wenn er auch Abbes García und Major Roberto Figueroa Carrión den Garaus machen könnte, dann wäre ihm alles egal. Er würde in Frieden sterben. Er rollte sich zusammen, veränderte mehrmals die Position, auf der Suche nach Schlaf, aber er konnte ihn

nicht finden. Im Dunkeln hörte er leise Geräusche, Getrappel. Im Morgengrauen ließen die Erregung und der Schmerz nach, und er konnte ein paar Stunden schlafen. Dann fuhr er erschreckt hoch. Er hatte einen Alptraum gehabt, er erinnerte sich nicht, was es gewesen war.

Er verbrachte die Stunden des neuen Tages damit, durch die Fenster zu spähen und auf das Erscheinen des Jeeps

zu warten. Es gab nichts zu essen im Haus, aber er hatte keinen Hunger. Die Schlückchen destilliertes Wasser, die er von Zeit zu Zeit nahm, beschäftigten seinen Magen. Aber ihn quälte die Einsamkeit, die Langeweile, das Fehlen von Nachrichten. Wenn es wenigstens ein Radio gäbe! Er widerstand der Versuchung, hinaus und bis zu einem bewohnten Ort zu gehen, auf der Suche nach einer Zeitung. Halt die Ungeduld im Zaum, Junge. Tono Sánchez wird schon kommen.

Er kam erst am dritten Tag. Er erschien am Mittag des 2. Juni, an dem Tag, an dem Amadito, halbtot vor Hunger und verzweifelt durch das Fehlen von Nachrichten, zweiunddreißig Jahre alt wurde. Tono war nicht mehr der ungezwungene, herzliche, selbstsichere Mann, der ihn hergebracht hatte. Er war blaß, nervös, unrasiert und stotterte. Er reichte ihm eine Thermosflasche mit heißem Kaffee und ein paar Sandwichs mit Schlackwurst und Käse, die Amadito hinunterschlang, während er den schlechten Nachrichten zuhörte. Sein Bild war in allen Zeitungen, und sie zeigten es alle Augenblicke im Fernsehen, zusammen mit denen von General Juan Tomás Díaz, Antonio de la Maza, Estrella Sadhalá, Fifi Pastoriza, Pedro Livio Cedeno, Antonio Imbert, Huáscar Tejeda und Luis Amiama. Pedro Livio Cedeno, der in ihrer Gewalt war, hatte sie verraten. Sie boten jedem, der Information über sie besaß, riesige Geldsummen. Alle, die verdächtig waren, Trujillo-Gegner zu sein, wurden grausam verfolgt. Doktor Durán Barreras war am Vorabend festgenommen worden; Tono glaubte, daß er sie unter der Folter am Ende verraten würde. Es war höchst gefährlich, daß Amadito hierblieb.

»Ich würde nicht hierbleiben, auch wenn es ein sicheres Versteck wäre«, sagte der Leutnant. »Lieber sollen sie mich umbringen, als daß ich noch einmal drei Tage in dieser Einsamkeit verbringe.«

»Und wohin willst du gehen?«

Er dachte an seinen Cousin Máximo Mieses, der ein kleines Stück Land an der Duarte-Landstraße besaß. Aber Tono nahm ihm die Hoffnung: Die Landstraßen waren

voller Patrouillen, und sie durchsuchten die Fahrzeuge. Er würde das Grundstück seines Cousins nicht erreichen, ohne erkannt zu werden.

»Du begreifst die Lage nicht«, sagte Tono Sánchez wütend. »Es gibt Hunderte von Verhafteten. Sie suchen euch wie verrückt.«

»Zum Teufel mit ihnen«, sagte Amadito. »Sollen sie mich doch umbringen. Der Ziegenbock tut keinen Mucks mehr, sie werden ihn nicht mehr zum Leben erwecken. Du mach dir keine Sorgen, Bruderherz. Du hast viel für mich getan. Kannst du mich bis zur Straße mitnehmen? Ich werde zu Fuß in die Stadt zurückgehen.«

»Ich hab zwar Angst, aber nicht so sehr, daß ich dich hier zurücklasse, so ein Schwein bin ich nicht«, sagte Tono, der ruhiger geworden war. Er klopfte ihm auf die Schulter. »Komm, ich nehm dich mit. Wenn sie uns erwischen, dann hast du mich mit vorgehaltenem Revolver gezwungen, okay?«

Er verstaute Amadito im hinteren Teil des Jeeps, unter einer Plane, auf die er ein zusammengerolltes Seil und ein paar Benzinkanister legte, die auf dem Leutnant, der mit angezogenen Beinen dalag, hin und her rutschten. Die Haltung verursachte ihm Krämpfe und verstärkte den Schmerz in seinem Fuß; bei jedem Schlagloch stieß er sich die Schultern, den Rücken, den Kopf an. Aber nicht einen Augenblick vergaß er seine 4 5 er Pistole; er hielt sie in der rechten Hand, entsichert. Was auch geschehen würde, lebend würden sie ihn nicht kriegen. Er fühlte keine Furcht. Im Grunde hegte er keine große Hoffnung, die Sache zu überstehen. Aber was machte das schon. Seit jener unheilvollen Nacht mit Johnny Abbes hatte er keine solche Ruhe mehr empfunden.

»Wir kommen jetzt zur Radhamés-Brücke«, hörte er Toño Sánchez erschrocken sagen. »Rühr dich nicht, mucks dich nicht, eine Patrouille.«

Der Jeep hielt an. Er hörte Stimmen, Schritte und, nach einer Pause, freundliche Rufe: »Ach, du bist es, Tonito.«

»Was gibt's, Sportsfreund.« Man erlaubte ihnen,

weiterzufahren, ohne das Fahrzeug zu durchsuchen. Sie mußten sich mitten auf der Brücke befinden, als er Tono Sánchez abermals hörte:

»Der Hauptmann war mein Freund, der dürre Rasputin, was für ein verdammtes Glück! Mir geht noch der Arsch auf Grundeis, Amadito. Wo soll ich dich absetzen?«

»In der Avenida San Martin.«

Kurze Zeit später bremste der Jeep.

»Nirgendwo *caliés* zu sehen, lauf zu«, sagte Tofio zu ihm.

»Gott schütze dich, mein Junge.«

Der Leutnant befreite sich von der Plane und den Kanistern und sprang auf den Bürgersteig. Einige Autos fuhren vorbei, aber er sah keine Fußgänger, außer einem Mann mit Stock, der sich mit dem Rücken zu ihm entfernte.

»Gott möge es dir lohnen, Tono.«

»Er schütze dich«, wiederholte Tono Sánchez, während er startete.

Das kleine Haus seiner Tante Meca – ganz aus Holz, eingeschossig, mit Gitter und ohne Garten, aber mit Geranientöpfen vor den Fenstern – war etwa zwanzig Meter entfernt, die Amadito mit langen Schritten und hinkend zurücklegte, ohne den Revolver zu verbergen. Kaum hatte er geklopft, öffnete sich die Tür. Seine Tante hatte keine Zeit, sich zu wundern, denn der Leutnant sprang mit einem Satz hinein, schob sie zur Seite und schloß die Tür hinter sich.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, wo ich mich verstecken soll, Tante Meca. Nur für einen oder zwei Tage, bis ich einen sicheren Ort finde.«

Seine Tante küßte und umarmte ihn liebevoll wie eh und je. Sie schien nicht so erschrocken zu sein, wie Amadito gefürchtet hatte.

»Sie haben dich bestimmt gesehen, mein Sohn. Was für ein Einfall, am helllichten Tag zu kommen. Meine Nachbarn sind glühende Trujillo-Anhänger. Du bist ja voll Blut. Und dieser Verband? Bist du verwundet?«

Amadito spähte durch die Vorhänge auf die Straße. Es gab keine Menschen auf den Bürgersteigen. Türen und Fenster

auf der anderen Straßenseite waren geschlossen.

»Seitdem die Sache bekannt wurde, habe ich für dich zu San Pedro Claver gebetet, Amadito, er ist ein so wundertätiger Heiliger.« Sie hielt sein Gesicht zwischen ihren Händen. »Als du im Fernsehen zu sehen warst und in *El Caribe*, kamen mehrere Nachbarinnen zu mir, um mir Fragen zu stellen, um sich zu erkundigen. Hoffentlich haben sie dich nicht gesehen. Wie du aussiehst, mein Sohn. Möchtest du etwas?«

»Ja, Tante«, sagte er lachend, während er ihr über das weiße Haar strich. »Eine Dusche und etwas zu essen. Ich sterbe vor Hunger.«

»Und obendrein hast du noch Geburtstag!« erinnerte sich seine Tante und umarmte ihn noch einmal.

Sie war eine kleine, energische Alte mit entschlossenem Gesichtsausdruck und tiefen, gütigen Augen. Sie hieß ihn Hose und Hemd ausziehen, um sie auszuwaschen, und während Amadito sich duschte – ein göttliches Vergnügen –, wärmte sie ihm sämtliche Essensreste in der Küche auf. Der Leutnant setzte sich in Unterhose und Unterhemd zu einem Bankett an den Tisch: gebackene Bananen, gebratene Schlackwurst, Reis und geröstetes Huhn. Er aß mit Appetit, während er den Geschichten seiner Tante Meca zuhörte. Über den Aufruhr, den die Tatsache, daß er einer der Trujillo-Mörder war, in der Familie verursacht hatte. Bei drei ihrer Schwestern waren im Morgengrauen die *caliés* erschienen und hatten nach ihm gefragt. Hierher waren sie noch nicht gekommen.

»Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich gern ein wenig schlafen, Tante. Ich habe seit Tagen kaum ein Auge zugetan. Aus Langeweile. Ich bin froh, daß ich hier bei dir bin.«

Sie führte ihn in ihr Schlafzimmer und überließ ihm ihr Bett, unter einem Bildnis von San Pedro Claver, ihrem Lieblingsheiligen. Sie schloß die Fensterläden, um das Zimmer zu verdunkeln, und sagte, sie würde ihm die Uniform säubern und bügeln, während er seinen Mittagsschlaf hielt. »Uns wird schon einfallen, wo wir dich

verstecken können, Amadito.« Sie küßte ihn mehrmals auf die Stirn und auf den Kopf: »Und ich habe dich für einen treuen Trujillo-Anhänger gehalten, mein Sohn.« Er schlief sofort ein. Er träumte, daß der Türke und Tony Imbert ihn beharrlich riefen: »Amadito, Amadito!« Sie wollten ihm etwas Wichtiges mitteilen, aber er verstand weder ihre Gesten noch ihre Worte. Ihm war, als habe er gerade erst die Augen zugemacht, als er spürte, daß jemand ihn rüttelte. Es war Tante Meca, so bleich und erschrocken, daß sie ihm leid tat, daß es ihm Gewissensbisse bereitetete, sie in diese Geschichte hineingezogen zu haben.

»Sie sind da, sie sind da.« Sie rang nach Luft, bekreuzigte sich. »Zehn oder zwölf Wannen und haufenweise *caliés*, mein Sohn.«

Er war jetzt ganz klar und wußte genau, was er tun würde. Er zwang die Alte, sich auf den Boden zu legen, hinter das Bett, gegen die Wand, zu Füßen von San Pedro Claver.

»Rühr dich nicht von der Stelle, steh nicht auf, um nichts in der Welt«, befahl er ihr. »Ich hab dich sehr lieb, Tante Meca.«

Er hielt die 45 er Pistole in der Hand. Barfuß, nur mit der khakifarbenen Unterwäsche der Uniform bekleidet, glitt er dicht an der Wand entlang zur Haustür. Er spähte durch die Vorhänge, ohne sich sehen zu lassen. Es war ein Nachmittag mit bewölktem Himmel, und in der Ferne erklang ein Bolero. Mehrere schwarze Volkswagen des SIM versperrten die Fahrbahn. Mindestens zwanzig *caliés* mit Maschinenpistolen und Revolvern hatten das Haus umstellt. Drei Männer standen vor der Tür. Einer schlug mit der Faust dagegen und brachte das Holz zum Zittern. Er brüllte aus vollem Halse:

»Wir wissen, daß du da drin bist, García Guerrero! Komm mit erhobenen Armen raus, wenn du nicht wie ein Hund krepieren willst!«

»Wie ein Hund nicht«, murmelte er. Während er mit der linken Hand die Tür aufstieß, schoß er mit der rechten. Er schaffte es, das Magazin seiner Pistole zu leeren, und sah, wie der, der ihn aufgefordert hatte, sich zu ergeben, mit

einem Schrei zu Boden stürzte, mitten in die Brust getroffen. Von zahllosen Kugeln aus Maschinenpistolen und Revolvern durchsiebt, sah er jedoch nicht, daß er nicht nur einen *calié* getötet, sondern außerdem zwei weitere verletzt hatte, bevor er selbst starb. Er sah nicht, wie seine Leiche -wie es die Jäger mit dem Wild taten, das sie auf den Jagdpartien in der Cordillera Central erlegt hatten – auf das Dach eines Volkswagens gebunden wurde und so, an Knöcheln und Handgelenken von Johnny Abbes' Männern gehalten, die im Innern der Wanne saßen, den Schaulustigen im Independencia-Park vorgeführt wurde, durch den seine Henker eine Siegesrunde drehten, während andere *caliés* in das Haus eindrangen, Tante Meca mehr tot als lebendig dort fanden, wo er sie zurückgelassen hatte, sie hervorzerren, anspuckten und in die Räume des SIM brachten und eine habgierige Menschenmenge unter den spöttischen oder gleichmütigen Blicken der Polizei das Haus zu plündern begann und nach allem griff, was nicht schon von den *caliés* geraubt worden war, ein Haus, das sie nach der Plünderung zerstören, einreißen, in Brand stecken, dem Erdboden gleichmachen würden, bis in der Abenddämmerung nichts mehr von ihm übrigbliebe als Asche und verkohlte Trümmer.

XVIII

Als einer der Militäradjutanten Luis Rodríguez, den Chauffeur von Manuel Alfonso, hereinführte, erhob sich der Generalissimus, um ihn zu empfangen, was er selbst bei den wichtigsten Personen nicht zu tun pflegte.

»Wie geht es dem Botschafter?« fragte er ihn erwartungsvoll.

»Nicht besonders gut, Chef.« Der Chauffeur machte ein betrübtes Gesicht und faßte sich an den Hals. »Große Schmerzen wieder. Heute morgen ließ er mich den Arzt holen, damit er ihm eine Spritze gab.«

Armer Manuel. Es war verdammt noch mal nicht gerecht,

daß jemand, der sein Leben der Aufgabe gewidmet hatte, seinen Körper zu pflegen, schön und elegant zu sein, dem verfluchten Gesetz der Natur zu widerstehen, dem zufolge alles häßlich werden mußte, dort getroffen wurde, wo es ihn bestimmt am meisten demütigte: in seinem Gesicht, das Leben, Schönheit, Gesundheit geatmet hatte. Besser, er wäre nicht mehr aus der Narkose erwacht. Als der Wohltäter ihn bei seiner Rückkehr nach Ciudad Trujillo sah, nach der Operation in der Mayo-Klinik, bekam er feuchte Augen. Was war er für ein Wrack geworden. Und man verstand ihn kaum, jetzt, da sie ihm die halbe Zunge entfernt hatten.

»Grüß ihn von mir.« Der Generalissimus maß Luis Rodríguez mit einem prüfenden Blick; dunkler Anzug, weißes Hemd, blaue Krawatte, blankpolierte Schuhe: der schmuckste Neger der Dominikanischen Republik. »Was gibt es Neues?«

»Nur Gutes, Chef.« Die großen Augen von Luis Rodríguez funkelten. »Ich habe das Mädchen gefunden, es gab kein Problem. Wann Sie wollen.«

»Sicher, daß es dasselbe ist?«

Das große braune Gesicht mit Narben und Schnurrbart nickte mehrmals.

»Absolut sicher. Das Mädchen, das am Montag im Namen der Jugend von San Cristóbal die Blumen überreicht hat. Yolanda Esterei. Siebzehn Jahre. Hier ist ihr Photo.«

Es war die Photographie eines Schulausweises, aber Trujillo erkannte die verträumten Augen, den Mund mit den fleischigen Lippen und das offene Haar, das ihr bis auf die Schultern reichte. Das Mädchen war an der Spitze der Schüler mit einer großen Photographie des Generalissimus an der Tribüne vorbeidefilert, die man im Hauptpark von San Cristóbal errichtet hatte, und dann auf das Podest gestiegen, um ihm einen in Cellophan gehüllten Strauß Rosen und Hortensien zu überreichen. Er erinnerte sich an den voll entwickelten Körper, die kleinen, festen Brüste, die sich unter der Bluse abzeichneten, die vorspringenden Hüften. Ein Kitzeln in den Hoden verbesserte seine Laune.

»Bring sie ins Mahagonihaus, so etwa um zehn«, sagte er und unterdrückte sogleich das Phantasieren, das ihm die Zeit stahl. »Meine besten Grüße an Manuel. Er soll sich pflegen.«

»Ja, Chef, ich werde es ihm ausrichten. Ich werde sie kurz vor zehn hinbringen.«

Er entfernte sich unter Verbeugungen. Der Generalissimus rief von einem der sechs Telefone seines Schreibtischs den Wachhabenden im Mahagonihaus an, damit Benita Sepúlveda die Räume mit Anisduft und frischen Blumen füllte. (Es war eine unnötige Vorsichtsmaßnahme, denn die Verwalterin, die wußte, daß er jeden Augenblick dort erscheinen konnte, hielt das Mahagonihaus immer auf Hochglanz poliert, aber er unterließ es nie, ihr Bescheid zu geben.) Er befahl den Militäradjutanten, den Chevrolet bereitzuhalten und seinen Chauffeur, Begleiter und Leibwächter Zacarías de la Cruz zu rufen, denn heute abend würde er nach dem Spaziergang nach San Cristóbal fahren.

Die Aussicht entzückte ihn. War sie womöglich die Tochter jener Schuldirektorin in San Cristóbal, die ihm vor zehn Jahren ebenfalls während eines politischen Besuchs in seiner Heimatstadt ein Gedicht von Salomé Urena aufgesagt und ihn mit ihren depilierten Achseln, die sie beim Deklamieren sehen ließ, so erregt hatte, daß er den offiziellen Empfang zu seinen Ehren gleich nach Beginn verließ und sie mit sich ins Mahagonihaus

nahm? Terencia Esterei? So hieß sie. Er spürte eine weitere Welle von Erregung bei der Vorstellung, daß Yolanda die Tochter oder die jüngere Schwester dieser kleinen Lehrerin war. Er durchquerte mit raschen Schritten die Gärten zwischen dem Regierungspalast und der Villa Radhamés und hörte nur mit halbem Ohr den Erklärungen eines Adjutanten der Eskorte zu: wiederholte Anrufe des Ministers der Streitkräfte General Roman Fernández, der ihm zur Verfügung stehe für den Fall, daß Seine Exzellenz ihn vor dem Spaziergang sehen wolle. Aha, er hatte einen Schrecken bekommen durch den Anruf heute morgen. Er

würde einen noch größeren bekommen, wenn er ihm unter Flüchen den Tümpel mit schmutzigem Wasser zeigte. Er betrat im Sturmschritt seine Wohnräume in der Villa Radhamés. Dort erwartete ihn, ausgebreitet auf dem Bett, die olivgrüne Tagesuniform. Sinforoso war ein Hellseher. Er hatte ihm nicht gesagt, daß er nach San Cristóbal fahren würde, aber der Alte hatte ihm die Kleidung bereitgelegt, mit der er sich immer zur Hacienda Fundación begab. Warum zog er sich diese Tagesuniform für das Mahagonihaus an? Er wußte es nicht. Diese Leidenschaft für Rituale, für die Wiederholung von Gesten und Handlungen, die er seit seinen Jugendjahren besaß. Die Zeichen waren günstig: Weder die Unterhose noch die Hose hatten Urinflecken. Der Zorn, den Balaguer bei ihm ausgelöst hatte, weil er es gewagt hatte, Einwände gegen die Beförderung von Leutnant Víctor Alicinio Pena Rivera zu erheben, war verraucht. Er fühlte sich optimistisch, verjüngt durch dieses angenehme Kribbeln in den Hoden und die Erwartung, die Tochter oder die Schwester dieser Terencia in den Armen zu halten, die ihm in so guter Erinnerung geblieben war. Ob sie wohl Jungfrau war? Dieses Mal würde er nicht die unangenehme Erfahrung machen, die er mit dem dünnen Skelett erlebt hatte. Er freute sich darauf, daß er die nächste Stunde in der salzigen Luft verbringen, die Meeresbrise einatmen und sehen würde, wie sich die Wellen an der Avenida brachen. Die Bewegung würde ihm helfen, den schlechten Nachgeschmack zu vertreiben, den der Nachmittag bei ihm hinterlassen hatte, etwas, das ihm selten widerfuhr; nie hatte er zu Depressionen oder ähnlichem Unsinn geneigt. Als er das Haus verließ, kam ein Dienstmädchen, um ihm zu sagen, Doña Maria wolle ihm etwas von dem jungen Ramfis ausrichten, der aus Paris angerufen habe. »Später, später, ich habe keine Zeit.« Ein Gespräch mit der alten Nervensäge würde ihm die gute Laune verderben. Er durchquerte abermals mit raschen Schritten die Gärten der Villa Radhamés, es drängte ihn, ans Ufer des Meeres

zu gelangen. Aber zuvor ging er wie jeden Tag bei seiner Mutter vorbei, in der Avenida Máximo Gómez. An der Haustür der großen rosafarbenen Residenz Doña Julias erwarteten ihn die etwa zwanzig Personen, die ihn begleiten würden, Privilegierte, die ihn jeden Abend eskortieren durften und deshalb von allen beneidet und gehaßt wurden, die nicht in den Genuß einer solchen Ehre kamen. Unter den Offizieren und Zivilpersonen, die sich in den Gärten der Erhabenen Matrone eingefunden hatten und sich in zwei Reihen teilten, um ihn hindurchzulassen – »Guten Abend, Chef«, »Guten Abend, Exzellenz« – , erkannte er Navajita Espailat, General JoséRene Roman Fernández – welche Besorgnis in den Augen des armen Tors! –, Oberst Johnny Abbes García, Senator Henry Chirinos, seinen Schwiegersohn Oberst Leon Estévez, seinen Freund und Landsmann Modesto Díaz, Senator Jeremías Quintanilla, der an die Stelle von Agustín Cabral als Senatspräsident getreten war, den Direktor von *El Caribe*, Don Panchito, und, verloren zwischen ihnen, den schwächtigen Präsidenten Balaguer. Er gab niemandem die Hand. Er ging in den ersten Stock hinauf, wo Doña Julia sich zur Stunde der Abenddämmerung in ihren Schaukelstuhl setzte. Da war die Alte; in sich zusammengesunken, klein, eine Zwergin, betrachtete sie unverwandt das Feuerwerk der am Horizont versinkenden Sonne, die von einer Aureole rödlcher Wolken umgeben war. Die Besucherinnen und Dienstmädchen, die seine Mutter umringten, wichen zur Seite. Er beugte sich hinunter, küßte die pergamentartigen Wangen Doña Julias und strich ihr zärtlich übers Haar.

»Du liebst sie sehr, die Abenddämmerung, nicht wahr, meine Alte?«

Sie nickte und lächelte ihn mit ihren tiefliegenden, aber beweglichen Augen an, und der kleine Haken ihrer Hand berührte leicht seine Wange. Erkannte sie ihn? Doña Altagracia Julia Molina war sechsunneunzig Jahre alt, und ihr Gedächtnis mußte eine Art Seifenwasser sein, in dem sich die Erinnerungen auflösten. Aber der Instinkt sagte ihr

bestimmt, daß dieser Mann, der sie jeden Abend pünktlich besuchte, ein geliebtes Wesen war. Sie war immer herzensgut gewesen, diese uneheliche Tochter haitianischer Einwanderer nach San Cristóbal, deren Gesichtszüge er und seine Geschwister geerbt hatten, etwas, das ihn bei aller Liebe zu ihr immer mit Scham erfüllt hatte. Obwohl er manchmal, wenn er auf der Pferderennbahn, im Country Club oder in der Kunstakademie die Huldigungen sämtlicher aristokratischer Familien der Dominikanischen Republik entgegennahm, höhnisch dachte: ›Sie lecken den Boden für einen Sklavenabkömmling.‹ Was konnte die Erhabene Matrone dafür, daß schwarzes Blut in ihren Adern floß? Doña Julia hatte nur für ihren Mann gelebt, diesen gutmütigen Säufer und Frauenhelden Don José Trujillo Valdez, und für ihre Kinder, und sich dabei selbst vergessen und stets mit dem letzten Platz begnügt. Er hatte sie immer bewundert, diese kleine Frau, die ihn nie um Geld, um Kleidung, um Reisen oder sonstige Güter gebeten hatte. Nichts, niemals. Alles hatte er ihr aufgezwungen. Mit ihrer angeborenen Genügsamkeit würde Doña Julia heute noch in dem bescheidenen Häuschen in San Cristóbal wohnen, in dem der Generalissimus geboren und aufgewachsen war, oder in einer dieser fensterlosen Hütten seiner hungerleidenden haitianischen Verwandten. Das einzige, worum ihn Doña Julia im Leben gebeten hatte, war Erbarmen für Petán, Negro, Pipí und Aníbal, diese faulen, abgefeimten Brüder, wenn sie eine Missetat begangen hatten, und für Angelita, Ramfis und Radhamés, die von Kindesbeinen an vor dem Zorn des Vaters

Schutz bei der Großmutter gesucht hatten. Und um Doña Julias willen verzieh Trujillo ihnen. Ob sie wohl wußte, daß Hunderte von Straßen, Parks und Schulen der Republik Julia Molina verwitwete Trujillo hießen? Obwohl sie umschmeichelt und gefeiert wurde, war sie noch immer die unauffällige, unsichtbare Frau, wie Trujillo sie aus seiner Kindheit in Erinnerung hatte.

Manchmal blieb er eine Weile bei seiner Mutter und

erzählte ihr die Ereignisse des Tages, auch wenn sie ihn nicht verstehen konnte. Heute beschränkte er sich darauf, ihr ein paar zärdiche Worte zu sagen, und kehrte zur Máximo Gómez zurück, denn er konnte es nicht erwarten, die Meeresluft einzuatmen.

Kaum war er auf die breite Avenida hinausgetreten – die Schar der Offiziere und Zivilpersonen öffnete sich abermals –, schritt er aus. Acht Straßenzüge weiter unten sah er das Meer der Karibik, in Brand gesetzt durch die Gold- und Feuertöne der Abenddämmerung. Er spürte eine weitere Welle von Zufriedenheit. Er lief auf der rechten Seite, gefolgt von den Hölflingen, die sich fächerartig oder in Gruppen über die Fahrbahn und den Bürgersteig verteilten. Zu dieser Stunde wurde der Verkehr auf der Máximo Gómez und der Avenida unterbrochen, aber die Bewachung in den Seitenstraßen hatte Johnny Abbes auf seinen Befehl hin fast unsichtbar gemacht, denn die von Soldaten und *caliés* wimmelnden Straßenecken hatten beim Generalissimus am Ende klaustrophobische Gefühle geweckt. Niemand überwand die Schranke der Militäradjutanten, die dem Chefin einem Meter Entfernung folgten. Alle warteten darauf, daß dieser zu erkennen gab, wer sich ihm nähern durfte. Nachdem er einen halben Straßenblock gegangen war und den Duft der Gärten eingeatmet hatte, wandte er sich um, suchte den halbkahlen Schädel von Modesto Díaz und machte ihm ein Zeichen. Es kam zu einer kleinen Verwirrung, denn der feiste Senator Chirinos, der neben Modesto Díaz ging, glaubte, der Erwählte zu sein, und stürzte auf den Generalissimus zu. Er wurde zurückgehalten und wieder dem Haufen zugeführt. Modesto Díaz mit seiner Leibesfülle kosteten diese Spaziergänge

im Tempo Trujillos große Anstrengung. Er schwitzte in Strömen. Er hielt das Taschentuch in der Hand und trocknete sich ab und zu die Stirn, den Hals und die aufgeschwemmten Wangen.

»Guten Abend, Chef.«

»Du solltest Diät machen«, riet ihm Trujillo. »Kaum fünfzig

Jahre alt und völlig außer Atem. Nimm dir ein Beispiel an mir, siebzig Lenze und in bester Form.«

»Das sagt mir meine Frau jeden Tag, Chef. Sie macht mir Hühnersüppchen und Salate. Aber mein Wille ist nicht stark genug. Ich kann auf alles verzichten, nur nicht auf gutes Essen.«

Sein rundlicher Körper schaffte es kaum, auf gleicher Höhe zu bleiben. Modesto hatte das gleiche breite Gesicht mit platter Nase, dicken Lippen und eindeutig dunkler Haut wie sein Bruder, General Juan Tomás Díaz, aber er war intelligenter als er und als die meisten Dominikaner, die Trujillo kannte. Er war Präsident der Dominikanischen Partei gewesen, Kongreßabgeordneter und Minister; aber der Generalissimus hatte ihn nicht allzu lange in der Regierung geduldet, eben weil die geistige Klarheit, mit der er ein Problem darlegte, analysierte und löste, ihm gefährlich erschien, ihn überheblich machen und zum Verräter treiben konnte.

»In was für eine Verschwörung ist Juan Tomás verwickelt«, sagte er ohne Umschweife, ihm zugewandt. »Du wirst ja wohl auf dem laufenden sein über das, was dein Bruder und Schwiegersohn treibt, nehme ich an.«

Modesto lächelte, als amüsierte er sich über einen Scherz: »Juan Tomás? Ich bezweifle, daß er zwischen seinen Landgütern und Geschäften, zwischen Whisky und Kinovorführungen im Garten seines Hauses noch freie Zeit für Verschwörungen findet.«

»Er konspiriert mit Henry Dearborn, dem Yankee-Diplomaten«, erklärte Trujillo, als hätte er ihn nicht gehört, »Er soll diesen Blödsinn lassen, denn es ist ihm schon einmal übel ergangen, und es kann ihm noch schlimmer ergehen.«

»Mein Bruder ist nicht so dumm, gegen Sie zu konspirieren, Chef. Aber, nun ja, ich werde es ihm sagen.« Wie angenehm, die Meeresbrise reinigte seine Lungen, und er hörte das Getöse der Wellen, die sich an den Felsen und an der Zementmauer der Avenida brachen. Modesto Díaz machte Anstalten, sich zu entfernen, aber der Wohltäter hielt ihn zurück:

»Warte, ich bin noch nicht fertig. Oder kannst du nicht mehr?«

»Für Sie riskiere ich einen Herzinfarkt.«

Trujillo belohnte ihn mit einem Lächeln. Er hatte seit jeher Sympathie für Modesto empfunden, der nicht nur intelligent, sondern auch umsichtig, gerecht, freundlich, ohne Falsch war. Aber seine Intelligenz war nicht kontrollierbar und ausbeutbar wie die Cerebritos, des Flüssigen Verfassungsrechtlers, oder Balaguers. Modesto besaß etwas Ungebändigtes, eine Unabhängigkeit, die aufrührerisch werden konnte, wenn er zuviel Macht erlangte. Er und Juan Tomás stammten ebenfalls aus San Cristóbal, er hatte seit jungen Jahren Umgang mit ihnen gehabt und ihnen nicht nur Ämter gegeben, sondern Modesto auch bei zahllosen Gelegenheiten als Ratgeber herangezogen. Er hatte ihn äußerst strengen Prüfungen unterworfen, die er glänzend bestand. Das erste Mal Ende der vierziger Jahre, nachdem er die Messe für Rassestiere und Milchkühe besucht hatte, die Modesto Díaz damals in Villa Mella organisierte. Was für eine Überraschung: Das mittelgroße Landgut war ebenso sauber, modern und produktiv wie die Hacienda Fundación. Mehr als durch die tadellosen Ställe und die prächtigen Milchkühe wurde sein Stolz durch die arrogante Genugtuung verletzt, mit der Modesto ihm und den anderen Gästen die Viehfarm zeigte. Am nächsten Tag schickte er den Lebenden Dreck mit einem Scheck über zehntausend Pesos zu ihm, um den Kauf perfekt zu machen. Ohne den geringsten Einwand dagegen zu erheben, dieses Schmuckstück zu einem lächerlichen Preis verkaufen zu müssen (eine einzige seiner Kühe war mehr wert), unterzeichnete Modesto den Vertrag und sandte Trujillo eine handschriftliche Mitteilung, in der er ihm dafür dankte, daß »Seine Exzellenz mein kleines Agrarunternehmen für wert befindet, von seiner erfahrenen Hand geführt zu werden«. Nachdem er hin und her überlegt hatte, ob in diesen Zeilen eine strafbare Ironie steckte, beschloß der Wohltäter, daß dem nicht so sei. Fünf Jahre später besaß Modesto Díaz

eine weitere große und schöne Viehzuchtfarm in einer abgelegenen Region in La Estrella. Glaubte er, daß er in dieser Ferne unbeachtet bleiben würde? Halbtot vor Lachen, schickte Trujillo ihm Cerebritto Cabral mit einem weiteren Scheck über zehntausend Pesos und ließ ihm ausrichten, er habe so großes Vertrauen in sein Talent als Landwirt und Viehzüchter, daß er ihm das Landgut blind, ohne es zu besuchen, abkaufe. Modesto unterschrieb die Übereignung, steckte den symbolischen Betrag in die Tasche und dankte dem Generalissimus mit einem weiteren herzlichen Schreiben. Als Lohn für seine Willfährigkeit schenkte Trujillo ihm einige Zeit später die Exklusivkonzession für den Import von Waschmaschinen und Mixgeräten, so daß der Bruder von General Juan Tomás Díaz sich für jene Verluste schadlos halten konnte.

»Diese Schererei mit den dämlichen Pfaffen«, knurrte Trujillo. »Gibt es eine Lösung oder gibt es keine?«

»Natürlich gibt es eine, Chef.« Modesto keuchte; außer Stirn und Hals war auch seine Glatze schweißbedeckt.

»Aber, wenn Sie gestatten, die Probleme mit der Kirche zählen nicht. Sie regeln sich von allein, wenn das Hauptproblem gelöst ist: die Gringos. Von denen hängt alles ab.«

»Dann gibt es keine Lösung. Kennedy will meinen Kopf. Da ich nicht die Absicht habe, ihm den zu schenken, wird der Kampf lange dauern.«

»Die Gringos fürchten nicht Sie, sondern Castro, Chef. Vor allem seit dem Fiasko in der Schweinebucht. Der Gedanke, der Kommunismus könnte sich in Lateinamerika ausbreiten, entsetzt sie wie nie zuvor. Jetzt sollte man ihnen zeigen, daß Sie in dieser Region der beste Schutz gegen die Roten sind, nicht Betancourt oder Figueres.«

»Sie hatten Zeit genug, um das zu begreifen, Modesto.«

»Man muß ihnen die Augen öffnen, Chef. Die Gringos sind manchmal schwer von Begriff. Betancourt, Figueres, Muños Marin anzugreifen reicht nicht aus. Effizienter wäre es, diskret den Kommunisten in Venezuela und Costa Rica zu helfen. Und den Unabhängigkeitsverfechtern in Puerto

Rico. Wenn Kennedy sieht, daß die Guerrillabewegungen anfangen, diese Länder in Aufruhr zu versetzen, und welche Ruhe hier bei uns herrscht, wird er begreifen.«

»Wir werden später weiter darüber reden«, schnitt ihm der Generalissimus abrupt das Wort ab.

Es verdarb ihm die Laune, ihn von vergangenen Dingen reden zu hören. Nur keine düsteren Gedanken. Er wollte die gute Stimmung bewahren, mit der er den Spaziergang begonnen hatte. Er zwang sich, an das Mädchen mit dem Plakat und den Blumen zu denken. »Lieber Gott, tu mir diesen Gefallen. Ich muß heute nacht Yolanda Esterei nachlegen, nach allen Regeln der Kunst. Um zu wissen, daß ich nicht tot bin. Daß ich nicht alt bin. Daß ich dich weiterhin in der Aufgabe ersetzen kann, dieses verdammte Land von Idioten voranzubringen. Was können mir die Geistlichen, die Gringos, die Verschwörer, die Exilanten schon anhaben. Ich schaffe es ganz allein, mit diesem Dreck aufzuräumen. Aber um dieses Mädchen flachzulegen, brauche ich deine Hilfe. Sei nicht kleinlich, sei nicht knauserig. Gib sie mir, gib sie mir.« Er seufzte bei dem unangenehmen Verdacht, daß der, den er anflehte, wenn er existierte, ihn womöglich amüsiert aus der dunkelblauen Tiefe heraus beobachtete, in der die ersten Sterne erschienen.

Der Spaziergang über die Máximo Gómez kam einem Bad in Erinnerungen gleich. Die Häuser, an denen er vorbeiging, waren Symbole für herausragende Personen und Ereignisse seiner einunddreißig Jahre an der Macht. Das von Ramfis, auf dem Grundstück, auf dem sich das Haus von Anselmo Paulino befunden hatte, der zehn Jahre lang seine rechte Hand gewesen war, bis 1955, als er seinen gesamten Besitz konfisziert und ihn nach einem längeren Gefängnisaufenthalt mit einem Scheck

über sieben Millionen Dollar für die geleisteten Dienste in die Schweiz abgeschoben hatte. Gegenüber dem Haus von Angelita und Pechito Leon Estévez wohnte einst die willfährige Bestie: General Ludovino Fernández, der Ströme von Blut für das Regime vergossen hatte und den

er seiner politischen Gelüste wegen aus dem Weg räumen mußte. Neben der Villa Radhamés lagen die Gärten der Botschaft der Vereinigten Staaten, mehr als achtundzwanzig Jahre lang ein freundschaftlich verbundenes Haus, das jetzt ein Schlangennest geworden war. Da war das Baseballstadion, das er hatte anlegen lassen, damit Ramfis und Radhamés ihren Spaß hatten. Da waren, wie ein Zwillingsspaar, das Haus von Balaguer und das der Nuntiatur, noch eines, das abweisend, undankbar und niederträchtig geworden war. Weiter vorne das beeindruckende Anwesen von General Espaillet, seinem ehemaligen Geheimdienstchef. Gegenüber, ein Stück weiter unten, das von General Rodríguez Méndez, dem Saukumpan von Ramfis. Danach die jetzt verlassenen Botschaften Argentinien und Mexikos und das Haus seines Bruders Negro. Und zum Schluß die Residenz der Familie Vicini, der Zuckerrohrmillionäre, mit ihrer weiten Esplanade aus Rasenflächen und gepflegten Blumenbeeten, an der er in diesem Augenblick vorüberging.

Kaum hatte er die breite Avenida überquert, um auf der Meereseite der Uferpromenade in Richtung Obelisk weiterzulaufen, spürte er die Spritzer der Gischt. Er stützte sich auf den Mauerrand und hörte mit geschlossenen Augen dem Gekreis und Geflatter der Möwenschwärme zu. Die Meeresbrise durchströmte seine Lungen. Ein reinigendes Bad, das ihn wieder zu Kräften brachte. Aber er durfte sich nicht ablenken lassen; er hatte noch Arbeit vor sich.

»Rufen Sie Johnny Abbes.«

Die unelegante, schwabbelige Gestalt des Chefs des SIM löste sich aus der Traube der Zivil- und Militärschergen – der Generalissimus lief mit raschen Schritten auf die Zementsäule zu – und schloß zu ihm auf. Trotz seiner Leibesfülle hielt Johnny Abbes García mühelos mit ihm Schritt.

»Was ist mit Juan Tomás los?« fragte er ihn, ohne ihn anzuschauen.

»Nichts Besonderes, Exzellenz«, antwortete der Chef des SIM. »Er war heute auf seinem Landgut in Moca, mit Antonio de la Maza. Sie haben ein Kalb mitgebracht. Es kam zu einem häuslichen Streit zwischen dem General und seiner Frau Ghana, weil sie sagte, es würde viel Arbeit machen, das Kalb zu zerteilen und einzulegen...«

»Haben Balaguer und Juan Tomás sich in diesen Tagen gesehen?« unterbrach ihn Trujillo.

Da Abbes García mit der Antwort auf sich warten ließ, wandte er sich ihm zu. Der Oberst schüttelte den Kopf.

»Nein, Exzellenz. Soviel ich weiß, sehen sie sich schon länger nicht. Warum fragen Sie das?«

»Aus keinem besonderen Grund.« Der Generalissimus zuckte die Schultern. »Aber als ich eben in seinem Amtszimmer die Verschwörung von Juan Tomás erwähnte, habe ich etwas Merkwürdiges bemerkt. Etwas Merkwürdiges *gefühl*t. Ich weiß nicht, was, irgend etwas. Gibt es in Ihren Berichten nichts Verdächtiges gegen den Präsidenten?«

»Nichts, Exzellenz. Sie wissen, daß ich ihn vierundzwanzig Stunden am Tag unter Bewachung habe. Er tut keinen Schritt, er empfängt niemanden, er macht keinen Anruf ohne unser Wissen.«

Trujillo nickte. Es gab keinen Grund, dem Marionettenpräsidenten zu mißtrauen: die Ahnung konnte ihn trügen. Diese Verschwörung schien keine ernste Sache zu sein. Antonio de la Maza, einer der Verschwörer? Noch ein Verbitterter, der in Whisky und Freßgelagen Trost für seine Frustrationen suchte. Wahrscheinlich führten sie sich heute abend einen raffinierten Kalbsbraten zu Gemüte. Und wenn er nun unangemeldet zu Hause bei Juan Tomás in Gazcue erschien? »Guten Abend, meine Herren. Würde es Ihnen etwas ausmachen, den Braten mit mir zu teilen? Er riecht so gut! Der Duft ist bis zum Regierungspalast gezogen und hat mich hergeführt.« Würde Schrecken oder Freude in ihren Gesichtern stehen? Würden sie glauben, daß der unerwartete Besuch ihre Rehabilitation besiegelte? Nein, heute abend ging es nach San Cristóbal,

um Yolanda Esterei Lustschreie zu entlocken und sich morgen jung und gesund zu fühlen.

»Warum haben Sie vor zwei Wochen die Tochter von Cabral in die Vereinigten Staaten ausreisen lassen?«

Dieses Mal hatte er Oberst Abbes García überrumpelt. Er sah, wie er sich mit der Hand über die aufgedunsenen Wangen strich, ohne zu wissen, was er antworten sollte.

»Die Tochter des Senators Agustín Cabral?« murmelte er, um Zeit zu gewinnen.

»Uranita Cabral, die Tochter von Cerebritto. Die Nonnen der Santo-Domingo-Schule haben ihr ein Stipendium für die Vereinigten Staaten verschafft. Warum haben Sie sie ausreisen lassen, ohne mich zu konsultieren?«

Ihm war, als würde der Oberst vor seinen Augen verfallen. Er machte den Mund auf und zu, auf der Suche nach Worten.

»Es tut mir leid, Exzellenz«, rief er aus und senkte den Kopf. »Ihre Anweisungen lauteten, den Senator zu beschatten und ihn festzunehmen, wenn er versuchen sollte, um Asyl zu bitten. Ich kam nicht auf den Gedanken, daß das Mädchen, nachdem es neulich abend im Mahagonihaus gewesen war, dazu mit einer von Präsident Balaguer unterzeichneten Ausreiseerlaubnis... Um ehrlich zu sein, mir kam nicht einmal der Gedanke, es mit Ihnen zu besprechen, ich hielt es nicht für wichtig.«

»Auf solche Gedanken müssen Sie aber kommen«, sagte Trujillo tadelnd. »Ich will, daß Sie das Personal meines Sekretariats überprüfen. Jemand hat mir ein Memorandum Balaguers über die Reise des Mädchens vorenthalten. Ich will wissen, wer das war und warum er das getan hat.«

»Sofort, Exzellenz. Ich bitte Sie, diese Nachlässigkeit zu entschuldigen. Es wird nicht noch einmal passieren.«

»Das hoffe ich«, entließ ihn Trujillo.

Der Oberst salutierte vor ihm (man bekam Lust zu lachen) und kehrte zu den Höflingen zurück. Er lief ein paar Straßenzüge, nachdenklich, ohne jemanden zu rufen. Abbes García

war nur zum Teil seinen Anweisungen gefolgt, Soldaten

und *caliés* abziehen. Er sah zwar keine Stacheldrahtsperrren und Sandsäcke an den Ecken, auch nicht die kleinen Volkswagen oder uniformierte Polizisten mit Maschinenpistolen. Aber von Zeit zu Zeit erkannte er an den Straßenmündungen der Avenida in einiger Entfernung eine einzelne schwarze Wanne mit den Köpfen von *caliés* in den Fenstern oder Zivilpersonen mit Ganovengesichtern, die an den Straßenlaternen lehnten und in deren Achselhöhlen sich deutlich die Pistolen abzeichneten. Auf der Avenida George Washington hatte man den Verkehr nicht gesperrt. Aus Lastwagen und Personenwagen lehnten sich Leute, die ihm zuwinkten: »Es lebe der Chef!« Ganz auf die Anstrengung des Spaziergangs konzentriert, der seinem Körper eine köstliche Wärme und seinen Beinen eine gewisse Müdigkeit beschert hatte, dankte er mit einer Handbewegung. Es gab keine erwachsenen Passanten auf der Avenida, nur zerlumppte Kinder, Schuhputzer und Schokolade- und Zigarettenverkäufer, die ihn mit offenem Mund anstarrten. Im Vorbeigehen strich er ihnen über den Kopf oder warf ihnen ein paar Münzen hin (er trug immer viel Kleingeld in der Hosentasche). Kurz darauf rief er den Lebenden Dreck.

Der Senator Chirinos näherte sich hechelnd wie ein Jagdhund. Er schwitzte noch mehr als Modesto Díaz. Trujillo fühlte neuen Mut. Der Flüssige Verfassungsrechtler war jünger als er, und ein kleiner Spaziergang richtete ihn zugrunde. Statt auf sein »Guten Abend, Chef« zu antworten, fragte er ihn:

»Hast du Ramfis angerufen? Hat er Lloyd's in London Erklärungen gegeben?«

»Ich habe zweimal mit ihm gesprochen.« Der Senator hob beim Gehen kaum die Füße, und die Sohlen und Spitzen seiner deformierten Schuhe stießen gegen die Steinplatten, die von den Wurzeln der Palmen und Mandelbäume hochgedrückt worden waren. »Ich habe ihm das Problem erklärt, ihm Ihre Befehle wiederholt. Na ja, Sie können es sich sicher denken. Aber am Ende hat er meine Argumente akzeptiert. Er versprach mir den Brief an Lloyd's, um das

Mißverständnis

aufzuklären und zu bestätigen, daß der Posten an die Zentralbank überwiesen werden muß.«

»Hat er es getan?« unterbrach ihn Trujillo brüsk.

»Deshalb habe ich ihn das zweite Mal angerufen, Chef. Er will, daß ein Übersetzer sein Telegramm überprüft, damit es nicht mit Fehlern bei Lloyd's ankommt, da sein Englisch nicht das beste ist. Er wird es ganz sicher tun. Er sagte mir, er bedaure das Vorgefallene.«

Hielt Ramfis ihn schon für zu alt, um ihm zu gehorchen? Früher hätte er einen Befehl von ihm nicht unter so einem fadenscheinigen Vorwand unausgeführt gelassen.

»Ruf ihn noch einmal an«, befahl er unwirsch. »Wenn er diese Sache mit Lloyd's nicht heute noch regelt, bekommt er es mit mir zu tun.«

»Sofort, Chef. Aber seien Sie unbesorgt, Ramfis hat die Situation verstanden.«

Er entließ Chirinos und fand sich resigniert damit ab, seinen einsamen Spaziergang zu beenden, um die anderen nicht zu enttäuschen, die darauf aus waren, einige Worte mit ihm zu wechseln. Er wartete auf den menschlichen Schweif, trat in seine Mitte und plazierte sich zwischen Virgilio Álvarez Pina und den Innen- und Kultusminister Paíno Pichardo. In der Gruppe befanden sich auch Navajita Espaillat, der Polizeichef, der Direktor von *El Caribe* und der neue Senatspräsident Jeremías Quintanilla, dem er gratulierte und Erfolg wünschte. Der Beförderte strahlte vor Freude und zerging in Dankesworten. Während er unverändert rasch ausschritt und auf der Meeresseite nach Osten strebte, forderte er mit lauter Stimme:

»Nun, meine Herren, erzählen Sie mir die neuesten trujillofeindlichen Witze.«

Eine Welle von Gelächter quittierte seinen launigen Einfall, und Augenblicke später plapperten alle wie die Papageien. Während er tat, als hörte er ihnen zu, nickte er, lächelte er. Ab und zu spähte er nach dem betrübten General JoséRene Roman. Der Minister der Streitkräfte konnte

seine Beklemmung nicht verbergen: Was würde der Chef ihm vorwerfen? Bald

wirst du es wissen, du Trottel. Während er sich dieser und jener Gruppe zuwandte, damit niemand sich übergangen fühlte, passierte er die gepflegten Gärten des Hotels Jaragua, aus dem die Klänge des zur Cocktailstunde spielenden Orchesters an sein Ohr drangen, und ging einen Straßenzug weiter unter den Baikonen des Gebäudes der Dominikanischen Partei vorbei. Angestellte, Bürohilfen und Bittsteller traten heraus, um ihm zu applaudieren. Als er zum Obelisk gelangte, schaute er auf seine Uhr: eine Stunde und drei Minuten. Es begann dunkel zu werden. Die Möwen flatterten nicht mehr; sie hatten sich in ihre Verstecke am Strand zurückgezogen. Ein paar Sterne funkelten, aber dicke Wolken verdeckten den Mond. Am Fuß des Obelisk erwartete ihn das neueste Cadillacmodell, das er vor einer Woche eingeweiht hatte. Er verabschiedete sich mit einem Gruß an alle (»Guten Abend, meine Herren, danke für Ihre Begleitung«) und zeigte General JoséRene Roman, ohne ihn anzusehen, mit gebieterischer Geste die Tür des Wagens, die der uniformierte Chauffeur ihm aufhielt:

»Du kommst mit mir.«

General Roman – energisches Zusammenschlagen der Absätze, Hand an den Schirm des Käppis – beeilte sich, ihm zu gehorchen. Er stieg in den Wagen und setzte sich an den äußeren Rand, die Kopfbedeckung auf den Knien, sehr gerade.

»Nach San Isidro, zum Stützpunkt.«

Während der Dienstwagen in Richtung Zentrum fuhr, um über die Radhamés-Brücke auf das linke Ufer des Ozama zu gelangen, betrachtete er die Landschaft, als wäre er allein. General Roman wagte nicht, das Wort an ihn zu richten, in Erwartung der Strafpredigt. Diese begann sich anzukündigen, als sie etwa drei der zehn Meilen zurückgelegt hatten, die den Obelisk vom Luftwaffenstützpunkt trennten.

»Wie alt bist du?« fragte er ihn, ohne sich ihm

zuzuwenden.

»Ich bin gerade sechsundfünfzig geworden, Chef.«

Roman – alle nannten ihn Pupo – war ein großer, kräftiger, athletischer Mann mit kurzrasiertem Haar. Seiner sportlichen Betätigung verdankte er eine ausgezeichnete Figur, ohne jede

Spur von Fett. Er antwortete ihm leise, bescheiden, ein Versuch, ihn zu beschwichtigen.

»Wie viele Jahre in der Armee?« fuhr Trujillo fort, während er nach draußen spähte, als befragte er einen Abwesenden.

»Einunddreißig, Chef, seit meiner Graduierung.«

Er ließ einige Sekunden verstreichen, ohne etwas zu sagen. Schließlich wandte er sich dem Kommandeur der Streitkräfte zu, mit der grenzenlosen Verachtung, die dieser ihm immer eingeflößt hatte. In der sich rasch ausbreitenden Dunkelheit konnte er seine Augen nicht sehen, aber er war sicher, daß Pupo Roman blinzelte oder die Augen halb geschlossen hatte, wie Kinder, wenn sie in der Nacht aufwachen und furchtsam das Dunkel ausforschen.

»Und in so vielen Jahren hast du nicht gelernt, daß der Vorgesetzte für seine Untergebenen haftet? Daß er für ihre Fehler verantwortlich ist?«

»Das weiß ich sehr gut, Chef. Wenn Sie mir sagen, worum es sich handelt, kann ich Ihnen vielleicht eine Erklärung geben.«

»Du wirst schon sehen, worum es sich handelt«, sagte Trujillo mit dieser scheinbaren Ruhe, die seine Mitarbeiter mehr fürchteten als sein Toben. »Du duschst und wäschst dich jeden Tag?«

»Natürlich, Chef.« General Roman versuchte ein Lachen, aber da der Generalissimus ernst blieb, verstummte er.

»Das hoffe ich, Mireyas wegen. Ich finde es sehr gut, daß du jeden Tag duschst und dich wäschst, daß du eine gut gebügelte Uniform trägst und polierte Schuhe. Als Kommandeur der Streitkräfte ist es deine Aufgabe, für die dominikanischen Offiziere und Soldaten ein Vorbild an Gepflegtheit und guter Erscheinung zu sein. Nicht wahr?«

»Selbstverständlich, Chef«, sagte der General demütig. »Ich bitte Sie inständig, mir zu sagen, worin ich gefehlt habe. Damit ich es korrigieren kann, damit ich mich bessern kann. Ich möchte Sie nicht enttäuschen.«

»Die äußere Erscheinung ist der Spiegel der Seele«, philosophierte Trujillo. »Wenn jemand stinkt und ihm der Rotz raus-

läuft, dann ist er nicht die Person, der man die öffentliche Hygiene anvertrauen kann. Meinst du nicht?«

»Natürlich nicht, Chef.«

»Das gleiche gilt für die Institutionen. Was für einen Respekt kann man vor ihnen haben, wenn sie nicht einmal auf ihre äußere Erscheinung achten?«

General Roman entschied sich dafür, stumm zu bleiben. Der Generalissimus hatte sich mehr und mehr in Rage geredet und hörte in den fünfzehn Minuten, die sie brauchten, um den Luftwaffenstützpunkt San Isidro zu erreichen, nicht auf, ihn zu beschimpfen. Er erinnerte Pupo daran, wie sehr er es bedauert hatte, daß die Tochter seiner Schwester Marina so verrückt gewesen war, einen mittelmäßigen Offizier wie ihn zu heiraten, was er immer noch war, obwohl er dank seiner Einheirat in die Familie des Wohltäters ständig aufgestiegen war, bis an die Spitze der Rangordnung. Diese Privilegien hatten ihn nicht etwa stimuliert, sondern ihn veranlaßt, sich auf seinen Lorbeeren auszuruhen, womit er Trujillos Vertrauen wieder und wieder enttäuscht hatte. Nicht zufrieden damit, als Militär ein Versager zu sein, war er Viehzüchter geworden, als würde man für die Viehzucht und die Verwaltung von Landbesitz und Molkereien kein Gehirn benötigen. Was war das Ergebnis? Ein Schuldenberg, eine Schande für die Familie. Es war gerade achtzehn Tage her, daß er persönlich aus seiner Tasche Romans Schulden bei der Agrarbank in Höhe von vierhunderttausend Pesos bezahlt hatte, um zu verhindern, daß das Landgut bei Kilometer vierzehn der Duarte-Landstraße zur Versteigerung gelangte. Und trotz alledem bemühte er sich nicht im geringsten, weniger Dummheit an den Tag zu legen.

General José Rene Roman Fernández verharrte stumm und reglos, während Vorhaltungen und Beleidigungen über ihn herabregneten. Trujillo sprach nicht überstürzt; sein Zorn ließ ihn sorgfältig artikulieren, als wollte er auf diese Weise jede Silbe, jeden Buchstaben schärfen. Der Chauffeur fuhr rasch, ohne einen Zentimeter von der Mitte der leeren Landstraße abzuweichen.

»Halt an«, befahl Trujillo kurz vor dem ersten Wachposten des weitläufigen, umzäunten Stützpunktes San Isidro.

Er sprang aus dem Wagen und lokalisierte trotz der Dunkelheit sofort den großen Tümpel mit dem stinkenden Wasser. Der flüssige Dreck floß noch immer aus dem zerbrochenen Rohr; außer Schlamm und Gestank erwarteten sie Schwärme von Mücken, die sich sogleich auf sie stürzten.

»Die erste Militärgarnison der Republik«, sagte Trujillo langsam, mühsam die Wut beherrschend, die erneut in ihm aufstieg. »Findest du es gut, daß der Besucher am Eingang des wichtigsten Luftwaffenstützpunktes der Karibik von dieser Scheiße aus Abfall, Schlamm, Gestank und Ungeziefer empfangen wird?«

Roman ging in die Hocke. Er prüfte, richtete sich auf, beugte sich erneut hinunter, zögerte nicht, sich beim Abtasten des Abwasserrohrs auf der Suche nach dem Loch die Hände zu beschmutzen. Er wirkte erleichtert, nun, da er die Ursache für die Verärgerung des Chefs kannte. Hatte der Trottel etwas Schlimmeres erwartet?

»Das ist eine Schande, selbstverständlich.« Er versuchte, mehr Empörung zu zeigen, als er fühlte. »Ich werde alle Vorkehrungen treffen, damit der Schaden sofort behoben wird, Exzellenz. Ich werde die Verantwortlichen bestrafen, vom Obersten bis zum Untersten.«

»Angefangen bei Virgilio García Trujillo, dem Kommandanten des Stützpunktes«, brüllte der Wohltäter. »Du bist der erste Verantwortliche, und er ist der zweite. Ich hoffe, du wagst es, ihm die Höchststrafe aufzuerlegen, obwohl er mein Neffe und dein Schwager ist. Wenn du es nicht wagst, dann werde ich an euch beiden die fällige Strafe

vollstrecken. Weder du noch Virgilio, noch irgendein kleiner Möchtegerngeneral wird mein Werk zerstören. Die Streitkräfte sind und bleiben die vorbildliche Institution, zu der ich sie gemacht habe, auch wenn ich dich, Virgilio und sämtliche uniformierten Nichtsnutze für den Rest eurer Tage ins Gefängnis stecken muß.«

General Roman stand stramm und schlug die Hacken zusammen.

»Ja, Exzellenz. Das wird nicht noch einmal passieren, ich schwöre es Ihnen.«

Aber Trujillo hatte sich schon umgewandt und war in den Wagen gestiegen.

»Weh dir, wenn von dem, was ich jetzt sehe und rieche, bei meinem nächsten Besuch hier noch das Geringste übrigbleibt. Du kleiner Scheißsoldat!«

Er befahl dem Chauffeur: »Los.« Sie starteten und ließen den Minister der Streitkräfte im Morast zurück.

Kaum hatte er Roman zurückgelassen – eine kleine Jammergestalt, die im Schlamm planschte –, verfog seine schlechte Laune. Er kicherte. Einer Sache war er sich sicher: Pupo würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen und die nötigen Flüche vom Stapel lassen, damit der Schaden repariert würde. Wenn so etwas zu seinen Lebzeiten geschah, was würde erst passieren, wenn er persönlich nicht mehr verhindern könnte, daß Ungeschick, Nachlässigkeit und Dummheit das zerstörten, was er mit so großer Anstrengung aufgebaut hatte? Würde das Land in die Anarchie und das Elend, in die Rückständigkeit und die Isolierung von 1930 zurückfallen? Ach, wenn Ramfis, der seinerzeit so ersehnte Sohn, fähig gewesen wäre, sein Werk fortzuführen! Aber er hatte nicht das geringste Interesse an Politik oder an seinem Land; nur an Alkohol, Polo und Frauen. Verdammt! General Ramfis Trujillo, Chef des Generalstabs der Streitkräfte der Dominikanischen Republik, spielte Polo und vögelte die Tänzerinnen des Pariser Lido, während sein Vater sich hier allein gegen die Kirche, die Vereinigten Staaten, die Verschwörer und gegen Schwachköpfe wie Pupo Roman schlagen mußte. Er

bewegte heftig den Kopf, um diese bitteren Gedanken abzuschütteln. In anderthalb Stunden würde er in San Cristóbal sein, in der friedlichen, geliebten Hacienda Fundación mit ihren herrlichen Baumalleen, umgeben von Feldern und blitzsauberen Ställen, unweit des breiten Nigua-Flusses, dessen träges Dahinfließen im Tal er durch die Wipfel der Mahagonibäume, der Königspalmen und des großen Papierbaums verfolgen würde, die das Haus auf dem Hügel umstanden. Es würde ihm guttun, morgen dort zu erwachen und den kleinen Körper von Yolanda Esterei zu liebkosen, während er dieses sanfte, reine Panorama betrachtete. Das Rezept von Petronius und von König Salomon: eine frische kleine Möse, um einem Veteran von siebzig Lenzen die Jugend zurückzugeben.

In der Villa Radhamés hatte Zacarías de la Cruz bereits den hellblauen, viertürigen Chevrolet Bel Air 1957 aus der Garage geholt, in dem er immer nach San Cristóbal fuhr. Ein Militäradjutant erwartete ihn mit dem Handkoffer, in dem sich die Schriftstücke befanden, die er morgen im Mahagonihaus durchsehen würde, sowie hundertzehntausend Pesos in Scheinen für das Personal der Hacienda und unvorhergesehene Ausgaben. Seit zwanzig Jahren unternahm er keinen Ortswechsel, auch wenn er nur wenige Stunden dauerte, ohne diesen braunen Handkoffer mit seinen eingravierten Initialen und ein paar Tausend Dollar oder Pesos in bar für Geschenke und etwaige Unkosten. Er wies den Adjutanten an, den Koffer auf den Vordersitz zu legen, und sagte zu Zacarías, dem hochgewachsenen, kräftigen Mulatten, der ihn seit drei Jahrzehnten begleitete – er war seine Ordonnanz bei der Armee gewesen –, er werde gleich herunterkommen. Schon neun Uhr. Es war spät geworden.

Er ging in seine Wohnräume hinauf, um sich frisch zu machen; kaum war er ins Badezimmer getreten, sah er den Fleck. Vom Hosenschlitz bis zum Schritt. Er fühlte, daß er von Kopf bis Fuß zitterte: Gerade jetzt, verfluchtnochmal! Er bat Sinforoso um eine neue olivgrüne Uniform und eine

neue Garnitur Unterwäsche. Er verlor fünfzehn Minuten damit, sich auf dem Bidet und am Waschbecken die Hoden, das Glied, das Gesicht und die Achselhöhlen einzuseifen und sich einzucremen und zu parfümieren, bevor er die Kleidung wechselte. Schuld war dieser Anfall schlechter Laune, wegen dem Scheißkerl von Pupo. Er versank erneut in Trübsinn. Es erschien ihm als unheilvolles Vorzeichen für San Cristóbal. Als er sich ankleidete, reichte Sinforoso ihm das Telegramm: »Angelegenheit Lloyd's geregelt. Habe mit dem Verantwortlichen gesprochen. Überweisung direkt an die Zentralbank. Liebe Grüße Ramfis.« Sein Sohn schämte sich; deshalb rief er ihn nicht an, sondern schickte ein Telegramm.

»Es ist ein wenig spät geworden, Zacarías«, sagte er. »Also beeil dich.«

»Verstanden, Chef.«

Er machte es sich in den Kissen des Rücksitzes bequem und schloß halb die Augen, um sich während der einen Stunde und zehn Minuten, die die Fahrt nach San Cristóbal dauern würde, auszuruhen. Sie fuhren in Richtung Südwesten, auf die Avenida George Washington und die Landstraße zu, als er die Augen öffnete:

»Erinnerst du dich an Monis Haus, Zacarías?«

»In der Wenceslao Álvarez, dort, wo Marrero Aristy wohnte?«

»Da fahren wir hin.«

Es war eine Erleuchtung gewesen, ein Gedankenblitz. Plötzlich hatte er das runde, zimtfarbene Gesicht Monis gesehen, ihre gelockte Mähne, die Spottlust in ihren mandelförmigen Augen voller Sterne, ihren straffen Körper, ihre hohen Brüste, ihre festen Hinterbacken, die sinnliche Hüfte, und abermals hatte er das köstliche Kitzeln in den Hoden gespürt. Das Köpfchen des Penis erwachte und stieß gegen die Hose. Mord. Warum nicht. Sie war ein hübsches, zärtliches Ding, das ihn nie enttäuscht hatte, seit ihr eigener Vater sie ihm damals in Quinigua auf dem Fest zugeführt hatte, das die Amerikaner von La Yuquera für ihn

gaben: »Sehen Sie nur, was für eine Überraschung ich für Sie habe, Chef.« Das kleine Haus, in dem sie wohnte, in der neuen Siedlung am Ende der Avenida Mexico, hatte er ihr geschenkt, am Tag ihrer Hochzeit mit einem jungen Mann aus guter Familie. Wenn er hin und wieder nach ihr verlangte, nahm er sie in eine der Suiten im Embajador oder im Jaragua mit, die Manuel Alfonso für diese Gelegenheiten bereithielt. Der Gedanke, es mit Moni in ihrem eigenen Haus zu treiben, erregte ihn. Sie würden den Ehemann auf ein paar Bier ins *Rincón Pony* schicken, auf Kosten

Trujillos – er lachte –, oder zu Zacarías de la Cruz, damit er mit ihm die Zeit verplauderte.

Die Straße lag dunkel und verlassen da, aber im Haus brannte Licht im ersten Stock. »Ruf sie.« Er sah, wie der Chauffeur durch die Gittertür ging und die Klingel drückte. Es dauerte eine Weile, bis man öffnete. Schließlich mußte ein Hausmädchen herausgekommen sein, mit dem Zacarías tuschelte. Sie ließen ihn vor der Tür warten. Die schöne Moni! Ihr Vater war ein guter Parteiführer im Cibao, er selbst hatte sie ihm bei jenem Empfang zugeführt, eine sympathische Geste. Das war schon einige Jahre her, und, das mußte er sagen, er hatte sich jedesmal, wenn er diese schöne Frau gevögelt hatte, bestens gefühlt. Die Tür ging wieder auf, und im Lichtschein des Hausinneren sah er die Gestalt Mords. Eine weitere Welle der Erregung erfaßte ihn. Nachdem sie einen Augenblick mit Zacarías gesprochen hatte, kam sie auf das Auto zu. Im Halbdunkel erkannte er nicht, wie sie gekleidet war. Er öffnete die Autotür, damit sie einsteigen konnte, und empfing sie mit einem Handkuß.

»Diesen Besuch hast du nicht erwartet, meine Schöne.«

»So was, welche Ehre. Wie geht es Ihnen, wie geht es Ihnen, Chef.«

Trujillo behielt ihre Hand in den seinen. Als er sie so nah fühlte, als ihre Körper sich berührten, er ihren Duft atmen konnte, fühlte er sich Herr all seiner Kräfte.

»Ich war auf dem Weg nach San Cristóbal, aber plötzlich

mußte ich an dich denken.«

»Was für eine Ehre, Chef«, wiederholte sie völlig verwirrt.

»Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich mich vorbereitet, um Sie zu empfangen.«

»Du bist immer schön, egal, wie du bist.« Er zog sie an sich, und während seine Hände ihre Brüste und Schenkel liebkosten, küßte er sie. Er spürte den Beginn einer Erektion, die ihn mit der Welt und mit dem Leben versöhnte. Moni ließ sich streicheln und küßte ihn gehemmt. Zacarías stand draußen, ein paar Meter vom Chevrolet entfernt, und hielt, vorsichtig wie immer, die Maschinenpistole in der Hand. Was war los? Moni war ungewöhnlich nervös.

»Ist dein Mann zu Hause?«

»Ja«, antwortete sie leise. »Wir wollten gerade zu Abend essen.«

»Er soll ein Bier trinken gehen«, sagte Trujillo. »Ich drehe eine Runde um den Block und komme in fünf Minuten zurück.«

»Es ist nur...«, stammelte sie, und der Generalissimus spürte, daß sie steif wurde. Sie zögerte und flüsterte schließlich kaum hörbar: »Ich habe meine Periode, Chef.« Seine ganze Erregung verflog in Sekunden.

»Die Regel?« rief er enttäuscht.

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Chef«, stotterte sie.

»Übermorgen bin ich wieder in Ordnung.«

Er ließ sie los und holte tief Luft, verärgert.

»Na schön, irgendwann komm ich dich wieder besuchen. Adiós.« Er steckte den Kopf durch die offene Tür, durch die Moni gerade ausgestiegen war. »Wir fahren, Zacarías!«

Wenig später fragte er de la Cruz, ob er es schon einmal mit einer menstruierenden Frau getrieben habe.

»Nie, Chef«, sagte dieser empört und mit angewidelter Miene. »Man sagt, davon kriegt man Syphilis.«

»Es ist vor allem schmutzig«, klagte Trujillo. Und wenn Yolanda Esterei nun durch einen verdammt Zufall ebenfalls heute ihre Regel hatte?

Sie befanden sich jetzt auf der Landstraße nach San

Cristóbal, und zu seiner Rechten sah er die Lichter des Viehmarktes und von *El Pony*, in dem essende und trinkende Paare saßen. War es nicht seltsam, daß Moni sich so reserviert und schüchtern gezeigt hatte? Sie war gewöhnlich ungezwungen, immer willfährig. Lag es an der Anwesenheit des Ehemanns? Hatte sie das mit der Menstruation womöglich erfunden, damit er sie in Ruhe ließ? Verschwommen nahm er wahr, daß ein Wagen sie anhupte. Er fuhr mit Fernlicht.

»Diese Betrunkenen«, kommentierte Zacarías de la Cruz.

In diesem Augenblick kam Trujillo der Gedanke, daß es vielleicht kein Betrunkener war, und er drehte sich um auf der Suche nach dem Revolver, der neben ihm auf dem Sitz lag, aber es gelang ihm nicht, ihn zu fassen, denn im gleichen Augenblick hörte er das Krachen eines Gewehrs, dessen Geschoß das Glas des hinteren Fensters durchschlug und ihm ein Stück aus der Schulter und aus dem linken Arm riß.

XIX

Als Antonio de la Maza die Gesichter sah, mit denen General Juan Tomás Díaz, dessen Bruder Modesto und Luis Amiama zurückkehrten, wußte er, noch bevor sie den Mund aufmachten, daß die Suche nach General Roman erfolglos gewesen war.

»Ich kann es nicht glauben«, murmelte Luis Amiama, während er sich auf die schmalen Lippen biß. »Aber es scheint, daß wir Pupo nicht zu fassen kriegen. Keine Spur von ihm.«

Sie waren überall gewesen, wo er sich befinden konnte, sogar im Generalstab, in der Festung 18 de Diciembre; aber Luis Amiama und Bibín Roman, der jüngere Bruder Pupos, wurden von der Wache unfreundlich abgewiesen: der Pate wollte oder konnte sie nicht sehen.

»Meine letzte Hoffnung ist, daß er den Plan auf eigene Faust ausführt«, sinnierte Modesto Díaz ohne große Überzeugung. »Daß er die Garnisonen mobilisiert, die Befehlshaber überzeugt. In jedem Fall sind wir jetzt in einer sehr heiklen Lage.«

Sie unterhielten sich im Stehen, im Wohnzimmer von General Juan Tomás Díaz. Ghana, seine junge Ehefrau, reichte ihnen Limonade mit Eis.

»Wir müssen uns verstecken, bis wir wissen, woran wir mit Pupo sind«, sagte General Juan Tomás Díaz.

Antonio de la Maza, der die ganze Zeit nichts gesagt hatte, fühlte, wie der Zorn in ihm hochkochte.

»Uns verstecken?« rief er wütend. »Verstecken ist was für Feiglinge. Bringen wir die Sache zu Ende, Juan Tomás. Zieh deine Generalsuniform an, leih uns Uniformen, und dann gehen wir zum Regierungspalast. Von dort aus werden wir das Volk auffordern, sich zu erheben.«

»Wir vier stürmen den Regierungspalast?« Luis Amiama versuchte, ihn zur Vernunft zu bringen. »Bist du verrückt geworden, Antonio?«

»Dort ist jetzt niemand, nur die Wache«, beharrte er. »Wir müssen dem Trujillismus zuvorkommen, bevor er reagiert. Wir rufen das Volk auf und benutzen dazu die Verbindung mit

sämtlichen Rundfunkstationen des Landes. Es soll auf die Straße gehen. Die Armee wird uns am Ende unterstützen.« Die skeptischen Gesichter von Juan Tomás, Amiama und Modesto Díaz erbitterten ihn noch mehr. Wenig später stießen Salvador Estrella Sadhalá, der Tony Imbert und Amadito zum Arzt gebracht hatte, und Doktor Vélez Santana zu ihnen, der Pedro Livio Cedenio zur Internationalen Klinik begleitet hatte. Sie waren bestürzt über das Verschwinden Pupo Romans. Auch ihnen erschien die Idee Antonios, sich als Offiziere verkleidet in den Regierungspalast einzuschleichen, als sinnlose Tollkühnheit, als Selbstmord. Und alle widersetzten sich energisch dem neuen Vorschlag Antonios: den Leichnam Trujillos in den Independencia-Park zu bringen und ihn am Bollwerk aufzuhängen, damit die Bevölkerung der Hauptstadt sehen konnte, was für ein Ende er gefunden hatte. Der Widerstand seiner Gefährten löste bei Antonio de la Maza einen dieser unbeherrschten Wutanfälle aus, die ihn in der letzten Zeit heimsuchten. Angsthasen und Verräter! Sie hatten das Vaterland von der Bestie befreit und waren ihrer eigenen Tat nicht gewachsen! Als er Ghana Díaz mit schreckgeweiteten Augen auf das Geschrei hin das Wohnzimmer betreten sah, begriff er, daß er zu weit gegangen war. Er murmelte ein paar entschuldigende Worte und verstummte. Aber in seinem Innern würgte es ihn vor Bitterkeit.

»Wir sind alle durcheinander, Antonio.« Luis Amiama klopfte ihm auf die Schulter. »Jetzt kommt es erst mal darauf an, einen sicheren Ort zu finden. Bis Pupo auftaucht. Und zu sehen, wie das Volk reagiert, wenn es erfährt, daß Trujillo tot ist.«

Antonio de la Maza, sehr blaß, nickte. Ja, Amiama, der soviel dafür getan hatte, Militärs und Würdenträger des Regimes in die Verschwörung einzubinden, hatte

wahrscheinlich recht.

Luis Amiama und Modesto Díaz beschlossen, es jeder für sich zu versuchen; sie glaubten, daß sie getrennt bessere Chancen hatten, unbemerkt durchzukommen. Antonio überzeugte Juan Tomás und den Türken, zusammenzubleiben. Sie zählten Möglichkeiten auf – Verwandte, Freunde –, die sie gleich wieder verwarfen; all diese Häuser würde die Polizei durchsuchen. Es war Vélez Santana, der einen annehmbaren Namen nannte:

»Robert Reid Cabral. Ein Freund von mir. Völlig unpolitisch, er lebt nur für die Medizin. Er wird sich nicht weigern.«

Er brachte sie in seinem Wagen hin. Weder General Díaz noch der Türke kannten ihn persönlich, aber Antonio de la Maza war ein Freund des älteren Bruders von Robert, Doñald Reid Cabral, der in Washington und New York für die Verschwörung arbeitete. Die Überraschung des jungen Arztes, den sie fast um Mitternacht aus dem Schlaf weckten, war gewaltig. Er wußte nichts von dem Komplott; er war nicht einmal darüber informiert, daß sein Bruder Doñald mit den Amerikanern zusammenarbeitete. Doch kaum hatte er seine Fassung und seine Sprache zurückgewonnen, bat er sie rasch in sein kleines einstöckiges Haus im maurischen Stil, das, schmal wie es war, einem Hexenmärchen zu entstammen schien. Er war ein junger bartloser Mann mit gütigen Augen, der übermenschliche Anstrengungen machte, sein Unbehagen zu verbergen. Er stellte sie seiner Frau Ligia vor, die sichtbar schwanger war; sie nahm diese Invasion von Fremden gelassen auf, ohne große Beunruhigung. Sie zeigte ihnen ihren kleinen zweijährigen Sohn, der seinen Platz in einer Ecke des Eßzimmers hatte.

Das junge Paar führte die Verschwörer in ein kleines enges Zimmer im Oberstock, das als Bodenkammer diente. Es hatte so gut wie keine Belüftung, und die Hitze war wegen der sehr niedrigen Decke unerträglich. Sie fanden nur sitzend und mit eingezogenen Beinen Platz; wenn sie sich aufrichteten, mußten sie in gebückter Haltung verharren, um nicht an die Dachbalken zu stoßen. In dieser ersten

Nacht bemerkten sie die Unbequemlichkeit und die Hitze kaum; sie verbrachten sie damit, leise zu reden, versuchten zu erraten, was mit Pupo Roman geschehen war: Warum war er spurlos verschwunden, wo doch alles von ihm abhing? General Díaz erinnerte sich an sein Gespräch mit Pupo, am 24. Mai, Pupos Geburtstag, auf dessen Landgut bei Kilometer vierzehn. Er hatte ihm und Luis Amiama versichert, er habe alle Vorbereitungen getroffen, um die Streitkräfte zu mobilisieren, sobald sie ihm den Leichnam zeigten.

Marcelino Vélez Santana blieb aus Solidarität bei ihnen, denn er hatte keinen Grund, sich zu verstecken. Am nächsten Morgen verließ er das Haus auf der Suche nach Neuigkeiten. Er kam kurz vor Mittag zurück, blaß. Von einer militärischen Erhebung keine Spur. Im Gegenteil, es herrschte ein hektisches Hin und Her von Wannen des SIM und von Jeeps und Lastwagen der Armee. Die Patrouillen durchkämmten sämtliche Stadtviertel. Gerüchten zufolge hatte man Hunderte von Männern, Frauen, Alten und Kindern mit Gewalt aus ihren Häusern geholt und in die Gefängnisse La Victoria, El Nueve oder La Cuarenta gebracht. Auch im Landesinneren gab es Treibjagden auf vermeintliche Trujillo-Gegner. Ein Kollege aus La Vega hatte Doktor Vélez Santana erzählt, die gesamte Familie de la Maza, angefangen beim Vater Don Vicente, bis hin zu allen Brüdern, Schwestern, Neffen, Nichten, Cousins und Cousinen Antonios, sei in Moca verhaftet worden. Die Stadt war jetzt von Soldaten und *caliés* besetzt. Die Häuser von Juan Tomás, seines Bruders Modesto, von Imbert und von Salvador waren von Stacheldrahtsperrern und bis an die Zähne bewaffneten Soldaten umstellt.

Antonio sagte nichts dazu. Er hatte keinen Grund, überrascht zu sein. Er hatte immer gewußt, daß die Reaktion des Regimes von unvergleichlicher Brutalität sein würde, wenn das Komplott mißlingen sollte. Es zerriß ihm das Herz, wenn er sich vorstellte, wie sein alter Vater Don Vicente und seine Geschwister von Abbes García gequält und mißhandelt wurden. Gegen ein Uhr nachmittag

erschienen auf der Straße zwei schwarze Volkswagen mit *caliés*. Ligia, die Frau von Reid Cabral – er war in seine Praxis gegangen, um keinen Verdacht in der Nachbarschaft zu wecken –, kam und teilte ihnen flüsternd mit, daß Männer in Zivil mit Maschinenpistolen ein benachbartes Haus durchsuchten. Antonio schimpfte los (wenn auch mit gedämpfter Stimme):

»Ihr hättet auf mich hören sollen, ihr Idioten. Wäre es nicht besser gewesen, mit der Waffe in der Hand im Regierungspalast zu sterben als in dieser Mausefalle?«

Den ganzen Tag lang stritten sie und machten sich wieder und wieder Vorwürfe. Bei einer dieser Auseinandersetzungen explodierte Vélez Santana. Er packte General Juan Tomás Díaz am Hemd und hielt ihm vor, ihn sinnlos in ein aberwitziges, absurdes Komplott verwickelt zu haben, bei dem sie nicht einmal die Flucht der Verschwörer geplant hatten. War ihm klar, was jetzt mit ihnen geschehen würde? Der Türke trat zwischen sie, um zu verhindern, daß sie handgemein wurden. Antonio beherrschte sich, um sich nicht übergeben zu müssen.

In der zweiten Nacht waren sie so erschöpft von den Auseinandersetzungen und gegenseitigen Vorhaltungen, daß sie einschliefen, einer auf dem anderen wie auf Kissen, schweißtriefend, halb erstickt von der glühenden Luft.

Am dritten Tag, als Doktor Vélez Santana *El Caribe* in ihr Versteck brachte und sie unter der dicken Schlagzeile »GESUCHTE TRUJILLO-MÖRDER« ihre Photos und, weiter unten, das Photo von General Roman Fernández sahen, der bei der Totenfeier des Generalissimus Ramfis umarmte, wußten sie, daß sie verloren waren. Es würde keine militärisch-zivile Junta geben. Ramfis und Radhamés waren zurückgekehrt, und das ganze Land trauerte um den Diktator.

»Pupo hat uns verraten.« General Juan Tomás Díaz schien am Boden zerstört. Er hatte die Schuhe ausgezogen, seine Füße waren stark geschwollen, und er keuchte.

»Wir müssen hier raus«, sagte Antonio de la Maza. »Wir können diese Familie nicht mit hineinreiten. Wenn sie uns

finden, werden sie sie auch umbringen.«

»Du hast recht«, unterstützte ihn der Türke. »Das wäre nicht gerecht. Gehen wir.«

Wohin sollten sie gehen? Den ganzen 2. Juni verbrachten sie damit, mögliche Fluchtpläne zu schmieden. Kurz vor Mittag hielten zwei Wannen mit *caliés* vor dem gegenüberliegenden Haus, und ein halbes Dutzend bewaffneter Männer stürmte hinein, nachdem sie die Tür eingetreten hatten. Von Ligia gewarnt, warteten sie mit schußbereiten Revolvern. Aber die *caliés* zogen ab, einen jungen Mann im Schlepptau, dem sie Handschellen angelegt hatten. Von allen Vorschlägen schien der Antonios der beste zu sein: sich ein Auto oder einen Lieferwagen beschaffen und versuchen, nach Restauración zu gelangen, wo er durch seine Pinien- und Kaffeepflanzungen und das von ihm verwaltete Sägewerk Trujillos viele Leute kannte. So nah der Grenze würde es nicht schwierig für sie sein, nach Haiti zu kommen. Aber was für einen Wagen konnten sie sich beschaffen? Wen sollten sie darum bitten? Auch in dieser Nacht machten sie kein Auge zu, gequält von Angst, Erschöpfung, Verzweiflung, Ungewißheit. Um Mitternacht stieg der Hausherr mit Tränen in den Augen zum Dachboden hoch:

»Sie haben drei Häuser in dieser Straße durchsucht«, sagte er flehend. »Jeden Augenblick ist meines an der Reihe. Mir macht es nichts aus, zu sterben. Aber meine Frau und mein kleiner Sohn? Und das ungeborene Kind?«

Sie schworen ihm, daß sie, was auch immer passierte, am nächsten Tag gehen würden. Und das taten sie in der Abenddämmerung des 4. Juni. Salvador Estrella Sadhalá beschloß, sich auf eigene Faust auf den Weg zu machen. Er wußte nicht, wohin, aber er dachte, daß er allein mehr Möglichkeiten zur Flucht hätte als mit Juan Tomás und Antonio, deren Namen und Gesichter am häufigsten im Fernsehen und in den Zeitungen erschienen. Er ging als erster los, zehn Minuten vor sechs, als es dunkel zu werden begann. Durch die Jalousien des Schlafzimmers des Ehepaars Reid Cabral sah Antonio de la Maza ihn

rasch bis zur Ecke laufen, wo er mit erhobenen Händen ein Taxi anhielt. Er fühlte Schmerz; der Türke war sein bester Freund gewesen, und sie hatten sich seit jenem verdamnten Streit nie von Grund auf versöhnt. Es würde keine Gelegenheit mehr geben.

Doktor Marcelino Vélez Santana beschloß, noch eine Weile bei seinem Kollegen und Freund, Doktor Reid Cabral, zu bleiben, der mitgenommen wirkte. Antonio rasierte sich den Schnurrbart ab und drückte sich einen alten Hut, den er in der

Dachkammer gefunden hatte, tief ins Gesicht. Juan Tomás Díaz dagegen unternahm nicht die geringste Anstrengung, sich zu verkleiden. Beide umarmten Doktor Vélez Santana.

»Ohne Groll?«

»Ohne Groll. Viel Glück.«

Als sie sich bei Lidia Reid Cabral für die Gastfreundschaft bedankten, brach sie in Tränen aus und schlug über jedem das Kreuz: »Gott schütze euch.«

Sie liefen acht Straßenzüge, durch verlassene Straßen, die Hände in den Hosentaschen, um die Revolver geklammert, bis zum Haus eines Schwippschwagers von Antonio de la Maza, Tonito Mota. Er hatte einen Ford mit Ladefläche; vielleicht würde er ihnen den Wagen leihen oder sich von ihnen stehlen lassen. Aber Tonito war nicht zu Hause, und der Ford stand auch nicht in der Garage. Der Hausdiener, der die Tür öffnete, erkannte Antonio de la Maza sofort: »Don Antonio! Sie hier!« Er machte ein entsetztes Gesicht; Antonio und der General waren sicher, daß er die Polizei rufen würde, sobald sie gegangen wären, und entfernten sich rasch. Sie wußten nicht, was verdammt noch mal sie tun sollten.

»Soll ich dir mal was sagen, Juan Tomás?«

»Was, Antonio?«

»Ich freue mich, daß ich aus diesem Mauselloch raus bin. Aus dieser Hitze, diesem Staub, der einem in die Nase drang und die Luft nahm. Aus dieser unbequemen Enge. Wie gut das tut, an der frischen Luft zu sein, zu spüren, wie die Lungen sauber werden.«

»Fehlt nur noch, daß du mir sagst: ›Auf, laß uns ein kühles Bierchen trinken, um zu feiern, daß das Leben schön ist.« Was zum Teufel ist in Sie gefahren, mein Bester!«

Beide brachen in Lachen aus, in ein heftiges, kurzes Lachen. Auf der Avenida Pasteur versuchten sie eine ganze Weile, ein Taxi anzuhalten. Die vorbeifuhren, waren besetzt.

»Ich bedaure, daß ich nicht zusammen mit euch an der Straße war«, sagte General Díaz plötzlich, als erinnerte er sich an etwas Wichtiges. »Daß ich nicht auch auf den Ziegenbock geschossen habe. Scheiße und noch mal Scheiße.«

»Es ist, als wärst du dageigewesen, Juan Tomás. Frag Johnny Abbes, Negro, Petán, Ramfis, und du wirst sehen. Für sie warst du auch bei uns an der Straße und hast den Chef mit Blei vollgepumpt. Mach dir keine Sorgen. Einen Schuß hab ich ihm für dich verpaßt.«

Endlich hielt ein Taxi. Sie stiegen ein, und als der Fahrer, ein kräftiger, grauhaariger Mulatte in Hemdsärmeln, sah, daß sie zögerten, ihm ihr Fahrziel zu nennen, wandte er sich zu ihnen um. In seinen Augen sah Antonio de la Maza, daß er sie erkannt hatte.

»Zur San Martin«, befahl er ihm.

Der Mulatte nickte, ohne den Mund aufzumachen. Wenig später murmelte er, ihm gehe das Benzin aus; er müsse den Tank füllen. Er überquerte die 30 de Mayo, wo der Verkehr dichter war, und hielt in der San Martin Ecke Tiradentes bei einer Texaco-Tankstelle. Er stieg aus dem Wagen, um den Tank zu öffnen. Antonio und Juan Tomás hielten jetzt die Revolver in den Händen. De la Maza zog sich den rechten Schuh aus, drehte am Absatz und entnahm ihm eine kleine Cellophantüte, die er in seine Jackentasche steckte. Da Juan Tomás ihn verdutzt anschaute, erklärte er ihm:

»Es ist Strychnin. Ich hab es mir in Moca verschafft, unter dem Vorwand, es sei für einen tollwütigen Hund.«

Der dicke General zuckte verächtlich die Schultern und zeigte auf seinen Revolver:

»Es gibt kein besseres Strychnin als das da, Bruderherz. Gift ist was für Hunde und Frauen, komm mir nicht mit solchem Firlefanz. Außerdem bringt man sich mit Zyankali um, nicht mit Strychnin, du Idiot.«

Sie brachen wieder in Lachen aus, in das gleiche unbändige und traurige Lachen.

»Hast du den Typ an der Kasse gesehen?« Antonio de la Maza zeigte auf das Fenster. »Mit wem, glaubst du, telefoniert er gerade?«

»Vielleicht mit seiner Frau, um sie zu fragen, was ihre Möse macht.«

Antonio de la Maza lachte abermals, dieses Mal wirklich, ein langes, offenes Lachen.

»Worüber lachst du denn so, du Idiot.«

»Findest du das nicht komisch?« sagte Antonio, wieder ernst. »Wir beide in diesem Taxi. Was zum Teufel machen wir hier? Wir wissen ja nicht einmal, wohin wir wollen.«

Sie wiesen den Fahrer an, zurück zum Kolonialviertel zu fahren. Antonio hatte eine Idee, und als sie im alten Zentrum waren, sagten sie dem Fahrer, er solle von der Galle Billini aus in die Espaillat einbiegen. Dort wohnte der Anwalt Generoso Fernández, den beide kannten. Antonio erinnerte sich, gehört zu haben, wie er über Trujillo fluchte; vielleicht konnte er ihnen ein Fahrzeug besorgen. Der Anwalt kam an die Tür, aber er ließ sie nicht herein. Als er sich von der Überraschung erholt hatte – er schaute sie vor Entsetzen blinzelnd an –, fand er nur Worte der Empörung: »Seid ihr verrückt? Wie kommt ihr dazu, mich so zu gefährden! Wißt ihr nicht, wer vor einer Minute hier gegenüber reingegangen ist? Der Flüssige Verfassungsrechtler! Konntet ihr nicht nachdenken, bevor ihr mir so was antut? Los, haut ab, ich habe Familie. Bei allem, was euch lieb ist, haut ab! Ich bin niemand, niemand.«

Er schlug ihnen die Tür vor der Nase zu. Sie kehrten zum Taxi zurück. Der alte Mulatte saß noch immer gehorsam am Steuer, ohne sie anzusehen. Nach einer Weile murmelte er:

»Wohin jetzt?«

»Zum Independencia-Park«, wies Antonio ihn an, um etwas zu sagen.

Wenige Sekunden nachdem sie losgefahren waren – die Straßenlampen an den Ecken brannten schon, und die Leute strömten allmählich auf die Bürgersteige, um frische Luft zu schöpfen –, sagte der Fahrer:

»Da sind Wannen hinter uns. Tut mir wirklich leid, meine Herren.«

Antonio spürte Erleichterung. Endlich war diese lächerliche Fahrerei ohne Ziel zu Ende. Besser, sie starben bei einem Schußwechsel, als wie zwei arme Trottel. Sie drehten sich um. Zwei schwarze Volkswagen folgten ihnen in etwa zehn Meter Entfernung.

»Ich würde nicht gerne sterben, meine Herren«, sagte der Fahrer bittend, während er sich bekreuzigte. »Bei der heiligen Jungfrau, Señores!«

»Ist ja gut, fahr irgendwie zum Park, und laß uns an der Ecke der Eisenwarenhandlung raus«, sagte Antonio.

Es herrschte starker Verkehr. Der Fahrer manövrierte und schaffte es, sich zwischen einen Autobus mit Menschentrauben an den Türen und einen Lastwagen zu schieben. Er bremste scharf, wenige Meter von der großen Glasfassade der Eisenwarenhandlung Reid entfernt. Als Antonio mit dem Revolver in der Hand aus dem Taxi sprang, bemerkte er noch, daß die Lichter des Parks angingen, als würden sie sie willkommen heißen. Schuhputzer, Straßenverkäufer, Lomberspieler, Herumtreiber und Bettler drängten sich an den Häuserwänden. Es roch nach Früchten und Gebratenem. Er wandte sich um und wollte Juan Tomás antreiben, der, dick und müde, nicht mit ihm Schritt halten konnte. In diesem Augenblick ging die Schießerei in seinem Rücken los. Ohrenbetäubendes Geschrei erhob sich um ihn; die Menschen rannten zwischen den Autos, die Fahrzeuge fuhren auf die Bürgersteige. Antonio hörte schrille Stimmen: »Ergebt euch, verdammt!« »Ihr seid umzingelt, ihr Armleuchter!« Als er sah, daß Juan Tomás erschöpft stehenblieb, blieb auch er neben ihm stehen und begann

zu schießen. Er tat es blindlings, denn *caliés* und Soldaten suchten Deckung hinter den Volkswagen, die wie Barrikaden quer auf der Fahrbahn standen und den Verkehr behinderten. Er sah Juan Tomás auf die Knie fallen, und er sah, wie er die Pistole an den Mund hob, aber der Dicke schaffte es nicht, abzurücken, da mehrere Schüsse ihn zu Boden streckten. Er selbst war schon von vielen Kugeln getroffen, aber er war nicht tot. ›Ich bin nicht tot, verdammt, ich bin es nicht.‹ Er hatte sein ganzes Magazin leergeschossen und versuchte, auf dem Boden liegend, die Hand in die Tasche gleiten zu lassen, um das Strychnin zu schlucken. Die verdammte Scheißhand gehorchte ihm nicht. Es war nicht nötig, Antonio. Er sah die flimmernden Sterne der hereinbrechenden Nacht, er sah das heitere Gesicht Tavitos, und er fühlte sich wieder jung.

Als die Limousine des Chefs losfuhr und ihn in dem stinkenden Morast zurückließ, zitterte General José Rene Roman von Kopf bis Fuß, wie die kleinen Soldaten, die er in Dajabón, der Garnison an der haitianisch-dominikanischen Grenze, in den Anfängen seiner militärischen Laufbahn an Sumpffieber hatte sterben sehen. Seit Jahren behandelte Trujillo ihn schlecht, ließ ihn im Familienkreis und vor Außenstehenden spüren, wie wenig Respekt er ihm einflößte, und nannte ihn unter jedem Vorwand einen Dummkopf. Aber nie zuvor hatte er seine Verachtung und seine Beleidigungen so weit getrieben wie an diesem Abend.

Er wartete, bis das Zittern nachgelassen hatte, bevor er seine Schritte zum Luftwaffenstützpunkt San Isidro lenkte. Der wachhabende Offizier bekam einen Schrecken, als er den leibhaftigen Kommandeur der Streitkräfte zu Fuß und schlammverschmiert aus dem Dunkel auftauchen sah. General Virgilio García Trujillo, Kommandant von San Isidro und Schwager Romans – er war der Zwillingsbruder von Mireya –, war nicht da, aber der Minister der Streitkräfte versammelte alle Offiziere und hielt ihnen eine Strafpredigt: Das kaputte Rohr, das seine Exzellenz empört habe, sei unverzüglich zu reparieren oder sie hätten strengste Strafen zu gewärtigen. Der Chef würde kommen, um die Sache zu überprüfen, und alle wußten, daß er in Fragen der Sauberkeit keine Gnade kannte. Er orderte einen Jeep mit Fahrer, um nach Hause zu fahren; er zog sich nicht um und säuberte sich nicht, bevor er losfuhr.

Im Jeep, in Richtung Ciudad Trujillo, sagte er sich, daß dieser Zitteranfall im Grunde nicht auf die Beschimpfungen des Chefs zurückzuführen war, sondern auf die Angespanntheit seit dem Anruf, durch den er erfahren hatte, daß der Wohltäter wütend war. Im Laufe des Tages hatte er sich tausendmal gesagt, daß es unmöglich sei, absolut unmöglich, daß er von der Verschwörung erfahren haben konnte, die sein Pate Luis Amia-ma und sein enger

Freund, General Juan Tomás Díaz, angezettelt hatten. Er hätte ihn nicht angerufen; er hätte ihn festnehmen lassen, und er befände sich jetzt in La Cuarenta oder El Nueve. Trotzdem bohrte der Zweifel in ihm, und beim Mittagessen bekam er keinen Bissen hinunter. Nun ja, trotz der Unannehmlichkeit war es eine Erleichterung, daß die Beschimpfungen ihre Ursache in einem kaputten Rohr hatten und nicht in einer Verschwörung. Allein der Gedanke, Trujillo hätte erfahren können, daß er einer der Verschwörer war, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Man konnte ihm vieles vorwerfen, aber nicht, daß er feige war. Seit seiner Zeit als Kadett hatte er auf jedem Posten körperlichen Mut bewiesen und bei Gefahr mit einer Furchtlosigkeit gehandelt, die ihm unter Kameraden und Untergebenen den Ruf eines ganzen Kerls eingebracht hatte. Immer war er ein guter Kämpfer gewesen, sei es mit Bandagen oder mit der nackten Faust. Nie hatte er jemandem erlaubt, es ihm gegenüber an Respekt fehlen zu lassen. Aber wie bei so vielen Offizieren, bei so vielen Dominikanern schwanden sein Mut und sein Ehrgefühl vor Trujillo, befiel ihn eine Lähmung von Verstand und Muskeln, eine servile Willfährigkeit und Ehrfurcht. Oft hatte er sich gefragt, warum allein die Gegenwart des Chefs – seine hohe dünne Stimme und die Starrheit seines Blicks – ihn moralisch vernichtete.

Weil er die Macht Trujillos über sich kannte, hatte General Roman vor fünfeinhalb Monaten, als Luis Amiama ihm gegenüber zum ersten Mal eine Verschwörung erwähnte, die das Ziel hatte, das Regime zu stürzen, wie aus der Pistole geschossen geantwortet:

»Ihn entführen? Was für ein Blödsinn! Solange er lebt, wird sich nichts ändern. Man muß ihn umbringen.«

Sie befanden sich auf der Bananenplantage, die Luis Amiama in Guayubín, in der Provinz Montecristi, besaß, und sahen von der sonnigen Terrasse des Hauses aus zu, wie die erdfarbenen Wasser des Yaque-Flusses dahinströmten. Sein Pate erklärte ihm, daß er und Juan Tomás mit dieser Operation verhindern wollten, daß das Regime das Land

vollends ruinierte

und eine weitere kommunistische Revolution im Stil Kubas auslöste. Es war ein ernsthafter Plan, der die Rückendeckung der Vereinigten Staaten besaß. Henry Dearborn, John Banfield und Bob Owen von der Legation hatten ihre formelle Unterstützung zugesagt und den Verantwortlichen des CIA in Ciudad Trujillo, Lorenzo D. Berry (»Der Besitzer des Supermarkts Wimpy's?« »Ja, genau der.«), beauftragt, sie mit Geld, Waffen und Munition zu versorgen. Die Vereinigten Staaten waren seit dem Attentat auf den venezolanischen Präsidenten Rómulo Betancourt beunruhigt über die Exzesse Trujillos und wollten ihn loswerden, aber zugleich sichergehen, daß nicht ein zweiter Fidel Castro an seine Stelle träte. Deshalb würden sie eine seriöse, eindeutig antikommunistische Gruppierung unterstützen, die eine militärisch-zivile Junta bilden und nach sechs Monaten zu Wahlen aufrufen würde. Amiama, Juan Tomás Díaz und die Gringos waren einverstanden: Pupo Roman sollte den Vorsitz dieser Junta übernehmen. Wer konnte besser als er die Zustimmung der Garnisonen und einen geordneten Übergang zur Demokratie gewährleisten?

»Ihn entführen, ihn um Rücktritt bitten?« sagte Pupo erregt. »Ihr habt euch im Land und in der Person geirrt, mein Lieber. Du scheinst ihn nicht zu kennen. Er wird sich nie lebend gefangennehmen lassen. Und man wird ihm nie den Rücktritt abnötigen. Man muß ihn umbringen.«

Der Fahrer des Jeeps, ein Unteroffizier, fuhr schweigend, und Roman nahm tiefe Züge von seiner Lucky Strike, seiner Lieblingsmarke. Warum hatte er sich in die Verschwörung hineinziehen lassen? Im Unterschied zu Juan Tomás, der in Ungnade gefallen und aus der Armee entlassen worden war, hatte er sehr wohl alles zu verlieren. Er hatte den höchsten Posten erreicht, den ein Militär überhaupt anstreben konnte, und obwohl er keine glückliche Hand in geschäftlichen Dingen hatte, befanden sich seine Landgüter noch immer in seinem Besitz. Die Gefahr einer Pfändung war mit der Zahlung der vierhun-

dertausend Pesos an die Agrarbank gebannt. Der Chef hatte diese Schulden nicht aus Achtung für seine Person beglichen, sondern aus dem arroganten Anspruch heraus, daß seine Familie niemals einen schlechten Eindruck machen durfte, das Bild der Familie Trujillo samt angeheirateter Verwandtschaft immer makellos sein mußte. Es war nicht der Machthunger, der ihn trieb, es war nicht die Aussicht, zum provisorischen Präsidenten der Dominikanischen Republik gesalbt – und mit großer Wahrscheinlichkeit später der gewählte Präsident zu werden –, die ihn veranlaßt hatte, die Verschwörung gutzuheißen. Es war das Ressentiment, das sich durch die zahllosen Beleidigungen in ihm angestaut hatte, die Trujillo ihm seit der Eheschließung mit Mireya zugefügt hatte, durch die er Mitglied des privilegierten, unberührbaren Clans geworden war. Deshalb hatte der Chef ihn eher als andere befördern lassen, ihn auf wichtige Posten berufen, ihm gelegentlich diese Geschenke in Form von Bargeld oder Pfründen gemacht, die ihm seinen hohen Lebensstandard ermöglichten. Begünstigungen und Auszeichnungen, die er mit Erniedrigungen und Mißhandlungen bezahlen mußte. »Und darauf kommt es an«, dachte er.

In diesen fünfeinhalb Monaten hatte General Roman sich jedesmal, wenn der Chef ihn demütigte, gesagt, so wie jetzt, während der Jeep die Radhamés-Brücke überquerte, daß er sich bald als ein ganzer Mensch mit eigenständigem Leben fühlen würde und nicht, wie Trujillo ihn immer mit aller Macht hatte spüren lassen, als ein wertloses Wesen. Auch wenn Luis Amiama und Juan Tomás es nicht ahnten: Er beteiligte sich an der Verschwörung, um dem Chef zu beweisen, daß er nicht der Versager war, für den dieser ihn hielt.

Seine Bedingungen waren sehr konkret. Er würde keinen Finger rühren, solange seine Augen nicht sähen, daß er tot war. Erst dann würde er das Nötige veranlassen, um die Truppen zu mobilisieren und die Brüder Trujillos sowie die regimenahen Militär- und Zivilpersonen, angefangen bei

Johnny Abbes, gefangenzusetzen. Weder Luis Amiama noch General Díaz durften vor irgend jemandem – nicht einmal vor dem Chef der Aktionsgruppe Antonio de la Maza – erwähnen, daß er an der Verschwörung beteiligt war. Es durfte keine schriftlichen Bot-schaffen oder Telefonanrufe geben, nur direkte Gespräche. Er würde nach und nach mit größter Vorsicht Offiziere seines Vertrauens in Schlüsselpositionen plazieren, so daß die Garnisonen ihm am entscheidenden Tag wie ein Mann gehorchen würden.

Das hatte er getan. Er hatte General César A. Oliva, der seinem Jahrgang angehörte und ein enger Freund war, das Kommando der Festung von Santiago de los Caballeros übertragen, der zweitgrößten des Landes. Er konnte es auch einrichten, General García Urbáez, seinen treuen Verbündeten, zur Kommandantur der Vierten Brigade, mit Sitz in Dajabón, zu versetzen. Außerdem konnte er mit General Guarionex Es-trella rechnen, dem Kommandeur der Zweiten Brigade, die in La Vega stationiert war. Er war kein besonderer Freund von Guaro, einem entschiedenen Trujillo-Anhänger, aber da er der Bruder des Türken Estrella Sadhalá von der Aktionsgruppe war, konnte man logischerweise annehmen, daß er Partei für seinen Bruder ergreifen würde. Er hatte keinem dieser Generäle sein Geheimnis anvertraut; er war zu klug, um sich der Gefahr eines Verrats auszusetzen. Aber er rechnete damit, daß bei vollendeten Tatsachen sich alle ohne Zaudern fügen würden.

Wann würde es geschehen? Sehr bald, ohne Zweifel. An seinem Geburtstag, am 24. Mai, vor gerade sechs Tagen, hatten Luis Amiama und Juan Tomás Díaz, die er in sein Landhaus eingeladen hatte, ihm versichert, daß alles bereit sei. Juan Tomás war kategorisch: »Jeden Augenblick, Pupo.« Sie sagten ihm, Präsident Joaquín Balaguer habe sich bereit erklärt, der militärisch-zivilen Junta anzugehören, deren Vorsitz er innehaben würde. Er bat sie um Einzelheiten, aber sie konnten sie ihm nicht geben; die Vermittlung hatte Doktor Rafael Batlle Vinas übernommen,

der mit Indiana, der Cousine von Antonio de la Maza, verheiratet und Balaguers Hausarzt war. Er hatte beim Marionettenpräsidenten vorgefühlt und ihn gefragt, ob er im Falle eines plötzlichen Todes Trujillos »mit den Patrioten zusammenarbeiten würde«. Die Antwort fiel kryptisch aus: »Laut

Verfassung wäre im Fall des Todes von Trujillo mit mir zu rechnen.« War das eine gute Nachricht? Dieser sanfte, schlaue kleine Mann hatte Pupo Roman immer das instinktive Mißtrauen eingeflößt, das Bürokraten und Intellektuelle in seinen Augen verdienten. Es war unmöglich, zu wissen, was er dachte; hinter seinen freundlichen Umgangsformen und seiner Ungezwungenheit lag ein Rätsel. Nun ja, wie dem auch sei, es stimmte, was seine Freunde sagten: Die Beteiligung Balaguers würde die Yankees beruhigen.

Als er zu seinem Haus in Gazcue gelangte, war es halb zehn Uhr abends. Er schickte den Jeep nach San Isidro zurück. Mireya und sein Sohn Álvaro, ein junger Leutnant des Heeres, der seinen freien Tag hatte und sie besuchen gekommen war, hoben die Hände an den Kopf, als sie ihn in diesem Zustand sahen. Während er sich die schmutzige Kleidung auszog, gab er ihnen Erklärungen. Er bat Mireya, ihren Bruder anzurufen, und informierte General Virgilio García Trujillo über den Wutanfall des Chefs:

»Tut mir leid, lieber Schwager, aber ich bin gezwungen, dich zu ermahnen. Komm morgen in mein Büro, vor zehn.« »Wegen eines kaputten Rohrs, ach du Scheiße!« rief Virgilio amüsiert. »Der Mann kann sich nicht beherrschen!« Er nahm eine Dusche und seifte sich von oben bis unten ein. Als er die Badewanne verließ, reichte Mireya ihm einen sauberen Pyjama und einen seidenen Morgenmantel. Sie blieb bei ihm, während er sich abtrocknete, mit Kölnischwasser einrieb und anzog. Anders als viele glaubten, angefangen beim Chef, hatte er Mireya nicht aus Eigennutz geheiratet. Er hatte sich in dieses dunkelhäutige, schüchterne Mädchen verliebt und sein Leben riskiert, als er ihr gegen den Widerstand Trujillos den Hof machte. Sie

waren ein glückliches Paar, das in seinem mehr als zwanzigjährigen Zusammenleben weder Streit noch Brüche gekannt hatte. Während er mit Mireya und Álvaro am Tisch plauderte – er hatte keinen Hunger und beschränkte sich darauf, ein Glas Rum mit Eis zu trinken –, fragte er sich, wie seine Frau reagieren würde. Würde sie Partei für ihren Mann ergreifen oder für den Clan? Der Zweifel quälte ihn. Oft hatte er erlebt, daß Mireya sich über das verächtliche Verhalten des Chefs empörte; vielleicht würde das den Ausschlag zu seinen Gunsten geben. Außerdem, welche Dominikanerin würde nicht gerne die erste Dame der Nation werden?

Nach dem Abendessen ging Álvaro aus, um mit ein paar Freunden ein Bier zu trinken. Mireya und er stiegen ins Schlafzimmer in den ersten Stock hinauf und schalteten *Die dominikanische Stimme* ein. Sie brachten eine Sendung mit Tanzmusik, in der Sänger und Orchester auftraten, die gerade Mode waren. Vor den Sanktionen hatte der Sender die besten Künstler Lateinamerikas engagiert, aber seit einem Jahr wurde infolge der Krise fast die gesamte Produktion der Fernsehanstalt Petán Trujillos mit einheimischen Künstlern bestritten. Während sie die Merengues und Danzones des Orchesters Generalissimus unter der Leitung von Maestro Luis Aberti hörten, sagte Mireya bekümmert, sie hoffe, daß diese Scherereien mit der Kirche bald ein Ende fänden. Es herrsche eine ungute Atmosphäre, ihre Freundinnen redeten beim Canastaspiel über Revolutionsgerüchte und darüber, daß Kennedy die *marines* schicken würde. Pupo beruhigte sie: Der Chef würde sich auch dieses Mal durchsetzen, das Land zu Ruhe und Wohlstand zurückfinden. Seine Stimme kam ihm so falsch vor, daß er tat, als müßte er husten, um nicht weitersprechen zu müssen.

Kurz darauf kreischten die Bremsen eines Autos, und frenetisches Hupen brach los. Der General sprang aus dem Bett und trat ans Fenster. Er erkannte die scharf umrissene Gestalt von General Arturo Espailat, Navajita, der aus dem eben eingetroffenen Auto stieg. Kaum hatte er sein im

Schein der Straßenlampe gelblich verfärbtes Gesicht gesehen, machte sein Herz einen Sprung: es war geschehen.

»Was ist passiert, Arturo?« fragte er, den Kopf zum Fenster hinausgestreckt.

»Etwas sehr Ernstes«, sagte General Espallat, während er näher trat. »Ich war mit meiner Frau im *Pony*, und der Chevrolet des Chefs fuhr vorbei. Kurz darauf hörte ich Schüsse. Ich bin hingefahren und sah mich mitten auf der Fahrbahn einer Schießerei gegenüber.«

»Ich komm runter, ich komm runter«, rief Pupo Roman. Mireya zog sich einen Morgenmantel an und bekreuzigte sich. »O Gott, mein Onkel«, »Gott darf es nicht geschehen lassen, Jesus Christus.«

Von diesem Augenblick an und in jeder folgenden Minute und Stunde, eine Zeit, in der sich sein Schicksal, das seiner Familie, das der Verschwörer und letztlich das der Dominikanischen Republik entschied, wußte General JoséRene Roman Fernández immer mit absoluter Klarheit, was er tun mußte. Warum tat er genau das Gegenteil? Er sollte sich diese Frage in den nächsten Monaten oft stellen, ohne eine Antwort zu finden. Während er die Treppe hinunterging, wußte er, daß in dieser Situation das einzig Vernünftige war – wenn er am Leben hing und nicht das Scheitern der Verschwörung wollte – , dem ehemaligen Chef des SIM, dem Militär, der am tiefsten in die verbrecherischen Operationen des Regimes verwickelt war, auf dessen Konto zahllose von Trujillo angeordnete Entführungen, Erpressungen, Folterungen und Morde gingen, die Tür zu öffnen und sämtliche Schüsse seines Revolvers auf ihn abzufeuern. Sein Werdegang ließ Navajita keine andere Wahl, als Trujillo und dem Regime hündische Treue zu halten, um nicht im Gefängnis zu landen oder ermordet zu werden.

Obwohl er das sehr genau wußte, machte er die Tür auf und ließ General Espallat und seine Frau eintreten, die er auf die Wange küßte und beruhigte, denn Ligia Fernández

de Espaillet hatte die Nerven verloren und stammelte unzusammenhängende Worte. Navajita erzählte ihm Genaueres: Er hatte sich im Auto genähert und sah sich plötzlich mit einem ohrenbetäubenden Schußwechsel aus Revolvern, Gewehren und Maschinenpistolen konfrontiert; im aufblitzenden Mündungsfeuer konnte er den Chevrolet des Chefs erkennen und eine Gestalt auf der Fahrbahn sehen, die schoß, vielleicht Trujillo. Er konnte ihm nicht zu Hilfe eilen; er trug Zivil, war nicht bewaffnet, und da er fürchtete, eine Kugel könnte Ligia treffen, hatte er sich entfernt, um herzukommen. Es war vor fünfzehn, höchstens zwanzig Minuten geschehen.

»Warte auf mich, ich zieh mich an.« Roman stürmte die Treppe hinauf, gefolgt von Mireya, die wie verrückt die Hände und den Kopf bewegte.

»Wir müssen Onkel Negro Bescheid sagen«, rief sie, während er sich die Dienstuniform anlegte. Er sah, wie sie zum Telefon lief und wählte, ohne ihm Zeit zu lassen, den Mund aufzumachen. Und obwohl er wußte, daß er diesen Anruf verhindern mußte, tat er es nicht. Er nahm den Hörer und informierte General Héctor Bienvenido Trujillo, während er sich das Hemd zuknöpfte:

»Man hat mich soeben über ein mögliches Attentat gegen ' Seine Exzellenz in Kenntnis gesetzt, auf der Straße nach San Cristóbal. Ich fahre hin. Ich werde Sie auf dem laufenden halten.«

Er zog sich fertig an und ging hinunter, ein Schnellfeuerge-
weh mit eingelegtem Magazin in den Händen. Statt eine
Salve auf ihn abzufeuern und Navajita den Garau zu
machen, schonte er abermals sein Leben und nickte, als
Espaillet, die kleinen Mäusaugen blind vor Sorge, ihm riet,
den Generalstab zu benachrichtigen und Ausgangssperre
für die Truppen anzuordnen. General Roman rief in der
Festung 18 de Diciembre an und verfügte strenge
Kasernierung für alle Garnisonen, ließ die Ausfallstraßen
der Hauptstadt sperren und informierte vorab die
Kommandeure des Landesinnern, er werde sich in Kürze
telefonisch oder über Funk wegen einer Angelegenheit von

allerhöchster Dringlichkeit mit ihnen in Verbindung setzen. Er verlor eine unwiederbringliche Zeit, aber er konnte nicht aufhören, in dieser Weise zu handeln, die, so dachte er, im Geist Navajitas jeden Zweifel über ihn zerstreuen würde.

»Gehen wir«, sagte er zu Espailat.

»Ich werde Ligia nach Hause bringen«, erwiderte dieser.

»Ich treffe dich an der Straße. Bei Kilometer sieben, mehr oder weniger.«

Als er am Steuer seines eigenen Wagens losfuhr, wußte er, daß er sofort zum Haus von General Juan Tomás fahren mußte, das in geringer Entfernung von seinem lag, um sich Klarheit darüber zu verschaffen, ob der Mord geschehen war – gewiß war es so –, und den Staatsstreich in Gang zu setzen. Für ihn gab es keinen Ausweg mehr; gleich, ob Trujillo tot oder nur verletzt war, er war ein Komplize. Aber statt zu Juan Tomás oder zu Amiama zu fahren, lenkte er sein Auto in Richtung der Avenida George Washington. In der Nähe des Viehmarktes sah er in einem Wagen, aus dem man ihm Zeichen machte, Oberst Marcos Antonio Jorge Moreno, Chef der persönlichen Eskorte Trujillos, begleitet von General Pou.

»Wir sind besorgt«, rief Moreno ihm zu, während er den Kopf zum Fenster herausstreckte. »Seine Exzellenz ist nicht in San Cristóbal eingetroffen.«

»Es hat ein Attentat gegeben«, informierte Roman sie.

»Folgen Sie mir!«

Als er bei Kilometer sieben in den Lichtkegeln der Taschenlampen von Moreno und Pou den dunklen, durchlöcherten Chevrolet sah, seine zersplitterten Fensterscheiben und die Blutflecken auf dem Asphalt zwischen Glassplittern und Patronenhülsen, wußte er, daß das Attentat erfolgreich gewesen war. Nach einer solchen Schießerei konnte er nur tot sein. Und deshalb mußte er Moreno und Pou, zwei überzeugte und bekennende Trujillo-Anhänger, entwaffnen, rekrutieren oder töten und vor dem Eintreffen Espailats und weiterer Militärs in die Festung 18 de Diciembre eilen, wo er sicher wäre. Aber auch das tat er nicht, sondern zeigte die gleiche Empörung wie Moreno und Pou,

während er mit ihnen die nähere Umgebung durchsuchte, und reagierte erfreut, als der Oberst einen Revolver im Gebüsch fand. Augenblicke später war Navajita da und trafen Patrouillen und Soldaten ein, denen er befahl, die Suche fortzusetzen. Er würde im Generalstab sein.

Während er, nun in seinem Dienstwagen, von seinem Fahrer, dem Feldwebel Morones, in die Festung 18 de Diciembre gefahren wurde, rauchte er mehrere Lucky Strike. Luis Amiama und Juan Tomás waren bestimmt dabei, ihn überall zu suchen,

mit dem Leichnam des Chefs im Schlepptau. Es war seine Pflicht, ihnen irgendein Zeichen zu senden. Aber statt dessen gab er bei seiner Ankunft im Generalstab der Wache Instruktionen, keine Zivilperson hereinzulassen, wer es auch sei und unter welchem Vorwand auch immer.

Er fand die Festung in Aufruhr vor; es herrschte ein Kommen und Gehen, das sonst um diese Uhrzeit unvorstellbar war. Während er mit großen Sätzen dieTreppe hinaufeilte, auf seinen Kommandoposten zu, und mit einem leichten Neigen des Oberkörpers den Gruß der salutierenden Offiziere erwiderte, hörte er Fragen – »Ein Landungsversuch gegenüber dem Gelände des Viehmarktes, Herr General?« – , mit deren Beantwortung er sich nicht aufhielt.

Er trat ein, erregt, sein Herz spürend, und ein einziger Blick auf die etwa zwanzig hochrangigen Offiziere, die in seinem Büro versammelt waren, genügte ihm, um zu wissen, daß sich ihm trotz der verpaßten Gelegenheiten noch eine Möglichkeit bot, den Plan in Gang zu setzen. Diese Offiziere, die bei seinem Anblick die Hacken zusammenschlugen und salutierten, waren die Elite des Oberkommandos, in ihrer Mehrheit Freunde, und warteten auf seine Befehle. Sie wußten oder ahnten, daß eine schreckliche Leere entstanden war; erzogen in der Tradition der Disziplin und völliger Abhängigkeit vom Chef, erwarteten sie, daß er den Befehl übernähme und eindeutige Absichten erkennen ließe. In den Gesichtern von General Fernando A. Sán-chez, von General

Radhamés Hungría, der Generäle Fausto Caamano und Felix Hermida, der Obersten Rivera Cuesta und Cruzado Pina und der Majore Wessin y Wessin, Pagán Montás, Saldafia, Sánchez Pérez, Fernández Domínguez und Hernando Ramírez lag Angst und Hoffnung. Sie erwarteten, daß er ihnen die Unsicherheit nahm, gegen die sie nichts vermochten. Eine Ansprache mit der Stimme eines Befehlshabers, der Saft in den Eiern hat und weiß, was er tut, der ihnen erklärt, daß in dieser äußerst ernsten Situation das Verschwinden oder der Tod Trujillos – ein Ereignis, zu dem es aus Gründen gekommen ist, über die man würde urteilen müssen – der Republik eine von der Vorsehung gesandte Möglichkeit für den Wechsel eröffne. Es gelte vor allem, das Chaos, die Anarchie, eine kommunistische Revolution und die daraus folgende nordamerikanische Besetzung zu verhindern. Das Land war dem Ruin nahe, in die Isolation getrieben durch die Freveltaten eines Regimes, das in der Vergangenheit zwar unbezahlbare Dienste geleistet hatte, aber in eine Tyrannei ausgeartet war, die weltweit Abscheu erregte. Es war notwendig, den Ereignissen mit einer Zukunftsvision zuvorzukommen. Er fordere sie auf, ihm zu folgen, gemeinsam den Abgrund zu überbrücken, der sich vor ihnen öffnete. Als Kommandeur der Streitkräfte werde er einer militärisch-zivilen Junta aus angesehenen Persönlichkeiten vorstehen, deren Aufgabe es sein wird, den Übergang zur Demokratie so zu gestalten, daß die von den Vereinigten Staaten verhängten Sanktionen aufgehoben und Wahlen unter der Kontrolle der OAS ausgeschrieben werden können. Die Junta besitze das Plazet Washingtons, und er erwarte von ihnen, den Befehlshabern der angesehensten Institution des Landes, ihre Mitarbeit. Er wußte, daß seine Worte mit Beifall aufgenommen und Unentschlossene am Ende von der Überzeugung der anderen mitgerissen worden wären. Dann wäre es leicht, leitenden Offizieren wie Fausto Caamano und Felix Hermida den Befehl zu geben, die Brüder Trujillos zu verhaften und Abbes García, Oberst

Figuroa Carrión, Hauptmann Candito Torres, Clodoveo Ortiz, Américo Dante Minervino, César Rodríguez Villeta und Alicinio Pena Rivera in die Enge zu treiben, womit der Apparat des SIM außer Gefecht gesetzt wäre.

Aber obwohl er mit Sicherheit wußte, was er in diesem Augenblick tun und sagen mußte, tat er es auch dieses Mal nicht. Nach ein paar Sekunden zögernden Schweigens beschränkte er sich darauf, die Offiziere in einer vagen, abgehackten, stammelnden Sprache zu informieren, daß die Streitkräfte angesichts des auf die Person des Generalissimus verübten Attentats Geschlossenheit und Gefechtsbereitschaft zeigen mußten. Statt seinen Untergebenen Vertrauen einzuflößen, steckte er sie mit seiner Unsicherheit an; er konnte ihre Enttäuschung spüren, mit den Händen greifen. Das war es nicht, was sie erwarteten. Um seine Verwirrung zu verbergen, setzte er sich mit den Garnisonen des Landesinnern in Verbindung. Gegenüber General César A. Oliva, in Santiago, General García Urbáez, in Dajabón, und General Guarionex Estrella, in La Vega, wiederholte er in der gleichen unsicheren Weise – die Stimme gehorchte ihm kaum, so als wäre er betrunken –, daß sie wegen des vermutlichen Mordes an Trujillo die Truppen in den Kasernen zurückhalten und keine Truppenbewegungen ohne seine Genehmigung veranlassen sollten.

Als er mit den Anrufen fertig war, zerriß er die unsichtbare Zwangsjacke, die ihn einengte, und ergriff eine Initiative in der richtigen Richtung:

»Treten Sie nicht ab«, verkündete er, während er sich erhob. »Ich werde sofort eine Versammlung auf höchster Ebene einberufen.«

Er befahl, den Präsidenten der Republik, den Chef des Militärischen Geheimdienstes und den ehemaligen Präsidenten, General Héctor Bienvenido Trujillo, anzurufen. Er würde sie kommen lassen und alle drei, hier, festnehmen. Wenn Balaguer an der Verschwörung beteiligt war, konnte er ihm bei den folgenden Schritten helfen. Er gewahrte Verwirrung bei den Offizieren, Blickwechsel,

Getuschel. Sie reichten ihm das Telefon. Dr. Joaquín Balaguer hatte man soeben aus dem Bett geholt:

»Es tut mir leid, daß ich Sie wecke, Herr Präsident. Es wurde ein Attentat auf Seine Exzellenz verübt, als er auf dem Weg nach San Cristóbal war. Als Minister der Streitkräfte berufe ich eine dringende Zusammenkunft in der Festung 18 de Diciembre ein. Ich bitte Sie, unverzüglich zu kommen.«

Präsident Balaguer antwortete lange nichts, so lange, daß Roman glaubte, die Verbindung sei unterbrochen worden. War es Verblüffung, die ihm die Sprache raubte? Zufriedenheit darüber, daß der Plan anzulaufen begann? Oder Mißtrauen wegen dieses Anrufs zur Unzeit? Schließlich hörte er die völlig emotionslose Antwort:

»Wenn etwas derart Gravierendes geschehen ist, dann ist mein Platz als Präsident der Republik nicht in einer Kaserne, sondern im Regierungspalast. Ich begeben mich dorthin. Ich schlage Ihnen vor, daß die Zusammenkunft in meinem Amtszimmer stattfindet. Guten Abend.«

Ohne ihm Zeit für eine Antwort zu lassen, legte er auf.

Johnny Abbes García hörte ihm aufmerksam zu. Gut, er werde zu der Zusammenkunft kommen, aber erst nachdem er die Zeugenaussage von Hauptmann Zacarías de la Cruz gehört hätte, der gerade verletzt ins Marion-Krankenhaus eingeliefert worden sei. Nur Negro Trujillo schien die Aufforderung zu akzeptieren. »Ich komme sofort.« Er spürte, daß Negro von den Ereignissen überfordert war. Aber als er nach einer halben Stunde Wartens nicht erschienen war, wußte General José René Roman, daß sein in letzter Minute geschmiedeter Plan keine Aussicht auf Erfolg hatte. Keiner der drei würde in den Hinterhalt gehen. Und er versank mit jedem Schritt, den er tat, allmählich in einer Art Treibsand, aus dem er sich bald nicht mehr würde befreien können. Es sei denn, er brächte ein Militärflugzeug in seine Gewalt und ließe sich nach Haiti, Trinidad, Puerto Rico, auf die französischen Antillen oder nach Venezuela ausfliegen, wo man ihn mit offenen Armen empfangen würde.

Von diesem Augenblick an agierte er wie ein Schlafwandler. Die Zeit verflüchtigte sich; statt zu vergehen, drehte sie sich im Kreis, eine monotone Wiederholung, die ihn deprimierte und irritierte. Aus diesem Zustand sollte er nicht mehr herausfinden in den viereinhalb Monaten Leben, die ihm noch blieben, wenn man dies Leben nennen konnte und nicht Hölle, Alptraum. Bis zum 12. Oktober 1961 hatte er keine klare Vorstellung mehr von der zeitlichen Abfolge; wohl aber von der geheimnisvollen Ewigkeit, die ihn nie interessiert hatte. In den Momenten, in denen die Klarheit ihn wie ein Schrecken anfiel, um ihn daran zu erinnern, daß er noch lebte, daß es nicht zu Ende war, quälte er sich mit der immergleichen Frage: Warum, wo du doch wußtest, daß es *das* war, was dich erwartete, hast du nicht gehandelt, wie du hättest handeln sollen? Diese Frage setzte ihm mehr zu als die Folterungen, denen er sich mit großem Mut stellte, vielleicht um sich zu beweisen, daß er in jener endlosen Nacht des 31. Mai 1961 nicht aus Feigheit so unentschlossen gewesen war.

Unfähig, eine Übereinstimmung zwischen sich und seinen Handlungen herzustellen, verhielt er sich widersprüchlich und traf kopflose Entscheidungen. Er befahl seinem Schwager, General Virgilio García Trujillo, aus San Isidro, wo die Panzerdivisionen stationiert waren, vier Panzer und drei Infanteriekompanien zur Verstärkung der Festung 18 de Diciembre zu schicken. Aber gleich darauf beschloß er, den Ort zu verlassen und sich zum Regierungspalast zu begeben. Er wies den Chef des Generalstabs des Heeres, den jungen General Tuntin Sán-chez, an, ihn über die Suche auf dem laufenden zu halten. Bevor er losfuhr, rief er Américo Dante Minervino in La Victoria an. Er befahl ihm ausdrücklich, sofort und mit der größtmöglichen Diskretion die Häftlinge Major Segundo Imbert Barreras und Rafael Augusto Sánchez Saulley zu liquidieren und ihre Leichname verschwinden zu lassen, denn er fürchtete, Antonio Imbert von der Aktionsgruppe könnte seinen Bruder über seine Verwicklung in die Verschwörung infor-

miert haben. Américo Dante Minervino, an dergleichen Missionen gewöhnt, stellte keine Fragen: »Befehl verstanden, Herr General.« Er verwirrte General Tuntin Sánchez, als er ihm sagte, er solle den an der Suche beteiligten Patrouillen des SIM, des Heeres und der Luftwaffe einschärfen, daß die Personen auf den Listen der »Feinde« und »Abtrünnigen«, die man ihnen ausgehändigt hatte, beim geringsten Versuch, sich der Festnahme zu widersetzen, zu töten seien. (»Wir wollen keine Gefangenen, die als Vorwand für internationale Kampagnen gegen unser Land dienen.«) Sein Untergebener gab keinen Kommentar dazu. Er werde seine Instruktionen wortwörtlich weiterleiten, Herr General.

Als er die Festung in Richtung Regierungspalast verließ, informierte ihn der wachhabende Leutnant, daß ein Auto mit zwei Zivilpersonen, von denen eine behauptete, sein Bruder Ramón, Bibín, zu sein, am Eingang zum Gelände vorgefahren sei und daß sie verlangt hätten, ihn zu sehen. Seinen Befehlen folgend, habe er sie gezwungen, sich zu entfernen. Er nickte, ohne etwas zu sagen. Sein Bruder Bibín war also in die Verschwörung verwickelt, und deshalb würde auch er für seine Zweifel und Ausflüchte bezahlen. Versunken in seinen hypnoseartigen Zustand, dachte er, daß seine Trägheit vielleicht daher rührte, daß der Körper des Chefs zwar tot war, aber seine Seele, sein Geist oder wie immer man das nennen mochte, ihn weiterhin versklavte.

Im Regierungspalast fand er Wirrwarr und Untröstlichkeit vor. Fast die ganze Familie Trujillo war versammelt. Petán, in Reitstiefeln und mit umgehängter Maschinenpistole, war gerade von seinem Gut in Bonao eingetroffen und lief auf und ab wie die Karikatur eines mexikanischen Reiters. Héctor, Negro, saß zusammengesunken in seinem Sessel und rieb sich die Arme, als sei ihm kalt. Mireya und seine Schwiegermutter Marina trösteten Doña Maria, die Frau des Chefs, die leichenblaß war und in deren Augen Feuer brannte. Die schöne Angelita dagegen weinte und rang die Hände, während ihr Ehemann, Oberst José Leon Estévez,

Pechito, in Uniform und mit betrübter Miene, erfolglos versuchte, sie zu trösten. Er spürte, daß sich alle Blicke auf ihn richteten: irgendeine Neuigkeit? Er umarmte sie, einen nach dem anderen: Man sei dabei, die Stadt zu durchkämmen, Haus für Haus, Straße für Straße, und bald... Dann begriff er, daß sie mehr wußten als der Kommandeur der Streitkräfte. Einer der Verschwörer war ihnen ins Netz gegangen, der ehemalige Militär Pedro Livio Cedeno, den Abbes García in der Internationalen Klinik verhörte. Und Oberst José Leon Estévez hatte bereits Ramfis und Radhamés verständigt, die versuchten, ein Flugzeug der Air France zu chartern, das sie aus Paris herbringen würde. In diesem Augenblick wurde ihm auch klar, daß er die Macht, die mit seinem Amt verbunden war und die er in den letzten Stunden vergeudet hatte, zu verlieren begann; die Entscheidungen kamen nicht mehr aus seinem Büro, sondern aus dem der Chefs des SIM, Johnny Abbes García und Oberst Figueroa Carrión, oder von Verwandten und Vertrauten Trujillos wie Pechito oder seinem Schwager Virgilio. Ein unsichtbarer Druck entfernte ihn von der Macht. Es überraschte ihn nicht, daß Negro Trujillo ihm keinerlei Erklärung dafür gab, warum er nicht zu der Zusammenkunft gekommen war, zu der er ihn einbestellt hatte.

Er verließ die Versammlung, stürzte in eine Telefonzelle und rief in der Festung an. Er befahl seinem Generalstabschef, Truppen auszusenden, um die Internationale Klinik abzuriegeln, den ehemaligen Offizier Pedro Livio Cedeno unter Bewachung zu stellen und zu verhindern, daß der SIM ihn dort herausholte, und zwar unter Anwendung von Gewalt, falls er es versuchen sollte. Der Gefangene mußte zur Festung 18 de Diciembre gebracht werden. Er persönlich werde ihn verhören. Nach einer ominösen Pause beschränkte Tuntin Sánchez sich darauf, sich zu verabschieden: »Guten Abend, Herr General.« Er sagte sich gequält, daß dies womöglich der schlimmste Irrtum des ganzen Abends war.

In dem Raum, in dem sich die Familie Trujillo befand,

waren jetzt noch mehr Leute. Alle hörten in kummervollem Schweigen Oberst Johnny Abbes García zu, der, im Stehen, betrübt sagte:

»Die Zahnbrücke, die man auf der Straße gefunden hat, gehört Seiner Exzellenz. Doktor Fernando Camino hat dies bestätigt. Es ist zu vermuten, daß sein Zustand ernst ist, sofern er nicht tot ist.«

»Was ist mit den Mördern?« unterbrach Roman ihn herausfordernd. »Hat das Subjekt geredet? Hat es seine Komplizen verraten?«

Das feiste Gesicht des Chefs des SIM wandte sich ihm zu. Seine Lurchaugen überzogen ihn mit einem Blick, der ihm in seiner extremen Empfindlichkeit spöttisch erschien.

»Er hat drei verraten«, erklärte Johnny Abbes, während er ihn anschaute, ohne zu blinzeln. »Antonio Imbert, Luis Amiama und General Juan Tomás Díaz. Der ist der Anführer, behauptet er.«

»Hat man sie festgenommen?«

»Meine Leute suchen sie in ganz Ciudad Trujillo«, versicherte Johnny Abbes García. »Noch etwas. Die Vereinigten Staaten könnten hinter der Sache stecken.«

Er murmelte einige Glückwunschworte an die Adresse von Oberst Abbes und kehrte zur Telefonkabine zurück. Er rief erneut General Tuntin Sánchez an. Die Patrouillen sollten auf der Stelle Juan Tomás Díaz, Luis Amiama und Antonio Imbert festnehmen, ebenso wie ihre Familien, »gleich ob lebendig oder tot, vielleicht besser tot, denn der CIA könnte versuchen, sie außer Landes zu bringen«. Als er auflegte, hatte er eine Gewißheit: So wie die Dinge sich entwickelten, wäre nicht einmal an Exil zu denken. Er würde sich eine Kugel verpassen müssen.

Im Salon redete noch immer Abbes García. Nicht mehr von den Mördern, sondern von der Situation, in der sich das Land befand.

»Es ist unbedingt erforderlich, daß jetzt ein Angehöriger der Familie Trujillo die Präsidentschaft der Republik übernimmt«, erklärte er. »Dr. Balaguer muß zurücktreten und sein Amt an General Héctor Bienvenido oder an

General José Arismendi abgeben. So wird das Volk wissen, daß der Geist, die Denkweise und die Politik des Chefs keine Abstriche erleiden und weiterhin das Leben in der Dominikanischen Republik bestimmen werden.«

Es folgte ein unbehagliches Schweigen. Die Anwesenden tauschten Blicke. Die vulgäre Eisenfresserstimme von Petán Trujillo bemächtigte sich des Raums:

»Johnny hat recht. Balaguer muß zurücktreten. Negro oder ich werden die Präsidentschaft übernehmen. Das Volk wird wissen, daß Trujillo nicht tot ist.«

In diesem Augenblick entdeckte General Roman, während er den Blicken aller Anwesenden folgte, daß der Marionettenpräsident da war. Klein und diskret wie immer, hatte er, auf einem Stuhl in der Ecke sitzend, zugehört, als wollte er auf keinen Fall stören. Er war korrekt wie immer gekleidet und wirkte völlig gelassen, als handelte es sich um eine unbedeutende Formalität. Er deutete ein halbes Lächeln an und sprach mit einer Ruhe, die die Wogen glättete:

»Wie Sie wissen, bin ich der Präsident der Republik durch Entscheidung des Generalissimus, der sich immer an die verfassungsmäßigen Verfahren gehalten hat. Ich habe dieses Amt inne, um die Dinge zu erleichtern, nicht, um sie zu erschweren. Wenn mein Rücktritt die Lage entspannt, dann können Sie ihn haben. Aber erlauben Sie mir eine Anregung. Ist es vor einer so bedeutenden Entscheidung, die einem Bruch der Legalität gleichkommt, nicht klug, die Ankunft von General Ramfis Trujillo abzuwarten? Sollte der älteste Sohn des Chefs, sein geistiger, militärischer und politischer Erbe, nicht konsultiert werden?«

Er warf einen Blick auf die Frau, die, so verlangte es das von Trujillo eingerichtete strikte Protokoll, von den Gesellschaftschronisten immer die Vortreffliche Dame genannt werden mußte. Maria Martínez de Trujillo reagierte gebieterisch:

»Dr. Balaguer hat recht. Bis Ramfis kommt, darf sich nichts ändern.« Ihr rundes Gesicht hatte wieder Farbe bekommen.

Als General Roman sah, wie der Präsident der Republik schüchtern die Augen senkte, erwachte er einige Sekunden aus dem Zustand geistiger Verirrung, in dem er erstarrt war, und sagte sich, daß dieser wehrlose kleine Mann, der Verse schrieb und in dieser Welt von Machos mit Revolvern und Maschinenpistolen so bedeutungslos wirkte, im Unterschied zu ihm ganz genau wußte, was er wollte und was er tat, denn er verlor nicht einen Augenblick die Gelassenheit. Im Lauf dieser Nacht, der längsten seines halben Jahrhunderts Leben, erkannte General Roman, daß dieses zweitrangige Wesen, das alle immer für einen Schreiberling, eine kleine dekorative Figur des Regimes gehalten hatten, in der Leere und im Chaos, die nach dem Geschehen entstanden waren, eine überraschende Autorität anzunehmen begann.

Wie im Traum sah er diese Versammlung von Trujillos Verwandten, Vertrauten und Würdenträgern in den folgenden Stunden die Reihen schließen, in Gruppen zerfallen und neue

Konstellationen bilden, während die Ereignisse sich zusammenfügten wie Teile eines noch unvollständigen Puzzles, bis schließlich eine kompakte Figur entstanden war. Noch vor Mitternacht traf die Nachricht ein, daß die Pistole, die man am Ort des Attentats gefunden hatte, General Juan Tomás Díaz gehörte. Als Roman befahl, außer dessen Haus auch die seiner sämtlichen Brüder zu durchsuchen, informierte man ihn, daß die Patrouillen des SIM unter der Leitung von Oberst Figueroa Carrión bereits dabei seien und daß der Bruder von Juan Tomás, Modesto Díaz, von seinem Freund, dem Hahnenkampfliebhaber Chucho Malapunta, zu dem er sich geflüchtet hatte, an den SIM ausgeliefert worden sei und sich bereits in La Cuarenta befinde. Fünfzehn Minuten später rief Pupo seinen Sohn Álvaro an. Er bat ihn, ihm Extra-Munition für sein M1-Gewehr zu bringen (er hatte es nicht von der Schulter genommen), denn er war überzeugt, daß er sein Leben jeden Augenblick verteidigen oder eigenhändig beenden müßte. Nachdem er in seinem Büro mit Abbes García und

Oberst Luis José Leon Estévez über Bischof Reilly gesprochen hatte, ergriff er die Initiative und sagte, man solle ihn unter seiner Verantwortung mit Gewalt aus der Santo-Domingo-Schule holen, und stimmte dem Vorschlag des Chefs des SIM zu, ihn zu exekutieren, da kein Zweifel an der Verwicklung der Kirche in die kriminellen Machenschaften bestehen könne. Der Ehemann Angelita Trujillos faßte an seinen Revolver und sagte, es sei eine Ehre für ihn, den Befehl auszuführen. Noch vor Ablauf einer Stunde kehrte er wütend zurück. Die Operation war zwar ohne größere Zwischenfälle über die Bühne gegangen, abgesehen von ein wenig Gerangel mit ein paar Nonnen und zwei Redemptoristen-Priestern, ebenfalls Gringos, die versucht hatten, den Würdenträger zu schützen. Das einzige Todesopfer war ein Schäferhund, der Wachhund der Schule, der einen *café* gebissen hatte, bevor ihn eine Kugel traf. Der Bischof befand sich jetzt in der Haftanstalt der Luftwaffe, bei Kilometer neun der Straße nach San Isidro. Aber Major Rodríguez Méndez, der Anstaltsleiter, hatte sich geweigert, den Bischof zu exekutieren, und

verhindert, daß Pechito Leon Estévez es tat, wobei er Befehle des Präsidenten der Republik geltend machte.

Perplex fragte Roman, ob er sich auf Balaguer beziehe. Der Ehemann Angelita Trujillos nickte, nicht weniger fassungslos:

»Anscheinend glaubt er, daß er existiert. Unglaublich ist nicht, daß dieser Hampelmann sich in diese Angelegenheit einmischt. Sondern daß man seinen Befehlen gehorcht. Ramfis muß ihn in die Schranken verweisen.«

»Es ist nicht nötig, auf Ramfis zu warten. Ich werde ihn jetzt gleich zur Rechenschaft ziehen«, explodierte Pupo Roman. Er begab sich mit großen Schritten zum Amtszimmer des Präsidenten, aber im Gang wurde ihm plötzlich schwindlig. Es gelang ihm gerade noch, sich tastend zu einem abseits stehenden Sessel zu bewegen, in den er sich hineinfallen ließ. Er schlief sofort ein. Als er zwei Stunden später erwachte, erinnerte er sich an einen eisigen Alptraum, in

dem er, zitternd vor Kälte, in einer beschneiten Einöde eine Herde Wölfe auf sich zukommen sah. Er sprang auf und eilte fast im Laufschrift zum Amtszimmer des Präsidenten Balaguer. Er fand die Türen weit geöffnet. Er trat ein, entschlossen, diesen Pygmäen, der sich ungerufen einmischte, seine Autorität spüren zu lassen, aber dort erwartete ihn eine weitere Überraschung, denn er sah sich plötzlich dem leibhaftigen Bischof Reilly gegenüber. Verstört, das Priestergewand halb zerrissen, im Gesicht Spuren von Mißhandlung, bewahrte die hohe Gestalt des Bischofs dennoch eine majestätische Würde. Der Präsident der Republik war dabei, ihn zu verabschieden.

»Ah, Hochwürden, sehen Sie, wer hier ist, der Minister der Streitkräfte, General José Rene Roman Fernández«, stellte er ihn vor. »Er kommt, um Ihnen noch einmal das Bedauern der Militärbehörde über das beklagenswerte Mißverständnis auszudrücken. Sie haben mein Wort und das des Oberbefehlshabers der Armee, nicht wahr, General Roman?, daß weder Sie noch ein anderer Prälat, noch die Ordensschwwestern der Santo-Domingo-Schule ein weiteres Mal belästigt werden. Ich selbst werde Sister Williimine und Sister Heien Claire entsprechende Erklärungen geben. Wir durchleben sehr schwierige Augenblicke, und Sie, ein Mann mit Erfahrung, werden das verstehen. Es gibt Untergebene, die die Kontrolle verlieren und das Maß überschreiten, wie heute nacht. Es wird nicht noch einmal geschehen. Ich habe angeordnet, daß eine Eskorte Sie zur Schule begleitet. Ich bitte Sie darum, sich beim geringsten Problem mit mir persönlich in Verbindung zu setzen.«

Bischof Reilly, der das alles verfolgte, als wäre er von Marsmenschen umgeben, verabschiedete sich mit einer vagen Kopfbewegung. Roman stellte Doktor Balaguer in scharfem Ton zur Rede, wobei er die Maschinenpistole berührte:

»Sie schulden mir eine Erklärung, Señor Balaguer. Wer sind Sie, daß Sie einen Gegenbefehl zu einer Anordnung von mir erteilen, daß Sie eine Militärbehörde, einen

subalternen Offizier anrufen, ohne die Rangordnung zu respektieren? Für wen zum Teufel halten Sie sich?»

Der kleine Mann sah ihn an, als hörte er ihm gar nicht zu. Nachdem er ihn eine Weile gemustert hatte, deutete er ein freundliches Lächeln an. Dann wies er auf den Sessel vor seinem Schreibtisch und forderte ihn auf, sich zu setzen. Pupo Roman rührte sich nicht. Das Blut kochte ihm in den Adern, wie in einem Kessel kurz vor dem Explodieren.

»Antworten Sie auf meine Frage, verdammtnochmal!« schrie er.

Auch dieses Mal verlor Dr. Balaguer nicht die Fassung. Mit der gleichen Sanftheit, mit der er deklamierte oder Reden verlas, ermahnte er ihn väterlich:

»Sie sind außer sich, und aus gutem Grund, Herr General. Aber reißen Sie sich zusammen. Wir erleben womöglich den kritischsten Augenblick der Republik, und Sie müssen dem Land mehr als jeder andere ein Vorbild an Gelassenheit sein.«

Er hielt seinem zornigen Blick stand – Pupo hatte Lust, ihn zu schlagen, und gleichzeitig hielt ihn die Neugier davon ab – und fügte im gleichen Tonfall hinzu, nachdem er sich an seinen Schreibtisch gesetzt hatte:

»Danken Sie mir dafür, daß ich Sie daran gehindert habe, einen schweren Irrtum zu begehen, Herr General. Durch die Ermordung eines Bischofs hätten Sie Ihre Probleme nicht gelöst. Sie hätten sie nur schlimmer gemacht. Falls es Sie interessiert, nehmen Sie zur Kenntnis, daß der Präsident, den Sie aufgesucht haben, um ihn zu beschimpfen, bereit ist, Ihnen zu helfen. Obwohl ich, wie ich fürchte, nicht viel für Sie werde tun können.«

Roman bemerkte keine Ironie in diesen Worten. Verbarg sich eine Drohung dahinter? Nein, nach der gütigen Art zu urteilen, in der Balaguer ihn anschaute. Seine Wut verrauchte. Jetzt hatte er Angst. Er beneidete diesen salbungsvollen Zwerg um seine Ruhe.

»Sie sollen wissen, daß ich den Befehl gegeben habe, Segun-do Imbert und Papito Sanchez in La Victoria zu exekutieren«, tobte er, ohne zu bedenken, was er sagte.

»Sie gehörten auch zur Verschwörung. Ich werde das gleiche mit allen tun, die an der Ermordung des Chefs beteiligt waren.«

Dr. Balaguer nickte langsam, ohne daß sein Gesichtsausdruck sich im mindesten veränderte.

»Große Übel verlangen große Lösungen«, murmelte er kryptisch. Dann erhob er sich, ging auf die Tür seines Amtszimmers zu und trat hinaus, ohne sich zu verabschieden.

Roman blieb da, ohne zu wissen, was er tun sollte. Er entschied sich dafür, in sein Büro zu gehen. Um halb drei Uhr morgens brachte er Mireya, die ein Beruhigungsmittel genommen hatte, in das Haus in Gazcue. Dort fand er seinen Bruder Bibin vor, der die Soldaten der Wache direkt aus einer Flasche Carta Dorada trinken ließ, die er wie eine Fahne schwenkte. Bibin, der Nichtstuer, der Nachtschwärmer, der Leichtfuß, der Glücksspieler, der sympathische Bibin, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Er mußte ihn ins Badezimmer im Oberstock tragen, unter dem Vorwand, ihm beim Übergeben und beim Waschen des Gesichts zu helfen. Kaum waren sie allein, brach Bibin in Tränen aus. Er betrachtete seinen Bruder mit einer grenzenlosen Traurigkeit in den wäßrigen Augen. Ein dünner Speichelfaden hing ihm wie eine Spinnweb aus dem

Mund. Mit leiser Stimme, stockend, erzählte er ihm, er, Luis Amiama und Juan Tomàs hätten ihn die ganze Nacht in der Stadt gesucht und ihn am Ende in ihrer Verzweiflung verflucht. Was ist passiert, Pupo? Warum hatte er nichts getan? Warum hatte er sich versteckt? Gab es nicht einen Plan? Die Aktionsgruppe hatte ihren Teil getan. Sie hatten ihm den Leichnam gebracht, wie er es verlangt hatte.

»Warum hast du dich nicht daran gehalten, Pupo?« Seine Brust hob und senkte sich heftig. »Was wird jetzt aus uns?«

»Es gab widrige Zufälle, Bibin, Navajita Espailat tauchte plötzlich auf, er hatte alles gesehen. Es war unmöglich. Jetzt...«

»Jetzt sitzen wir in der Scheiße.« Bibin schniefte und schluckte den Rotz hinunter. »Luis Amiama, Juan Tomäs, Antonio de la Maza, Tony Imbert, alle. Aber vor allem du. Du und dann ich, weil ich dein Bruder bin. Wenn du etwas für mich übrig hast, dann verpaß mir gleich hier eine Kugel, Pupo, mit deiner Maschinenpistole, nutz aus, daß ich betrunken bin. Bevor sie es tun. Bei allem, was dir lieb ist, Pupo.«

In diesem Augenblick klopfte Álvaro an die Tür des Badezimmers: Man hatte den Leichnam des Generalissimus im Kofferraum eines Autos gefunden, zu Hause bei General Juan Tomäs Diaz.

Er tat keine Auge zu in dieser Nacht, auch nicht in der nächsten und übernächsten, und wahrscheinlich erlebte er in den viereinhalb Monaten nicht mehr, was Schlafen für ihn gewesen war – ausruhen, sich selbst und die anderen vergessen, sich in einer Nicht-Existenz auflösen, aus der er gestärkt, mit neuem Elan zurückkehrte – , wenn er auch oft das Bewußtsein verlor und lange Stunden, Tage und Nächte in dumpfer Benommenheit verbrachte, ohne Bilder, ohne Gedanken, nur mit dem Wunsch, der Tod möge kommen und ihn erlösen. Alles vermischte und verwirrte sich, als wäre die Zeit eine dicke Suppe geworden, ein Durcheinander, in dem vorher, jetzt und nachher keine logische Abfolge hatten, sondern etwas waren, das ständig wiederkehrte. Er erinnerte sich deutlich an den Anblick von Doña Maria Martinez de Trujillo bei seiner Ankunft im Regierungspalast, wie sie vor dem Leichnam des Chefs geschrien hatte: »Das Blut der Mörder soll bis zum letzten Tropfen fließen!« Und, als gehörte es zusammen, aber es konnte erst am nächsten Tag geschehen sein, an die schlanke, uniformierte, tadellose Gestalt eines bleichen, starren Ramfis, der sich mit steifem Oberkörper über den geschnitzten Sarg neigte, das Gesicht des Chefs betrachtete, das man geschminkt hatte, und murmelte: »Ich werde nicht so großzügig mit den Feinden sein wie du, Papi.« Ihm war, als spräche Ramfis nicht zu seinem Vater, sondern zu ihm. Er schloß ihn in die Arme und seufzte ihm

ins Ohr: »Was für ein unwiederbringlicher Verlust, Ramfis. Ein Glück, daß du uns bleibst.«

Gleich darauf sah er sich selbst in seiner Paradeuniform und mit seiner unverzichtbaren Mi-Maschinenpistole in der Hand in der gedrängt vollen Kirche von San Cristóbal bei der Trauerfeier für den Chef. Einige Sätze der Rede eines ins Riesenhafte gewachsenen Präsidenten Balaguer – »Hier ist, meine Herrschaften, von einem heimtückischen Windstoß gefällt, die mächtige Eiche, die mehr als dreißig Jahre lang allen Blitzen trotzte und siegreich aus allen Stürmen hervorging« – trieben ihm Tränen in die Augen. Er lauschte ihm neben dem versteinerten Ramfis, der von Leibwächtern mit Maschinenpistolen umgeben war. Und er sah sich gleichzeitig, wie er (einen, zwei, drei Tage zuvor?) die gewaltige Schlange Tausender und Abertausender Dominikaner aller Altersgruppen, Berufe, Rassen und Klassen betrachtete, die Stunden um Stunden unter einer erbarmungslosen Sonne warteten, um die Treppe des Regierungspalastes hinaufzusteigen und unter hysterischen Schmerzensäußerungen, Ohnmächten, Schreien, Opfergaben für die Geister des Vodou dem Chef, dem Mann, dem Wohltäter, dem Generalissimus, dem Vater die letzte Huldigung zu erweisen. Und dazwischen vernahm er die Berichte seiner Adjutanten über die Festnahme des Ingenieurs Huáscar Tejeda und von Salvador Estrella Sadhalá, über das Ende von Antonio de la Maza und von General Juan Tomás Díaz, die sich am Independencia-Park Ecke Bolívar mit der Waffe in der Hand verteidigt

hatten, über den fast gleichzeitigen Tod, nicht weit entfernt, von Leutnant Amado García Guerrero, der ebenfalls getötet hatte, bevor man ihn tötete, und über die Zerstörung und Plünderung des Hauses der Tante, die ihm Unterschlupf gewährt hatte, durch den Pöbel. Er erinnerte sich ebenfalls an die Gerüchte über das mysteriöse Verschwinden seines Paten Amiama Tió und von Antonio Imbert – Ramfis bot eine halbe Million Pesos für Hinweise, die zur Festnahme führten – und an die Verhaftung von etwa zweihundert

Dominikanern, Zivilisten und Militärs, in Ciudad Trujillo, Santiago, La Vega, San Pedro de Macorís und einem halben Dutzend anderer Orte, die in die Ermordung Trujillos verwickelt waren.

All das vermischte sich, aber es war zumindest verständlich. Das galt auch für die letzte zusammenhängende Erinnerung, die sein Gedächtnis bewahren sollte: Wie ihn Petán Trujillo am Ende der Totenmesse für den Generalissimus am Arm faßte: »Du fährst in meinem Wagen mit, Pupo.« In Petáns Cadillac wurde ihm klar – es war das letzte, was ihm mit aller Gewißheit klar wurde –, daß dies die allerletzte Gelegenheit war, sich das zu ersparen, was auf ihn zukam, indem er seine Waffe auf den Bruder des Chefs und auf sich selbst richtete, denn diese Fahrt würde nicht vor seinem Haus in Gazcue enden. Sie endete im Luftwaffenstützpunkt San Isidro, wo, wie Petán log, ohne sich um Glaubwürdigkeit zu bemühen, »ein Familientreffen stattfinden wird«. Am Eingang des Stützpunktes erklärten ihm zwei Generäle, sein Schwager Virgilio García Trujillo und der Generalstabschef des Heeres Tuntin Sánchez, man verhafte ihn unter der Anklage der Komplizenschaft mit den Mördern des Wohltäters des Vaterlandes und Vaters des Neuen Vaterlandes. Sehr blaß und seinen Blick meidend, baten sie ihn um seine Waffe. Gehorsam überreichte er ihnen die ML-Maschinenpistole, von der er sich seit vier Tagen nicht getrennt hatte.

Sie führten ihn in einen Raum mit einem Tisch, einer alten Schreibmaschine, einem Stapel unbeschriebener Blätter und einem Stuhl. Sie forderten ihn auf, sich den Gürtel und die Schuhe auszuziehen und sie einem Unteroffizier zu übergeben.

Er tat es, ohne etwas zu fragen. Sie ließen ihn allein, und Minuten später traten die beiden engsten Freunde von Ramfis ein, Oberst Luis José Leon Estévez und Pirulo Sánchez Rubirosa, die ihn grußlos aufforderten, alles aufzuschreiben, was er über die Verschwörung wußte, und die Vor- und Familiennamen der Verschwörer zu nennen.

General Ramfis – den Präsident Bala-guer durch allerhöchstes Dekret, das der Kongreß heute abend bestätigen würde, zum Obersten Kommandeur der Luft-, Land- und Seestreitkräfte der Republik ernannt hatte – verfüge dank der Verhafteten, die ihn sämtlich verraten hatten, über die vollständige Kenntnis des Komplotts.

Er setzte sich an die Schreibmaschine und tat zwei Stunden, wie ihm geheißen. Er war ein schlechter Stenotypist, er tippte nur mit zwei Fingern und machte zahlreiche Fehler, mit deren Korrektur er sich nicht aufhielt. Er erzählte alles, angefangen bei seinem ersten Gespräch mit seinem Paten Luis Amiama vor sechs Monaten, und nannte die etwa zwanzig Personen, von denen er wußte, daß sie beteiligt waren, aber nicht Bibín. Er erklärte, entscheidend sei für ihn gewesen, daß die Vereinigten Staaten die Verschwörung unterstützten, und er habe sich erst dann bereit gefunden, den Vorsitz der militärisch-zivilen Junta zu übernehmen, als er durch Juan Tomás erfahren habe, daß sowohl der Konsul Henry Dearborn als auch der Konsul Jack Benett und der Chef des CIA in Ciudad Trujillo, Lorenzo D. Berry (Wimpy), wollten, daß er an ihrer Spitze stehe. Er ließ nur eine kleine Lüge einfließen: daß er als Bedingung seiner Teilnahme gefordert habe, der Generalissimus solle entführt und zum Rücktritt gezwungen, aber in keinem Fall ermordet werden. Die anderen Verschwörer hatten ihn verraten, als sie sich nicht an diese Zusage hielten. Er las die Seiten noch einmal durch und unterschrieb sie.

Er blieb lange allein und wartete, mit einer inneren Ruhe, wie er sie seit der Nacht des 30. Mai nicht mehr empfunden hatte. Als sie ihn holen kamen, wurde es dunkel. Es war eine Gruppe unbekannter Offiziere. Sie legten ihm Handschellen an, führten ihn, ohne Schuhe, auf den Hof des Stützpunktes hinaus und

ließen ihn in einen Lieferwagen mit getönten Fensterscheiben steigen, auf dem er die Aufschrift »Panamerikanische Erziehungsanstalt« las. Er glaubte, sie würden ihn in die Cuarenta bringen. Er kannte es gut,

dieses düstere Haus in der Galle 40, in der Nähe der Dominikanischen Zementfabrik. Es hatte General Juan Tomás Díaz gehört, der es dem Staat verkauft hatte, damit Johnny Abbes es zum Schauplatz seiner ausgetüftelten Methoden machen konnte, mit denen er den Gefangenen Geständnisse entriß. Er war sogar dabeigewesen, als nach der Castro-Invasion vom 14. Juni einer der Verhörten, Dr. Tejada Florentino, der auf dem grotesken Thron saß – Sitz eines Jeeps, Röhren, elektrische Stäbe, Ochsenziemer, Würgeisen mit Holzgriffen, um den Gefangenen zu strangulieren, während er gleichzeitig Stromstöße erhielt –, durch einen Irrtum des Technikers des SIM, der die höchste Voltzahl eingeschaltet hatte, an dem tödlichen Stoß starb. Doch nein, statt zur Cuarenta brachten sie ihn nach El Nueve an der Mella-Landstraße, einer ehemaligen Residenz von Pirulo Sánchez Rubirosa. Auch dort befand sich ein Thron, der kleiner, aber moderner war.

Er hatte keine Angst. Jetzt nicht mehr. Die panische Angst, die ihn seit der Nacht des Mordes an Trujillo in einen »Besessenen« verwandelt hatte, wie man diejenigen nannte, die bei den Vodü-Zeremonien nicht mehr sie selbst waren und von Geistern in Besitz genommen wurden, war völlig verschwunden. In El Nueve zogen sie ihn nackt aus und setzten ihn auf den angeschwärzten Stuhl, in der Mitte eines fensterlosen, kaum beleuchteten Raumes. Der starke Geruch nach Exkrementen und Urin verursachte ihm Übelkeit. Der Stuhl war unförmig und absurd mit seinen Zusätzen. Er war in den Boden eingelassen und hatte Riemen und Ringe, um die Fuß- und Handgelenke, den Brustkorb und den Kopf festzubinden. Seine Armlehnen waren mit Kupferplatten bedeckt, um den Fluß des elektrischen Stroms zu erleichtern. Ein Bündel Kabel lief vom Thron bis zu einem Schreibtisch oder einer Anzeigetafel, von der aus die Voltstärke kontrolliert wurde. Im trüben Licht erkannte er, während man ihn an den Stuhl fesselte, zwischen

Pechito Leon Estévez und Sánchez Rubirosa das blutleere Gesicht von Ramfis. Er hatte sich den Schnurrbart abrasiert

und war ohne seine ewige Ray-Ban-Sonnenbrille. Er schaute ihn an mit dem verlorenen Blick, den er an ihm gesehen hatte, als er die Folterung und Ermordung der Überlebenden von Constan-za, Maimón und Estero Hondo im Juni 1959 leitete. Er schaute ihn weiter wortlos an, während ein *calié* ihm den Schädel rasierte, ein anderer ihm kniend die Fußknöchel festband und ein dritter Parfüm im Raum versprühte. General Roman Fernán-dez hielt diesen Augen stand.

»Du bist der schlimmste von allen, Pupo«, hörte er ihn plötzlich sagen, mit einer vom Schmerz gebrochenen Stimme. »Alles, was du bist, und alles, was du hast, verdankst du Papi. Warum hast du das getan?«

»Aus Liebe zu meinem Vaterland«, hörte er sich sagen. Einen Augenblick herrschte Schweigen. Ramfis ergriff wieder das Wort:

»Ist Balaguer beteiligt?«

»Das weiß ich nicht. Luis Amiama hat mir gesagt, sie hätten bei ihm vorgefühlt, über seinen Arzt. Er schien nicht sehr sicher zu sein. Ich glaube eher, daß er es nicht war.«

Ramfis machte eine Kopfbewegung, und Pupo fühlte sich mit der Kraft eines Zyklons nach vorne geworfen. Der Stoß schien ihm sämtliche Nerven zu zerquetschen, vom Gehirn bis in die Füße. Riemen und Ringe schnitten ihm in die Muskeln, er sah Feuerkugeln, spitze Nadeln bohrten sich in seine Poren. Er widerstand, ohne zu schreien, er stöhnte nur. Obwohl er bei jedem Stromstoß – sie folgten mit Pausen aufeinander, in denen sie eimerweise Wasser über ihm ausschütteten, um ihn wiederzubeleben – das Bewußtsein verlor und blind war, kam er danach wieder zu sich. Dann stieg ihm dieses Dienstmädchenparfüm in die Nase. Er versuchte, eine gewisse Haltung zu bewahren, sich nicht zu erniedrigen, indem er um Erbarmen bat. In dem Alptraum, aus dem er nie mehr herausfinden würde, war er sich zweier Dinge sicher: Unter seinen Folterern erschien niemals Johnny Abbes García, und irgendwann informierte ihn jemand, vielleicht Pechito Leon Estévez oder General Tuntin Sánchez, Bibín habe bessere Reflexe

als er gehabt, denn es sei ihm gelungen, sich eine Kugel in den Mund zu schießen, als der SIM ihn in seinem Haus an der Ecke Arzo-bispo Nouel und José Reyes holen kam. Pupo fragte sich oft, ob seine Söhne Álvaro und José Rene, denen er nie von der Verschwörung erzählt hatte, Mittel und Wege gefunden hatten, sich umzubringen.

Zwischen den Sitzungen auf dem elektrischen Stuhl schleppten sie ihn nackt in ein feuchtes Verlies, in dem eimerweise über ihm ausgegossenes stinkendes Wasser ihn wieder zu sich brachte. Um ihn am Schlafen zu hindern, klebten sie ihm die Augenlider mit Pflastern an den Augenbrauen fest. Wenn er trotz der offenen Augen in einem Zustand halber Bewußtlosigkeit versank, schlugen sie mit Baseballschlägern auf ihn ein, um ihn zu wecken. Mehrmals stopften sie ihm nicht eßbare Substanzen in den Mund; einmal erkannte er Exkremente und erbrach sich. Später konnte er dann bei diesem raschen Abstieg in die Unmenschlichkeit im Magen behalten, was sie ihm gaben. Bei den ersten elektrischen Sitzungen verhörte Ramfis ihn. Er wiederholte ständig die gleiche Frage, um zu sehen, ob er sich widersprach. (»Ist Präsident Balaguer beteiligt?«) Er antwortete, wobei er unerhörte Anstrengungen unternahm, damit die Zunge ihm gehorchte. Er hörte sogar Lachen und dann die farblose, leicht weibliche Stimme von Ramfis: »Halt den Mund, Pupo. Du brauchst mir nichts zu erzählen. Ich weiß schon alles. Jetzt bezahlst du nur für deinen Verrat an Papi.« Es war die gleiche mißtönend schwankende Stimme wie bei der blutigen Orgie nach dem 14. Juni, als er den Verstand verlor und der Chef ihn in eine psychiatrische Klinik in Belgien schicken mußte.

Bei diesem letzten Dialog mit Ramfis konnte er ihn schon nicht mehr sehen. Man hatte ihm die Pflaster entfernt und ihm dabei die Augenbrauen herausgerissen, während eine betrunkene, vergnügte Stimme ihm ankündigte: »Jetzt wird es dunkel werden, damit du schön schlafen kannst.« Er spürte die Nadel, die seine Augenlider durchstach. Er rührte sich nicht, während sie sie ihm zunähten. Es überraschte ihn, daß das

Versiegeln seiner Augen mit Fäden ihm weniger Schmerzen bereitete als die Stöße auf dem Thron. Zu diesem Zeitpunkt hatte er zwei erfolglose Selbstmordversuche unternommen. Das erste Mal war er unter Aufbietung aller ihm noch verbliebenen Kräfte mit dem Kopf gegen die Wand der Zelle gerannt. Er verlor die Besinnung und machte sich gerade nur das Haar blutig. Das zweite Mal war er nahe daran gewesen, es zu schaffen. Er kletterte am Gitter hoch – man hatte ihm die Handschellen abgenommen, als Vorbereitung für eine weitere Sitzung auf dem Thron – und zerbrach die Glühbirne, die das Verlies erhellte. Auf allen vieren hockend, schluckte er sämtliche Glassplitter, in der Hoffnung, eine innere Blutung würde sein Leben beenden. Aber der SIM hatte zwei Ärzte in Bereitschaft und eine kleine Unfallstation mit dem Allernötigsten, um zu verhindern, daß die Gefolterten von eigener Hand starben. Sie brachten ihn in die Krankenstube, flößten ihm eine Flüssigkeit ein, nach der er erbrechen mußte, und legten ihm eine Sonde, um ihm den Magen auszupumpen. Sie retten ihn, damit Ramfis und seine Freunde ihn weiterhin stückweise umbringen konnten.

Als sie ihn kastrierten, war das Ende nahe. Sie schnitten ihm die Testikel nicht mit einem Messer ab, sondern mit einer Schere, während er auf dem Thron saß. Er hörte übererregtes Kichern und obszöne Kommentare von Subjekten, die nur aus Stimmen und scharfen Gerüchen nach Achselschweiß und billigem Tabak bestanden. Er tat ihnen nicht den Gefallen, zu schreien. Sie stopften ihm seine Testikel in den Mund, und er schluckte sie mit dem heftigen Verlangen, dadurch seinen Tod zu beschleunigen: nie hätte er gedacht, daß man ihn so herbeisehnen konnte. In irgendeinem Augenblick erkannte er die Stimme von Modesto Díaz, dem Bruder von General Juan Tomás Díaz, von dem es hieß, er sei ebenso intelligent wie Cerebritito Cabral oder der Flüssige Verfassungsrechtler. Hatten sie ihn in dieselbe Zelle gesteckt? Folterten sie ihn wie ihn? Die Stimme Modestos klang bitter:

»Wir sind hier durch deine Schuld, Pupo. Warum hast du uns verraten? Wußtest du nicht, daß dir das passieren würde? Bereue, daß du deine Freunde und dein Land verraten hast.«

Er hatte keine Kraft, irgendeinen Laut hervorzubringen oder auch nur den Mund zu öffnen. Einige Zeit danach – es konnten Stunden, Tage oder Wochen sein – hörte er einen Dialog zwischen einem Arzt des SIM und Ramfis Trujillo:

»Unmöglich, sein Leben zu verlängern, Herr General.«

»Wie lange bleibt ihm noch?« Es war Ramfis, ohne den geringsten Zweifel.

»Ein paar Stunden, vielleicht ein Tag, wenn ich das Serum verdopple. Aber in dem Zustand, in dem er sich befindet, wird er keinen Stromstoß überleben. Es ist unglaublich, daß er vier Monate durchgehalten hat, Herr General.«

»Dann geh ein wenig zurück, ich werde nicht zulassen, daß er eines natürlichen Todes stirbt. Stell dich hinter mich, nicht, daß dich eine Patronenhülse trifft.«

Glücklich hörte General José Rene Roman die letzte Salve.

Als Doktor Marcelino Vélez Santana, der auf der Suche nach Neuigkeiten auf die Straße gegangen war, in die stickige Dachkammer des maurischen Hauses von Doktor Robert Reid Cabral zurückkehrte, in der sie sich schon seit zwei Tagen befanden, und dem nervösen Salvador Estrella Sadhalá mit einer mitleidigen Hand auf der Schulter sagte, sein Haus in der Mahatma Gandhi sei gestürmt worden und die *caliés* hätten seine Frau und seine Kinder mitgenommen, beschloß dieser, sich zu stellen. Ihm brach der Schweiß aus, er rang nach Luft. Was konnte er sonst tun? Zulassen, daß diese Barbaren seine Frau und seine Kinder umbrachten? Bestimmt waren sie dabei, sie zu foltern. Vor lauter Angst konnte er nicht für seine Familie beten. Und so sagte er seinen Gefährten, mit denen er das Versteck teilte, was er tun würde.

»Du weißt, was das bedeutet, Türke«, sagte Antonio de la Maza mißbilligend. »Sie werden dich in der brutalsten Weise quälen und foltern, bevor sie dich töten.«

»Und sie werden deine Familie vor dir mißhandeln, damit du alle verrätst«, bekräftigte General Juan Tomás Díaz.

»Keiner wird mich dazu bringen, den Mund aufzumachen, auch wenn man mich bei lebendigem Leib verbrennt«, schwor er ihnen mit Tränen in den Augen. »Ich werde nur den Schweinehund Pupo Roman verraten.«

Sie baten ihn, das Versteck nicht vor ihnen zu verlassen, und Salvador erklärte sich bereit, eine Nacht länger zu bleiben. Daß seine Frau und seine Kinder, der vierzehnjährige Luis und die erst vierjährige Carmen Elly, sich in den Verliesen des SIM befanden, umgeben von

sadistischen Verbrechen, ließ ihn die ganze Nacht wach liegen, keuchend, ohne zu beten, ohne an etwas anderes denken zu können. Die Reue zernagte ihm das Herz: Wie konntest du deine Familie so gefährden? Das schlechte Gewissen, das ihm zusetzte, weil er bei dem Schußwechsel Pedro Livio Cedefio getroffen hatte, trat in den Hintergrund. Armer Pedro Livio! Wo mochte er jetzt sein. Was für entsetzliche Dinge hatte man ihm wohl angetan.

Am Nachmittag des 4. Juni verließ er als erster das Haus der Familie Reid Cabral. Er nahm ein Taxi an der Ecke und nannte die Adresse des Ingenieurs Feliciano Sosa Mieses, eines Cousins seiner Frau, mit dem er sich immer gut verstanden hatte, in der Galle Santiago. Er wollte nur herausfinden, ob er etwas von ihr und den Kindern und vom Rest der Familie wußte, aber so weit kam es gar nicht. Feliciano persönlich öffnete ihm die Tür, und als er ihn sah, hob er abwehrend die Hände, als stünde der Teufel vor ihm.

»Was machst du hier, Türke?« rief er wütend aus. »Weißt du nicht, daß ich eine Familie habe? Willst du, daß sie uns umbringen? Hau ab! Bei allem, was dir lieb ist, hau ab!«

Er schloß die Tür vor seiner Nase mit einem Ausdruck von Angst und Abscheu, der Salvador hilflos machte. Er kehrte zum Taxi zurück, mit einer Niedergeschlagenheit, die ihm die Knochen erweichte. Trotz der Hitze war ihm eiskalt.

»Du hast mich erkannt, nicht wahr?« fragte er den Fahrer, als er wieder im Auto saß.

Der Mann, der eine Baseballkappe trug, die bis zu den Augenbrauen heruntergezogen war, drehte sich nicht zu ihm um.

»Ich habe Sie erkannt, seit Sie eingestiegen sind«, sagte er sehr ruhig. »Machen Sie sich keine Sorgen, bei mir sind Sie sicher. Ich bin auch gegen Trujillo. Wenn es schnell gehen muß, sind wir eben zusammen schnell. Wohin wollen Sie?«

»Zu einer Kirche«, sagte Salvador. »Egal, zu welcher.«

Er würde sich Gott empfehlen und, wenn möglich, die Beichte ablegen. Wenn er sein Gewissen erleichtert hätte,

würde er den Pfarrer bitten, die Polizei zu rufen. Aber nachdem sie eine Weile durch Straßen, in denen die Schatten länger wurden, in Richtung Zentrum gefahren waren, warnte der Fahrer ihn:

»Dieser Typ hat Sie denunziert. Die *caliés* sind da.«

»Halt an«, befahl ihm Salvador. »Bevor die dich auch umbringen.«

Er bekreuzigte sich und stieg aus dem Taxi, mit erhobenen Armen, um den mit Maschinenpistolen und Revolvern bewaffneten Männern der Volkswagen zu bedeuten, daß er keinen

Widerstand leisten würde. Sie legten ihm Handschellen an, die ihm in die Handgelenke schnitten, und quetschten ihn auf den Hintersitz einer der Wannen; die beiden *caliés*, die halb auf ihm saßen, stanken nach Schweiß und ungewaschenen Füßen. Sie starteten. Da sie die Straße nach San Pedro de Macorís nahmen, vermutete er, daß sie ihn nach El Nueve bringen würden. Er schwieg die ganze Fahrt über, versuchte zu beten, war traurig, weil es ihm nicht gelang. Sein Kopf war ein brodelndes Chaos, in dem nichts an seinem Platz blieb, kein Gedanke und kein Bild: alles zerplatzte, wie Seifenblasen.

Da war das berühmte Haus, tatsächlich bei Kilometer neun, umgeben von einer hohen Mauer aus Beton. Sie durchquerten einen Garten, und er sah ein großzügiges Anwesen mit einer alten, von Bäumen umstandenen Villa und rustikalen Nebengebäuden. Sie stießen ihn aus der Wanne. Er lief durch einen dunklen Gang mit Zellen, in denen Trauben nackter Männer lagen, und dann ließen sie ihn eine lange Treppe hinuntersteigen. Ein säuerlicher, scharfer Geruch nach Exkrementen, Erbrochenem und versengtem Fleisch bereitete ihm Übelkeit. Er dachte an die Hölle. Am Ende der Treppe war kaum Licht, aber er konnte im Halbdunkel eine Reihe von Zellen mit Eisentüren und vergitterten kleinen Fenstern erkennen, in denen sich Köpfe drängten, die etwas sehen wollten. Am Ende des unterirdischen Gangs rissen sie ihm die Hose, das Hemd, die Unterhose, die Schuhe und die Strümpfe vom Leib. Er

stand nackt da, nur die Handschellen an den Handgelenken. Er spürte, daß seine Fußsohlen naß waren von einer klebrigen Substanz, die den ganzen Boden aus groben Steinplatten bedeckte. Unter Stößen trieben sie ihn in einen anderen Raum, der fast völlig dunkel war. Dort setzten sie ihn auf einen aus den Fugen geratenen, mit Metallplatten bedeckten Sessel – er spürte einen Schauer –, der Riemen und Metallringe für Hände und Füße hatte, und banden ihn daran fest.

Eine ganze Weile geschah gar nichts. Er versuchte zu beten. Einer der Typen in Unterhosen, die ihn gefesselt hatten – seine Augen begannen das Dunkel zu durchdringen –, machte sich

daran, etwas zu versprühen, und er erkannte das billige Parfüm *Nice*, für das Werbung im Rundfunk gemacht wurde. Er spürte die Kälte der Metallplatten an den Oberschenkeln, den Hinterbacken, am Rücken, und zugleich schwitzte er, halb erstickt durch die glühende Luft. Jetzt konnte er die Gesichter der Leute ausmachen, die sich um ihn drängten; ihre Gestalten, ihre Gerüche, einige Gesichtszüge. Er erkannte das wabbelige Gesicht mit dem Doppelkinn, das einen mißgestalteten, dickbauchigen Körper krönte. Er saß auf einer Bank, zwischen zwei Personen, in geringer Entfernung.

»Was für eine Schande! Ein Sohn von General Piro Estrella, in diesen Schlamassel verwickelt«, sagte Johnny Abbes. »Du hast verfluchtnochmal keine Dankbarkeit im Blut.«

Er wollte ihm antworten, daß seine Familie nichts zu tun hatte mit dem, was er getan hatte, daß weder sein Vater noch seine Brüder, noch seine Frau und schon gar nicht Luisito und die kleine Carmen Elly etwas davon wußten, als der Stromstoß ihn hochhob und gegen die Fesseln und Ringe schmetterte, die ihn festhielten. Er spürte Nadeln in den Poren, sein Kopf explodierte in kleinen Feuerkugeln, und er pinkelte, schiieß und erbrach, was er in seinen Eingeweiden hatte. Ein Eimer Wasser brachte ihn wieder zu sich. Sogleich erkannte er die andere Gestalt, rechts

von Abbes García: Ramfis Trujillo. Er wollte ihn beschimpfen und zugleich anflehen, er möge seine Frau, Luisito und Carmen freilassen, aber aus seiner Kehle kam kein Laut.

»Stimmt es, daß Pupo Roman zum Komplott gehört?« fragte Ramfis mit überkippende Stimme.

Ein weiterer Eimer voll Wasser gab ihm die Sprache zurück.

»Ja, ja«, brachte er hervor, ohne seine Stimme wiederzuerkennen. »Dieser Feigling, dieser Verräter, ja. Er hat uns angelogen. Töten Sie mich, General Trujillo, aber lassen Sie meine Frau und meine Kinder frei. Sie sind unschuldig.«

»Das wird nicht so einfach sein, du Schwachkopf«, antwortete Ramfis. »Bevor du in die Hölle kommst, mußt du erst mal durchs Fegefeuer, du Scheißkerl!«

Ein zweiter Stromstoß warf ihn abermals gegen die Fesseln – er spürte, daß ihm die Augen aus den Höhlen traten, wie bei einem Frosch –, und er verlor das Bewußtsein. Als er es wiedererlangte, lag er auf dem Boden einer Zelle, nackt und mit Handschellen, inmitten einer schlammigen Lache. Ihn schmerzten die Knochen und die Muskeln, und er fühlte ein unerträgliches Brennen in den Testikeln und im Anus, als seien sie enthäutet. Aber noch beängstigender war der Durst; seine Kehle, seine Zunge, sein Gaumen nahmen sich wie glühende Haifischhaut aus. Er schloß die Augen und betete. Er konnte es, mit Pausen, in denen sein Kopf leer war; dann konzentrierte er sich wieder ein paar Sekunden lang auf das Gebet. Er betete zur Virgen de las Mercedes, zur gnadenreichen Jungfrau, und erinnerte sie daran, mit welcher Inbrunst er als junger Mann nach Jarabacoa gepilgert und auf den Heiligen Berg gestiegen war, um in ihrem Heiligtum zu ihren Füßen niederzuknien. Er bat sie demütig darum, seine Frau, Luisito und Carmen Elly vor den Grausamkeiten der Bestie zu beschützen. Inmitten des Schreckens fühlte er Dankbarkeit. Er konnte wieder beten.

Als er die Augen öffnete, erkannte er in dem nackten, ge-

schundenen Körper voller Wunden und Blutergüsse, der neben ihm lag, seinen Bruder Guarionex. Wie hatten sie den armen Guaro zugerichtet, mein Gott! Der General hatte die Augen offen und schaute ihn an im runzligen Licht, das eine Glühbirne im Gang durch das vergitterte Türfenster sickern ließ. Erkannte er ihn?

»Ich bin der Türke, dein Bruder, ich bin Salvador«, sagte er, während er auf ihn zukroch. »Kannst du mich hören? Kannst du mich sehen, Guaro?«

Er versuchte eine endlos lange Zeit, sich mit seinem Bruder zu verständigen, aber es gelang ihm nicht. Guaro lebte; er bewegte sich, stöhnte, öffnete und schloß die Augen. Zuweilen gab er Ungereimtes von sich und erteilte seinen Untergebenen Befehle: »Bring dieses Maultier auf Trab, Unteroffizier!« Und sie hatten den Plan vor General Guarionex Estrella Sadhalá geheimgehalten, weil er in ihren Augen Trujillo viel zu nahe

stand! Eine böse Überraschung für den armen Guaro, wegen etwas verhaftet, gefoltert, verhört zu werden, von dem er nicht die geringste Ahnung hatte. Er versuchte es Ramfis und Johnny Abbes zu erklären, als sie ihn das nächste Mal in den Folterraum brachten und auf den Thron setzten, und er wiederholte und schwor es ihnen oft zwischen den Ohnmächten, die die Stromstöße auslösten, und während sie ihn mit diesen Ochsenziemern, diesen »Stierschwänzen« auspeitschten, die ihm die Haut in Fetzen abrissen. Sie schienen nicht an der Wahrheit interessiert zu sein. Er schwor ihnen bei Gott, daß weder Guarionex noch seine anderen Brüder und schon gar nicht sein Vater an der Verschwörung beteiligt waren, und er schrie sie an, daß es eine ungeheuerliche Ungerechtigkeit sei, was sie General Estrella Sadhalá angetan hatten, und daß sie im anderen Leben Rechenschaft dafür ablegen müßten. Sie hörten ihm nicht zu, mehr daran interessiert, ihn zu foltern, als ihn zu verhören. Erst nach einer endlosen Zeit – waren Stunden, Tage, Wochen seit seiner Festnahme vergangen? – wurde ihm bewußt, daß sie ihm mit gewisser Regelmäßigkeit eine Suppe mit

Yuccastücken, eine Scheibe Brot und einen Krug mit Wasser gaben, in den die Wärter hineinzuspucken pflegten, bevor sie ihn ihm reichten. Es machte ihm nichts mehr aus. Er konnte beten. Er tat es in allen freien und klarsichtigen Momenten und manchmal sogar im Schlaf oder während einer Ohnmacht. Aber nicht, wenn sie ihn folterten. Auf dem Thron war er gelähmt von Schmerz und Angst. Ab und zu kam ein Arzt des SIM, hörte sein Herz ab und gab ihm eine Spritze, die ihn wieder zu Kräften brachte.

Eines Tages oder eines Nachts, denn im Verlies konnte man die Zeit nicht feststellen, holten sie ihn nackt und mit Handschellen aus der Zelle, ließen ihn die Treppe hinaufsteigen und stießen ihn in einen kleinen sonnenhellen Raum. Das weiße Licht machte ihn blind. Schließlich erkannte er das blasse, hübsche Gesicht von Ramfis Trujillo und neben ihm, wie immer aufrecht trotz seiner Jahre, seinen Vater, General Piro Estrella. Als er den alten Mann erkannte, wurden Salvadors Augen naß. Aber statt getroffen zu sein beim Anblick des Wracks, in das sich sein Sohn verwandelt hatte, wettete der General vor Empörung:

»Ich erkenne dich nicht wieder! Du bist nicht mein Sohn! Mörder! Verräter!« Er gestikulierte, halb erstickt vor Zorn. »Weißt du nicht, was ich und du, was wir alle Trujillo verdanken? Diesen Mann hast du umgebracht? Zeig Reue, du elender Lump!«

Er mußte sich auf einen Tisch stützen, denn er war ins Tauseln geraten. Er senkte den Blick. Spielte der Alte ihm etwas vor? Wollte er auf diese Weise Ramfis für sich gewinnen, um ihn dann zu bitten, sein Leben zu schonen? Oder war die glühende Begeisterung seines Vaters für Trujillo stärker als die Liebe zu seinem Sohn? Dieser Zweifel zerriß ihn die ganze Zeit zwischen den Foltersitzungen. Diese folgten jeden Tag, alle zwei Tage aufeinander und waren jetzt anders als zuvor von endlosen Verhören begleitet, die ihm fast den Verstand raubten,

Verhöre, bei denen sie ihm tausendmal die gleichen Fragen stellten, die gleichen Einzelheiten abverlangten und ihn zu zwingen suchten, weitere Verschwörer zu verraten. Sie glaubten ihm nie, daß er niemanden kannte außer denen, die sie schon kannten, daß niemand aus seiner Familie eingeweiht war, schon gar nicht Guarionex. Weder Johnny Abbes noch Ramfís tauchten bei diesen Sitzungen auf; sie wurden von Untergebenen durchgeführt, die ihm am Ende vertraut wurden: Leutnant Clodoveo Ortiz, Rechtsanwalt Eladio Ramírez Suero, Oberst Rafael Trujillo Reynoso, der Oberleutnant der Polizei Pérez Mercado. Einige schienen ihren Spaß zu haben mit den elektrischen Stäben, mit denen sie ihm über den Körper fuhren, oder wenn sie ihm mit Gummiknüppeln auf den Schädel und auf den Rücken schlugen oder ihn mit Zigaretten verbrannten; andere schienen es widerwillig oder gelangweilt zu tun. Zu Beginn jeder Sitzung versprühte einer der halbnackten Büttel, die für die Stromstöße verantwortlich waren, *Nice* in der Luft, gegen den Gestank der Darmentleerungen und des angesengten Fleisches.

Eines Tages, was für ein Tag mochte es sein?, brachten sie Fifi Pastoriza, Huáscar Tejeda, Modesto Díaz, Pedro Livio Cedeno

und Tunti Cáceres, den kleinen Neffen von Antonio de la Maza, zu ihm in die Zelle; dieser hatte ursprünglich den Wagen fahren sollen, den am Ende Tony Imbert lenkte. Sie waren nackt und mit Handschellen gefesselt wie er. Sie waren die ganze Zeit da gewesen, in El Nueve, in anderen Zellen, und der gleichen Behandlung mit Stromstößen, Peitschenhieben, Verbrennungen und Nadeln in den Ohren und unter den Fingernägeln unterworfen worden. Und endlosen Verhören.

Von ihnen erfuhr er, daß Imbert und Luis Amiama verschwunden waren und daß Ramfís in seiner Verzweiflung, sie zu finden, jetzt eine halbe Million Pesos für Hinweise bot, die zu ihrer Festnahme führten. Von ihnen erfuhr er auch, daß Antonio de la Maza, General Juan Tomás Díaz und Amadito im Kampf gestorben waren. Anders als er,

den man isoliert gehalten hatte, konnten sie mit den Wärtern sprechen und erfahren, was in der Außenwelt geschah. Huáscar Tejeda wußte durch einen seiner Folterer, mit dem er sich gut gestellt hatte, von dem Dialog zwischen Ramfis Trujillo und dem Vater von Antonio de la Maza. Der Sohn des Generalissimus war zu Don Vicente de la Maza in die Zelle gegangen, um ihn zu informieren, daß sein Sohn tot sei. Der alte Caudillo aus Moca fragte, ohne daß ihm die Stimme zitterte: »Ist er im Kampf gestorben?« Ramfis nickte. Don Vicente de la Maza bekreuzigte sich: »Ich danke dir, Herr.«

Es tat ihm gut, zu sehen, daß Pedro Livio Cedeno sich von seinen Verletzungen erholt hatte. Der Neger trug es ihm nicht nach, daß er in den Wirren jener Nacht auf ihn geschossen hatte. »Was ich euch nicht verzeihe, ist, daß ihr mir nicht den Gnadenschuß verpaßt habt«, scherzte er. »Weshalb habt ihr mein Leben gerettet? Dafür? Idioten!« Die bittere Wut aller auf Pupo Roman war sehr groß, aber niemand freute sich, als Modesto Díaz erzählte, er habe von seiner Zelle im Oberstock desselben Gebäudes gesehen, wie Pupo, nackt und mit Handschellen gefesselt, mit zugenähten Augenlidern von vier Schergen zur Folterkammer geschleift wurde. Modesto Díaz war nicht einmal mehr der Schatten des eleganten, intelligenten Politikers, der er sein Lebtag lang gewesen war; er hatte nicht nur viele Kilo verloren; sein ganzer Körper war von Wunden bedeckt, und ein Ausdruck unendlicher Traurigkeit lag in seinem Gesicht. »Bestimmt sehe ich genauso aus«, dachte Salvador. Seit seiner Festnahme hatte er sich nicht im Spiegel gesehen.

Immer wieder bat er seine Verhörer, ihm einen Beichtvater zu erlauben. Schließlich fragte der Wärter, der ihnen das Essen brachte, wer einen Geistlichen wolle. Alle hoben die Hand. Sie gaben ihnen Hosen zum Anziehen und führten sie über die steile Treppe nach oben in den Raum, in dem er von seinem Vater beschimpft worden war. Die Sonne zu sehen, ihre warme Zunge auf seiner Haut zu spüren ließ ihn wieder Mut fassen. Erst recht, die Beichte abzulegen

und das Abendmahl zu empfangen, etwas, von dem er geglaubt hatte, daß er es nie wieder tun könnte. Als Pater Rodríguez Canela, der Militärkaplan, sie aufforderte, mit ihm gemeinsam ein Gebet zum Gedenken an Trujillo zu sprechen, kniete nur Salvador nieder und betete mit ihm. Seine Gefährten blieben stehen, voll Unbehagen.

Von Pater Rodríguez Canela erfuhr er das Datum: 30. August 1961. Es waren nur drei Monate vergangen! Ihm war, als würde dieser Alptraum schon Jahrhunderte dauern. Niedergedrückt, geschwächt, demoralisiert, sprachen sie wenig miteinander, und die Gespräche drehten sich immer um das, was sie in El Nueve gesehen, gehört und erlebt hatten. Von allen Zeugnissen seiner Zellengefährten blieb Salvador wie ein unauslöschliches Zeichen die Geschichte ins Gedächtnis gebrannt, die Modesto Díaz unter Schluchzern erzählte. In den ersten Wochen war er Zellengefährte von Miguel Angel Báez Díaz gewesen. Der Türke erinnerte sich noch an seine Überraschung, als der Mann am 30. Mai in seinem Volkswagen auf der Straße nach San Cristóbal erschienen war, um ihnen zu versichern, daß Trujillo, mit dem er gerade die Avenida entlangspaziert war, kommen würde, und er auf diese Weise erfahren hatte, daß dieser distinguierte Herr aus dem inneren Kreis der Trujillo-Anhänger ebenfalls an der Verschwörung beteiligt war. Abbes García und

Ramfis setzten ihm besonders zu, weil er Trujillo so nah gewesen war; sie wohnten den Sitzungen mit Strom, Ochsenziemern und Verbrennungen bei und befahlen den Ärzten des SIM, ihn wiederzubeleben, um weitermachen zu können. Nach zwei oder drei Wochen brachte man ihnen statt des üblichen stinkenden Maismehls einen Topf mit Fleischstücken in die Zelle. Miguel Angel Báez und Modesto stopften sich voll, aßen mit den Händen, bis sie nicht mehr konnten. Kurze Zeit später kehrte der Wärter zurück. Er pflanzte sich vor Báez Díaz auf: General Ramfis Trujillo wolle wissen, ob es ihn nicht ekle, seinen eigenen Sohn zu essen. Vom Boden her beschimpfte Miguel Angel

ihn: »Sag diesem dreckigen Hurensohn von mir, er soll seine Zunge verschlucken und sich daran vergiften.« Der Wärter brach in Lachen aus. Er ging und kam zurück und zeigte ihnen von der Tür her einen jugendlichen Kopf, den er am Haar gepackt hielt. Miguel Angel Báez Díaz starb Stunden später in Modestos Armen an einem Herzanfall.

Das Bild Miguel Angels, der den Kopf Miguelitos, seines ältesten Sohnes, erkannte, verfolgte Salvador; er hatte Alpträume, in denen er Luisito und Carmen Elly enthauptet sah. Die Schreie, die er im Schlaf von sich gab, brachten seine Gefährten gegen ihn auf.

Im Unterschied zu seinen Freunden, von denen etliche versucht hatten, ihrem Leben ein Ende zu setzen, war Salvador entschlossen, bis zum Schluß durchzuhalten. Er hatte sich mit Gott versöhnt; er betete Tag und Nacht, und die Kirche verbot den Selbstmord. Es war auch nicht einfach, sich umzubringen. Huáscar Tejeda hatte es versucht, mit der Krawatte, die er einem der Wärter gestohlen hatte (er trug sie zusammengefoldet in der hinteren Hosentasche). Er versuchte, sich zu erhängen, aber es gelang ihm nicht, und er wurde um so härter bestraft, weil er es versucht hatte. Pedro Livio Cedeno wollte sich umbringen, indem er Ramfis im Folterraum provozierte -»Dreckskerl«, »Bastard«, »Hurensohn«, »deine Mutter, die kleine Spanierin, war im Bordell, bevor sie Trujillos Geliebte wurde« – und ihn sogar anspuckte. Aber Ramfis feuerte nicht

die Salve auf ihn ab, die er so heftig wünschte: »Noch nicht, mach dir keine Hoffnungen. Das kommt zum Schluß. Erst mußt du noch weiter bezahlen.«

Das zweite Mal erfuhr Salvador Estrella Sadhalá das Datum am 9. Oktober 1961. An diesem Tag gab man ihm eine Hose zum Anziehen, und er stieg wieder die Treppe hinauf in jenen Raum, in dem die Sonnenstrahlen die Augen blendeten und die Haut erfreuten. Blaß und tadellos in seiner Vier-Sterne-Generalsuniform, erwartete ihn dort Ramfis, mit der Tagesausgabe von *El Caribe* in der Hand: 9. Oktober 1961. Salvador las die große Schlagzeile:

»BRIEF VON GENERAL PEDRO A. ESTRELLA AN
GENERAL RAFAEL LEÓNIDAS TRUJILLO SOHN.«

»Lies den Brief, den mir dein Vater geschickt hat«, sagte
Ramfis, während er ihm die Zeitung reichte. »Er spricht von
dir.«

Salvador, die Handgelenke von den Handschellen
geschwollen, griff nach der Zeitung. Obwohl er Schwindel
fühlte und eine undefinierbare Mischung aus Ekel und
Traurigkeit, gelangte er bis zur letzten Zeile. General Piro
Estrella nannte den Ziegenbock »den größten aller
Dominikaner«, rühmte sich, sein Freund, Leibwächter und
Protege gewesen zu sein, und stellte Salvador mit üblen
Worten bloß; er sprach vom »Treuebruch eines entgleisten
Sohnes« und vom »Verrat meines Sohnes, der seinen
Beschützer verraten hat«, ebenso wie seine Familie.
Schlimmer als die Beschimpfungen war der letzte Absatz:
sein Vater dankte Ramfis mit hochtrabender Unterwürfigkeit
dafür, daß er ihm Geld geschenkt habe, um ihm das
Überleben zu ermöglichen, nachdem ihm der
Familienbesitz wegen der Beteiligung seines Sohnes an
dem Mord beschlagnahmt worden sei.

Er kehrte schwindlig vor Kummer und Scham in seine Zelle
zurück. Und obwohl er seine Demoralisierung vor seinen
Gefährten zu verbergen suchte, kam er nicht wieder hoch.
»Nicht Ramfis, mein Vater hat mich umgebracht«, dachte er.
Und er war neidisch auf Antonio de la Maza. Was für ein
Glück, der Sohn von jemandem wie Don Vicente zu sein!

Als er und seine fünf Zellengenossen wenige Tage nach
diesem grausamen 9. Oktober nach La Victoria verlegt
wurden – man spritzte sie mit Schläuchen ab und gab
ihnen die Kleidung zurück, die sie bei ihrer Festnahme
getragen hatten –, war der Türke ein wandelnder Toter.
Nicht einmal die Möglichkeit, Besuche zu empfangen –
donnerstags, eine halbe Stunde lang – und seine Frau,
Luisito und Carmen Elly zu umarmen und zu küssen,
konnte das Eis aufbrechen, das sein Herz umschloß,
seitdem er den öffentlichen Brief von General Piro Estrella
an Ramfis Trujillo gelesen hatte.

In La Victoria hörten die Folterungen und die Verhöre auf. Sie schliefen nach wie vor auf dem Boden, aber nicht mehr nackt, sondern mit Kleidung, die man ihnen von zu Hause schickte. Man nahm ihnen die Handschellen ab. Die Familien konnten ihnen Essen, Mineralwasser und etwas Geld zukommen lassen, mit dem sie die Wärter bestachen, damit sie ihnen Zeitungen verkauften, ihnen Informationen über andere Häftlinge gaben oder Nachrichten nach draußen übermittelten. Die Rede von Präsident Balaguer vor den Vereinten Nationen, in der er die Trujillo-Diktatur verurteilte und eine »geordnete« Demokratisierung versprach, ließ im Gefängnis wieder die Hoffnung keimen. Es schien kaum glaublich, aber mit der Union Civica und der Bewegung 14. Juni begann eine politische Opposition Gestalt anzunehmen, die im Licht der Öffentlichkeit agierte. Am meisten ermutigte seine Freunde, daß in den Vereinigten Staaten, in Venezuela und anderswo Komitees entstanden waren, die ein ziviles Gericht mit internationalen Beobachtern für sie forderten. Salvador bemühte sich, die freudige Erwartung der anderen zu teilen. In seinen Gebeten bat er Gott, ihm die Hoffnung zurückzugeben. Denn er hatte keine. Er hatte diesen unerbittlichen Ausdruck von Ramfis gesehen. Würde er sie freilassen? Niemals. Er würde seine Rache vollenden.

Als man erfuhr, daß Petán und Negro Trujillo das Land verlassen hatten, brach Jubel in La Victoria aus. Jetzt würde auch Ramfis gehen. Balaguer würde nichts anderes übrigbleiben, als

eine Amnestie zu erlassen. Aber Modesto Díaz mit seiner strengen Logik und seiner nüchternen Art, die Dinge zu analysieren, überzeugte sie, daß sich Familien und Anwälte jetzt mehr denn je für ihre Verteidigung einsetzen müßten. Ramfis würde nicht gehen, ohne Papis Henker liquidiert zu haben. Während Salvador ihm zuhörte, betrachtete er das Wrack, in das Modesto sich verwandelt hatte: er hatte noch mehr Kilo verloren, und sein Gesicht war das eines alten Mannes, voller Furchen. Wie viele mochte er selbst verloren haben? Die Hosen und Hemden, die seine Frau

ihm brachte, schlotterten ihm um den Leib, und jede Woche mußte er neue Löcher in den Gürtel machen.

Er war immer traurig, aber er sprach mit niemandem über den öffentlichen Brief seines Vaters, der wie ein Dolch in seinem Rücken steckte. Obwohl die Dinge nicht nach Plan gelaufen und soviel Tod und Leid über sie gekommen waren, hatte ihre Tat dazu beigetragen, die Situation zu verändern. Die Nachrichten, die bis zu den Zellen von La Victoria durchsickerten, sprachen von politischen Versammlungen, von jungen Leuten, die die Statuen Trujillos köpften und Schilder mit seinem Namen und denen seiner Familie abrisen, von der Rückkehr einiger Exilanten. War das nicht der Anfang vom Ende der Ära Trujillo? Nichts davon wäre möglich gewesen, wenn sie die Bestie nicht getötet hätten.

Die Rückkehr der Brüder Trujillos war eine eiskalte Dusche für die Eingeschlossenen in La Victoria. Ohne seine Freude zu verhehlen, teilte der Gefängnisdirektor, Major Américo Dante Minervino, den Inhaftierten Salvador, Modesto Díaz, Huáscar Tejeda, Pedro Livio, Fifi Pastoriza und dem jungen Tunti Cáceres am 17. November mit, daß sie in der Abenddämmerung in die Zellen des Justizpalastes verlegt würden, weil morgen eine weitere Rekonstruktion des Verbrechens auf der Straße stattfinden sollte. Sie legten ihr restliches Geld zusammen und ließen den Familien durch einen Wärter die dringende Nachricht zukommen, daß etwas Verdächtiges im Gang sei; die Rekonstruktion sei bestimmt eine Farce, Ramfis habe beschlossen, sie umzubringen.

Als es dunkel wurde, legte man ihnen Handschellen an und brachte alle sechs, eskortiert von drei bewaffneten Wächtern, in einem dieser schwarzen Bereitschaftswagen hinaus, die verdunkelte Fensterscheiben hatten und von den Bewohnern der Hauptstadt »Hundefänger« genannt wurden. Mit geschlossenen Augen bat Salvador Gott, sich seiner Frau und seiner Kinder anzunehmen. Entgegen ihren Befürchtungen fuhr man sie nicht zu den Klippen, dem Lieblingsplatz des Regimes für geheime

Hinrichtungen. Sie kamen ins Zentrum, in die Zellen im Justizpalast auf dem Messegelände. Sie verbrachten fast die ganze Nacht stehend, denn der Raum war so eng, daß sie sich nicht alle zugleich hinsetzen konnten. Sie taten es abwechselnd, jeweils zu zweit. Pedro Livio und Fifi Pastoriza waren guter Dinge; wenn man sie hierher gebracht hatte, dann stimmte das mit der Rekonstruktion. Ihr Optimismus übertrug sich auf Tunti Cáceres und Huáscar Tejeda. Ja, ja, warum nicht; sie würden sie der Justiz übergeben, damit zivile Richter über sie urteilten. Salvador und Modesto Díaz blieben stumm und verbargen ihre Skepsis. Der Türke flüsterte seinem Freund kaum hörbar ins Ohr: »Das ist das Ende, nicht wahr, Modesto?« Der Anwalt nickte, ohne etwas zu sagen, und drückte seinen Arm.

Vor Sonnenaufgang holte man sie aus der Zelle und ließ sie abermals in den Hundefänger steigen. Um den Justizpalast waren Truppen in beeindruckender Stärke aufmarschiert, und Salvador bemerkte im Zwielficht, daß alle Soldaten die Insignien der Luftwaffe trugen. Sie stammten vom Stützpunkt San Isidro, dem Erbteil von Ramfis und Virgilio García Trujillo. Er sagte nichts, um seine Gefährten nicht zu beunruhigen. In dem engen Bereitschaftswagen versuchte er, mit Gott zu sprechen, wie er es in der Nacht getan hatte, ihn zu bitten, er möge ihm helfen, in Würde zu sterben, ohne sich durch feiges Verhalten zu entehren, aber dieses Mal konnte er sich nicht konzentrieren. Sein Scheitern machte ihm angst.

Nach kurzer Fahrt bremste der Wagen. Sie befanden sich auf der Straße nach San Cristóbal. Es war der Ort des Attentats, kein Zweifel. Die Sonne vergoldete den Himmel, die Kokospalmen am Straßenrand, das Meer, das rauschte und sich an den Klippen brach. Überall waren Soldaten. Sie hatten die Landstraße abgeriegelt und den Verkehr in beide Richtungen gesperrt.

»Wozu diese Farce, das Söhnchen ist genauso ein Schmierenkommödiant wie sein Vater«, hörte er Modesto Díaz sagen.

»Warum soll das eine Farce sein«, protestierte Fifi Pastoriza. »Sei nicht so pessimistisch. Das ist eine Rekonstruktion. Die Richter sind da. Seht ihr nicht?«

»Die gleichen dummen SpaÙe, wie sie dem Papi gefielen«, beharrte Modesto und schüttelte angewidert den Kopf.

Farce oder nicht, das Ganze dauerte viele Stunden, bis die Sonne im Zentrum des Himmels stand und sich in ihre Schädel zu bohren begann. Einer nach dem anderen mußten sie vor einen kleinen, im Freien aufgestellten Feldtisch treten, an dem zwei Männer in Zivil ihnen die gleichen Fragen stellten, die man ihnen in El Nueve und La Victoria gestellt hatte. Ein paar Stenotypisten schrieben ihre Antworten mit. Nur subalterne Offiziere trieben sich in der Umgebung herum. Von den Chefs – Ramfis, Abbes García, Pechito Leon Estévez, Pirulo Sánchez Rubirosa – tauchte keiner auf, solange die zähe Zeremonie dauerte. Man gab ihnen nichts zu essen, nur ein paar Gläser Sprudel, am Mittag. Der Nachmittag hatte begonnen, als sie den rundlichen Direktor von La Victoria, Major Américo Dante Minervino, auftauchen sahen. Er kaute mit einer gewissen Nervosität an seinem Schnurrbart, und sein Gesicht war düsterer als gewöhnlich. Mit ihm kam ein korpulenter Neger mit der platten Nase eines Boxers, der eine Maschinenpistole über der Schulter trug und einen Revolver zwischen Körper und Gürtel. Sie lieÙen sie in den Hundefänger steigen.

»Wohin fahren wir?« fragte Pedro Livio den Gefängnisdirektor.

»Zurück nach La Victoria«, sagte dieser. »Ich bin gekommen, um euch persönlich hinzubringen, damit ihr euch nicht unterwegs verirrt.«

»Was für eine Ehre«, sagte Pedro Livio.

Der Major setzte sich ans Steuer und der Neger mit dem Boxergesicht neben ihn. Die drei Wachsoldaten, die sie im hinteren Teil des Hundefängers eskortierten, waren so jung, daß sie aussahen wie gerade erst rekrutiert. Man sah, daß sie angespannt waren durch die Last der Verantwortung, auf so wichtige Häftlinge aufzupassen. Außer mit

Handschellen fesselte man sie an den Knöcheln mit Stricken, die etwas locker waren und ihnen erlaubten, kleine Schritte zu tun.

»Was zum Teufel sollen diese Stricke?« protestierte Tunti Cá-ceres.

Einer der Wächter zeigte auf den Major und hob zugleich den Finger an den Mund: »Halt die Klappe.«

Während der langen Fahrt begriff Salvador, daß sie nicht nach La Victoria zurückfahren, und sah den Gesichtern seiner Gefährten an, daß auch sie es ahnten. Sie verharnten stumm, einige mit geschlossenen Augen, andere mit weit offenen, brennenden Pupillen, als versuchten sie, die Metallwände des Bereitschaftswagens zu durchdringen, um herauszufinden, wo sie waren. Er versuchte nicht, zu beten. Seine Unruhe war so groß, daß es vergeblich wäre. Der Herr würde schon verstehen.

Als der Wagen anhielt, hörten sie das Meer, das sich am Fuß einer hohen Klippe brach. Die Wächter öffneten die Tür des Wagens. Sie befanden sich an einem verlassenen Ort mit roter Erde und spärlichen Bäumen, der ein Felsvorsprung zu sein schien. Die Sonne schien noch immer, aber sie war schon im Abstieg begriffen. Salvador sagte sich, daß Sterben eine Form sei, auszuruhen. Was er jetzt spürte, war eine ungeheure Müdigkeit.

Dante Minervino und der kräftige Neger mit dem Boxergesicht ließen die drei jungen Wachsoldaten aus dem Wagen steigen, aber als die sechs Gefangenen ihnen folgen wollten, hielten sie sie zurück: »Keine Bewegung.« Sie begannen sofort zu schießen. Nicht auf sie, sondern auf die kleinen Soldaten. Die drei Jungen stürzten zu Boden, von Kugeln durchlöchert, ohne daß sie Zeit gehabt hätten, sich zu wundern, zu begreifen, zu schreien.

»Was tut ihr da, was tut ihr, ihr Verbrecher!« schrie Salvador. »Warum diese armen Soldaten, ihr Mörder!«

»Nicht wir töten sie, sondern ihr«, erwiderte ihm sehr ernst Major Dante Minervino, während er seine Maschinenpistole nachlud; der Neger mit dem platten Gesicht feixte laut. »Jetzt steigt aus.«

Benommen, ohne sich von der Überraschung erholt zu haben, stiegen die sechs aus dem Wagen; die Fußfesseln zwangen sie, sich mit lächerlichen Hüpfen vorwärtszubewegen. Sie wurden zu einem anderen, genau gleichen Wagen getrieben, der wenige Meter entfernt parkte, wobei sie über die Leichname der drei Wachsoldaten stolperten. Ein einziger Mann in Zivil stand daneben. Sie sperrten sie in den hinteren Teil und quetschten sich dann zu dritt auf den Vordersitz. Dante Minervino übernahm abermals das Steuer.

Jetzt ja, jetzt konnte Salvador beten. Er hörte einen seiner Gefährten schluchzen, aber dieses Weinen lenkte ihn nicht ab. Er betete ohne Mühe, wie in den besten Zeiten, für sich, für seine Familie, für die drei gerade ermordeten Soldaten, für seine fünf Gefährten im Wagen, von denen einer die Nerven verloren hatte und den Kopf immer wieder fluchend gegen die Metallplatte rammte, die sie vom Fahrer trennte.

Er wußte nicht, wie lange diese Fahrt dauerte, denn er hörte keinen Augenblick zu beten auf. Er fühlte Frieden und ungeheure Zärtlichkeit beim Gedanken an seine Frau und an seine Kinder. Als der Wagen bremste und die Tür geöffnet wurde, sah er das Meer, die Dämmerung, die Sonne, die an einem tintenblauen Himmel unterging.

Sie zerrten sie heraus. Sie befanden sich im gartenähnlichen Hof eines sehr großen Hauses, neben einem Swimmingpool. Es gab ein paar Palmen mit steil aufragenden Wipfeln und, etwa zwanzig Meter entfernt, eine Terrasse mit männlichen Gestalten, die Gläser in der Hand hielten. Er erkannte Ramfis, Pechito Leon Estévez, dessen Bruder Alfonso, Pirulo Sánchez Rubirosa und sah zwei oder drei Unbekannte. Alfonso Leon Estévez eilte ihnen entgegen, sein Glas mit Whisky in der

Hand. Er half Américo Dante Minervino und dem Neger mit dem Boxergesicht, sie zu den Kokospalmen zu treiben.

»Einer nach dem anderen, Pechito!« befahl Ramfis. »Er ist betrunken«, dachte Salvador. Er mußte sich betrinken, um sein letztes Fest zu feiern, der Sohn des Ziegenbocks.

Sie durchsiebten zuerst Pedro Livio, der sofort im dichten Kugelhagel der Revolver und unter den Salven der Maschinenpistolen zusammenbrach. Danach schleppten sie Tunti Cáceres zu den Kokospalmen, der, bevor er zu Boden fiel, Ramfis beschimpfte: »Du degenerierter Feigling, du dreckiges Schwein!« Und dann Modesto Díaz, der rief: »Es lebe die Republik!«, und sich einen Augenblick am Boden wand, bevor er starb.

Dann war er an der Reihe. Sie mußten ihn weder vorwärtsstoßen noch hinschleppen. Mit den kleinen Schritten, die ihm die Fußfesseln erlaubten, bewegte er sich ganz allein auf die Kokospalmen zu, unter denen seine Freunde lagen, während er Gott dafür dankte, daß er ihm erlaubt hatte, in den letzten Augenblicken bei ihm zu sein, und mit einer gewissen Melancholie dachte, daß er nie Basquinta sehen würde, das kleine libanesisches Dorf, das die Familie Sadhalá verlassen hatte, um ihren Glauben zu bewahren und ihr Glück in diesen Gefilden des Herrn zu suchen.

Als Präsident Balaguer, noch im Halbschlaf, das Telefon läuten hörte, ahnte er das Schlimmste. Er nahm den Hörer ab, während er sich zugleich mit der freien Hand die Augen rieb. Er hörte General José Rene Roman, der ihn zu einer Zusammenkunft auf höchstem Niveau im Generalstab der Armee einberief. »Sie haben ihn umgebracht«, dachte er. Die Verschwörung hatte Erfolg gehabt. Er wurde mit einem Schlag wach. Er konnte keine Zeit mit Mitleid oder Wut verlieren; im Augenblick war das Problem der Oberbefehlshaber der Streitkräfte. Er räusperte sich und sagte langsam: »Wenn etwas derart Gravierendes geschehen ist, dann ist mein Platz als Präsident der Republik nicht in einer Kaserne, sondern im Regierungspalast. Ich begeben mich dorthin. Ich schlage Ihnen vor, daß die Zusammenkunft in meinem Büro stattfindet. Guten Abend.« Er legte auf, bevor der Minister der Streitkräfte Zeit hatte, ihm zu antworten.

Er stand auf und kleidete sich an, ohne Lärm zu machen, um seine Schwestern nicht zu wecken. Sie hatten Trujillo umgebracht, das war sicher. Es war schon ein Staatsstreich im Gang, angeführt von Roman. Warum mochte er ihn in die Festung 18 de Diciembre bestellen? Um ihn zum Rücktritt zu zwingen, ihn festzunehmen oder ihn zur Unterstützung der Erhebung aufzufordern. Das wirkte ungeschickt, schlecht geplant. Statt zu telefonieren, hätte er ihm eine Patrouille schicken müssen. Roman mochte zwar den Oberbefehl der Streitkräfte innehaben, aber es fehlte ihm an Ansehen, um sich bei den Garnisonen durchzusetzen. Die Sache würde scheitern.

Er trat aus dem Haus und bat den Wachhabenden, er möge seinen Fahrer wecken. Während dieser ihn auf der leeren, dunkel daliegenden Avenida Máximo Gómez zum Regierungspalast fuhr, malte er sich die folgenden Stunden

aus: Zusammenstöße zwischen aufständischen und loyalen Garnisonen und mögliche Militärintervention der Nordamerikaner. Washington würde für diese Aktion irgendeine verfassungsrechtliche Verbrämung benötigen, und in diesem Augenblick repräsentierte der Präsident der Republik die Legalität. Sein Amt war dekorativ, gewiß. Aber nach dem Tod Trujillos wurde es real. Es hing von seinem Verhalten ab, ob er aufhören würde, eine bloße Randfigur zu sein, und zum wirklichen Staatschef der Dominikanischen Republik aufstiege. Vielleicht hatte er, ohne es zu wissen, seit seiner Geburt im Jahre 1906 auf diesen Moment gewartet. Einmal mehr wiederholte er im stillen die Devise seines Lebens: Nicht einen Augenblick, aus keinem Grund, die Ruhe verlieren.

Er sah sich in seinem Entschluß bestärkt, kaum daß er den Regierungspalast betreten hatte und die dort herrschende Verwirrung bemerkte. Man hatte die Bewachung verdoppelt, und durch Gänge und über Treppen zirkulierten bewaffnete Soldaten auf der Suche nach jemandem, auf den sie schießen konnten. Einige Offiziere, die ihn ohne Hast seinen Amtsräumen zustreben sahen, wirkten erleichtert; vielleicht würde er ja wissen, was zu tun war. Er erreichte sein Büro jedoch nicht. Im Besucherzimmer neben dem Amtsräum des Generalissimus sah er die Familie Trujillo: die Ehefrau, die Tochter, die Brüder, Neffen und Nichten. Er wandte sich mit ernster Miene an sie, wie der Anlaß sie forderte. Angelita hatte Tränen in den Augen und war blaß; aber im breiten, hochmütigen Gesicht von Doña Maria lag Wut, unermeßliche Wut.

»Was wird mit uns passieren, Dr. Balaguer?« stammelte Angelita, während sie ihn am Arm faßte.

»Nichts, nichts wird Ihnen geschehen«, beschwichtigte er sie. Er umarmte auch die Vortreffliche Dame. »Worauf es ankommt, ist, Gelassenheit zu bewahren. Stark zu sein. Gott wird nicht zulassen, daß Seine Exzellenz tot ist.«

Ein einziger Blick genügte ihm, um zu erkennen, daß diese Sippe armer Teufel die Orientierung verloren hatte. Petán fuchtelte mit einer Maschinenpistole herum, drehte sich

schwitzend um sich selbst wie ein Hund, der sich in den Schwanz beißen will, und brüllte dummes Zeug über die *cucuyos* der Kordillere, seine Privatarmee, während Héctor Bienvenido, Negro, der

Ex-Präsident, von katatonischem Stumpfsinn befallen zu sein schien: er schaute ins Leere, den Mund voll Speichel, als versuchte er, sich daran zu erinnern, wer er war und wo er sich befand. Und selbst der unglücklichste der Brüder des Chefs war da, Amable Romeo, genannt Pipí; gekleidet wie ein Bettler, kauerte er auf einem Stuhl, mit offenstehendem Mund. In den Sesseln trockneten sich die Schwestern Trujillos, Nieves Luisa, Marina, Julieta, Ofelia Japonesa, die Augen oder schauten hilfeschend in die Runde. Allen murmelte er aufmunternde Worte zu. Es gab eine Leere, und es war nötig, sie so bald wie möglich zu füllen.

Er ging in sein Amtszimmer und rief General Santos Mérido Márte an, den Generalinspekteur der Streitkräfte, mit dem ihn von allen hochrangigen Offizieren die langjährigste Beziehung verband. Dieser wußte von nichts und reagierte so perplex auf die Nachricht, daß er eine halbe Minute lang nur stammeln konnte: »Mein Gott, mein Gott.« Er bat ihn, die Generalkommandeure und Befehlshaber der Garnisonen in der gesamten Republik anzurufen, ihnen zu versichern, daß der wahrscheinliche Mord die verfassungsmäßige Ordnung nicht außer Kraft gesetzt habe und daß sie das Vertrauen des Staatsehefs genossen, der sie in ihren Ämtern bestätigte. »Ich mache mich ans Werk, Herr Präsident«, verabschiedete sich der General.

Man teilte ihm mit, daß der apostolische Nuntius, der nord-amerikanische Konsul und der britische Geschäftsträger sich am Eingang des Regierungspalastes befänden, wo sie von der Wache zurückgehalten wurden. Er ließ sie passieren. Was sie herführte, war nicht das Attentat, sondern die gewaltsame Festnahme von Monsignore Reilly durch bewaffnete Männer, die in die Santo-Domingo-Schule eingedrungen waren, nachdem sie die Türen

eingetreten hatten. Sie hatten in die Luft geschossen, die Nonnen und die Redemptoristen-Priester aus San Juan de la Maguana geschlagen, die beim Bischof waren, und einen Wachhund getötet. Sie hatten den Prälat mit Gewalt mitgenommen.

»Herr Präsident, ich mache Sie für das Leben von Monsignore Reilly verantwortlich«, sagte der Nuntius drohend.

»Meine Regierung wird nicht dulden, daß sein Leben gefährdet wird«, erklärte der nordamerikanische Diplomat.

»Ich brauche Sie wohl nicht auf das Interesse Washingtons an Reilly hinzuweisen, der amerikanischer Staatsbürger ist.«

»Setzen Sie sich bitte«, sagte er, während er auf die Stühle wies, die um seinen Schreibtisch standen. Er hob den Telefonhörer und bat um eine Verbindung mit General Virgilio García Trujillo, dem Befehlshaber des Luftwaffenstützpunktes San Isidro. Er wandte sich den Diplomaten zu: »Ich bedaure es mehr als Sie, glauben Sie mir. Ich werde keine Mühe scheuen, um dieser Ungeheuerlichkeit ein Ende zu setzen.«

Kurz darauf vernahm er die Stimme des leiblichen Neffen des Generalissimus. Ohne den Blick vom Trio der Besucher zu wenden, sagte er langsam:

»Ich spreche als Präsident der Republik zu Ihnen, Herr General. Ich wende mich an den Befehlshaber von San Isidro und auch an den Lieblingsneffen Seiner Exzellenz. Ich erspare Ihnen die Präliminarien im Hinblick auf den Ernst der Situation. Irgendein Untergebener, vielleicht Oberst Abbes García, hat in einem Akt grober Verantwortungslosigkeit Bischof Reilly festnehmen lassen und ihn zu diesem Zweck mit Gewalt aus der Santo-Domingo-Schule geholt. Vor mir sitzen die Vertreter der Vereinigten Staaten, Großbritanniens und des Vatikans. Wenn Monsignore Reilly, der nordamerikanischer Staatsbürger ist, etwas zustößt, kann das katastrophale Folgen für das Land haben. Bis hin zu einer Landung der Marineinfanterie. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was das für unser Vaterland bedeuten würde. Im Namen des

Generalissimus, Ihres Onkels, fordere ich Sie auf, eine geschichtliche Tragödie zu verhindern.«

Er wartete auf die Reaktion von General Virgilio García Trujillo. Das nervöse Keuchen verriet Unsicherheit.

»Es war nicht meine Idee, Doktor«, hörte er ihn schließlich murmeln. »Man hat mich nicht einmal über die Angelegenheit informiert.«

»Das weiß ich sehr wohl, General Trujillo«, kam Balaguer ihm zu Hilfe. »Sie sind ein vernünftiger und verantwortlicher Offizier. Sie würden niemals eine solche Wahnsinnstat begehen. Befindet sich Monsignore Reilly in San Isidro? Oder hat man ihn in die Cuarenta gebracht?«

Es folgte ein langes, feindseliges Schweigen. Er fürchtete das Schlimmste.

»Lebt Monsignore Reilly?« beharrte Balaguer.

»Er befindet sich in einem Nebenkomples des Stützpunktes San Isidro, zwei Kilometer von hier, Doktor. Der Kommandant, Rodríguez Méndez, hat nicht zugelassen, daß man ihn umbringt. Er hat mich soeben informiert.«

Der Präsident schlug einen sanften Ton an:

»Ich bitte Sie, persönlich, als mein Abgesandter, vorstellig zu werden und Monsignore zu befreien. Ihn im Namen der Regierung um Entschuldigung für den Irrtum zu bitten. Dann bringen Sie den Bischof zu mir, in mein Amtszimmer. Heil und unversehrt. Es ist eine Bitte an den Freund und auch ein Befehl des Präsidenten der Republik. Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen.«

Die drei Besucher schauten ihn verwirrt an. Er erhob sich und ging auf sie zu. Er begleitete sie zur Tür. Als er ihnen die Hand drückte, murmelte er:

»Ich bin nicht sicher, daß man mir gehorcht, meine Herren. Aber Sie sehen ja, ich tue, was ich kann, damit die Vernunft die Oberhand behält.«

»Was wird geschehen, Herr Präsident?« fragte der Konsul.

»Werden die Trujillo-Leute Ihre Autorität akzeptieren?«

»Das wird weitgehend von den Vereinigten Staaten abhängen, mein Freund. Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Und jetzt entschuldigen Sie mich, meine Herren.«

Er kehrte in den Raum zurück, in dem sich die Familie Trujillo befand. Es waren noch mehr Leute gekommen. Oberst Abbes García erklärte, daß einer der Mörder, dessen man in der Internationalen Klinik habhaft geworden war, drei Komplizen verraten hatte: den pensionierten General Juan Tomás Díaz, Antonio Imbert und Luis Amiama. Zweifellos gab es noch viele mehr. Unter denen, die ihm gespannt zuhörten, entdeckte er

General Roman; sein Khakihemd war schweißnaß, sein Gesicht ebenfalls, und er umklammerte seine Maschinenpistole mit beiden Händen. In seinen Augen flackerte die Panik des Tieres, das sich verloren weiß. Die Dinge waren nicht gut für ihn gelaufen, das war offensichtlich. Der fette Chef des SIM versicherte mit seiner dünnen, mißtönenden Stimme, daß die Verschwörung den Aussagen des Ex-Militärs Pedro Livio Ce-deno zufolge keine Verzweigungen in den Streitkräften habe. Während er ihm zuhörte, sagte er sich, daß die Stunde gekommen sei, Abbes García, der ihn haßte, die Stirn zu bieten. Er selbst hatte nur Verachtung für ihn übrig. In Augenblicken wie diesem setzten sich gewöhnlich leider nicht die Ideen, sondern die Pistolen durch. Er bat Gott, an den er zuweilen glaubte, er möge auf seiner Seite sein.

Oberst Abbes García startete den ersten Angriff. Angesichts des Vakuums, das durch das Attentat entstanden sei, müsse Balaguer zurücktreten, damit jemand von der Familie die Präsidentschaft übernehmen könne. Petán, unbeherrscht und ungeschlachtet wie immer, schloß sich ihm an: »Ja, er soll zurücktreten.« Er hörte zu, still, die Hände über dem Bauch gefaltet, wie ein friedlicher Pfarrer. Als die Blicke sich ihm zuwandten, nickte er schüchtern, als wollte er sich dafür entschuldigen, daß er sich gezwungen sah, seine Meinung zu äußern. Bescheiden erinnerte er daran, daß er die Präsidentschaft durch Entscheidung des Generalissimus innehabe. Er werde natürlich sofort zurücktreten, wenn dies der Nation nützen sollte. Aber er erlaube sich vorzuschlagen, daß man die Ankunft von General Ramfis abwarte, bevor man gegen

die verfassungsmäßige Ordnung verstoße. Konnte man den Erstgeborenen des Chefs bei einer so ernsten Angelegenheit übergehen? Die Vortreffliche Dame stimmte ihm sofort zu: keine Entscheidung ohne die Anwesenheit ihres ältesten Sohnes. Oberst Luis José Leon Estévez zufolge trafen Ramfis und Ra-dhamés bereits Vorkehrungen in Paris, um ein Flugzeug der Air France zu chartern. Die Frage wurde vertagt.

Während er in sein Amtszimmer zurückkehrte, sagte er sich,

daß er die eigentliche Schlacht nicht gegen die Brüder Trujillos, diese Bande schwachsinniger Killer, schlagen sollte, sondern gegen Abbes García. Der war zwar ein wahnsinniger Sadist, besaß jedoch eine teuflische Intelligenz. Gerade eben aber hatte er einen Fehler begangen, als er Ramfis vergaß. Maria Martínez war zu seiner Verbündeten geworden. Er wußte, wie er dieses Bündnis besiegeln konnte: Der Geiz der Vortrefflichen Dame wäre unter den gegenwärtigen Umständen von Nutzen. Aber zunächst ging es darum, eine Erhebung zu verhindern. Eine Stunde nachdem er an seinem Schreibtisch Platz genommen hatte, kam der Anruf von General Mélido Márte. Er habe mit sämtlichen Militärgarnisonen gesprochen und die Kommandeure hätten ihn ihrer Loyalität für die konsumtive Regierung versichert. General César A. Oliva in Santiago de los Caballeros, General García Urbáez in Dajabón und General Guarionex Estrella in La Vega seien jedoch beunruhigt wegen der widersprüchlichen Mitteilungen des Ministers der Streitkräfte. Wußte der Herr Präsident da etwas?

»Nichts Genaues, aber ich stelle mir das gleiche vor wie Sie, mein Freund«, sagte Balaguer zu General Mélido Márte. »Ich werde mich telefonisch mit diesen Kommandeuren in Verbindung setzen, um sie zu beruhigen. Ramfis Trujillo befindet sich bereits auf dem Rückflug, um die militärische Führung des Landes zu gewährleisten.«

Ohne Zeit zu verlieren, rief er die drei Generäle an und bestätigte ihnen, daß sie sein Vertrauen genossen. Er bat sie, unter Wahrnehmung sämtlicher administrativer und politischer Vollmachten die Ordnung in ihren Regionen sicherzustellen und sich bis zum Eintreffen von General Ramfis nur mit ihm zu besprechen. Als er sich von General Guarionex Estrella Sadhalá verabschiedete, kündigten die Adjutanten ihm an, daß General Virgilio García Trujillo sich mit Bischof Reilly im Vorzimmer befinde. Er ließ den Neffen Trujillos allein eintreten.

»Sie haben die Republik gerettet«, sagte er und umarmte ihn, was er sonst niemals tat. »Wenn man die Befehle von Abbes García ausgeführt hätte und etwas Nichtwiedergutzumachen-

des geschehen wäre, würden jetzt die *marines* in Ciudad Trujillo landen.«

»Es waren nicht nur Befehle von Abbes García«, erwiderte der Befehlshaber des Stützpunktes San Isidro. Er machte einen verwirrten Eindruck. »Es war Pechito Leon Estévez, der Ro-dríguez Méndez, dem Kommandanten der Haftanstalt der Luftwaffe, den Befehl gegeben hat, den Bischof zu erschießen. Er behauptete, es sei eine Entscheidung meines Schwagers. Ja, von Pupo persönlich. Ich verstehe es nicht. Niemand hat mich auch nur konsultiert. Ein Wunder, daß Rodríguez Méndez sich geweigert hat, bevor er mit mir gesprochen hat.«

General García Trujillo pflegte seine äußere Erscheinung und seine Kleidung – schmaler Lippenbart nach mexikanischer Art, pomadisiertes Haar, die Uniform geschniegelt und gebügelt wie für eine Parade und die unfehlbare Ray-Ban-Brille in der Brusttasche – genauso gefallsüchtig wie sein Cousin Ramfis, dessen enger Freund er war. Aber jetzt war sein Hemd halb herausgerutscht und sein Haar zerzaust; in seinen Augen lagen Argwohn und Zweifel.

»Ich begreife nicht, warum Pupo und Pechito eine derartige Entscheidung getroffen haben, ohne vorher mit mir zu sprechen. Sie wollten die Luftwaffe kompromittieren, Doktor.«

»General Roman wird durch die Sache mit dem Generalismus so mitgenommen sein, daß er seine Nerven nicht unter Kontrolle hat«, nahm der Präsident ihn in Schutz. »Zum Glück ist Ramfis schon unterwegs. Seine Anwesenheit ist unverzichtbar. Als Vier-Sterne-General und als Sohn des Chefs kommt es ihm zu, die Kontinuität der Politik des Wohltäters zu gewährleisten.«

»Aber Ramfis ist kein Politiker, er haßt die Politik, und das wissen Sie, Dr. Balaguer.«

»Ramfis ist ein sehr intelligenter Mann, und er liebte seinen Vater abgöttisch. Er wird sich nicht weigern können, die Rolle zu übernehmen, die das Vaterland von ihm erwartet. Wir werden ihn überzeugen.«

General García Trujillo betrachtete ihn voll Sympathie.

»Sie können mit mir rechnen, in jeder Hinsicht, Herr Präsident.«

»Die Dominikaner werden erfahren, daß Sie heute nacht die Republik gerettet haben«, wiederholte Balaguer, während er ihn zur Tür begleitete. »Sie tragen eine große Verantwortung, Herr General. San Isidro ist der wichtigste Stützpunkt des Landes, und deshalb hängt es von Ihnen ab, daß die Ordnung aufrechterhalten wird. Rufen Sie mich an, egal, was ist; ich habe angeordnet, daß Ihre Anrufe sofort durchgestellt werden.«

Bischof Reilly mußte schreckliche Stunden in den Händen der *caliés* verbracht haben. Sein Priestergewand war zerrissen und verschmutzt, und tiefe Furchen durchzogen sein abgezehrtes Gesicht, in dem noch immer ein Ausdruck von Schrecken stand. Er hielt sich aufrecht und schwieg. Er hörte mit Würde den Entschuldigungen und Erklärungen des Präsidenten der Republik zu und bemühte sich sogar, ein Lächeln zustande zu bringen, als er ihm für die Vermittlung bei seiner Befreiung dankte: »Verzeihen Sie ihnen, Herr Präsident, denn sie wissen nicht, was sie tun.« In diesem Augenblick ging die Tür auf, und General Roman stürzte ins Büro, die Maschinenpistole in der Hand, schwitzend, Wut und animalische Angst in den Augen. Eine Sekunde genügte dem Präsidenten, um zu wissen, daß

dieser Primat gleich um sich schießen würde, wenn er nicht die Initiative ergriffe. »Ah, Hochwürden, sehen Sie nur, wer hier ist.« Er dankte dem Minister der Streitkräfte überschwenglich, daß er gekommen war, um den Herrn Bischof von San Juan de la Maguana im Namen der militärischen Institution um Entschuldigung für das Mißverständnis zu bitten, dessen Opfer er geworden war. General Roman, der wie versteinert mitten im Büro stand, blinzelte mit einem stupiden Gesichtsausdruck. Seine Augen waren verschleiert, als wäre er gerade erst aufgewacht. Er zögerte ein paar Sekunden und streckte seine Hand dann wortlos dem Bischof entgegen, der durch das Geschehen genauso verwirrt war wie der General. Der Präsident verabschiedete Monsignore Reilly an der Tür.

Als er an seinen Schreibtisch zurückkehrte, brüllte Pupo Roman: »Sie schulden mir eine Erklärung. Für wen verdammt-nochmal halten Sie sich eigentlich, Balaguer.« Dabei gestikulierte er und fuchtelte ihm mit seiner Maschinenpistole vor dem Gesicht herum. Der Präsident blieb gelassen und schaute ihm in die Augen. Er spürte einen unsichtbaren Regen im Gesicht, den Speichel des Generals. Dieser Verrückte würde nicht mehr wagen, zu schießen. Nachdem er einige zusammenhanglose Sätze ausgestoßen hatte, unterbrochen von Schmähungen und Schimpfworten, verstummte Roman. Er stand noch immer am gleichen Platz und schnaubte. Mit sanfter, ehrerbietiger Stimme riet der Präsident ihm, sich zusammenzureißen und seine Nerven zu kontrollieren. In diesem Augenblick müsse der Oberbefehlshaber der Streitkräfte ein Vorbild sein und ausgleichend wirken. Trotz seiner Beleidigungen und Drohungen sei er bereit, ihm zu helfen, wenn er es brauche. General Roman steigerte sich abermals in einen halb delirierenden Monolog hinein und teilte ihm ohne Umschweife mit, er habe den Befehl gegeben, die in La Victoria einsitzenden Häftlinge Major Se-gundo Imbert und Papito Sánchez wegen Beteiligung an der Ermordung des Chefs zu exekutieren. Der Präsident wollte nicht noch mehr verfängliche Geständnisse hören. Ohne etwas zu sagen,

verließ er das Büro. Er hegte keinen Zweifel mehr: Roman hatte mit dem Tod des Generalissimus zu tun. Anders konnte er sich sein irrationales Verhalten nicht erklären. Er kehrte in das Besucherzimmer zurück. Man hatte den Leichnam Trujillos im Kofferraum eines Wagens gefunden, in der Garage von General Juan Tomás Díaz. Niemals in seinen langen Lebensjahren würde Dr. Balaguer die verzerrten Gesichter vergessen, die verweinten Augen, den Ausdruck von Verlassenheit, Verlorenheit und Verzweiflung bei Zivilisten und Militärs, als der blutige, von Kugeln durchlöcherter Leichnam, das Gesicht zerstört durch das Geschoß, das ihm das Kinn zerschmetterte hatte, schließlich auf dem nackten Tisch im Speisesaal des Regierungspalastes ausgestreckt lag, wo ein paar Stunden zuvor Simon und Dorothy Gittleman bewirtet worden waren. Man begann ihn zu entkleiden und zu waschen, damit ein Ärzteteam die sterblichen Überreste untersuchen und sie für die Totenwache vorbereiten konnte. Es war die Reaktion der Witwe, die ihn am meisten beeindruckte. Doña Maria Mar-tínez betrachtete die Leiche wie hypnotisiert, sehr aufrecht in ihren Schuhen mit Plateausohlen, in denen sie immer über dem Boden zu schweben schien. Ihre Augen waren geweitet und gerötet, aber sie weinte nicht. Plötzlich schrie sie, während sie mit den Händen gestikulierte: »Rache! Rache! Man muß sie alle töten!« Dr. Balaguer beeilte sich, ihr einen Arm um die Schultern zu legen. Sie entzog sich nicht. Er hörte sie tief und keuchend atmen. Krampfhaftes Zittern durchlief sie. »Sie werden dafür zahlen müssen, sie werden dafür zahlen müssen«, wiederholte sie. »Dafür werden wir Himmel und Hölle in Bewegung setzen, Doña Maria«, murmelte er an ihrem Ohr. In diesem Augenblick durchzuckte ihn ein Gedanke: Jetzt, in diesem Augenblick, mußte er das, was er bei der Vortrefflichen Dame bereits erreicht hatte, konsolidieren; danach wäre es zu spät. Er drückte liebevoll ihren Arm und führte Doña Maria Martínez, als wollte er sie von dem schmerzlichen Anblick befreien, in einen der kleinen Salons, die an den

Speisesaal angrenzten. Kaum hatte er festgestellt, daß sie allein waren, schloß er die Tür.

»Doña Maria, Sie sind eine außergewöhnlich starke Frau«, sprach er auf sie ein. »Deshalb wage ich es, Ihre Trauer in einem so schmerzhaften Moment mit einer Angelegenheit zu stören, die Ihnen unangebracht erscheinen mag. Aber sie ist es nicht. Wenn ich so handle, dann aus Bewunderung und Zuneigung. Bitte, nehmen Sie Platz.«

Das runde Gesicht der Vortrefflichen Dame betrachtete ihn mißtrauisch. Er lächelte sie traurig an. Es sei zweifellos impertinent, sie jetzt, wo ihre Seele mit einem grausamen Verlust beschäftigt sei, mit praktischen Dingen zu belästigen. Doch die Zukunft? Hatte Doña Maria nicht ein langes Leben vor sich? Wer wußte, was nach dieser Katastrophe geschehen konnte? Es sei unbedingt erforderlich, daß sie im Gedanken an die Zukunft gewisse Vorsichtsmaßnahmen ergreife. Seit Judas' Verrat an Christus wisse man von der Undankbarkeit der Völker. Jetzt würde das Land Trujillo beweinen und gegen seine Mörder rasen. Aber wäre es morgen noch dem Chef treu verbunden? Und wenn nun das Ressentiment siegte, die nationale Krankheit? Er wolle nicht ihre Zeit vergeuden. Deshalb komme er zum Kern. Doña Maria müsse sich absichern, müsse die legitimen, von der Familie Trujillo mit Mühe erworbenen Besitztümer, die dem dominikanischen Volk überdies so großen Nutzen gebracht hatten, vor jeder Eventualität schützen. Und dies bevor etwaige politische Umstellungen später zum Hindernis würden. Dr. Balaguer schlug ihr vor, die Angelegenheit mit Senator Henry Chirinos zu besprechen, dem die Überwachung der Familiengeschäfte oblag, und zu prüfen, welcher Teil des Vermögens unverzüglich ohne große Verluste ins Ausland transferiert werden konnte. Dies lasse sich derzeit noch mit absoluter Diskretion bewerkstelligen. Der Präsident der Republik habe die Möglichkeit, Operationen dieser Art – zum Beispiel die Konvertierung dominikanischer Pesos in Devisen durch die Zentralbank – zu genehmigen, aber man könne nicht wissen, ob das später noch möglich wäre. Der

Generalissimus habe solche Transaktionen seiner ausgeprägten Skrupel wegen immer abgelehnt. Diese Politik unter den gegenwärtigen Umständen beizubehalten sei, sie möge den Ausdruck verzeihen, Irrsinn. Es handle sich um einen freundschaftlichen, von Verehrung und Verbundenheit eingegebenen Rat.

Die Vortreffliche Dame hörte ihm schweigend zu, während sie ihm in die Augen schaute. Schließlich nickte sie dankbar:

»Ich wußte ja, daß Sie ein treuer Freund sind, Dr. Balaguer«, sagte sie selbstsicher.

»Ich hoffe, Ihnen das beweisen zu können, Doña Maria. Ich vertraue darauf, daß Sie meinen Rat nicht übelgenommen haben.«

»Es ist ein guter Rat, in diesem Land weiß man nie, was passieren kann«, murmelte sie gepreßt. »Ich werde gleich morgen mit Dr. Chirinos sprechen. Alles wird mit größter Diskretion vonstatten gehen?«

»Bei meiner Ehre, Doña Maria«, versicherte der Präsident und faßte sich an die Brust.

Er sah, daß sich ein Zweifel im Gesicht der Witwe des Generalissimus malte. Und er ahnte, worum sie ihn bitten würde:

»Ich bitte Sie, diese kleine Angelegenheit nicht einmal vor meinen Kindern zu erwähnen«, sagte sie sehr leise, als fürchtete sie, sie könnten sie hören. »Aus Gründen, die zu erklären langwierig wäre.«

»Vor niemandem, nicht einmal vor ihnen, Doña Maria«, beruhigte sie der Präsident. »Selbstverständlich. Erlauben Sie mir, Ihnen noch einmal zu sagen, wie sehr ich Ihre Charakterfestigkeit bewundere, Doña Maria. Ohne Sie hätte der Wohltäter niemals alles getan, was er getan hat.« Er hatte einen weiteren Punkt in seinem Stellungskrieg gegen Johnny Abbes gewonnen. Die Antwort von Doña Maria Mar-tínez fiel aus, wie erwartet: Ihre Habsucht war stärker als jede andere Leidenschaft. Die Vortreffliche Dame flößte Dr. Bala-guer in der Tat einen gewissen Respekt ein. Um sich so viele Jahre an der Seite Trujillos

halten zu können, zunächst als Geliebte und dann als Ehefrau, mußte *la Española* mit der Zeit jede Sentimentalität, jedes Gefühl – vor allem das Mitleid – abgelegt und sich in Berechnung, in kalte Berechnung und vielleicht auch in Haß geflüchtet haben.

Die Reaktion von Ramfis dagegen verwirrte ihn. Zwei Stunden nachdem er mit Radhamés, dem Playboy Porfirio Rubirosa und einer Gruppe von Freunden in dem von der Air France gecharterten Flugzeug auf dem Stützpunkt San Isidro eingetroffen war – Balaguer war der erste, der ihn am Fuß der Gangway umarmte –, erschien er, frisch rasiert und bekleidet mit seiner Vier-Sterne-Generalsuniform, im Regierungspalast, um seinem Vater die letzte Ehre zu erweisen. Er weinte nicht, er öffnete nicht den Mund. Er war bleich, und in seinem traurigen, hübschen Gesicht lag ein sonderbarer Ausdruck, eine Mischung aus Verwunderung, Ungläubigkeit, Abwehr, als könne und dürfe diese Gestalt, die in Paradeuniform, die Brust mit Orden bedeckt, in dem prachtvollen, von Kandelabern umstellten Sarg lag, in diesem Raum voller Grabkränze nicht sein, wo sie war, als würde sie, weil sie dort war, einen Fehler in der Ordnung des Universums offenbaren. Er betrachtete lange Zeit den Leichnam seines Vaters, während sein Gesicht sich in unwillkürlichen Grimassen verzerrte; es war, als versuchten seine Gesichtsmuskeln, sich eines unsichtbaren Spinnennetzes zu erwehren, das auf seiner Haut klebte. »Ich werde nicht so großzügig sein, wie du es mit deinen Feinden warst«, hörte er ihn schließlich sagen. In diesem Augenblick murmelte Dr. Balaguer, der in strenger Trauerkleidung neben ihm stand, an seinem Ohr: »Es ist unbedingt erforderlich, daß wir uns ein paar Minuten unterhalten, Herr General. Ich weiß, daß dies ein sehr schwieriger Augenblick für Sie ist. Aber es gibt Dinge, die keinen Aufschub dulden.« Ramfis faßte sich und nickte. Sie begaben sich allein in das Amtszimmer des Präsidenten. Unterwegs sahen sie durch die Fenster die riesige, rasch wachsende Menge, der sich noch immer Gruppen von Frauen und Männern anschlössen, die aus den Vorstädten

von Ciudad Trujillo und aus den Nachbarorten gekommen waren. Die Schlange bestand aus Vierer- oder Fünferreihen und maß mehrere Kilometer; die bewaffneten Wachen hatten Mühe, sie im Zaum zu halten. Sie warteten schon stundenlang. Es gab herzzerreißende Szenen, Tränen, hysterische Anfälle, sobald die Wartenden die Treppe des Regierungspalastes erreicht hatten und sich dem Ort nahe fühlten, wo der Generalissimus aufgebahrt lag. Dr. Balaguer wußte vom ersten Augenblick an, daß von diesem Gespräch seine Zukunft und die der Dominikanischen Republik abhing. Deshalb beschloß er etwas zu tun, was er nur in extremen Fällen tat, denn es ging gegen sein vorsichtiges Naturell: alles auf eine Karte zu setzen, in einer Art Handstreich. Er wartete, bis der älteste Sohn Trujillos gegenüber seinem Schreibtisch Platz genommen hatte – vor den Fenstern wogte, einem stürmischen Meer gleich, die riesige, dichte Menschenmenge, die darauf wartete, bis zum Leichnam des Wohltäters zu gelangen –, und sagte ihm, gelassen wie immer, ohne die geringste Unruhe erkennen zu lassen, was er sorgsam vorbereitet hatte:

»Von Ihnen und nur von Ihnen hängt ab, ob etwas, viel oder nichts von Trujillos Werk übrigbleibt. Wenn sein Erbe verschwindet, wird die Dominikanische Republik erneut in der Barbarei versinken. Wir werden abermals, wie vor 1930, mit Haiti um den Platz der ärmsten und gewalttätigsten Nation der westlichen Hemisphäre wetteifern.«

Während der ganzen Zeit, in der er sprach, unterbrach Ram-fis ihn nicht ein einziges Mal. Hörte er ihm zu? Weder nickte er, noch schüttelte er den Kopf; seine Augen, die er starr auf ihn gerichtet hielt, irrten zuweilen ab, und Dr. Balaguer sagte sich, daß die Krisen geistiger Umnachtung und tiefer Depression, die ihn in psychiatrische Kliniken in Frankreich und Belgien gebracht hatten, wahrscheinlich mit solchen Blicken begannen. Wenn Ramfis ihm aber zuhörte, dann würde er seine Argumente abwägen. Denn obwohl er ein Trinker, ein Lebemann ohne politische Neigungen und

staatsbürgerliche Interessen war, ein Mann, dessen Empfindungsvermögen sich in den Gefühlen zu erschöpfen schien, die Frauen, Pferde, Flugzeuge und Alkohol ihm einflößten, und der genauso grausam sein konnte wie sein Vater, wußte Balaguer, daß er intelligent war. Wahrscheinlich der einzige dieser Familie mit einem Kopf, der imstande war, über seine Nase, seinen Bauchnabel und seinen Phallus hinauszusehen. Er besaß einen raschen, scharfen Verstand, der, wäre er kultiviert worden, ausgezeichnete Früchte hätte tragen können. An diese Intelligenz wandte sich sein kühnes Rasonnement. Er war überzeugt, daß ihm nur noch diese Karte blieb, wenn er von den Herren der Pistolen nicht wie ein unbrauchbares Stück Papier hinweggefeigt werden wollte.

Als er verstummte, war General Ramfis noch blasser als in dem Augenblick, da er den Leichnam seines Vaters betrachtet hatte.

»Sie könnten Ihr Leben schon wegen der Hälfte der Dinge verlieren, die Sie mir gesagt haben, Dr. Balaguer.«

»Ich weiß, Herr General. Die Situation ließ mir keine andere Wahl, als aufrichtig mit Ihnen zu sprechen. Ich habe Ihnen die

einzige Politik aufgezeigt, die ich für möglich halte. Wenn Sie eine andere sehen, herzlichen Glückwunsch. Ich habe meine Rücktrittserklärung fertig hier in dieser Schublade. Soll ich sie dem Kongreß präsentieren?«

Ramfis verneinte mit dem Kopf. Er holte Luft und erklärte nach einer kurzen Pause mit seiner wohlklingenden Radiosprecherstimme:

»Ich bin schon vor einiger Zeit auf anderen Wegen zu ähnlichen Schlüssen gelangt.« Er machte eine resignierte Bewegung mit den Schultern. »Es stimmt, ich glaube nicht, daß es eine andere Politik gibt. Um den *marines* und den Kommunisten zu entgehen, damit die OAS und Washington die Sanktionen aufheben. Ich akzeptiere Ihren Plan. Allerdings müssen Sie jeden Schritt, jede Maßnahme, jede Vereinbarung mit mir besprechen und von mir absegnen lassen. Der militärische Oberbefehl und die Sicherheit sind

meine Angelegenheit. Ich akzeptiere keinerlei Einmischung, nicht von Ihrer Seite, nicht von selten ziviler Beamter, nicht von Seiten der Yankees. Niemand, der direkt oder indirekt an Papis Ermordung beteiligt ist, wird der Strafe entgehen.«

Dr. Balaguer erhob sich.

»Ich weiß, daß Sie ihn sehr geliebt haben«, sagte er feierlich. »Es spricht für Ihre Sohnesgefühle, daß Sie dieses entsetzliche Verbrechen rächen wollen. Niemand, und ich am allerwenigsten, wird Sie in Ihrem Bemühen behindern, der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen. Das ist auch mein glühendster Wunsch.«

Als er sich von Trujillos Sohn verabschiedet hatte, trank er in kleinen Schlucken ein Glas Wasser. Sein Herz fand zu seinem Rhythmus zurück. Er hatte sein Leben aufs Spiel gesetzt, aber er hatte das Spiel gewonnen. Jetzt mußte das Vereinbarte umgesetzt werden. Er begann damit beim Begräbnis des Wohltäters, in der Kirche von San Cristóbal. Seine Trauerrede voll bewegender Lobesworte für den Generalissimus, wenngleich durchsetzt mit sibyllinischen kritischen Anmerkungen, trieb einigen ahnungslosen Höflingen Tränen in die Augen, verstörte andere, veranlaßte manche, die Augenbrauen zu heben, und stürzte viele in Verwirrung, brachte ihm jedoch die Glückwünsche des Diplomatischen Korps ein. »Die Dinge beginnen sich zu ändern, Herr Präsident«, äußerte sich wohlwollend der neue Konsul der Vereinigten Staaten, der gerade auf der Insel eingetroffen war. Am nächsten Tag bestellte Dr. Balaguer dringend Oberst Abbes García zu sich. Kaum sah er ihn, das gedunsene Gesicht von Besorgnis gezeichnet – er trocknete sich den Schweiß mit seinem ewigen roten Taschentuch –, sagte er sich, daß der Chef des SIM genau wußte, warum er da war.

»Haben Sie mich gerufen, um mir mitzuteilen, daß ich abgesetzt bin?« fragte er ihn, ohne zu grüßen. Er trug Uniform; die Hose hing ihm unter dem Bauch, und die Kopfbedeckung saß lächerlich schief auf seinem Kopf; außer der Pistole am Gürtel trug er noch eine

Maschinenpistole über der Schulter. Balaguer erkannte hinter ihm die Ganovengesichter von vier oder fünf Leibwächtern, die nicht ins Büro getreten waren.

»Um Sie zu bitten, daß Sie eine diplomatische Ernennung akzeptieren«, sagte der Präsident freundlich. Seine winzige Hand wies auf einen Stuhl. »Ein begabter Patriot kann seinem Vaterland auf sehr unterschiedlichen Gebieten dienen.«

»Wohin bringt mich das vergoldete Exil?« Abbes García verbarg weder seine Enttäuschung noch seinen Zorn.

»Nach Japan«, sagte der Präsident. »Ich habe gerade Ihre Ernennung zum Konsul unterzeichnet. Ihr Gehalt und die Repräsentationskosten entsprechen denen eines Botschafters.«

»Konnten Sie mich nicht weiter weg schicken?«

»Es gibt keinen Ort«, entschuldigte sich Dr. Balaguer ohne Ironie. »Weiter entfernt ist nur noch Neuseeland, aber zu denen haben wir keine diplomatischen Beziehungen.«

Die runde Gestalt rutschte schnaufend auf dem Sitz hin und her. Eine gelbe, unendlichen Verdruß ausdrückende Linie umgab die Iris seiner hervorspringenden Augen. Er hielt einen Moment das rote Taschentuch vor den Mund, als wollte er hineinspucken.

»Sie glauben vielleicht, daß Sie gesiegt haben, Dr. Balaguer«, sagte er ausfällig. »Sie irren sich. Sie sind genauso eins mit

diesem Regime wie ich. Genauso befleckt wie ich. Niemand wird auf das machiavellistische Spielchen reinfallen, daß ausgerechnet Sie das Land zur Demokratie führen.«

»Es kann sein, daß ich scheitere«, räumte Balaguer ohne Feindseligkeit ein. »Aber ich muß es versuchen. Und zu diesem Zweck müssen einige geopfert werden. Ich bedaure, daß Sie der erste sind, aber es gibt keine andere Möglichkeit: Sie sind das schlimmste Gesicht des Regimes. Ein notwendiges, heldenhaftes, tragisches Gesicht, ich weiß. Daran hat mich der Generalissimus persönlich erinnert, als er auf dem gleichen Stuhl wie Sie saß. Aber

aus ebendiesem Grund sind Sie in diesem Augenblick nicht zu retten. Sie sind intelligent, ich muß Ihnen das nicht erklären. Schaffen Sie der Regierung keine unnötigen Komplikationen. Reisen Sie ins Ausland und verhalten Sie sich unauffällig. Es ist das beste für Sie, sich zu entfernen, unsichtbar zu sein, bis man Sie vergißt. Sie haben zahlreiche Feinde. Und wie viele Länder würden Sie gern in die Finger kriegen. Die Vereinigten Staaten, Venezuela, Interpol, der FBI, Mexiko, ganz Mittelamerika. Sie wissen das besser als ich. Japan ist ein sicherer Ort, zumal mit diplomatischem Status. Soviel ich weiß, haben Sie sich immer für spirituelle Dinge interessiert. Die Rosenkreuzer-Lehre, nicht wahr? Nützen Sie die Zeit, um diese Studien zu vertiefen. Sollten Sie sich anderswo niederlassen wollen, wo, möchte ich nicht wissen, werden Sie Ihr Gehalt weiter beziehen. Ich habe eine Sonderanweisung unterzeichnet, für Umzugs- und Einrichtungskosten. Zweihunderttausend Pesos, die Sie im Schatzamt abholen können. Viel Glück.«

Er reichte ihm nicht die Hand, weil er annahm, daß der Ex-Militär (am Vorabend hatte er das Dekret unterzeichnet, mit dem sein Ausscheiden aus der Armee verfügt wurde) sie nicht ergreifen würde. Abbes García saß eine ganze Weile reglos da, die Augen blutunterlaufen, und musterte ihn. Aber der Präsident wußte, daß er als praktischer Mensch das geringere Übel akzeptieren würde, statt mit einer dummen Herausforderung zu reagieren. Er sah, wie er aufstand und ging, ohne sich von ihm

zu verabschieden. Er selbst diktierte einem Sekretär das Kommuniqué, mit dem bekanntgegeben wurde, daß der Ex-Oberst Abbes García den Nachrichtendienst verlassen habe, um eine Mission im Ausland zu übernehmen. Zwei Tage später veröffentlichte *El Caribe* zwischen den fünfspaltigen Todes- und Verhaftungsanzeigen der Mörder des Generalissimus ein eingerahmtes Photo, das Abbes García zeigte, wie er, eingezwängt in einen gepaspelten Mantel und mit einer Melone wie eine Gestalt von Dickens, die Gangway des Flugzeugs hinaufstieg.

Zu diesem Zeitpunkt hatte der Präsident beschlossen, daß der neue parlamentarische Führer, dem es obliegen würde, den Kongreß diskret zu Positionen zu führen, die für die Vereinigten Staaten und die westliche Gemeinschaft annehmbarer wären, nicht Agustín Cabral sein würde, sondern der Senator Henry Chirinos. Er hätte Cerebritto vorgezogen, dessen genügsame Lebensweise seiner eigenen Wesensart entgegenkam, während der Alkoholismus des Flüssigen Verfassungsrechtlers ihn abstieß. Aber er wählte diesen, weil die plötzliche Rehabilitation von jemandem, der durch eine kürzliche Entscheidung Seiner Exzellenz in Ungnade gefallen war, Leute des inneren Trujillo-Kreises irritieren konnte, die er noch brauchte. Es galt, sie noch nicht zu sehr zu provozieren. Chirinos war körperlich und moralisch abstoßend; aber grenzenlos sein Talent als Intrigant und Rechtsverdrehler. Niemand konnte sich besser mit den parlamentarischen Winkelzügen aus. Sie waren nie Freunde gewesen – des Alkohols wegen, der Balaguer anwiderte – , aber der Senator frohlockte, als er in den Regierungspalast berufen wurde und vom Präsidenten erfuhr, was er von ihm erwartete, und er reagierte ebenso, als er ihn bat, er möge so rasch und unsichtbar wie möglich den Transfer von Geldern der Vortrefflichen Dame ins Ausland veranlassen. (»Ein edles Anliegen von Ihnen, Herr Präsident, die Zukunft einer illustren Matrone zu sichern, die sich ins Unglück gestürzt sieht.«) Bei jener Gelegenheit gestand ihm der Senator Chirinos, der noch keine Ahnung hatte von dem, was hinter den Kulissen vorging, er habe die Ehre gehabt, den SIM darüber zu informieren, daß sich Antonio de la Maza und General Juan Tomás Díaz im Kolonialviertel herumtrieben (er hatte sie in einem Wagen gesehen, der vor dem Haus eines Freundes in der Galle Espallat parkte); er bat ihn, sich bei Ramfis dafür einzusetzen, daß er die Belohnung erhielt, die dieser für Hinweise ausgesetzt hatte, die zur Festnahme der Mörder seines Vaters führten. Dr. Balaguer riet ihm, auf diese Belohnung zu verzichten und diesen patriotischen Verrat

nicht publik zu machen: er konnte seiner politischen Zukunft unwiderruflich schaden. Der, den Trujillo im engsten Kreis den Lebenden Dreck genannt hatte, verstand sofort:

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu gratulieren, Herr Präsident«, rief er gestikulierend aus, als stünde er auf einer Tribüne.

»Ich habe immer gedacht, daß das Regime sich den neuen Zeiten öffnen müßte. Nun, da der Chef nicht mehr da ist, gibt es niemand Besseren als Sie, um das dominikanische Schiff durch den Sturm zu steuern und es in den Hafen der Demokratie zu bringen. Rechnen Sie mit mir als Ihrem treuesten und eifrigsten Mitarbeiter.«

Er war es in der Tat. Er brachte im Kongreß den Antrag ein, mit dem General Ramfis Trujillo die höchsten militärischen Vollmachten und die oberste Befehlsgewalt in allen militärischen und polizeilichen Angelegenheiten der Republik übertragen wurde, und instruierte Abgeordnete und Senatoren über die neue Politik des Präsidenten, die nicht etwa das Ziel habe, die Vergangenheit zu leugnen oder die Ära Trujillo zu verwerfen, sondern vielmehr, sie dialektisch zu überwinden und den neuen Zeiten anzupassen, so daß Quisqueya, in dem Maße wie es – ohne einen Schritt rückwärts – seine Demokratie vervollkommnete, von seinen amerikanischen Bruderländern erneut in der OAS willkommen geheißen und nach der Aufhebung der Sanktionen wieder in die internationale Gemeinschaft aufgenommen würde. Bei einem seiner zahlreichen Arbeitstreffen mit Präsident Balaguer fragte der Senator Chirinos nicht ohne eine gewisse Besorgnis nach den Plänen, die Seine Exzellenz in bezug auf den ehemaligen Senator Agustín Cabral habe.

»Ich habe angeordnet, daß man seine eingefrorenen Bankkonten freigibt und daß seine dem Staat geleisteten Dienste anerkannt werden, so daß er eine Pension erhalten kann«, informierte ihn Balaguer. »Seine Rückkehr in die Politik erscheint im Augenblick nicht opportun.«

»Wir sind völlig einer Meinung«, stimmte der Senator zu.

»Cerebrito, mit dem mich eine langjährige Beziehung

verbindet, weckt Widerspruch und Feindschaften.«

»Der Staat kann sein Talent nutzen, vorausgesetzt, er spielt keine zu große Rolle«, fügte der Mandatar hinzu.

»Ich habe ihm den Posten eines Rechtsberaters in der Verwaltung angeboten.«

»Eine kluge Entscheidung«, stimmte Chirinos abermals zu.

»Agustín war immer ein sehr guter juristischer Kopf.«

Es waren nicht mehr als fünf Wochen seit dem Tod des Generalissimus vergangen, und die Veränderungen waren beträchtlich. Joaquín Balaguer konnte sich nicht beklagen: In dieser kurzen Zeit war aus ihm, dem Marionettenpräsidenten, dem Niemand, der wirkliche Staatschef geworden; er bekleidete ein Amt, das die Vertreter aller Lager und vor allem die Vereinigten Staaten anerkannten. Obwohl sie anfänglich, als er dem neuen Konsul seine Pläne erklärte, zurückhaltend reagiert hatten, nahmen sie sein Versprechen, das Land allmählich, geordnet, ohne den Kommunisten eine Chance zu geben, in eine volle Demokratie zu führen, jetzt sehr viel ernster. Alle zwei oder drei Tage traf er mit dem zupackenden John Calvin Hill zusammen – ein Diplomat mit kräftigem Cowboy-Körper, der immer gleich zur Sache kam –, den er schließlich davon überzeugte, daß man in dieser Phase Ramfis als Verbündeten brauche. Der General hatte seinen Plan schrittweiser Öffnung akzeptiert. Er hielt die militärische Kontrolle in seinen Händen, so daß den brutalen Gangstern Petán und Héctor ebenso wie den primitiven trujillotreuen Militärs die Hände gebunden waren. Andernfalls hätten sie ihn, Balaguer, längst abgesetzt. Ramfis hatte Balaguer eine Reihe von Konzessionen gemacht: Rückkehr einiger Exilanten, zaghafte Kritik am Regime Trujil-los im Rundfunk und in den Zeitungen (am radikalsten war

eine neue, die im August herauskam, *La Union Gvica*), öffentliche Veranstaltungen der Oppositionskräfte, die die Straße zu erobern begannen, wie der rechten Union Cívica Nacional von Viriato Fiallo und Ángel Severo Cabral und der linken Revolutionären Bewegung 14. Juni. Vielleicht

glaubte er ja, daß er sich damit eine politische Zukunft sichern konnte. Als könnte jemand mit dem Namen Trujillo jemals wieder eine Rolle im politischen Leben dieses Landes spielen! Vorläufig galt es, ihn in seinem Glauben zu belassen. Ramfis kontrollierte die Kanonen und besaß die Unterstützung der Militärs; die Streitkräfte zu säubern, bis der Trujillismus aus ihren Reihen getilgt wäre, würde seine Zeit dauern. Die Beziehungen der Regierung mit der Kirche waren wieder ausgezeichnet; er trank ab und zu Tee mit dem apostolischen Nuntius und dem Erzbischof Pittini.

Es gab ein Problem, das er nicht in einer Weise lösen konnte, die für die internationale Öffentlichkeit akzeptierbar war: die leidigen »Menschenrechte«. Es kam täglich zu Protesten wegen der politischen Gefangenen, wegen der in La Victoria, El Nue-ve, La Cuarenta und in Gefängnissen und Kasernen des Landesinnern Gefolterten, Verschwundenen, Ermordeten. Sein Büro wurde überflutet mit Manifesten, Briefen, Telegrammen, Berichten, diplomatischen Noten. Er konnte nicht viel tun. Besser gesagt, nichts, außer vage Versprechungen zu machen und wegzusehen. Er hielt sich an sein Versprechen, Ramfis freie Hand zu lassen. Selbst wenn er es gewollt hätte, wäre es ihm nicht möglich gewesen, sich nicht daran zu halten. Der Sohn des Generalissimus hatte Doña Maria und Angelita nach Europa geschickt und fuhr unermüdlich fort, nach Komplizen zu fahnden, als wären Massen an der Verschwörung gegen Trujillo beteiligt gewesen. Eines Tages fragte der junge General ihn ohne Umschweife:

»Wissen Sie, daß Pedro Livio Cedenio Sie in das Komplott gegen Papi verwickeln wollte?«

»Das wundert mich nicht«, sagte der Präsident lächelnd, ohne die Ruhe zu verlieren. »Die beste Verteidigung der Mörder besteht darin, alle hineinzuziehen. Vor allem Leute, die dem

Wohltäter nahestanden. Die Franzosen nennen das »Intoxika-tion«.«

»Wenn nur ein weiterer Mörder das bestätigt hätte, wäre Ihr Schicksal das gleiche gewesen wie das von Pupo Roman.«

Ram-fis wirkte nüchtern, trotz des Alkoholhauchs, der aus seinem Mund kam. »In diesem Augenblick verflucht er, daß er geboren wurde.«

»Ich will es nicht wissen, Herr General«, unterbrach ihn Balaguer und streckte ihm die kleine Hand entgegen. »Sie haben das moralische Recht, das Verbrechen zu rächen. Aber erzählen Sie mir keine Einzelheiten, ich bitte Sie darum. Ich kann mich leichter den Kritiken der Außenwelt stellen, wenn ich nicht weiß, daß die angeprangerten Exzesse der Wahrheit entsprechen.«

»Sehr gut. Ich werde Sie nur über die Festnahme von Antonio Imbert und Luis Amiama informieren, wenn wir sie kriegen.« Balaguer sah, wie das Filmschauspielergesicht einen verlorenen Ausdruck annahm, wie immer, wenn er die beiden einzigen Beteiligten des Komplotts erwähnte, die nicht verhaftet oder tot waren. »Glauben Sie, daß sie noch im Land sind?«

»Meines Erachtens ja«, erklärte Balaguer. »Wenn sie ins Ausland geflohen wären, hätten sie Pressekonferenzen veranstaltet, Preise erhalten, Auftritte in allen Fernsehsendern gehabt. Sie würden ihr vermeintliches Heldendasein genießen. Sie sind bestimmt hier versteckt.«

»Dann werden sie früher oder später ins Netz gehen«, murmelte Ramfis. »Ich habe Tausende von Männern, die sie Haus für Haus, Loch für Loch suchen. Wenn sie noch in der Dominikanischen Republik sind, werden sie ins Netz gehen. Und wenn nicht, dann gibt es keinen Ort in der Welt, an dem sie sich der Strafe für Papis Tod entziehen können. Und wenn ich den letzten Centavo dafür ausbebe.«

»Ich hoffe, daß Ihre Wünsche in Erfüllung gehen, Herr General«, sagte ein verständnisvoller Balaguer. »Erlauben Sie mir eine Bitte. Versuchen Sie, die Form zu wahren. Das schwierige Unterfangen, der Welt zu beweisen, daß das Land sich der

Demokratie öffnet, würde mißlingen, wenn es zu einem Skandal käme. Zu einem weiteren Fall Galíndez, sagen wir, oder einem weiteren Fall Betancourt.«

Nur in bezug auf die Verschwörer war der Sohn des Generalissimus unzugänglich. Balaguer verlor seine Zeit nicht damit, für ihre Freilassung einzutreten – das Schicksal der Festgenommenen war besiegelt, das galt auch für Imbert und Amiama, wenn man sie verhaftete –, von der er im übrigen nicht überzeugt war, daß sie seine Pläne begünstigte. Die Zeiten änderten sich in der Tat. Die Gefühle der Masse waren unbeständig. Das dominikanische Volk, bis zum 30. Mai 1961 trujillotreu bis in den Tod, hätte Juan Tomás Díaz, Antonio de la Maza, Estrella Sadhalá, Luis Amiama, Huáscar Tejeda, Pedro Livio Cedeflo, Fifi Pastoriza, Antonio Imbert und Genossen Augen und Herz herausgerissen, wenn es sie in die Finger bekommen hätte. Aber die mystische Verschmelzung mit dem Chef, in der die Dominikaner einunddreißig Jahre lang gelebt hatten, schwand. Die Straßenkundgebungen, zu denen die Studenten, die Union Cívica, die Bewegung 14. Juni aufriefen, zu Beginn spärlich besuchte Veranstaltungen mit ein paar Handvoll verschreckter Teilnehmer, hatten sich nach einem Monat, nach zwei Monaten, nach drei Monaten vervielfacht. Nicht nur in Santo Domingo (Präsident Balaguer hatte bereits den Antrag vorbereitet, der Stadt ihren ursprünglichen Namen zurückzugeben, den Senator Chirinos im geeigneten Augenblick im Kongreß durch Akklamation billigen lassen würde), wo sie bisweilen den ganzen Independencia-Park füllten; auch in Santiago, La Romana, San Francisco de Macorís und anderen Städten. Die Angst verlor sich, und die Ablehnung Trujillos nahm zu. Sein feines historisches Gespür sagte Dr. Balaguer, daß dieses neue Gefühl unaufhaltsam wachsen würde. Und in einem allgemeinen trujillofeindlichen Klima würden die Mörder Trujillos zu mächtigen politischen Figuren werden. Wem würde das nützen? Deshalb schmettete er einen zaghaften Versuch des Lebenden Dreckes ab, der sich als parlamentarischer Anführer der neuen Pro-Balaguer-Bewegung bei ihm erkundigte, ob er glaube, daß eine vom Kongreß verabschiedete Amnestie der

Verschwörer des 30. Mai die OAS und die Vereinigten Staaten überzeugen würde, die Sanktionen aufzuheben.

»Die Absicht ist gut, Herr Senator. Aber die Folgen? Die Amnestie würde Ramfis' Gefühle verletzen, und er würde sämtliche Amnestierten auf der Stelle umbringen lassen. Unsere Bemühungen könnten scheitern.«

»Die Schärfe Ihrer Wahrnehmung wird nie aufhören, mich in Erstaunen zu versetzen«, rief der Senator Chirinos aus, kurz davor, Beifall zu klatschen.

In allem, was nicht dieses Thema betraf, hatte Ramfis Trujillo – der seine offizielle Frau, die junge Schauspielerin Lita Milan, schwanger in der Stadt zurückgelassen hatte und sich auf dem Stützpunkt San Isidro oder in seinem Haus am Meer in Boca Chica, in dem er mit seiner letzten Geliebten, einer Tänzerin des Pariser Lido, und deren Mutter lebte, seinen täglichen Besäufnissen ergab – ein Entgegenkommen gezeigt, das weit über die Erwartungen Balaguers hinausging. Er fand sich damit ab, daß Ciudad Trujillo den Namen Santo Domingo zurückerhielt, daß die Städte, Örtlichkeiten, Straßen, Plätze, landschaftlich markanten Punkte und Brücken, die Generalissimus, Ramfis, Angelita, Radhamés, Doña Julia oder Doña Maria hießen, umbenannt wurden, und er bestand nicht darauf, daß die Studenten, Umstürzler und Herumtreiber, die die Statuen, Gedenkschilder, Büsten, Photographien und Inschriften Trujillos und seiner Familie in Straßen, Alleen, Parks und an Landstraßen zerstörten, allzu hart bestraft wurden. Er akzeptierte widerspruchslos den Vorschlag Präsident Balaguers, er möge dem Staat, das heißt dem Volk, »in einem Akt patriotischer Entsagung« die Grundstücke, Landhäuser und Agrarunternehmen des Generalissimus und seiner Kinder abtreten. Ramfis tat es, in einem öffentlichen Brief. Auf diese Weise wurde der Staat zum Eigentümer von vierzig Prozent des Ackerbodens und damit nach Kuba das Land mit den meisten öffentlichen Unternehmen des Kontinents. Und General Ramfis beschwich-tigte die Gemüter der Brüder des Chefs, dieser degenerierten

Rohlinge, die perplex auf das systematische Verschwinden der Ornamente und Symbole des Trujillismus reagierten. Als er eines Abends, nachdem er mit seinen Schwestern das tägliche frugale Mahl – Hühnerbrühe, weißer Reis, Salat und Milchspeise – eingenommen hatte, aufstand, um schlafen zu gehen, wurde er ohnmächtig. Er verlor das Bewußtsein nur einige Sekunden, aber Doktor Felix Goico warnte ihn: Wenn er weiter in diesem Rhythmus arbeitete, würden sein Herz oder sein Gehirn vor Ende des Jahres wie eine Granate explodieren. Er müsse mehr schlafen – seit Trujillos Tod schlief er kaum mehr als drei oder vier Stunden – , etwas für seinen Körper tun und sich an den Wochenenden erholen. Er zwang sich, jede Nacht fünf Stunden im Bett zu bleiben, und nach dem Mittagessen machte er einen Spaziergang, wenn auch weit von der Avenida Washington entfernt, um mißliche Assoziationen zu vermeiden; er ging in den ehemaligen Ramfis-Park, der jetzt in Eugenio-María-de-Hostos-Park umbenannt war. Und an den Sonntagen, nach der Messe, las er zu seiner geistigen Erholung zwei Stunden lang romantische und modernistische Gedichte oder die spanischen Klassiker des Goldenen Zeitalters. Zuweilen beschimpfte ihn auf der Straße ein zorniger Passant: »Ba-laguer, du Pappfigur!«, aber meistens grüßten sie ihn: »Schönen guten Tag, Herr Präsident.« Er dankte ihnen höflich, indem er den Hut lüpfte, den er gewöhnlich bis zu den Ohren herunterzog, damit ihn nicht der Wind davontrug.

Als er am 2. Oktober 1961 in der Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York verkündete, daß »in der Dominikanischen Republik eine echte Demokratie und neue Verhältnisse« im Entstehen begriffen seien, räumte er vor den etwa hundert Delegierten ein, daß die Diktatur Trujillos anachronistisch gewesen war und Freiheiten und Rechte in brutaler Weise mit Füßen getreten hatte. Und er bat die freien Nationen, ihm zu helfen, den Dominikanern Gesetz und Freiheit zurückzugeben. Wenige Tage später erhielt er einen bitteren Brief von Doña Maria Martínez aus Paris. Die Vortreffliche Dame beklagte sich, der Präsident

habe ein »ungerechtes Bild«

der Ära Trujillo gezeichnet, ohne »all die guten Dinge, die mein Gatte ebenfalls getan hat und die Sie selbst einunddreißig Jahre lang so an ihm gelobt haben«. Aber es war nicht Maria Martí-nez, die dem Präsidenten Sorgen machte, sondern die Brüder Trujillos. Er erfuhr, daß Petán und Negro eine stürmische Unterredung mit Ramfis gehabt und ihm Vorhaltungen gemacht hatten: Wie konnte er bloß zulassen, daß dieser Hanswurst zur UNO ging, um seinen Vater zu verunglimpfen! Es sei Zeit, ihn aus dem Regierungspalast zu vertreiben und wieder die Familie Trujillo an die Macht zu bringen, wie es das Volk verlangte! Ramfis gab zu bedenken, daß ein von ihm durchgeführter Staatsstreich unvermeidlich die Invasion der *marines* nach sich zöge: das hatte John Calvin Hill ihm persönlich erklärt. Die einzige Möglichkeit, etwas zu bewahren, bestehe darin, die Reihen hinter dieser fragilen Legalität – dem Präsidenten – zu schließen. Balaguer gehe geschickt zu Werke, um die Aufhebung der Sanktionen durch die OAS und das State Department zu erreichen. Dazu sehe er sich gezwungen, Reden wie die vor der UNO zu halten, die seinen Überzeugungen entgegenstünden.

Bei dem Treffen, das er mit dem Mandatar nach dessen Rückkehr aus New York hatte, zeigte er sich jedoch sehr viel weniger tolerant. Sein Groll war so heftig, daß der Bruch unvermeidlich schien.

»Wollen Sie Papi weiter angreifen, wie Sie es vor der Generalversammlung getan haben?« Ramfis, der auf demselben Stuhl saß wie der Chef bei seinem letzten Gespräch Stunden vor seiner Ermordung, sprach, ohne ihn anzusehen, den Blick aufs Meer gerichtet.

»Ich habe keine andere Wahl, Herr General«, nickte der Präsident betrübt. »Wenn ich will, daß man glaubt, alles ändert sich und das Land öffnet sich der Demokratie, muß ich die Vergangenheit einer selbstkritischen Prüfung unterziehen. Das ist schmerzhaft für Sie, ich weiß. Für mich ist es das nicht weniger. Die Politik verlangt bisweilen herzerreißende Entscheidungen.«

Eine ganze Weile antwortete Ramfis nicht. War er betrunken? Hatte er Drogen genommen? Nahte eine dieser seelischen Krisen, die ihn dem Wahnsinn nahebrachten? Die Augen brennend und ruhelos über den großen, bläulichen Augenschatten, verzerrte er seltsam sein Gesicht.

»Ich habe es Ihnen schon erklärt«, fügte Balaguer hinzu. »Ich habe mich strikt an unsere Vereinbarungen gehalten. Sie haben meinen Plan gebilligt. Aber es gilt natürlich noch immer, was ich Ihnen damals gesagt habe. Wenn Sie es vorziehen, die Zügel in die Hand zu nehmen, dann brauchen Sie nicht die Panzer aus San Isidro anrollen zu lassen. Ich übergebe Ihnen sofort meine Rücktritts erklärung.«

Ramfis betrachtete ihn lange, voll Überdruß.

»Alle verlangen es von mir«, murmelte er ohne Begeisterung. »Meine Onkel, die Kommandeure der Regionen, die Militärs, meine Cousins, Papis Freunde. Aber ich will mich nicht auf Ihren Platz setzen. Mir gefällt diese Bürde nicht, Dr. Balaguer. Wozu? Damit sie es mir lohnen wie ihm?«

Er schwieg, tief bedrückt.

»Wenn es so ist, Herr General, wenn Sie die Macht nicht wollen, dann helfen Sie mir, sie auszuüben.«

»Noch mehr?« entgegnete Ramfis spöttisch. »Wenn ich nicht wäre, hätten meine Onkel Sie schon lange mit Schüssen zum Teufel gejagt.«

»Das genügt nicht«, antwortete Balaguer. »Sie sehen die Unruhe auf den Straßen. Die Kundgebungen der Union Cívica und der Bewegung 14. Juni werden immer gewalttätiger. Das wird noch schlimmer werden, wenn wir nicht durchgreifen.«

Das Gesicht des Sohns des Generalissimus nahm wieder Farbe an. Er wartete mit vorgerecktem Kopf, als fragte er sich, ob der Präsident wagen würde, ihn um das zu bitten, was er ahnte.

»Ihre Onkel müssen gehen«, sagte Dr. Balaguer sanft. »Solange sie hier sind, wird weder die internationale

Gemeinschaft noch die hiesige Öffentlichkeit an den Wechsel glauben. Nur Sie können sie überzeugen.«

Würde er ihn beschimpfen? Ramfis betrachtete ihn perplex, als traute er seinen Ohren nicht. Es folgte eine weitere lange Pause.

»Werden Sie auch mich bitten, dieses Land, dieses von Papi geschaffene Land zu verlassen, damit die Leute diesen Schwachsinn mit den neuen Zeiten schlucken?«

Balaguer wartete einige Sekunden.

»Ja«, murmelte er mit klopfendem Herzen. »Sie auch. Noch nicht. Nachdem Sie Ihre Onkel dazu gebracht haben, zu gehen. Mir geholfen haben, die Regierung zu konsolidieren, den Streitkräften begreiflich zu machen, daß Trujillo nicht mehr da ist. Das ist nichts Neues für Sie, Herr General. Das haben Sie immer gewußt. Daß es für Sie, Ihre Familie und Ihre Freunde das beste ist, wenn dieser Plan Erfolg hat. Es wäre schlimmer, wenn die Union Cívica oder die Bewegung 14. Juni an die Macht kämen.«

Er zog nicht den Revolver, er spuckte ihn nicht an. Wieder wurde er blaß und verzerrte das Gesicht wie ein Geisteskranker. Er zündete sich eine Zigarette an, nahm mehrere Züge und sah zu, wie sich der Rauch auflöste, den er ausstieß.

»Ich hätte dieses Land undankbarer Idioten schon lange verlassen«, murmelte er. »Wenn ich Amiama und Imbert gefunden hätte, wäre ich nicht mehr hier. Sie sind die einzigen, die noch fehlen. Wenn ich das Versprechen erfüllt habe, das ich Papi gegeben habe, werde ich gehen.«

Der Präsident informierte ihn darüber, daß er die Rückkehr von Juan Bosch aus dem Exil erlaubt habe, mitsamt seinen Genossen der Revolutionären Dominikanischen Partei. Ihm schien, daß der General ihm nicht zuhörte, als er ihm erklärte, daß Bosch und die PRD sich mit der Union Cívica und der Bewegung 14. Juni einen erbarmungslosen Kampf um die Führung des Antitrujillismus liefern und damit der Regierung einen • guten Dienst erweisen würden. Denn wirklich gefährlich waren die Herren der Union Cívica Nacional, in der es Leute mit Geld und Konservative mit

Verbindungen in den Vereinigten Staaten gab, wie Severo Cabral; und das wußte Juan Bosch, der alle erlaubten – und womöglich unerlaubten – Mittel einsetzen würde, um einem so mächtigen Mitstreiter den Zugang zur Regierung zu versperren.

Es befanden sich noch etwa zweihundert wirkliche oder vermeintliche Komplizen der Verschwörung in La Victoria, und es lag nahe, diese Leute nach dem Fortgang der Familie Trujillo zu amnestieren. Doch Balaguer wußte, daß Trujillos Sohn niemals die noch lebenden Mörder in die Freiheit entlassen würde. Er würde sich grausam an ihnen vergehen, wie an General Roman, den er vier Monate lang gefoltert hatte, bevor er bekanntgab, er habe sich aus Reue über seinen Verrat das Leben genommen (der Leichnam wurde nie gefunden), und an Modesto Díaz, den er, wenn er noch lebte, wahrscheinlich noch immer mißhandelte. Das Problem lag darin, daß die Gefangenen – die Opposition nannte sie Rächer – das neue Gesicht, das er dem Regime geben wollte, entstellten. Ständig trafen Missionen, Abordnungen, ausländische Politiker und Journalisten ein, die sich nach ihnen erkundigten, und der Präsident mußte wahre Seiltänzerkunststücke vollbringen, um zu erklären, warum sie noch nicht vor Gericht gestellt worden waren, und schwören, daß ihr Leben respektiert würde und internationale Beobachter an dem – peinlich sauberen – Verfahren teilnehmen könnten. Warum hatte Ramfis sie noch nicht umgebracht, wie fast alle Brüder Antonio de la Mazas – Mario, Bolívar, Ernesto, Pirolo – und viele seiner Cousins, Neffen und Onkel, die man am Tag seiner Verhaftung erschossen oder totgeschlagen hatte, statt sie in der Todeszelle zu lassen, wo sie bloß der Opposition als Ferment dienten? Balaguer wußte, daß das Blut der Rächer ihn bespritzen würde: Das war der Stier, mit dem er es noch würde aufnehmen müssen.

Wenige Tage nach diesem Gespräch brachte ihm ein Anruf von Ramfis eine exzellente Neuigkeit: Er hatte seine Onkel überzeugt. Petán und Negro würden auf lange Ferienreisen gehen. Am 25. Oktober flog Héctor Bienvenido mit seiner

nordamerikanischen Frau in Richtung Jamaika. Und Petán lief auf der Fregatte *Presidente Trujillo* zu einer angeblichen Kreuzfahrt durch die Karibik aus. Konsul John Calvin Hill räumte gegenüber Balaguer ein, daß sich damit die Aussichten auf eine Aufhebung der Sanktionen erheblich verbesserten.

»Hoffentlich geschieht das bald, Herr Konsul«, bat der Präsident. »Die Republik bekommt jeden Tag weniger Luft.«

Die Industrieunternehmen waren praktisch lahmgelegt durch die politische Ungewißheit und den eingeschränkten Import von Zulieferteilen; den Geschäften fehlten die Kunden durch den Einkommensrückgang. Ramfis verkaufte unter Preis die Firmen, die nicht auf den Namen der Familie Trujillo eingetragen waren, sowie die Inhaberaktien, und die Zentralbank mußte die zum irrealen offiziellen Kurs von einem Peso für einen Dollar konvertierten Beträge an Banken in Kanada und Europa überweisen. Die Familie hatte nicht so viele Devisen ins Ausland transferiert, wie der Präsident gefürchtet hatte: Doña Maria zwölf Millionen Dollar, Angelita dreizehn, Radha-més siebzehn und Ramfis bislang etwa zweiundzwanzig, was zusammen vierundsechzig Millionen Dollar ergab. Es hätte schlimmer sein können. Aber die Reserven wären bald zu Ende, und man würde die Soldaten, die Lehrer und die staatlichen Angestellten nicht mehr bezahlen können.

Am 15. November rief ihn der Innenminister bestürzt an: Die Generäle Petán und Héctor Trujillo seien völlig unerwartet zurückgekehrt. Er riet Balaguer, um Asyl zu bitten; jeden Augenblick würde es zum Militärputsch kommen. Ein Großteil der Armee war auf ihrer Seite. Balaguer bestellte dringend den Konsul Calvin Hill ein. Er erklärte ihm die Lage. Wenn Ramfis es nicht verhinderte, würden zahlreiche Garnisonen Petán und Negro bei ihrem Aufstandsversuch unterstützen. Es würde zu einem Bürgerkrieg mit Ungewissem Ausgang und einem allgemeinen Massaker an Trujillo-Gegnern kommen. Der Konsul wußte Bescheid. Er teilte ihm seinerseits mit, daß Präsident Kennedy persönlich die Entsendung einer

Kriegsflotte angeordnet habe. Der Flugzeugträger *Valley Forge*, der Kreuzer *Little Rock*, Flaggschiff der Zweiten Flotte, und die Zerstörer *Hyman*, *Bristol* und *Beatty* befanden sich, aus Puerto Rico kommend, auf dem Weg zur dominikanischen Küste. Etwa zweitausend *marines* würden landen, wenn es zu einem Putsch käme.

Bei einem kurzen Telefongespräch mit Ramfis – er hatte vier Stunden lang versucht, ihn zu erreichen, bevor es ihm gelang – teilte dieser ihm eine ominöse Neuigkeit mit. Er habe eine heftige Auseinandersetzung mit seinen Onkeln gehabt. Sie würden das Land nicht verlassen. Ramfis hatte ihnen erklärt, daß in diesem Fall er gehen würde.

»Was wird jetzt geschehen, Herr General?«

»Daß Sie von diesem Augenblick an allein im Raubtierkäfig zurückbleiben, Herr Präsident«, feixte Ramfis. »Viel Glück.«

Dr. Balaguer schloß die Augen. Die nächsten Stunden, Tage würden entscheidend sein. Was hatte der Sohn Trujillos vor? Fortzugehen? Sich eine Kugel zu verpassen? Er würde nach Paris gehen, zu seiner Frau, seiner Mutter und seinen Geschwistern, und sich mit Partys, Polospielen und Frauen in dem schönen Haus trösten, das er sich in Neuilly gekauft hatte. Er hatte an Geld außer Landes geschafft, was er konnte; er ließ einigen Immobilienbesitz zurück, der früher oder später beschlagnahmt werden würde. Nun ja, das war kein Problem. Ein Problem waren die irrationalen Bestien. Die Brüder des Generalissimus würden bald beginnen, um sich zu schießen, das einzige, auf das sie sich verstanden. Auf allen Abschußlisten, die Petán den Gerüchten zufolge angefertigt hatte, stand Balaguer an erster Stelle. Es galt also, wie ein von ihm gern zitiertes Sprichwort sagte, »diesen Fluß langsam und von Stein zu Stein zu durchqueren«. Er empfand keine Angst, nur Traurigkeit darüber, daß das kunstvolle Uhrwerk, das er in Gang gesetzt hatte, durch die Kugel eines Killers zerstört werden konnte.

Im Morgengrauen des nächsten Tages weckte ihn sein Innenminister, um ihm mitzuteilen, daß ein Trupp Militärs Tru-

jillos Leichnam aus der Krypta der Kirche in San Cristóbal geholt hatte. Sie hatten ihn nach Boca Chica gebracht, wo an der privaten Anlegestelle von General Ramfis die Jacht *Angelita* lag.

»Ich habe nichts gehört, Herr Minister«, unterbrach ihn Balaguer. »Sie haben mir auch nichts gesagt. Ich rate Ihnen, noch ein paar Stunden zu schlafen. Uns erwartet ein sehr langer Tag.«

Entgegen dem Rat, den er dem Minister gegeben hatte, begab er sich nicht zur Ruhe. Ramfis würde nicht gehen, ohne die Mörder seines Vaters liquidiert zu haben, und dieser Mord konnte die mühsamen Anstrengungen zunichte machen, die er in den letzten Monaten unternommen hatte, um die Welt davon zu überzeugen, daß sich die Republik mit ihm als Präsidenten zu einer Demokratie entwickelte, ohne den Bürgerkrieg und das Chaos, wie sie die Vereinigten Staaten und die herrschende Klasse des Landes fürchteten. Aber was konnte er tun? Jeder die Gefangenen betreffende Befehl von ihm, der den Anweisungen von Ramfis widerspräche, würde unbeachtet bleiben und offenbaren, daß er der geringsten Autorität gegenüber den Streitkräften entbehrte. Dennoch geschah mysteriöserweise weder am 16. noch am 17. November etwas, abgesehen von zahlreichen Gerüchten über unmittelbar bevorstehende bewaffnete Erhebungen und Massaker an Zivilisten. Er erledigte weiterhin die laufenden Angelegenheiten, als herrschte völlige Ruhe im Land. Am frühen Abend des 17. wurde er informiert, daß Ramfis sein Strandhaus verlassen habe. Wenig später habe man ihn betrunken aus einem Auto steigen und unter Schimpfworten eine Granate – die nicht explodierte – gegen die Fassade des Hotels Embajador schleudern sehen. Seitdem war sein Aufenthaltsort unbekannt. Am nächsten Morgen verlangte eine Abordnung der Union Cívica Nacional unter der Führung von Angel Se-vero Cabral, sofort vom Präsidenten empfangen zu werden: es gehe um Leben und Tod. Er empfing sie. Severo Cabral war außer sich. Er fuchtelte mit

einem Blatt Papier herum, das Huáscar Tejeda vollgekritzelt und aus La Victoria an seine Frau hinausgeschmuggelt hatte; darin teilte er ihr mit, daß die sechs des Mordes an Trujillo Angeklagten (einschließlich Modesto Díaz und Tunti Cáceres) von den übrigen politischen Gefangenen getrennt worden seien, um in ein anderes Gefängnis verlegt zu werden. »Sie werden uns umbringen, mein Liebling«,

endete das Schreiben. Der Führer der Union Cívica forderte, daß die Gefangenen der Justiz zu übergeben oder durch Dekret des Präsidenten freizulassen seien. Die Ehefrauen der Häftlinge demonstrierten vor dem Regierungspalast, gemeinsam mit ihren Anwälten. Die internationale Presse war alarmiert worden, ebenso wie das State Department und die westlichen Botschaften.

Ein besorgter Dr. Balaguer versicherte ihnen, er werde die Sache persönlich in die Hand nehmen. Er werde kein Verbrechen erlauben. Nach seinen Informationen habe die Verlegung der sechs Verschwörer eher das Ziel, das Untersuchungsverfahren zu beschleunigen. Es handle sich um eine bloße Formalität, um eine Rekonstruktion des Verbrechens, nach der das Verfahren unverzüglich beginnen würde. Selbstverständlich mit Beobachtern des Internationalen Gerichtshofs in Den Haag, die er selbst dazu einladen werde.

Kaum waren die Parteiführer der Union Cívica gegangen, rief er den Generalstaatsanwalt der Republik, Dr. JoséManuel Machado, an. Wußte er, warum der Chef der Nationalen Polizei, Marcos A. Jorge Moreno, die Verlegung von Estrella Sadhalá, Huáscar Tejeda, Fifi Pastoriza, Pedro Livio Cedeno, Tunti Cáceres und Modesto Díaz in die Zellen des Justizpalastes angeordnet hatte? Der Generalstaatsanwalt der Republik wußte nichts. Er reagierte empört: Jemand benutze unbefugt den Namen der Justiz, kein Richter habe eine erneute Rekonstruktion des Verbrechens angeordnet. Der Präsident erklärte, dies könne nicht geduldet werden. Er werde den Justizminister sofort anweisen, gründliche Nachforschungen anzustellen,

Verantwortlichkeiten zu klären und Beschuldigungen gegen die Betroffenen zu erheben. Um schriftliche Beweise für das zu hinterlassen, was er tat, diktierte er seinem Sekretär ein Memorandum, das er auf schnellstem Wege zum Justizministerium bringen ließ. Dann rief er den Minister an. Dieser war verstört:

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, Herr Präsident. Ich habe die Frauen der Häftlinge vor der Tür. Mir wird von allen Seiten Druck gemacht, ich soll informieren, aber ich weiß nichts. Wissen Sie, warum sie in die Zellen des Justizpalastes verlegt wurden? Niemand ist imstande, mir das zu erklären. Sie bringen sie jetzt zur Straße, zu einer weiteren Rekonstruktion des Verbrechens, die niemand angeordnet hat. Es ist unmöglich, dorthin zu kommen, Soldaten vom Stützpunkt San Isidro haben das Gebiet abgeriegelt. Was soll ich tun?«

»Begeben Sie sich persönlich hin und verlangen Sie eine Erklärung«, wies ihn der Präsident an. »Es muß unbedingt Zeugen dafür geben, daß die Regierung alles in ihrer Macht Stehende getan hat, um zu verhindern, daß gegen das Gesetz verstoßen wird. Lassen Sie sich von den Vertretern der Vereinigten Staaten und Großbritanniens begleiten.«

Dr. Balaguer rief persönlich John Calvin Hill an und bat ihn, die Intervention des Justizministers zu unterstützen. Zugleich informierte er ihn, daß, falls General Ramfis, wie es den Anschein hatte, Vorbereitungen traf, das Land zu verlassen, die Brüder Trujillos zur Tat schreiten würden.

Er setzte die Erledigung laufender Angelegenheiten fort, scheinbar ganz in Anspruch genommen von der kritischen Finanzlage. Er verließ das Büro nicht zur Mittagessenszeit, und weigerte sich, Anrufe entgegenzunehmen oder Besuche zu empfangen, solange er mit dem Finanzminister und dem Gouverneur der Zentralbank arbeitete. Als es Abend wurde, reichte sein Sekretär ihm eine Note des Justizministers, in der dieser ihn informierte, er und der amerikanische Konsul seien von bewaffneten Soldaten der Luftwaffe daran gehindert worden, sich dem Ort der

Rekonstruktion des Verbrechens zu nähern. Er bestätigte ihm, daß niemand im Ministerium, in der Staatsanwaltschaft oder in den Gerichten diese Prozedur angeordnet habe noch über sie informiert worden sei; es handle sich um eine rein militärische Entscheidung. Als er um halb neun nach Hause kam, erhielt er einen Anruf des Polizeichefs, Oberst Marcos A. Jorge Moreno. Der Bereitschaftswagen mit drei bewaffneten Wachsoldaten, der die Gefangenen nach Beendigung der juristischen Formalität nach La Victoria zurückbringen sollte, war verschwunden.

»Setzen Sie alles daran, sie zu finden, Herr Oberst. Mobilisieren Sie alle erforderlichen Kräfte«, befahl ihm der Präsident. »Rufen Sie mich jederzeit an.«

Seinen Schwestern, die durch Gerüchte beunruhigt waren, die Trujillo-Brüder hätten an diesem Nachmittag die Mörder des Generalissimus umgebracht, sagte er, er wisse von nichts. Wahrscheinlich Erfindungen der Extremisten, um das Klima der Unruhe und Unsicherheit weiter anzuheizen. Während er sie mit Lügen beruhigte, stellte er Vermutungen an: Ramfis würde heute abend abreisen, wenn er es nicht schon getan hatte. Die Konfrontation mit den Brüdern Trujillos würde also im Morgengrauen stattfinden. Würden sie ihn festnehmen lassen? Würden sie ihn umbringen? Ihre Spatzengehirne waren imstande, zu glauben, daß sie damit einen geschichtlichen Mechanismus aufhalten konnten, der sie sehr bald aus der dominikanischen Politik vertreiben würde. Er fühlte keine Unruhe, nur Neugier.

Als er sich den Pyjama anzog, rief abermals Oberst Jorge Moreno an. Der Bereitschaftswagen war gefunden worden: Die sechs Gefangenen waren geflohen, nachdem sie die drei Wachsoldaten umgebracht hatten.

»Setzen Sie Himmel und Hölle in Bewegung, um die Flüchtlinge zu finden«, deklamierte er mit fester Stimme.

»Sie haften mir für das Leben dieser Gefangenen, Herr Oberst. Sie müssen vor Gericht erscheinen, um nach Recht und Gesetz für dieses neue Verbrechen verurteilt zu werden.«

Bevor er einschlief, ergriff ihn plötzlich ein Gefühl von Erbarmen. Nicht mit den Gefangenen, die Ramfis an diesem Nachmittag zweifellos persönlich umgebracht hatte, sondern mit den drei kleinen Soldaten, die Trujillos Sohn ebenfalls hatte töten lassen, um der Farce der Flucht einen wahren Anstrich zu geben. Drei arme Wachsoldaten, kaltblütig vernichtet, um ein Narrenstück glaubhaft zu machen, das niemand jemals glauben würde. Was für ein unnötiges Blutvergießen!

Am nächsten Tag las er auf dem Weg zum Regierungspalast auf den inneren Seiten von *Ei Caribe* über die Flucht der »Mörder Trujillos, nachdem sie heimtückisch die drei Wachen umgebracht hatten, die sie zurück nach La Victoria bringen sollten«. Zu dem von ihm gefürchteten Skandal kam es jedoch nicht; andere Ereignisse traten in den Vordergrund. Um zehn Uhr morgens sprengte ein heftiger Fußtritt die Tür seines Amtszimmers auf. Die Maschinenpistole in der Hand und büschelweise Granaten und Revolver am Gürtel, stürzte General Petán Trujillo herein, gefolgt von seinem Bruder Héctor, ebenfalls in Generalsuniform, und siebenundzwanzig bewaffneten Männern seiner persönlichen Wache, deren Gesichter ihm nicht nur kriminell, sondern auch alkoholisiert erschienen. Der Abscheu, den diese unzivilisierte Horde bei ihm erregte, war stärker als die Furcht.

»Ich kann Ihnen keinen Platz anbieten, ich habe nicht so viele Stühle, tut mir leid«, entschuldigte sich der kleine Präsident, während er sich erhob. Er wirkte ruhig, und sein rundes kleines Gesicht lächelte höflich.

»Die Stunde der Wahrheit ist gekommen, Balaguer«, brüllte die Bestie Petán, Speichel spuckend. Er fuchtelte drohend mit seiner Maschinenpistole herum und hielt sie dem Präsidenten vors Gesicht. Dieser wich nicht zurück. »Schluß mit dem Blödsinn und der Heuchelei! So wie Ramfis gestern diese Dreckshunde erledigt hat, werden wir die erledigen, die noch frei herumlaufen. Angefangen bei den Judassen, du verräterischer Zwerg!«

Auch diese vulgäre Null war ziemlich betrunken. Balaguer verbarg seine Empörung und seine Furcht mit absoluter Selbstbeherrschung. Gelassen wies er auf das Fenster:

»Ich bitte Sie, mich zu begleiten, General Petán.« Dann wandte er sich an Héctor. »Sie auch, bitte.«

Er ging voraus, und als er vor dem großen Fenster stand, zeigte er auf das Meer. Es war ein strahlend schöner Morgen. Vor der Küste waren ganz deutlich, glänzend, die Umrisse dreier nordamerikanischer Kriegsschiffe zu erkennen. Man konnte ihre Namen nicht lesen, aber man sah die langen Geschützläufe des mit Raketen ausgerüsteten Kreuzers *Utter Rock* und der Flugzeugträger *Valley Forge* und *Franklin D. Roosevelt*, die auf die Stadt zielten.

»Sie warten darauf, daß Sie die Macht ergreifen, um mit dem Beschuß zu beginnen«, sagte der Präsident sehr langsam. »Sie warten darauf, daß Sie ihnen den Vorwand liefern, uns abermals zu besetzen. Wollen Sie als die Dominikaner in die Geschichte eingehen, die eine zweite Besetzung der Republik durch die Yankees zuließen? Wenn Sie das wollen, dann schießen Sie und machen Sie einen Helden aus mir. Mein Nachfolger wird nicht eine Stunde lang auf diesem Platz sitzen.«

Da sie ihn diese ganzen Sätze hatten aussprechen lassen, war es unwahrscheinlich, sagte er sich, daß sie ihn umbringen würden. Petán und Negro flüsterten miteinander; sie redeten beide gleichzeitig, ohne sich zuzuhören. Die Schläger und Leibwächter warfen sich verwirrte Blicke zu. Schließlich befahl Petán seinen Männern hinauszugehen. Als er sich mit den beiden Brüdern allein im Büro sah, schloß er, daß er die Partie gewonnen hatte. Sie setzten sich ihm gegenüber. Die armen Teufel! Es war ihnen anzusehen, wie unbehaglich ihnen zumute war. Sie wußten nicht, wo sie anfangen sollten. Man mußte ihnen die Aufgabe erleichtern.

»Das Land erwartet eine Geste von Ihnen«, sagte er freundlich. »Daß Sie so selbstlos und patriotisch handeln wie General Ramfis. Ihr Neffe hat das Land verlassen, um

den Frieden zu erleichtern.«

Petán unterbrach ihn, mißmutig und unverblümt:

»Es ist sehr leicht, patriotisch zu sein, wenn man im Ausland die Millionen und den Besitz von Ramfis hat. Aber weder Negro noch ich haben Häuser, Aktien oder Konten draußen. Unser ganzes Vermögen ist hier, im Land. Wir waren die einzigen, die so blöd waren, dem Chef zu gehorchen, der verboten hatte, Geld ins Ausland zu schaffen. Ist das gerecht? Wir sind nicht dumm, Herr Balaguer. Man wird unsere gesamten Grundstücke und Besitztümer, die wir hier haben, beschlagnahmen.«

Er fühlte Erleichterung.

»Dem läßt sich abhelfen, meine Herren. Das wäre ja noch schöner! Eine großzügige Geste, wie sie das Vaterland von Ihnen erbittet, muß belohnt werden.«

Ab diesem Augenblick bestand alles in einer zähen pekuniären Verhandlung, die den Präsidenten in seiner Verachtung für geldgierige Leute bestätigte. Geld war etwas, was er nie begehrt hatte. Am Ende hatte er einen Betrag ausgehandelt, der ihm angemessen erschien für den Frieden und die Sicherheit, die die Republik damit gewann. Er wies die Zentralbank an, jedem der Brüder zwei Millionen Dollar auszuzahlen und die elf Millionen Pesos, die sie zum Teil in Schuhkartons, zum Teil bei Banken der Hauptstadt besaßen, in Devisen umzutauschen. Um sicher zu sein, daß die Vereinbarung respektiert würde, verlangten Petán und Héctor, sie sollte vom nordamerikanischen Konsul gegengezeichnet werden. Calvin Hill erschien unverzüglich, erfreut darüber, daß die Dinge mit gutem Willen und ohne Blutvergießen geregelt wurden. Er beglückwünschte den Präsidenten und erklärte sentenziös: »Den wahren Staatsmann erkennt man in Krisenzeiten.« Dr. Balaguer senkte bescheiden die Augen und sagte sich, daß es nach der Abreise der Trujillo-Brüder zu einem derartigen Freudentaumel käme – zu etwas Chaos ebenfalls –, daß sich nur wenige Leute an die Ermordung der sechs Gefangenen erinnern würden, deren Leichen, wer konnte daran zweifeln, niemals auftauchen

würden. Die Episode dürfte ihm nicht allzusehr schaden. Im Ministerrat erbat er ein einstimmiges Votum für eine generelle politische Amnestie, um die Gefängnisse zu leeren und sämtliche wegen Subversion anhängige Gerichtsverfahren auszusetzen, und ordnete die Auflösung der Dominikanischen Partei an. Die Minister spendeten ihm stehend Beifall. Daraufhin eröffnete ihm sein Gesundheitsminister Dr. Tabaré Álvarez Pereya mit leicht geröteten Wangen, er halte seit sechs Monaten in seinem Haus – die meiste Zeit in einem engen Einbauschrank zwischen Morgenmänteln und Pyjamas – den Flüchtling Luis Amiama Tió versteckt.

Dr. Balaguer fand lobende Worte für seine humanitäre Gesinnung und bat ihn, er möge Dr. Amiama in den Regierungspalast begleiten, denn sowohl er als auch Don Antonio Imbert, der jetzt jeden Moment auftauchen konnte, würden vom Präsidenten der Republik persönlich mit dem Respekt und der Dankbarkeit empfangen, die ihnen für die großen dem Vaterland geleisteten Verdienste gebührten.

Nachdem Amadito gegangen war, blieb Tony Imbert noch eine Weile im Haus seines Cousins, des Arztes Manuel Durán Barreras. Er hatte keine Hoffnung, daß Juan Tomás Díaz und Antonio de la Maza General Roman finden würden. Vielleicht war der politisch-militärische Plan aufgefliegen, und Pupo war tot oder verhaftet; vielleicht hatte er es mit der Angst zu tun bekommen und einen Rückzieher gemacht. Es blieb keine andere Wahl, als sich zu verstecken. Mit seinem Cousin Manuel spielte er verschiedene Möglichkeiten durch, bevor er sich für eine entfernte Verwandte entschied, Doktor Gladys de los Santos, die mit Durán verschwägert war. Sie wohnte in der Nähe.

In der ersten Morgenstunde, noch im Dunkeln, liefen Manuel Durán und Imbert mit raschem Schritt die sechs Straßenzüge entlang, ohne Fahrzeugen oder Passanten zu begegnen. Es dauerte eine Weile, bis die Ärztin die Tür öffnete. Sie war im Morgenmantel und rieb sich wütend die Augen, während sie ihr Erklärungen gaben. Sie erschrak nicht besonders, reagierte vielmehr merkwürdig gelassen. Sie war eine beleibte, aber agile Frau zwischen vierzig und fünfzig, die sicher auftrat und die Welt mit Teilnahmslosigkeit betrachtete.

»Ich werde dich irgendwie unterbringen«, sagte sie zu Imbert. »Aber das hier ist kein sicheres Versteck. Ich war schon einmal in Haft, der SIM hat mich erfaßt.«

Um zu vermeiden, daß das Dienstmädchen ihn entdeckte, brachte sie ihn neben der Garage in einer fensterlosen Speisekammer unter, in der sie ein Klappbett aufstellte. Es war ein winziger Raum, ohne Lüftung, und Antonio konnte für den Rest der Nacht kein Auge zutun. Er legte den 45 er Colt neben sich, auf ein Bord voller Konservendosen; angespannt lauerte er auf jedes verdächtige Geräusch.

Zuweilen dachte er an seinen Bruder Segundo und bekam Gänsehaut; bestimmt folterten sie ihn in La Victoria oder hatten ihn getötet.

Die Hausherrin, die die Kammer abgeschlossen hatte, befreite ihn um neun Uhr morgens aus seinem Gefängnis.

»Ich habe dem Mädchen frei gegeben, damit sie nach Jara-bacoa zu ihrer Familie fahren kann«, erklärte sie ihm. »Du kannst dich also im ganzen Haus bewegen. Aber daß dich die Nachbarn nicht sehen. Was für eine schlimme Nacht mußt du in dieser Höhle verbracht haben.«

Während sie in der Küche *mangú*, gebratenen Käse und Kaffee frühstückten, stellten sie das Radio an. In keiner der Rundfunknachrichten kam etwas über das Attentat. Gladys de los Santos ging wenig später zur Arbeit. Imbert nahm eine Dusche und ging ins Wohnzimmer hinunter, wo er, in einem Sessel, einschlief, den 45er Colt auf den Knien. Er schrak heftig zusammen und stöhnte, als man ihn rüttelte.

»Die *caliés* haben Manuel heute morgen mitgenommen, kurz nachdem du sein Haus verlassen hast«, sagte Gladys de los Santos angstvoll. »Früher oder später werden sie aus ihm herausbekommen, daß du hier bist. Du mußt so rasch wie möglich gehen.«

Ja, aber wohin? Gladys war am Haus der Familie Imbert vorbeigefahren, die Straße wimmelte nur so von Soldaten und *caliés*; bestimmt hatten sie auch seine Frau und seine Tochter festgenommen. Ihm war, als würden unsichtbare Hände ihm allmählich den Hals zudrücken. Er ließ sich seine Angst nicht anmerken, um die Hausherrin, die sich verändert hatte, nicht noch mehr zu erschrecken: vor lauter Nervosität blinzelte sie unentwegt.

»Überall sind Wannen mit *caliés* und Lastwagen voller Soldaten«, sagte sie. »Sie durchsuchen die Autos, verlangen von jedem die Papiere, gehen in die Häuser.«

Es kam noch immer nichts im Fernsehen, im Rundfunk und in den Zeitungen, aber die Gerüchte waren nicht aufzuhalten. Das menschliche Tamtam verbreitete in der ganzen Stadt, daß Trujillo umgebracht worden war. Die Leute waren verängstigt und fragten sich verwirrt, was jetzt

geschehen mochte. Fast eine Stunde lang zermartete er sich das Gehirn: Wohin sollte er gehen? Zunächst einmal mußte er hier raus. Er dankte Gladys de los Santos für ihre Hilfe und verließ das Haus, die Hand an der Pistole, die er in der rechten Hosentasche trug. Er irrte eine Weile ziellos umher, bis er sich an seinen Zahnarzt erinnerte, Dr. Camilo Suero, der in der Nähe des Militärhospitals wohnte. Camilo und seine Frau Alfonsina ließen ihn ins Haus. Sie konnten ihn nicht verstecken, aber sie halfen ihm, mögliche Zufluchtsorte zu erörtern. Dabei kam ihm Francisco Rainieri in den Sinn, ein früherer Freund, Sohn eines Italieners und Botschafter des Malteser Ordens; dessen Frau Venecia und seine Frau Guarina pflegten zusammen Tee zu trinken und Canasta zu spielen. Vielleicht könnte der Diplomat ihm dabei helfen, in irgendeiner Legation um Asyl zu bitten. Unter größten Vorichtsmaßnahmen rief er in der Residenz der Rainieris an und gab den Hörer an Alfonsina weiter, die sich als Senora Guarina Tessón ausgab, wie der Mädchenname von Imberts Frau lautete. Sie verlangte Queco zu sprechen. Dieser kam sofort an den Apparat und überraschte sie mit einer überschwenglichen Begrüßung:

»Wie geht es dir, liebste Guarina, ich freue mich, dich zu hören. Du rufst wegen der Verabredung heute abend an, nicht wahr? Mach dir keine Sorgen. Ich schicke den Wagen, um dich abzuholen. Punkt sieben, wenn du einverstanden bist. Gibst du mir bitte noch mal deine Adresse?«

»Entweder er ist ein Hellseher oder er ist verrückt geworden, oder ich weiß nicht, was«, sagte die Hausherrin, nachdem sie aufgelegt hatte.

»Und was machen wir jetzt bis sieben, Alfonsina?«

»Zur Jungfrau von Altagracia beten«, sagte sie, während sie sich bekreuzigte. »Wenn die *caliés* vorher kommen, dann benutz deine Pistole.«

Punkt sieben hielt ein glänzender blauer Buick mit diplomatischem Kennzeichen vor der Tür. Francisco Rainieri saß selbst am Steuer. Er startete, kaum daß Antonio Imbert

neben ihm saß.

»Ich wußte, daß die Nachricht von dir kam, weil Guarina und deine Tochter bei mir zu Hause sind«, sagte Rainieri statt einer Begrüßung. »Es gibt keine zwei Guarina Tessóns in Ciu-dad Trujillo, das konntest nur du sein.«

Er war sehr ruhig und sogar heiter in seiner frisch gebügelten, nach Lavendel duftenden Guayabera. Er fuhr Imbert durch abgelegene Straßen, auf großen Umwegen zu seiner entfernten Residenz, denn auf den Hauptstraßen gab es Sperren, an denen die Fahrzeuge halten mußten und durchsucht wurden. Es war noch keine Stunde her, daß der Tod Trujillos offiziell bekanntgegeben worden war. Mißtrauen lag in der Luft, als warteten alle auf eine Explosion. Stilvoll wie immer, stellte der Botschafter ihm keine einzige Frage über die Ermordung Trujillos oder über seine Mitverschwörer. Unbefangen, als spräche er vom nächsten Tennismatch im Country Club, erklärte er:

»So, wie die Dinge liegen, ist es undenkbar, daß irgendeine Botschaft dir Asyl gewährt. Es würde auch nicht viel nützen. Die Regierung, falls es noch eine Regierung gibt, würde es nicht respektieren. Sie würden dich mit Gewalt herausholen, wo du auch wärst. Im Augenblick bleibt dir nichts anderes übrig, als dich zu verstecken. Im italienischen Konsulat, wo ich Freunde habe, herrscht zuviel Betrieb von Angestellten und Besuchern. Aber ich habe jemanden gefunden, es ist absolut sicher. Er hat es schon einmal getan, als Yuyo d'Alessandro verfolgt wurde. Er hat nur eine einzige Bedingung gestellt. Niemand darf es wissen, nicht einmal Guarina. Zu ihrer Sicherheit vor allem.«

»Natürlich«, murmelte Tony Imbert, erstaunt, daß dieser Mann, mit dem ihn eine oberflächliche Bekanntschaft verband, aus eigenem Antrieb ein solches Risiko einging, um sein Leben zu retten. Er war so verwirrt über Quecos tollkühne Großzügigkeit, daß er keine Worte fand, ihm zu danken.

Im Haus der Rainieris konnte er seine Frau und seine Tochter umarmen. In Anbetracht der Umstände waren sie

sehr gefaßt. Aber als er sie in den Armen hielt, spürte er, wie Leslie kleiner Körper zitterte. Er blieb mit ihnen und den Rainieris fast zwei Stunden zusammen. Seine Frau hatte ihm einen Handkoffer mit sauberer Kleidung und Rasierutensilien gebracht. Sie erwähnten Trujillo nicht. Guarina erzählte ihm, was sie von den Nachbarinnen erfahren hatte. Ihr Haus war im Morgengrauen von Polizisten in Uniform und in Zivil gestürmt worden; sie hatten es geleert und alles kurz und klein geschlagen, was sie nicht in zwei Lieferwagen mitgenommen hatten.

Als es Zeit war, deutete der Diplomat mit einer raschen Handbewegung auf seine Uhr. Er umarmte und küßte Guarina und Leslie und folgte Francisco Rainieri durch die Hintertür auf die Straße. Sekunden später bremste ein kleines Fahrzeug mit abgeblendeten Scheinwerfern vor ihnen.

»Auf Wiedersehen und viel Glück«, verabschiedete ihn Rainieri mit einem Händedruck. »Mach dir keine Sorgen um deine Familie. Es wird ihr an nichts fehlen.«

Imbert stieg in das Fahrzeug und setzte sich neben den Fahrer. Es war ein junger Mann in Hemd und Krawatte, aber ohne Jackett. Er stellte sich in tadellosem, wenn auch italienisch gefärbtem Spanisch vor:

»Mein Name ist Cavaglieri, ich bin Beamter der italienischen Botschaft. Meine Frau und ich werden tun, was wir können, damit Ihr Aufenthalt in unserer Wohnung so angenehm wie möglich ist. Seien Sie unbesorgt, bei mir zu Hause gibt es keine indiskreten Zeugen. Wir leben allein. Wir haben weder Köchin noch Dienstmädchen. Meine Frau liebt die Hausarbeit. Und wir beide kochen gern.«

Er lachte, und Antonio Imbert dachte, daß die Höflichkeit von ihm verlangte, ein kleines Lachen zu versuchen. Das Paar lebte im obersten Stock eines neuen Wohnhauses, nicht weit von der Galle Mahatma Gandhi und dem Haus Salvador Es-trella Sadhalás entfernt. Senora Cavaglieri war noch jünger als ihr Mann – eine schmale junge Frau mit mandelförmigen Augen und schwarzem Haar – und

empfang ihn mit zwangloser, heiterer Freundlichkeit, wie einen alten Freund der Familie, der zum Wochenende auf Besuch kommt. Sie schien sich überhaupt nicht zu fürchten, einen Unbekannten bei sich aufzunehmen, einen Mörder des allmächtigen Gebieters des Landes, jemanden, den Tausende von Soldaten und Polizisten voll Gier und Haß suchten. In den sechs Monaten und drei Tagen, in denen er mit ihnen zusammenlebte, gab ihm keiner der Gastgeber auch nur ein einziges Mal das Gefühl – und dabei war er empfindlich, seine Lage machte ihn anfällig dafür, Gespenster zu sehen –, daß seine Anwesenheit die geringste Störung darstellte. Würde das Paar, daß es sein Leben aufs Spiel setzte? Natürlich. Sie hatten den detaillierten Berichten im Fernsehen entnommen, welche panische Angst diese verfeimten Mörder bei den Dominikanern auslösten und daß viele von ihnen, nicht zufrieden damit, ihnen eine Zuflucht zu verweigern, sich beeilten, sie zu denunzieren. Sie sahen als ersten den Ingenieur Huáscar Tejeda ins Netz gehen, den der verschreckte Pfarrer in seiner Niedertracht aus der Kirche des Heiligen Priesters von Ars vertrieb, direkt in die Arme des SIM. Sie verfolgten die Odyssee von General Juan Tomás Díaz und Antonio de la Maza, die in einem öffentlichen Taxi durch die Straßen von Ciudad Trujillo geirrt und von den Personen, an die sie sich hilfesuchend wandten, verraten worden waren. Und sie sahen, wie die *caliés*, nachdem sie Amadito García Guerrero getötet hatten, die arme alte Frau mitnahmen, die ihm Zuflucht gewährt hatte, und wie der Pöbel ihr Haus verwüstete und dem Erdboden gleichmachte. Doch diese Szenen und Berichte machten den Cavaglieris nicht bange und ließen auch nicht die Freundlichkeit erkalten, mit der sie ihn behandelten.

Seit Ramfis' Rückkehr wußten Imbert und die Gastgeber, daß sein Einsperrtsein lange dauern würde. Die öffentlichen Umarmungen zwischen Trujillos Sohn und General JoséRene Roman sprachen Bände: er war ein Verräter, es würde keine militärische Erhebung geben. Von

seiner kleinen Welt im Pent-house der Cavaglieris aus sah er, wie die Menge Stunden um Stunden Schlange stand, um Trujillo die letzte Ehre zu erweisen, und er sah sich auf dem Fernsehschirm, abgebildet neben Luis Amiama (den er nicht kannte), in öffentlichen Aufrufen, bei denen zunächst hunderttausend, dann zweihunderttausend und schließlich eine halbe Million Pesos für Hinweise auf ihren Aufenthaltsort geboten wurden.

»Na, beim Werteverfall des dominikanischen Pesos ist das kein interessantes Geschäft mehr«, kommentierte Cavaglieri.

Sehr bald fügte sich sein Leben einer strikten Routine. Er hatte ein kleines Zimmer für sich allein, mit einem Bett und einem Nachttisch, der von einer kleinen Lampe erhellt wurde. Er stand früh auf und machte fast eine Stunde lang Liegestütze, Spurt auf der Stelle, Bauchmuskeltraining. Er frühstückte mit den Gastgebern. Nach langen Diskussionen erreichte er, daß sie ihm erlaubten, beim Saubermachen zu helfen. Fegen, Staubsaugen, Gegenstände und Möbel mit dem Staubwedel Abstauben wurde zum Zeitvertreib und zur Pflicht, etwas, das er bewußt tat, mit großer Konzentration und einer gewissen Freude. In die Küche ließ ihn Senora Cavaglieri allerdings nicht. Sie kochte sehr gut, vor allem Nudelgerichte, die sie zweimal am Tag auf den Tisch brachte. Ihm hatten Nudeln schon als Kind geschmeckt. Aber nach sechs Monaten Eingesperrtsein würde er nie wieder Taglierini, Tagliatelle, Ravioli oder sonst eine Variante dieses Hauptgerichts der italienischen Küche essen.

Wenn er seine häuslichen Pflichten erledigt hatte, las er stundenlang. Er war nie ein großer Leser gewesen; in diesen sechs Monaten entdeckte er die Lust am Lesen. Bücher und Zeitschriften waren der beste Schutz vor dem Trübsinn, in den er durch das Eingesperrtsein, die Routine und die Ungewißheit bisweilen verfiel.

Erst als im Fernsehen bekanntgegeben wurde, daß eine Kommission der OAS angereist war, um mit den politischen Gefangenen zu sprechen, erfuhr er, daß Guarina schon

seit mehreren Wochen im Gefängnis saß, ebenso wie die Frauen aller am Komplott beteiligten Freunde. Die Gastgeber hatten bislang vor ihm verborgen, daß Guarina sich in Haft befand. Dagegen teilten sie ihm ein paar Wochen später freudig die gute Nachricht mit, daß sie freigelassen worden war.

Nie, nicht einmal beim Wischen, Fegen oder Staubsaugen, trennte er sich von seinem geladenen 45er Colt. Seine Entscheidung war unwiderruflich. Er würde das gleiche tun wie Amadito, Juan Tomás Díaz und Antonio de la Maza. Er würde sich nicht lebend ergeben, sondern mit der Waffe in der Hand sterben. Es war eine würdigere Art zu sterben, als den Quälereien und Folterungen ausgesetzt zu sein, die Ramfis und seine Kumpane mit ihren perversen Gehirnen ersannen.

Nachmittags und abends las er die Zeitungen, die die Gastgeber ihm mitbrachten, und sah sich mit ihnen zusammen die Nachrichten im Fernsehen an. Ohne großen Glauben verfolgte er den konfusen zweigleisigen Kurs, auf den sich das Regime eingelassen hatte: eine zivile Regierung unter der Führung von Balaguer, der Gesten machte und Erklärungen abgab, mit denen er versicherte, daß das Land sich demokratisiere, und eine militärische und polizeiliche Macht, deren Fäden Ramfis in der Hand hielt und die mit der gleichen Straflösigkeit mordete, folterte und Leute verschwinden ließ wie zu Lebzeiten des Chefs. Und doch konnte er nicht umhin, sich ermutigt zu fühlen durch die Rückkehr der Exilanten, das Erscheinen kleiner Publikationen der Opposition – Organe der Union Cívica und der Bewegung 14. Juni – und die studentischen Kundgebungen gegen die Regierung, über die die offiziellen Medien zuweilen informierten, sei es auch nur, um die Demonstranten als Kommunisten hinzustellen.

Die Rede Balaguers vor den Vereinten Nationen, in der er Kritik an der Diktatur Trujillos übte und sich verpflichtete, das Land zu demokratisieren, machte ihn sprachlos. War das derselbe kleine Mann, der einunddreißig Jahre lang der treueste und beständigste Diener des Vaters des Neuen

Vaterlandes gewesen war? Bei den langen Gesprächen nach Tisch, die sie gewöhnlich führten, wenn die Cavaglieris zu Hause zu Abend aßen – oft gingen sie zum Abendessen aus, aber dann ließ Señora Cavaglieri ihm die unvermeidlichen Nudeln im Backofen – , ergänzten sie die amtliche Nachrichtenlage um die Gerüchte, von denen es nur so wimmelte in dieser Stadt, die bald ihren alten Namen, Santo Domingo de Guzmán, zurückerhielt. Obwohl alle einen Staatsstreich von sehen der Brüder Trujillos befürchteten, der die grausame, harte Diktatur wiedererrichten würde, war es offensichtlich, daß die Menschen allmählich die Angst verloren oder, besser gesagt, daß sich der Zauber löste, der so viele Dominikaner dazu gebracht hatte,

sich mit Leib und Seele Trujillo auszuliefern. Die Zahl der trujillofeindlichen Stimmen, Erklärungen und Haltungen mehrte sich, ebenso wie die Unterstützung für die Union Cívica, die Bewegung 14. Juni oder die PRD, deren Führer ins Land zurückgekehrt waren und im Zentrum der Stadt ein Parteilokal eröffnet hatten.

Der traurigste Tag seiner Odyssee war zugleich auch der glücklichste. Am 18. November wurde im Fernsehen Ramfis' Abreise angekündigt und gleichzeitig bekanntgegeben, daß die sechs Mörder des Chefs (vier Täter und zwei Komplizen) geflohen waren, nachdem sie die drei Soldaten umgebracht hatten, die sie nach einer Rekonstruktion des Verbrechens in das Gefängnis La Victoria zurückbringen sollten. Er konnte sich nicht beherrschen und brach vor dem Fernsehschirm in Tränen aus. Seine Gefährten – der Türke, sein bester Freund – waren also ermordet worden, zusammen mit drei armen Wachsoldaten, als Alibi für die Farce. Die Leichen würde man natürlich niemals finden. Signor Cavaglieri reichte ihm ein Glas Cognac.

»Trösten Sie sich, Señor Imbert. Denken Sie daran, daß Sie bald Ihre Frau und Ihre Tochter sehen werden. Die Sache dauert nicht mehr lange.«

Kurz darauf wurde die unmittelbar bevorstehende Abreise

der Brüder Trujillos mitsamt ihren Familien angekündigt. Das war jetzt wirklich das Ende des Eingesperrtseins. Vorläufig zumindest hatte er die Jagd überlebt, bei der mit Ausnahme von Luis Amiama – bald erfuhr er, daß dieser sechs Monate lang viele Stunden pro Tag in einem Wandschrank verbracht hatte – praktisch alle hauptsächlichen Verschwörer sowie Hunderte Unschuldiger, darunter sein Bruder Segundo, gefoltert und ermordet worden waren oder noch immer im Gefängnis saßen.

Am Tag nach der Abreise der Brüder Trujillos wurde eine politische Amnestie verkündet. Die Gefängnistore begannen sich zu öffnen. Balaguer kündigte eine Kommission an, die die Wahrheit über das Schicksal der »Richter des Tyrannen« herausfinden sollte. Rundfunksender, Zeitungen und Fernsehen hörten an diesem Tag auf, sie Mörder zu nennen; bald wurde ihr neuer Name durch die Bezeichnung Helden ersetzt, und nicht lange danach begann man damit, Straßen, Plätze und Alleen im ganzen Land nach ihnen zu benennen.

Am dritten Tag verließ er in der Abenddämmerung unauffällig sein Versteck – die Gastgeber erlaubten ihm nicht einmal, ihnen für das zu danken, was sie für ihn getan hatten, und baten ihn nur darum, niemandem ihre Identität zu verraten, um nicht ihren diplomatischen Status zu gefährden – und machte sich allein auf den Weg nach Hause. Lange Zeit lagen er, Guarina und Leslie sich in den Armen, ohne sprechen zu können. Als sie sich prüfend anschauten, stellten sie fest, daß Guarina und Leslie dünn geworden waren, während er fünf Kilo zugenommen hatte. Er erklärte ihnen, daß dort, wo er versteckt gewesen war – er könne nicht sagen, wo –, viele Spaghetti gegessen wurden.

Sie konnten nicht lange miteinander sprechen. Das demolierte Haus der Familie Imbert begann sich mit Blumensträußen, Verwandten, Freunden und Unbekannten zu füllen, die kamen, um ihn zu umarmen, ihn zu

beglückwünschen – bisweilen zitternd vor Ergriffenheit, die Augen voller Tränen – , ihn einen Helden zu nennen und ihm für das zu danken, was er getan hatte. Unter den Besuchern tauchte plötzlich ein Militär auf. Es war ein Adjutant des Präsidenten. Nach dem vorschrittmäßigen militärischen Gruß teilte Major Teofronio Cá-ceda ihm mit, daß der Staatschef ihn und Senor Don Luis Amiama – der ebenfalls gerade aus seinem Versteck bei keinem Geringeren als dem gegenwärtigen Gesundheitsminister aufgetaucht war – morgen mittag im Regierungspalast zu empfangen wünsche. Und er informierte ihn mit einem kleinen kompli-zenhaften Lachen, daß Senator Henry Chirinos soeben im Kongreß (»in Trujillos Kongreß, jawohl«) ein Gesetz vorgelegt habe, mit dem Antonio Imbert und Luis Amiama wegen außergewöhnlicher Dienste an der Nation zu Drei-Sterne-Generälen der dominikanischen Armee ernannt wurden.

Am Vormittag des nächsten Tages begab er sich in Begleitung

von Guarina und Leslie – alle drei in ihrer besten Kleidung, wenn sie Antonio auch zu eng war – zum Regierungspalast. Ein Schwärm von Photographen empfing sie, und eine militärische Wache in Paradeuniform salutierte vor ihnen. Dort, im Vorzimmer, lernte er Luis Amiama kennen, einen sehr dünnen, ernsten Mann mit lippenlosem Mund, mit dem ihn fortan eine unverbrüchliche Freundschaft verbinden sollte. Sie gaben sich die Hand und vereinbarten, nach dem Treffen mit dem Präsidenten die Ehefrauen (die Witwen) aller toten oder verschwundenen Mitverschwörer aufzusuchen und sich gegenseitig ihre Abenteuer zu erzählen. In diesem Augenblick öffneten sich die Türen zum Amtsraum des Staatspräsidenten.

Lächelnd und mit einem Ausdruck tiefer Freude schritt Dr. Balaguer unter den Blitzlichtern der Photographen mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

XXIV

»Manuel Alfonso holte mich pünktlich auf die Minute ab«, sagt Urania, den Blick ins Leere gerichtet. »Der Kuckuck im Wohnzimmer rief gerade achtmal, als er klingelte.« Ihre Tante Adelina, ihre Cousinen Lucinda und Manolita und ihre Nichte Marianita schauen sich nicht an, um die Anspannung nicht zu steigern; sie haben nur Augen für sie, erwartungsvoll und erschrocken. Samson hat den krummen Schnabel in die grünen Federn gesteckt und schläft.

»Papa lief in sein Zimmer, unter dem Vorwand, ins Bad zu müssen«, fährt Urania kalt, fast wie eine Notarin fort. »»Bye-bye, Töchterchen, viel Spaß.« Er wagte nicht, sich von mir zu verabschieden und mir dabei in die Augen zu sehen.«

»Du erinnerst dich an diese Einzelheiten?« Tante Adelina hebt ihre kleine runzlige Faust, die jetzt nicht mehr energisch und gebieterisch ist.

»Ich vergesse vieles«, antwortet Urania lebhaft. »Aber was diese Nacht betrifft, erinnere ich mich an alles. Du wirst schon sehen.«

Sie erinnert sich zum Beispiel, daß Manuel Alfonso sportlich gekleidet war- sportlich, für ein Fest beim Generalissimus? -, mit einem offenen blauen Hemd und einem leichten cremefarbenen Jackett, Ledermokassins und einem seidenen Tuch, das seine Narbe verbarg. Mit seiner mühsam artikulierenden Stimme sagte er ihr, wie wunderschön ihr Kleid aus rosafarbenem Organdy sei und daß diese hochhackigen Schuhe sie erwachsener machten. Er küßte sie auf die Wange: »Beeilen wir uns, es wird spät, meine Schöne.« Er hielt ihr die Autotür auf, ließ

sie einsteigen, setzte sich neben sie, und der Chauffeur mit Uniform und Mütze – sie erinnerte sich an den Namen: Luis Rodríguez – fuhr los.

»Statt die Avenida George Washington hinunterzufahren, nahm das Auto absurde Umwege. Es fuhr die Independencia hinauf bis zum Kolonialviertel und durchquerte es, um die Zeit herumbzubringen. Es stimmte nicht, daß es spät war; es war noch zu früh, um nach San Cristóbal zu fahren.«

Manolita streckt die Hände, den rundlichen Körper vor.

»Aber... es kam dir seltsam vor, und du hast Manuel Alfonso nichts gefragt? Überhaupt nichts?«

Am Anfang nicht: überhaupt nichts. Es war natürlich äußerst merkwürdig, daß sie im Kolonialviertel herumfuhren, genauso wie der Umstand, daß Manuel Alfonso sich für ein Fest beim Generalissimus gekleidet hatte, als würde er zur Pferderennbahn oder in den Country Club gehen, aber Urania stellte dem Botschafter keine Frage. Begann sie zu argwöhnen, daß ihr Vater und er ihr ein Märchen erzählt hatten? Sie verharrte stumm, hörte nur mit halbem Ohr der schaurigen, kaputten Stimme Manuel Alfonsos zu, der ihr von der Krönungsfeier Königin Elisabeths II. in London erzählte, bei der er und Angelita Trujillo (»damals ein Mädchen so wunderhübsch wie du«) den Wohltäter des Vaterlandes vertreten hatten. Sie konzentrierte sich lieber auf die uralten Häuser mit ihren weit geöffneten Fenstern, die ihr Inneres sehen ließen, und die Familien, die sich auf den Straßen drängten – alte Männer und Frauen, junge Leute, Kinder, Hunde, Katzen und sogar Papageien und Kanarienvögel –, um nach dem glühendheißen Tag die kühle Abendluft zu genießen, und plaudernd in Schaukelstühlen, auf Hockern und Bänken oder auf den Türschwellen oder den Bordsteinen der hohen Bürgersteige saßen und die alten Straßen der Hauptstadt in eine riesige Plauschrunde, einen Freizeitklub oder ein Volksfest verwandelten, mit Ausnahme der Dominospieler, die – immer Männer, immer in reifem Alter – in einer Welt für sich wie festgeschraubt zu zweit oder zu viert an ihren

von Öllampen oder Bunsenbrennern erhellten Tischen saßen. Es war ein richtiges Schauspiel, das Urania, ebenso wie die fröhlichen, ständig von Käufern wimmelnden Lebensmittelgeschäfte mit ihren Theken und Regalen aus weiß angemaltem Holz, die überquollen vor Dosen, Carta-Dorada-, Jacas- und Cidra-de-Bermúdez-Flaschen und farbigen Schachteln, in lebhafter Erinnerung behalten sollte, etwas, das im heutigen Santo Domingo vielleicht verschwunden oder im Verschwinden begriffen war oder nur noch in diesem Straßengeviert existieren mochte, in dem vor Jahrhunderten ein Trupp aus Europa gekommener Abenteurer die erste christliche Stadt der Neuen Welt mit dem wohlklingenden Namen Santo Domingo de Guzmán gegründet hatte. Der letzte Abend, an dem du dieses Schauspiel sehen solltest, Urania.

»Kaum waren wir auf der Landstraße, vielleicht gerade an der Stelle, wo sie zwei Wochen später Trujillo umbrachten, fing Manuel Alfonso an...« Ein Anflug von Ekel unterbricht Urania in ihrer Erzählung.

»Was willst du sagen?« fragt Lucindita nach kurzem Schweigen. »Fing er was an?«

»Mich vorzubereiten.« Urania faßt sich wieder. »Mich weichzumachen, mich zu erschrecken, mich zu betören. Wie die Bräute von Moloch, die man wie Prinzessinnen verwöhnte und kleidete, bevor man sie durch das Maul des Ungeheuers ins Feuer warf.«

»Du hast Trujillo also nie kennengelernt, hast nie mit ihm gesprochen!« rief Manuel Alfonso vergnügt aus. »Die Erfahrung deines Lebens, Mädchen!«

Sie sollte es sein. Der Wagen fuhr in Richtung San Cristóbal, unter einem bestirnten Himmel, zwischen Kokospalmen und weißen Palmen, am Ufer des karibischen Meeres, das sich tosend an den Felsen brach.

»Aber was hat er dir gesagt«, ermuntert sie Manolita, weil Urania verstummt ist.

Er beschrieb ihr, was für ein tadelloser Gentleman der Generalissimus in seinem Umgang mit den Damen war. Er, so streng in militärischen und in Regierungsfragen, hatte das

Sprichwort »Gehst du zur Frau, vergiß die Rose nicht« zu seiner Devise gemacht. So behandelte er immer die schönen Mädchen.

»Was hast du für ein Glück, mein kleines Mädchen.« Er versuchte sie mit seiner Begeisterung anzustecken, mit dieser erregten Rührung, die ihn noch mehr am Sprechen hinderte. »Trujillo, der dich persönlich in sein Mahagonihaus einlädt. Was für ein Privileg! Deine Vorgängerinnen lassen sich an einer Hand abzählen. Wenn ich dir das sage, Mädchen, kannst du es mir glauben.«

Und dann stellte Urania ihm die erste und letzte Frage dieses Abends:

»Wer ist noch zu diesem Fest eingeladen?« Sie schaut ihre Tante Adelina, Lucindita und Manolita an. »Um zu sehen, was er antwortete. Ich wußte schon, daß wir nicht zu einem Fest fahren.«

Die lässige männliche Gestalt wandte sich ihr zu, und Urania sah den Glanz in den Pupillen des Botschafters.

»Niemand sonst. Es ist ein Fest für dich. Für dich ganz allein! Kannst du dir das vorstellen? Begreifst du? Hab ich dir nicht gesagt, daß es etwas ganz Einzigartiges ist? Du hast das große Los gezogen, Uranita.«

»Und du? Und du?« ruft ihre Nichte Marianita mit ihrer dünnen Stimme aus. »Was hast du gedacht, Tante?«

»An den Chauffeur des Wagens, an Luis Rodríguez. Nur an ihn.«

Wie hast du dich geschämt vor diesem Chauffeur mit Mütze, der Zeuge der heuchlerischen Worte des Botschafters war. Er hatte das Autoradio angeschaltet, sie brachten zwei italienische Modeschlager – *Volare*; *Ciao, Ciao bambina* – , aber sie war sicher, daß ihm kein Wort von dem Gefasel entging, mit dem Manuel Alfonso sie einzuwickeln versuchte, damit sie sich froh und glücklich fühlte. Ein Fest Trujillos ganz für sie allein!

»Hast du an deinen Papa gedacht?« rutscht es Manolita heraus. »Daß mein Onkel Agustín dich, daß er...?«

Sie verstummt, denn sie weiß nicht, wie sie den Satz zu

Ende bringen soll. Tante Adelina wirft ihr einen vorwurfsvollen Blick zu. Das Gesicht der alten Frau ist eingefallen und läßt tiefe Niedergeschlagenheit erkennen.

»Es war Manuel Alfonso, der an Papa dachte«, sagt Urania. »War ich denn auch eine gute Tochter? Wollte ich dem Senator Agustín Cabral helfen?«

Er tat es mit dieser Subtilität, die er in seinen Jahren als Diplomat mit schwierigen Missionen erworben hatte. War dies

nicht auch eine großartige Gelegenheit für Urania, seinem Freund Cerebritto aus der Falle herauszuhelfen, die ihm die ewigen Neider gestellt hatten? Der Generalissimus konnte ein harter, unerbitdlicher Mann sein, wenn es um die Interessen des Landes ging. Aber im Grunde war er ein Romantiker; vor einem anmutigen Mädchen schmolz seine Härte wie ein Eiswürfel in der Sonne. Wenn sie, intelligent wie sie war, wollte, daß der Generalissimus Agustín half, ihm seine Position, sein Ansehen, seine Macht, seine Ämter zurückgab, dann würde sie es schaffen. Sie brauchte nur Trujillos Herz zu erreichen, ein Herz, das außerstande war, sich den Bitten der Schönheit zu verschließen.

»Er gab mir auch ein paar Ratschläge«, sagt Urania. »Was ich nicht tun sollte, weil der Chef es nicht mochte. Ihm gefiel es, wenn die Mädchen zärtlich waren, aber nicht, daß sie ihre Bewunderung, ihre Liebe übertrieben. Ich fragte mich: Und das erzählt er mir?«

Sie hatten San Cristóbal erreicht, eine Stadt, die berühmt war, weil der Chef in ihr das Licht der Welt erblickt hatte, in einem bescheidenen kleinen Haus neben der großen Kirche, die Trujillo errichten ließ und in die der Senator Cabral einmal Uranita zur Besichtigung geführt hatte, um ihr die biblischen Fresken zu erklären, die Vela Zanetti auf die Wände gemalt hatte, ein exilierter spanischer Künstler, dem der Chef in seiner Großmut die Türen der Dominikanischen Republik geöffnet hatte. Bei jenem Ausflug nach San Cristóbal hatte der Senator Cabral ihr auch die Flaschen- und die Waffenfabrik gezeigt und war

mit ihr das ganze Tal abgefahren, durch das der Nigua floß. Jetzt schickte ihr Vater sie nach San Cristóbal, damit sie den Chef bat, er solle ihm verzeihen, seine Konten freigeben, ihn wieder als Senatspräsidenten einsetzen.

»Vom Mahagonihaus gibt es einen wunderbaren Blick auf das Tal, den Nigua-Fluß, die Pferde und die Ställe der Hacienda Fundación«, erläuterte Manuel Alfonso.

Der Wagen erklimm jetzt, nachdem er einen ersten Wachposten passiert hatte, die Anhöhe, auf deren höchstem Punkt -

mit dem edlen Holz der Mahagonibäume, die auf der Insel auszusterben begannen – das Haus errichtet worden war, in das sich der Generalissimus in absoluter Abgeschiedenheit zwei Tage in der Woche zu geheimen Verabredungen, schmutzigen Arbeiten oder riskanten Geschäften zurückzog.

»Lange Zeit habe ich vom Mahagonihaus nur diesen Teppich in Erinnerung behalten. Er füllte den ganzen Raum aus und war mit einem riesigen Landeswappen bestickt, in all seinen Farben. Später erinnerte ich mich an mehr. Im Schlafzimmer ein Glasschrank voller Uniformen jeder Art und darüber eine Reihe von Mützen und Käppis. Sogar ein napoleonischer Zweispitz.«

Sie lacht nicht. Sie wirkt ernst, etwas Hohles liegt in ihren Augen und in ihrer Stimme. Auch Tante Adelina, Manolita, Lucinda lachen nicht, schon gar nicht Marianita, die gerade aus dem Badezimmer zurückgekommen ist, wo sie sich übergeben hat. (Sie hat ihr Würgen gehört.) Der Papagei schläft noch immer. Stille hat sich über Santo Domingo herabgesenkt: kein Hupen, kein Motor, kein Radio, kein Lachen eines Betrunkenen, kein Gebell von Straßenhunden.

»Mein Name ist Benita Sepúlveda, kommen Sie herein«, sagte die Frau zu ihr, am Fuß der Holztreppe. Eine Frau in vorgerücktem Alter, gleichmütig und doch mit einem Anflug von Mütterlichkeit in ihrer Mimik und Gestik; sie trug eine Uniform und eine Haube auf dem Kopf. »Kommen Sie hier entlang.«

»Es war die Hausbesorgerin«, sagt Urania. »Sie war damit beauftragt, jeden Tag Blumen in alle Räume zu stellen. Manuel Alfonso blieb zurück und unterhielt sich mit dem Offizier am Eingang. Ich habe ihn nie wiedergesehen.«

Benita Sepúlveda wies mit einer rundlichen Hand auf das Dunkel hinter den Fenstern, die mit Metallgittern geschützt waren, und erklärte ihr, daß »das« ein Eichengehölz sei und daß es im Obstgarten reichlich Mangos und Acajoubäume gebe; aber das Schönste am Ort seien die Mandel- und Mahagonibäume, die das Haus umstanden und deren wohlriechende

Zweige sich in alle Winkel drängten. Roch sie? Roch sie? Sie würde schon Gelegenheit haben, die Landschaft zu sehen – den Fluß, das Tal, die Zuckerfabrik, die Ställe der Hacienda Fundación – in der Frühe, wenn die Sonne aufginge. Wüsste sie ein dominikanisches Frühstück mit zerdrückter Banane, Spiegeleiern, Wurst oder Speck und Obstsaft? Oder, wie der Generalissimus, nur Kaffee?

»Von Benita Sepúlveda erfuhr ich, daß ich die Nacht dort verbringen würde, daß ich mit Seiner Exzellenz schlafen würde. Was für eine Ehre!«

Mit der Ungezwungenheit, die aus einer langen Praxis erwächst, hielt die Hausbesorgerin sie auf dem ersten Treppenabsatz zurück und ließ sie in einen weiten Raum mit gedämpftem Licht treten. Es war eine Bar. Es gab eine Reihe von Holzstühlen, die mit der Rückenlehne zur Wand standen und in der Mitte eine geräumige Tanzfläche freiließen; eine riesige Musikbox und eine Theke mit Regalen voller Flaschen, Gläser und Kristallkelche. Aber Urania hatte nur Augen für den riesigen grauen Teppich mit dem dominikanischen Wappen, der von einem Ende des großen Raums bis zum anderen reichte. Nur flüchtig sah sie die an den Wänden hängenden Porträts und Bilder des Generalissimus – stehend und zu Pferde, in Uniform und in Zivil, am Schreibtisch sitzend oder aufrecht auf einer Tribüne und eingewickelt in die Präsidentenschärpe – oder die silbernen Trophäen und die Auszeichnungen, die Milchkühe und Rassepferde der Hacienda Fundación

gewonnen hatten, zwischen Plastikaschenbechern und billigen Nippesfiguren, die noch das Etikett des New Yorker Kaufhauses Macy's trugen und Tische, Ablagen und Borde zierten in diesem Tempel des Kitsches, in dem Benita Sepúlveda sie zurückließ, nachdem sie sie gefragt hatte, ob sie wirklich nicht ein Gläschen Likör wollte.

»Das Wort Kitsch gab es damals bei uns noch nicht, glaube ich«, erklärt sie, als hätten ihre Tante oder ihre Cousinen irgendeine Bemerkung gemacht. »Jahre später, wenn ich es hörte oder las und begriff, was für einen extrem schlechten Geschmack, was für eine eide Affektiertheit es ausdrückte, kam mir das Mahagonihaus in den Sinn. Ein Tempel des Kitsches.«

Und mit ihrem rosafarbenen Organdykleidchen wie für eine Einführung in die Gesellschaft, ihrem Silberkettchen mit dem Smaragd und den vergoldeten Ohrringen, die ihrer Mama gehört hatten und die Papa ihr ausnahmsweise auf dem Fest Trujillos zu tragen erlaubt hatte, war auch sie in jener warmen Mainacht ein Teil des Kitsches. Ihre Ungläubigkeit machte alles unwirklich. Ihr schien, daß nicht sie das Mädchen war, das in diesem überladenen Raum auf einem Balken des vaterländischen Wappens stand. Der Senator Agustín Cabral schickte sie als lebende Gabe dem Wohltäter und Vater des Neuen Vaterlandes? Ja, sie hatte nicht den geringsten Zweifel, ihr Vater hatte das zusammen mit Manuel Alfonso eingefädelt. Und doch wollte sie noch immer zweifeln.

»Irgendwo, aber nicht in der Bar, wurde eine Schallplatte von Lucho Gatica aufgelegt. *Besame, besame mucho, como si fuera esta noche la ultima vez.*«

»Ich erinnere mich.« Manolita, verlegen wegen ihres Einwurfs, macht eine entschuldigende Geste. »Sie spielten *Besame mucho* den ganzen Tag, im Radio und bei den Partys.«

Sie stand am Fenster, durch das eine warme Brise und ein schwerer Geruch nach Erde, Krautern, Bäumen zu ihr drang, und hörte Stimmen. Die malträtierte von Manuel Alfonso. Die andere, schrill, überkippend, konnte nur

Trujillo gehören. Sie spürte ein Kitzeln im Nacken und an den Handgelenken, wo der Arzt ihr den Puls fühlte, ein Brennen, das sie immer vor Prüfungen befiel und heute noch, in New York, vor wichtigen Entscheidungen.

»Ich dachte daran, aus dem Fenster zu springen. Ich dachte daran, auf die Knie zu gehen, ihn anzuflehen, vor ihm zu weinen. Ich dachte, ich müßte alles mit mir machen lassen, was er wollte, mit zusammengebißenen Zähnen, nur um zu leben und mich eines Tages an Papa rächen zu können. Ich dachte tausend Dinge, während sie dort unten sprachen.«

Tante Adelina fährt in ihrem Schaukelstuhl hoch, öffnet den Mund. Aber sie sagt nichts. Sie ist weiß wie Papier, in den tiefen kleinen Augen schwimmen Tränen.

Die Stimmen hörten auf. Es folgte eine kurze Stille; dann Schritte, die die Treppe heraufkamen. Stand ihr Herz still? Im trüben Licht der Bar erschien die Gestalt Trujillos, in olivgrüner Uniform, ohne Jacke und Krawatte. Er hielt ein Glas Cognac in der Hand. Er kam lächelnd auf sie zu.

»Guten Abend, meine Schöne«, murmelte er mit einer Verbeugung. Und er streckte ihr seine freie Hand entgegen, aber als Urania ihm in einer automatischen Regung die ihre hinhielt, drückte Trujillo sie nicht, sondern hob sie an seinen Mund und küßte sie: »Willkommen im Mahagonihaus, meine Schöne.«

»Das mit den Augen, das mit den Blicken Trujillos hatte ich oft gehört. Von Papa, von Papas Freunden. Ich begriff sofort, daß es stimmte. Ein Blick, der einen durchbohrte, der bis auf den Grund ging. Er lächelte, sehr galant, aber dieser Blick machte mich leer, ließ mir nur noch die Haut. Ich war nicht mehr ich selbst.«

»Hat Benita dir nichts zu trinken angeboten?« Ohne ihre Hand loszulassen, führte Trujillo sie zum hellsten Teil der Bar; eine Leuchtröhre spendete bläuliches Licht. Er ließ sie auf einem zweisitzigen Sofa Platz nehmen. Er musterte sie, ließ seine Augen langsam von oben nach unten gleiten, vom Kopf bis zu den Füßen, hinauf und hinunter, unverhohlen, als prüfte er die Neuerwerbung einer Kuh

oder eines Pferdes auf der Hacienda Fundación. In seinen braunen, starren, inquisitorischen Augen gewahrte sie kein Begehren, keine Erregung, sondern eine Bestandsaufnahme, eine Vermessung ihres Körpers.

»Er war enttäuscht. Jetzt weiß ich warum, an jenem Abend wußte ich es nicht. Ich war schlank, ziemlich dünn, und ihm gefielen die Fülligen, mit großzügigen Brüsten und Hüften. Die üppigen Frauen. Ein typisch tropischer Geschmack. Vielleicht dachte er sogar daran, dieses Skelett nach Ciudad Trujillo zurückzuschicken. Wißt ihr, warum er es nicht getan hat? Weil die Vorstellung, das Möschen einer Jungfrau zu zerreißen, die Männer erregt.«

Tante Adelina wimmert. Die runzlige kleine Faust erhoben, den Mund halb offen in einem Ausdruck zwischen Entsetzen und Tadel, fleht sie sie an, mit verzerrtem Gesicht. Sie bringt kein Wort hervor.

»Entschuldige die Offenheit, Tante. So hat er sich ausgedrückt, später. Ich zitiere ihn wörtlich, ich schwör es dir. »Es erregt die Männer, einer Jungfrau das Möschen zu zerreißen. Petán, die Bestie Petán, erregt es noch mehr, es mit dem Finger zu tun.««

Das sollte er später sagen, als er die Fassung verloren hatte und sein Mund unzusammenhängende Worte, Seufzer, Flüche, ex-krementelles Feuer erbrach, in dem er seiner Bitterkeit Luft machte. Vorerst legte er noch eine wohleinstudierte Korrektheit an den Tag. Er bot ihr nichts von dem an, was er trank, einem so jungen Mädchen konnte der Carlos I die Eingeweide verbrennen. Er würde ihr ein Glas süßen Sherry geben. Er selbst schenkte ihr ein, hob sein Glas und stieß mit ihrem an. Obwohl Urania kaum daran nippte, fühlte sie ein Brennen im Hals. Versuchte sie, zu lächeln? blieb sie ernst, zeigte sie ihre Angst?

»Ich weiß es nicht«, sagt sie, die Schulter zuckend. »Wir saßen auf diesem Sofa, dicht nebeneinander. Mir zitterte das Sherry-Glas in der Hand.«

»Ich fresse keine kleinen Mädchen«, sagte Trujillo lächelnd, während er ihr das Glas aus der Hand nahm und es auf einen kleinen Tisch stellte. »Bist du immer so still

oder nur jetzt, meine Schöne?»

»Er sagte »meine Schöne« zu mir, das hatte auch Manuel Alfonso zu mir gesagt. Nicht Urania, Uranita, Mädchen. Meine Schöne. Es war ein Spielchen der beiden.«

»Tanzt du gern? Bestimmt, wie alle Mädchen in deinem Alter«, sagte Trujillo. »Ich tanze sehr gern. Ich bin ein guter Tänzer, auch wenn ich keine Zeit zum Tanzen habe. Komm, laß uns tanzen.«

Er stand auf, und Urania tat es ihm nach. Sie fühlte seinen kräftigen Körper, seinen leicht gewölbten Bauch, der ihren Magen berührte, den nach Cognac riechenden Atem, die laue

Hand, die sich um ihre Taille legte. Sie glaubte, sie würde ohnmächtig werden. Lucho Gatica sang nicht mehr *Besame mucho*, sondern *Alma mía*.

»Er tanzte sehr gut, das stimmte. Er hatte ein gutes Gehör und bewegte sich wie ein junger Mann. Ich war es, die aus dem Takt geriet. Wir tanzten zwei Boleros und eine Guaracha von Tona la Negra. Auch Merengues. Er sagte, es sei ihm zu verdanken, daß man jetzt in den Klubs und in den anständigen Häusern Merengue tanze. Früher hätte es Vorurteile gegeben, die feinen Leute hätten behauptet, das sei Musik für Neger und Indianer. Ich weiß nicht, wer die Schallplatten wechselte. Als der letzte Merengue zu Ende war, küßte er mich auf den Hals. Ein sanfter Kuß, der mir Gänsehaut machte.«

Er führte sie zum Sofa zurück, wobei er sie an der Hand hielt, die Finger ineinander verschränkt, und setzte sich dicht neben sie. Er musterte sie amüsiert, während er an seinem Cognac schnupperte, kleine Schlucke nahm. Er wirkte ruhig und zufrieden.

»Bist du immer eine Sphinx? Nein, nein. Es muß daran liegen, daß du zu großen Respekt vor mir hast«, sagte Trujillo lächelnd. »Ich mag reservierte Schönheiten, die sich bewundern lassen. Die gleichgültigen Göttinnen. Ich werde dir einen Vers aufsagen, der für dich geschrieben wurde.«

»Er sagte mir ein Gedicht von Pablo Neruda auf. Ins Ohr, wobei er mit seinen Lippen und seinem Schnurrbart mein

Ohr, mein Haar streifte: »Du gefällst mir, wenn du schweigst, dann scheinst du abwesend zu sein; es ist, als seien dir deine Augen davongeflogen und als habe ein Kuß deinen Mund versiegelt.« Als er zu »versiegelt« kam, drehte er mit der Hand mein Gesicht zu sich um und küßte mich auf die Lippen. An diesem Abend tat ich eine Menge Dinge zum ersten Mal: Sherry trinken, Mamas Schmuck anlegen, mit einem Alten von siebzig Jahren tanzen und meinen ersten Kuß auf den Mund bekommen.«

Sie war zu Festen mit Jungen gegangen, und sie hatte getanzt, aber nur einmal zuvor hatte ein Junge sie geküßt, auf die Wange, bei einer Geburtstagsfeier im großen Haus der Familie Vicini,

an der Kreuzung der Máximo Gómez und der Avenida George Washington. Er hieß Casimiro Sáenz und war der Sohn eines Diplomaten. Er forderte sie zum Tanzen auf, und als der Tanz zu Ende war, spürte sie seine Lippen im Gesicht. Sie errötete bis zu den Haarwurzeln, und als sie diese Sünde bei der Freitagsbeichte gegenüber dem Schulkaplan aufzählte, konnte sie vor Scham kaum sprechen. Aber der damalige Kuß war nicht wie dieser: der Schnurrbart Seiner Exzellenz kratzte ihre Nase, und jetzt versuchte seine Zunge, eine klebrige, warme Spitze, hartnäckig, ihren Mund zu öffnen. Sie widerstand, aber dann öffnete sie Lippen und Zähne: eine feuchte, feurige kleine Schlange drängte sich in ihre Mundhöhle und bewegte sich gierig hin und her. Sie verschluckte sich.

»Du kannst nicht küssen, meine Schöne«, sagte Trujillo lächelnd und küßte ihr abermals die Hand, angenehm überrascht. »Du bist Jungfrau, nicht wahr?«

»Er war erregt«, sagt Urania, den Blick ins Leere gerichtet.

»Er hatte eine Erektion.«

Manolita gibt ein kurzes hysterisches Kichern von sich, aber weder ihre Mutter noch ihre Schwester, noch ihre Nichte tun es ihr nach. Ihre Cousine senkt verwirrt den Blick.

»Tut mir leid, ich muß von Erektionen reden«, sagt Urania.

»Wenn ein Mann sich erregt, dann wird sein Geschlecht

hart und größer. Als er mir seine Zunge in den Mund steckte, erregte sich Seine Exzellenz.«

»Gehen wir nach oben, meine Schöne«, sagte er mit leicht belegter Stimme. »Dort haben wir es bequemer. Du wirst etwas Wunderbares entdecken. Die Liebe. Die Lust. Du wirst Lust empfinden. Ich werde dein Lehrer sein. Hab keine Angst vor mir. Ich bin nicht die Bestie Petán, mich erregt es nicht, wenn ich die Mädchen brutal behandle. Ich mag es, wenn sie auch etwas davon haben. Ich werde dich glücklich machen, meine Schöne.«

»Er war siebzig und ich vierzehn«, präzisiert Urania zum fünften oder zehnten Mal. »Wir waren ein sehr ungleiches Paar, als wir diese Treppe mit metallischem Treppenlauf und Holzgeländer hinaufstiegen. Hand in Hand, wie Brautleute. Der Großvater und die Enkelin, Richtung Hochzeitsbett.«

Die Nachttischlampe brannte, Urania sah das quadratische gußeiserne Bett mit dem zurückgeschlagenen Moskitonetz, und sie hörte die Schaufeln des Ventilators, die sich langsam an der Decke drehten. Eine weiße, bestickte Decke war über das Bett gebreitet, und zahllose große und kleine Kissen türmten sich am Kopfende. Es roch nach frischen Blumen und nach Gras.

»Zieh dich noch nicht aus, meine Schöne«, murmelte Trujillo. »Ich werde dir dabei helfen. Warte, ich bin gleich zurück.«

»Weißt du noch, mit welcher Aufregung wir vom Verlust der Jungfräulichkeit sprachen, Manolita?« sagt Urania, an ihre Cousine gewandt. »Ich hätte nie gedacht, daß ich sie im Mahagonihaus, durch den Generalissimus verlieren würde. Ich dachte: »Wenn ich vom Balkon springe, wird Papa fürchterliche Gewissensbisse haben.««

Er kam nach kurzer Zeit zurück, nackt unter einem blauen, weißgetupften Seidenmantel und in Hausschuhen aus granatrotem Satin. Er trank einen Schluck Cognac, stellte sein Glas auf eine Kommode zwischen Photographien, die ihn im Kreis seiner Enkel zeigten, faßte Urania um die Taille und setzte sie auf den Bettrand, auf die Stelle

zwischen den Tüllbahnen des Moskitonetzes, zwei große Schmetterlingsflügel, die sich über ihren Köpfen ineinander verschlangen. Er begann sie auszuziehen, ohne Hast. Er knöpfte die Knopfleiste am Rücken auf, Knopf für Knopf, und zog den Gürtel heraus, der ihr Kleid umschloß. Bevor er es ihr auszog, kniete er nieder, beugte sich mit gewisser Mühe nach vorne und zog ihr die Schuhe aus. Vorsichtig, als könnte das Mädchen durch eine bruske Bewegung seiner Finger in Stücke brechen, streifte er ihr die Nylonstrümpfe ab, wobei er ihre Beine streichelte.

»Du hast kalte Füße, meine Schöne«, murmelte er zärtlich.

»Ist dir kalt? Komm her, ich wärm sie dir.«

Noch immer kniend, rieb er ihr mit beiden Händen die Füße. Ab und zu führte er sie an den Mund und küßte sie, vom Spann über die Zehen bis hin zu den Fersen, und fragte sie, ob er sie

kitzelte, mit einem verschmitzten kleinen Lachen, als wäre er es, der ein lustiges Kitzeln spüre.

»Er machte eine ganze Weile so weiter, wärmte mir die Füße. Wenn ihr es genau wissen wollt, ich habe nicht eine einzige Sekunde die geringste Erregung gefühlt.«

»Was mußt du für eine Angst gehabt haben«, bedrängt sie Lucindita.

»In diesem Augenblick noch nicht. Später ja, sehr sogar.«

Mühsam richtete Seine Exzellenz sich auf und setzte sich wieder auf den Bettrand. Er zog ihr das Kleid aus, den rosafarbenen Büstenhalter, der ihre halb entwickelten Brüste freigab, und das dreieckige Höschen. Sie ließ es mit sich geschehen, widerstandslos, mit totem Körper. Als Trujillo das rosafarbene Höschen über die Beine streifte, spürte sie das Drängen in den Fingern Seiner Exzellenz; feucht von Schweiß, verbrannten sie die Haut, wo sie sie berührten. Er drückte sie aufs Bett. Dann stand er auf, zog sich den Morgenmantel aus und legte sich nackt neben sie. Vorsichtig grub er seine Finger in das spärliche Schamhaar des Mädchens.

»Er war noch immer sehr erregt, glaube ich. Als er anfang, mich zu berühren und zu streicheln. Und mich zu küssen,

wobei er mich ständig zwang, meinen Mund vor seinem zu öffnen. Auf die Brüste, auf den Hals, auf den Rücken, auf die Beine.«

Sie leistete keinen Widerstand; sie ließ sich berühren, streicheln, küssen, und ihr Körper gehorchte den Bewegungen und Stellungen, die die Hände Seiner Exzellenz ihm wiesen. Aber sie reagierte nicht auf die Liebkosungen, und wenn sie die Augen nicht schloß, hielt sie sie starr auf die trägen Schaufeln des Ventilators gerichtet. In diesem Augenblick hörte sie, wie er zu sich selbst sagte: »Es erregt die Männer, das Möschen einer Jungfrau zu zerreißen.«

»Der erste derbe Ausdruck, die ersten vulgären Worte des Abends«, erklärt Urania. »Danach sagte er schlimmere. Da begriff ich, daß irgend etwas mit ihm war. Er hatte begonnen wütend zu werden. Warum lag ich so still da, wie eine Tote, warum küßte ich ihn nicht?«

Das war es nicht, jetzt begriff sie es. Ob sie sich an ihrer eigenen Entjungferung beteiligte oder nicht, spielte für Seine Exzellenz keine Rolle. Zu seinem Glück genügte es ihm, daß ihr Geschlecht verschlossen war und er es öffnen und sie dabei vor Schmerz stöhnen – brüllen, schreien – lassen konnte mit seinem glücklich hineingequetschten Schwanz, hinein in die Enge der Muschelschalen dieses geheimen, nun entweihten Ortes. Es war nicht Liebe, nicht einmal Lust, was er von Urania erwartete. Er war nur deshalb einverstanden gewesen, daß die kleine Tochter des Senators Agustín Cabral in das Mahagonihaus kam, um zu beweisen, daß Rafael Leónidas Trujillo Molina trotz seiner siebzig Jahre, trotz seiner Prostataprobleme, trotz der Kopfschmerzen, die ihm die Pfaffen, die Yankees, die Venezolaner, die überall lauernden Verschwörer bereiteten, noch immer ein ganzer Macho war, ein Ziegenbock mit einem Schwanz, der noch immer steif wurde und imstande war, sämtliche jungfräulichen Mösen zu zerreißen, die sich ihm anboten.

»Trotz meiner mangelnden Erfahrung habe ich es gemerkt.« Ihre Tante, ihre Cousinsen, ihre Nichte recken ihr die Köpfe entgegen, um ihr Flüstern zu verstehen. »Etwas

war mit ihm, ich meine, da unten. Er konnte nicht. Gleich würde er wild werden, seine guten Manieren vergessen.«

»Hör auf, dich totzustellen, meine Schöne«, hörte sie ihn befehlen, wie verwandelt. »Auf die Knie. Zwischen meine Beine. So. Du faßt ihn mit den Händen und in den Mund. Und du leckst ihn, so wie ich dein Möschen geleckt habe. Bis er aufwacht. Weh dir, wenn er nicht aufwacht, meine Schöne.«

»Ich hab's versucht, ich hab's versucht. Trotz Panik, trotz Ekel. Ich habe alles gemacht. Mich hingehockt, ihn mir in den Mund gesteckt, ihn geküßt, ihn geleckt, bis es mich würgte. Weich, weich. Ich bat Gott, er möge steif werden.«

»Es reicht, Urania, es reicht!« Tante Adelina weint nicht. Sie schaut sie entsetzt, ohne Mitleid an. Ihre Augenbrauen sind hochgezogen, das Weiß der Lederhaut hat sich geweitet; sie ist verkrampft, aufgewühlt. »Wozu, Urania. Mein Gott, es reicht!«

»Aber ich schaffte es nicht«, fährt Urania fort. »Er legte den Arm über die Augen. Er sagte nichts. Als er ihn wegnahm, haßte er mich.«

Seine Augen waren gerötet, und in seinen Pupillen flackerte es gelb und fiebrig vor Wut und Scham. Er betrachtete sie ohne eine Spur der vorherigen Höflichkeit, mit kriegerischer Feindseligkeit, als hätte sie ihm einen nicht wiedergutzumachenden Schaden zugefügt.

»Du irrst dich, wenn du glaubst, daß du als Jungfrau hier rauskommst, um dich mit deinem Vater über mich lustig zu machen«, sagte er, jede Silbe betonend, mit dumpfem Zorn und überkippender Stimme.

Er packte sie am Arm und zog sie neben sich. Mit Bewegungen seiner Beine und seines Rumpfes schob er sich auf sie. Diese Fleischmasse zerquetschte sie, drückte sie tief in die Matratze; sein Atem mit dem Geruch nach Cognac und Wut machte ihr Übelkeit. Sie fühlte, daß ihre Muskeln und Knochen zermalmt, zermahlen wurden. Aber das Gefühl, zu ersticken, verhinderte nicht, daß sie die Grobheit dieser Hand bemerkte, dieser Finger, die kundschafteten, bohrten, gewaltsam in sie eindringen. Sie

fühlte sich zerrissen, aufgeschlitzt; ein Blitz zuckte von ihrem Kopf zu ihren Füßen. Sie stöhnte; sie glaubte zu sterben.

»Schrei nur, du Hündin, damit du es lernst«, höhnte die schrille, verletzte Stimme Seiner Exzellenz. »Jetzt mach die Beine breit. Ich will sehen, ob es wirklich zerrissen ist und du mir mit deinem Geschrei nichts vormachst.«

»Das war es. Ich hatte Blut an den Beinen; es befleckte ihn, die Decke und das Bett.«

»Es reicht, es reicht! Wozu noch mehr, Urania.« Ihre Tante stöhnt auf. »Komm her, wir wollen uns bekreuzigen, wir wollen beten. Bei dem, was du am meisten liebst. Glaubst du an Gott? An die Jungfrau von Altagracia, die Schutzherrin der Dominikaner? Deine Mutter hat so an sie geglaubt, Uranita. Ich erinnere mich noch, wie sie sich jeden 21. Januar für die Pilgerreise zur Basilika in Higuey vorbereitete. Du bist voller Groll und Haß. Das ist nicht gut. Auch wenn dir das widerfahren ist. Laß uns beten.«

»Und dann«, sagt Urania, ohne ihr Beachtung zu schenken, »streckte Seine Exzellenz sich wieder auf dem Rücken aus und verdeckte seine Augen. Er blieb still liegen, ganz still. Er schlief nicht. Ihm entfuhr ein Schluchzen. Er begann zu weinen.«

»Zu weinen?« ruft Lucindita.

Ein plötzliches Gezeter antwortet ihr. Die fünf wenden die Köpfe: Samson ist aufgewacht und verkündet es mit lautem Geschwätz.

»Nicht wegen mir«, erklärt Urania. »Wegen seiner geschwollenen Prostata, wegen seines toten Schwanzes, weil er es den Jungfrauen mit den Fingern besorgen muß, wie es Petán so gern tat.«

»Mein Gott, Urania, bei allem, was dir lieb ist«, bittet ihre Tante Adelina, während sie sich bekreuzigt. »Es ist gut.« Urania streicht über die runzlige, gefleckte kleine Faust der alten Frau.

»Es sind schreckliche Wörter, ich weiß, Dinge, die ich nicht sagen sollte, Tante Adelina.« Ihre Stimme ist sanft. »Ich tue das sonst nie, ich schwör es dir. Wolltest du nicht wissen,

warum ich diese Dinge über Papa gesagt habe? Warum ich nichts mehr von der Familie wissen wollte, als ich nach Adrian ging? Jetzt weißt du es.«

Ab und zu schluchzt er, und seine Seufzer heben seine Brust. Zwischen seinen Brustwarzen und um seinen dunklen Bauchnabel herum wächst spärliches weißes Haar. Noch immer verdeckt er die Augen mit seinem Arm. Hat er sie vergessen? Haben seine Bitterkeit, sein Schmerz sie ausgelöscht? Sie ist verschreckter als in den Augenblicken, da er sie gestreichelt, vergewaltigt hat. Sie vergißt den brennenden Schmerz, die Wunde zwischen den Beinen, die Angst, die ihr die Flecken an ihren Oberschenkeln und auf der Bettdecke machen. Sie rührt sich nicht. Unsichtbar, inexistent werden. Wenn dieser weinende Mann mit den haarlosen Beinen sie sieht, wird er ihr nicht verzeihen, er wird den Zorn seiner Impotenz, die Scham dieser Tränen auf sie entladen und sie vernichten.

»Er sagte, es gebe keine Gerechtigkeit in dieser Welt. Warum

passierte ihm das, nachdem er so sehr für dieses undankbare Land, für diese ehrlosen Leute gekämpft hatte. Er redete zu Gott. Zu den Heiligen. Zur Gottesmutter. Oder zum Teufel, wer weiß. Er fluchte und flehte. Warum unterwarf man ihn so vielen Prüfungen. Das Kreuz seiner Söhne, die Verschwörungen, um ihn umzubringen, um das Werk eines ganzen Lebens zu zerstören. Aber darüber beklage er sich nicht. Er wisse sich gegen Feinde aus Fleisch und Blut zu wehren. Das habe er von Jugend an getan. Was er nicht ertragen könne, sei der Schlag unter die Gürtellinie, daß man ihm nicht erlaubte, sich zu verteidigen. Er wirkte halb wahnsinnig vor Verzweiflung. Jetzt weiß ich, warum. Weil dieser Schwanz, der so viele Möschen zerrissen hatte, nicht mehr steif wurde. Das brachte den Titanen zum Weinen. Es ist zum Lachen, nicht wahr?«

Aber Urania war ganz und gar nicht zum Lachen zumute. Sie hörte ihm reglos zu und wagte kaum zu atmen, damit er sich nicht erinnerte, daß sie da war. Der Monolog war nicht

aus einem Stück, sondern zersplittert, zusammenhanglos, unterbrochen von langen Schweigepausen; er hob die Stimme und schrie, oder er senkte sie, bis sie nicht mehr hörbar war. Ein klagendes Wimmern. Urania war wie gebannt von dieser Brust, die sich hob und senkte. Sie versuchte, seinen Körper nicht anzusehen, aber zuweilen glitten ihre Augen über den leicht schwabbeligen Bauch, das ergraute Schamhaar, das kleine tote Geschlecht und die haarlosen Beine. Das war der Generalissimus, der Wohltäter des Vaterlandes, der Vater des Neuen Vaterlandes, der Wiederhersteller der Finanziellen Unabhängigkeit. Er war es, der Chef, dem Papa dreißig Jahre lang mit Hingabe und Treue gedient und dem er das kostbarste Geschenk gemacht hatte: seine vierzehnjährige Tochter. Aber die Dinge waren nicht gelaufen, wie der Senator gehofft hatte. Das hieß – Uranias Herz tat einen freudigen Sprung – , daß er Papa nicht rehabilitieren würde; vielleicht steckte er ihn ins Gefängnis, vielleicht ließe er ihn umbringen.

»Plötzlich hob er den Arm und schaute mich mit seinen roten, geschwollenen Augen an. Ich bin neunundvierzig Jahre

alt, und ich zittere noch immer. Seit jenem Augenblick habe ich fünfunddreißig Jahre lang gezittert.«

Sie streckt ihre Hände aus, und ihre Tante, ihre Cousinen und ihre Nichte sehen es: Sie zittern.

Er schaute sie überrascht und haßerfüllt an, wie eine böse Erscheinung. Seine Augen, rot, brennend, starr, ließen ihr das Blut in den Adern gefrieren. Sie konnte sich nicht bewegen. Der Blick Trujillos musterte ihren Körper, wanderte hinab zu den Oberschenkeln, glitt zur Bettdecke mit den Blutflecken und richtete sich wieder drohend auf ihr Gesicht. Halb erstickt vor Ekel, befahl er ihr:

»Los, wasch dich, siehst du nicht, wie du das Bett versaut hast? Geh mir aus den Augen!«

»Ein Wunder, daß er mich gehen ließ«, sinniert Urania.

»Nachdem ich gesehen hatte, wie er verzweifelte, weinte, klagte, in Selbstmitleid versank. Ein Wunder der

Schutzpatronin, Tante.«

Sie richtete sich auf, sprang aus dem Bett, sammelte die auf dem Boden verstreuten Kleidungsstücke auf und flüchtete sich, nachdem sie gegen eine Kommode gestoßen war, ins Bad. Dort erwartete sie eine weiße Badewanne voller Schwämme und Seifen und ein aufdringliches Parfüm, das ihr Übelkeit verursachte. Mit Händen, die ihr kaum gehorchten, wusch sie sich die Beine, nahm ein kleines Handtuch zu Hilfe, um die Blutung zu stillen, und kleidete sich an. Es kostete sie Mühe, sich das Kleid zuzuknöpfen, den Gürtel umzulegen. Sie zog sich nicht die Strümpfe an, nur die Schuhe, und als sie sich in einem der Spiegel betrachtete, sah sie ihr von Lippenstift und Wimperntusche verschmiertes Gesicht. Sie hielt sich nicht damit auf, sich zu säubern; er konnte seine Meinung ändern. Losrennen, das Mahagonihaus verlassen, entkommen. Als sie in das Zimmer zurückkehrte, war Trujillo nicht mehr nackt. Er hatte sich in seinen blauseidenen Morgenmantel gehüllt und hielt ein Glas Cognac in der Hand. Er zeigte ihr die Treppe:

»Geh, geh.« Er verschluckte sich. »Benita soll saubere Laken und eine Bettdecke bringen, sie soll mir diesen Dreck fortschaffen.«

»Auf der ersten Stufe bin ich gestolpert und hab mir den Absatz eines Schuhs abgebrochen, fast wäre ich die drei Stockwerke runtergerollt. Der Knöchel schwoll später stark an. Benita Sepúlveda stand im Erdgeschoß. Ganz ruhig, sie lächelte mich an. Ich wollte ihr sagen, was er mir aufgetragen hatte. Ich brachte kein einziges Wort hervor. Ich konnte nur nach oben zeigen. Sie nahm mich beim Arm und führte mich zu den Wachsoldaten, am Eingang. Sie zeigte mir eine Nische mit einem Stuhl: ›Hier putzen sie dem Chef die Stiefel.‹ Weder Manuel Alfonso noch sein Wagen waren da. Benita Sepúlveda ließ mich auf dem Schuhputzerstuhl Platz nehmen, umgeben von Wachsoldaten. Sie ging, und als sie zurückkam, führte sie mich am Arm zu einem Jeep. Der Fahrer war ein Militär. Er brachte mich nach Ciudad Trujillo. Als er mich fragte: ›Wo

wohnen Sie«, antwortete ich ihm: »Bitte zur Santo-Domingo-Schule. Ich wohne dort.« Es war noch dunkel. Drei Uhr, vier Uhr, wer weiß. Es dauerte eine Weile, bis sie das Gitter öffneten. Ich konnte noch immer nicht sprechen, als der Wächter kam. Nur mit Sister Mary, der Nonne, die mich so gern hatte. Sie brachte mich ins Refektorium, sie gab mir Wasser, sie befeuchtete mir die Stirn.«

Samson, seit längerem stumm, äußert wieder einmal seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit aufgeplusterten Federn und lautem Gekreisch. Niemand sagt etwas. Urania nimmt ihr Glas, aber es ist leer. Marianita füllt es ihr; sie ist nervös und verschüttet den Krug. Urania trinkt einige Schlucke frischen Wassers.

»Ich hoffe, es hat mir gutgetan, euch diese Schauergeschichte zu erzählen. Und jetzt vergeßt sie. Es ist vorbei. Es ist geschehen, und nichts ist zu ändern. Jemand anderes hätte es vielleicht überwunden. Ich wollte und ich konnte nicht.«

»Uranita, was sagst du da«, protestiert Manolita. »Wieso nicht? Denk doch nur, was du erreicht hast. Was du hast. Ein Leben, um das dich alle Dominikanerinnen beneiden würden.«

Sie steht auf und geht zu Urania. Sie umarmt sie, küßt sie auf die Wangen.

»Du machst mich sprachlos, Uranita«, sagt Lucinda mit liebevollem Vorwurf. »Wie kannst du nur klagen, Mädchen. Du hast kein Recht dazu. Für dich gilt nun wirklich dieser Spruch, daß jedes Übel auch sein Gutes hat. Du hast an der besten Universität studiert, hast Erfolg in deinem Beruf. Du hast einen Mann, der dich glücklich macht und dich nicht bei deiner Arbeit behindert...«

Urania klopft ihr auf den Arm und schüttelt den Kopf. Der Papagei verstummt und hört zu.

»Ich habe dich angelogen, ich habe keinen Liebhaber.« Sie bringt ein halbes Lächeln zuwege, ihre Stimme ist noch gebrochen. »Ich habe nie einen gehabt, und ich werde nie einen haben. Willst du alles wissen, Lucindita? Nie wieder hat ein Mann mich angefaßt, seit damals. Mein einziger

Mann war Trujillo. Du hast richtig gehört. Jedesmal, wenn sich einer nähert und mich als Frau ansieht, fühle ich Ekel. Horror. Das Bedürfnis, ihn tot zu sehen, ihn umzubringen. Es ist schwer zu erklären. Ich habe studiert, gearbeitet, ich verdiene gutes Geld, das stimmt. Aber ich bin leer und voller Angst, immer noch. Wie diese Alten in New York, die den Tag im Park verbringen und ins Leere starren. Arbeiten, arbeiten, arbeiten, bis zum Umfallen. Kein Grund, mich zu beneiden, das kann ich dir versichern. Eher beneide ich euch. Ja, ja, ich weiß, ihr habt Probleme, Geldnöte, Enttäuschungen. Aber auch eine Familie, einen Partner, Kinder, Verwandte, ein Land. Diese Dinge erfüllen ein Leben. Aus mir haben Papa und Seine Exzellenz eine Wüste gemacht.«

Samson hat angefangen, nervös zwischen den Stäben seines Käfigs hin und her zu spazieren; er wiegt sich, bleibt stehen, wetzt den Schnabel an den Füßen.

»Es waren andere Zeiten, liebe Uranita«, stammelt Tante Adelina, während sie die Tränen hinunterschluckt. »Du mußt ihm verzeihen. Er hat gelitten, er leidet. Es war schrecklich, meine Liebe. Aber es waren andere Zeiten. Agustín war verzweifelt. Er hätte ins Gefängnis kommen, ermordet werden können. Er wollte dir nicht weh tun. Er dachte vielleicht, daß es

die einzige Möglichkeit war, dich zu retten. Solche Dinge passierten, auch wenn man das jetzt nicht mehr versteht. So war das Leben hier. Agustín hat dich mehr als jeden anderen Menschen auf der Welt geliebt, Uranita.«

Die Alte reibt unruhig die Hände aneinander und bewegt sich erregt in ihrem Schaukelstuhl. Lucinda tritt zu ihr, streicht ihr übers Haar, gibt ihr ein paar Tropfen Baldrian:

»Beruhig dich, Mami, reg dich nicht so auf.«

Durch das kleine Gartenfenster sind die funkelnden Sterne der friedlichen dominikanischen Nacht zu sehen. Es waren andere Zeiten? Ab und zu strömen Wellen warmer Luft in das Eßzimmer und bewegen die Vorhänge und die Blumen eines Blumentopfes zwischen Heiligenfiguren und Familienphotos. »Sie waren es, und sie waren es nicht«,

denkt Urania. »Ewas von diesen Zeiten liegt noch immer hier in der Luft.«

»Es war schrecklich, aber es hat mir auch erlaubt, die Großzügigkeit, das Zartgefühl, die Menschlichkeit von Sister Mary zu erfahren«, sagt sie seufzend. »Ohne sie wäre ich verrückt geworden oder tot.«

Sister Mary fand Lösungen für alles und war ein Muster an Diskretion. Das fing bei der ersten Hilfe in der Krankenstube der Schule an, um die Blutung zu stillen und den Schmerz zu lindern, und ging so weit, daß sie in weniger als drei Tagen die Oberin der Dominican Nuns dazu gebracht hatte, die Formalitäten zu beschleunigen und Urania Cabral, der Musterschülerin, deren Leben gefährdet war, das Stipendium zu gewähren, damit sie an der Siena Heights University in Adrian, Michigan, ihre Studien fortsetzen konnte. Sister Mary sprach mit dem Senator Agustín Cabral (beruhigte sie ihn? versetzte sie ihn in Angst und Schrecken?) im Büro der Direktorin, sie drei allein, und bat ihn dringend, die Reise seiner Tochter in die Vereinigten Staaten zu erlauben. Und überzeugte ihn auch, auf ein Wiedersehen zu verzichten: sie war zu verstört nach dem Geschehen in San Cristóbal. Was drückte das Gesicht Agustín Cabrals dabei aus? Urania hat sich das oft gefragt: heuchlerische Überraschung? Unbehagen? Verwirrung? Reue? Scham?

Sie hatte nie danach gefragt, und Sister Mary hatte ihr nie etwas gesagt. Die Nonnen besorgten das Visum im amerikanischen Konsulat und baten Präsident Balaguer in einer Audienz, den Prozeß der Genehmigung zu beschleunigen, um die die Dominikaner für Auslandsreisen ersuchen mußten, ein Verfahren, das gewöhnlich Wochen dauerte. Die Schule bezahlte ihr Flugticket, da der Senator Cabral zahlungsunfähig war. Sister Mary und Sister Heien Claire begleiteten sie zum Flughafen. Wofür Urania ihnen am meisten dankte, als das Flugzeug abhob, war, daß sie ihr Versprechen gehalten hatten, Papa nicht einmal von weitem sehen zu müssen. Jetzt war sie ihnen auch dankbar dafür, daß sie sie vor dem nachträglichen

ZornTrujillos gerettet hatten, der sie auf der Insel hätte festhalten oder den Haien zum Fraß vorwerfen können.

»Es ist furchtbar spät«, sagt sie, während sie auf die Uhr schaut. »Fast zwei Uhr morgens. Ich habe noch nicht einmal gepackt, und mein Flugzeug geht in aller Frühe.«

»Du fliegst morgen nach New York zurück?« sagt Lucindita betrübt. »Ich habe geglaubt, du würdest einige Tage bleiben.«

»Ich muß arbeiten«, sagt Urania. »In der Kanzlei erwartet mich ein Stapel Papiere, zum Schwindligwerden.«

»Jetzt wird es nicht mehr wie früher sein, nicht wahr, Uranita?« Manolita umarmt sie. »Wir werden uns schreiben, und du wirst die Briefe beantworten. Ab und zu kommst du im Urlaub her, um deine Familie zu besuchen. Nicht wahr, Mädchen?«

»Auf jeden Fall«, nickt Urania, während sie ihre Umarmung erwidert. Aber sie ist nicht sicher. Wenn sie dieses Haus, dieses Land verlassen hat, wird sie diese Familie, diese Leute, ihre Vergangenheit vielleicht lieber vergessen und bereuen, daß sie gekommen ist und geredet hat, wie sie es heute abend getan hat. Oder vielleicht nicht? Wird sie womöglich den Wunsch haben, die Verbindung mit dem Rest von Familie, der ihr bleibt, in irgendeiner Weise wiederherzustellen? »Kann man um diese Zeit ein Taxi rufen?«

»Wir bringen dich hin«, sagt Lucindita und steht auf.

Als Urania sich hinunterbeugt, um ihre Tante Adelina zu umarmen, klammert die Alte sich an sie mit ihren spitzen Hakenfingern. Sie schien sich beruhigt zu haben, aber jetzt wirkt sie wieder aufgewühlt, Angst und Schrecken liegen in den eingesunkenen Augen, deren Höhlen von Falten umgeben sind.

»Vielleicht hat Agustín nichts gewußt«, stammelt sie mühsam, als löste sich gleich ihr Gebiß. »Manuel Alfonso kann meinen Bruder getäuscht haben, er war im Grunde sehr naiv. Du darfst ihm nicht so grollen. Er hat sehr einsam gelebt, er hat viel gelitten. Gott lehrt uns, zu vergeben. Bei deiner Mutter, die so katholisch war, mein Kleines.«

Urania versucht, sie zu beruhigen: »Ja, ja, Tante, wie du meinst, reg dich nicht auf, ich bitte dich.« Ihre beiden Töchter bemühen sich um die alte Frau, versuchen sie zu beschwichtigen. Schließlich nickt sie und sinkt wieder in ihrem Schaukelstuhl zusammen, das Gesicht verstört.

»Verzeih mir, daß ich dir diese Dinge erzählt habe.« Urania küßt sie auf die Stirn. »Es war unsinnig. Aber es hat seit so vielen Jahren in mir gebrannt.«

»Jetzt wird sie sich beruhigen«, sagt Manolita. »Ich bleibe bei ihr. Es war richtig von dir, daß du es uns erzählt hast. Bitte schreib, ruf mal an. Laß uns den Kontakt nicht noch einmal verlieren.«

»Ich verspreche es dir«, sagt Urania.

Sie begleitet sie bis zur Tür und verabschiedet sie am alten Auto Lucindas, einem gebrauchten Toyota, der am Eingang parkt. Als Manolita sie noch einmal umarmt, hat sie Tränen in den Augen.

Im Auto, als sie durch die verlassenenen Straßen von Gazcue zum Hotel Jaragua fahren, ist Urania auf einmal beklommen zumute. Warum hast du das getan? Wirst du dich anders fühlen, befreit von diesen Dämonen, die deine Seele verwüstet haben? Natürlich nicht. Es war eine Schwäche, ein Rückfall in Sentimentalität und Selbstmitleid, die dich bei anderen Leuten immer abgestoßen haben. Hast du erwartet, daß sie dich bemitleiden, daß sie sich deiner erbarmen? Diese Genugtuung wolltest du?

In diesem Augenblick erinnert sie sich – es hilft bisweilen gegen ihre Depressionen – an das Ende von Johnny Abbes García. Erzählt hatte es ihr Vorjahren Esperancita Bourricaud, eine Kollegin bei der Weltbank, die in Port-au-Prince gearbeitet hatte, wo der ehemalige Chef des SIM gelandet war, nachdem es ihn in dem goldenen Exil, das Balaguer ihm aufgezwungen hatte, nach Kanada, Frankreich und in die Schweiz – nie setzte er einen Fuß nach Japan – verschlagen hatte. Esperancita und die Familie Abbes García waren Nachbarn. Er war als Berater von Präsident Duvalier nach Haiti gekommen. Aber nach

einer Weile begann er gegen seinen neuen Chef zu konspirieren und die Umsturzpläne eines Schwiegersohns des haitianischen Diktators, Oberst Dominique, zu unterstützen. Papa Doc löste das Problem in zehn Minuten. Esperancita sah eines Vormittags etwa zwanzig Tontons Macoutes aus zwei Kleinbussen steigen und um sich schießend in das Haus ihrer Nachbarn eindringen. Sie töteten Johnny Abbes, sie töteten die Frau von Johnny Abbes, sie töteten die zwei kleinen Kinder von Johnny Abbes, sie töteten die beiden Dienstmädchen von Johnny Abbes, und sie töteten auch die Hühner, die Kaninchen und die Hunde von Johnny Abbes. Danach setzten sie das Haus in Brand und zogen ab. Esperancita Bourricaud benötigte psychiatrische Behandlung bei ihrer Rückkehr nach Washington. Ist das der Tod, den du Papa gewünscht hättest? Bist du voll Groll und Haß, wie Tante Adelina gesagt hat? Sie fühlt sich – abermals – leer.

»Es tut mir sehr leid wegen dieser Szene, wegen dieses Melodrams, Lucindita«, sagt sie am Eingang zum Hotel Jaragua. Sie muß laut sprechen, denn die Musik, die im Kasino im Erdgeschoß für Stimmung sorgt, übertönt ihre Stimme. »Ich habe Tante Adelina den Abend verdorben.«

»Was sagst du da, Mädchen. Jetzt verstehe ich, was mit dir war, dieses Schweigen, das uns so geschmerzt hat. Bitte, Urania, komm uns wieder besuchen. Wir sind deine Familie, das hier ist deine Heimat.«

Als Urania sich von Marianita verabschiedet, klammert diese sich an sie, als wollte sie mit ihr verschmelzen, in sie hineinkriechen. Der kleine, dürre Körper des Mädchens zittert wie Papier.

»Ich werde dich sehr lieb haben, Tante Urania«, flüstert sie ihr ins Ohr, und Urania fühlt, wie Traurigkeit in ihr hochsteigt. »Ich werde dir jeden Monat schreiben. Es macht nichts, wenn du mir nicht antwortest.«

Sie küßt sie mehrmals auf die Wange mit ihren schmalen Lippen, das Picken eines kleinen Vogels. Bevor Urania das Hotel betritt, wartet sie, bis das alte Auto ihrer Cousine sich auf dem Malecón George Washington verliert, vor dem

Hintergrund der rauschenden, schneeweißen Wellen, die in regelmäßigen Abständen heranrollen. Sie geht ins Jaragua hinein; linkerhand ist der Teufel los im Kasino und im angrenzenden Nachtkloak: Rhythmen, Stimmen, Musik, die Spielautomaten und die Ausrufe der Spieler beim Roulette. Als sie auf die Fahrstühle zugeht, tritt ihr eine männliche Gestalt in den Weg. Es ist ein Tourist in den Vierzigern, rot-haarig, mit kariertem Hemd, Jeans und Mokassins, leicht betrunken:

»*May I buy you a drink, dear lady?*« sagt er und macht dabei eine höfische Verbeugung.

»*Get out of my way, you dirty drunk*«, antwortet ihm Urania, ohne stehenzubleiben, und sie kann gerade noch den verwirrten, erschrockenen Gesichtsausdruck des Unvorsichtigen sehen.

In ihrem Zimmer macht sie sich daran, ihren Koffer zu packen, aber nach kurzer Zeit setzt sie sich ans Fenster, um die leuchtenden Sterne und die schaumigen Wellen zu betrachten. Sie weiß, daß sie kein Auge zutun wird und daß sie deshalb alle Zeit der Welt hat, den Koffer fertigzupacken.

»Wenn Marianita mir schreibt, werde ich alle ihre Briefe beantworten«, beschließt sie.